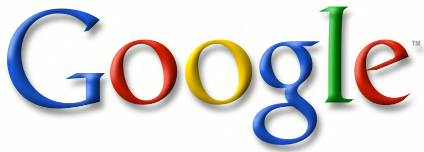




# ARCHIV

FÜR DAS

# STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XX. JAHRGANG, 38. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1865.

# Inhalts-Verzeichniss des XXXVIII. Bandes.

## Abhandlungen.



## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Programmenschau.



## Miscellen.



## Bibliographischer Anzeiger.





Ueber das

# dichterische und sprachliche Verhältnisz Dante's

zu seinen

## Vorgängern und Zeitgenossen, den Altitaliänern und Provenzalen.

---

Die Vorgänger und Zeitgenossen Dante's konnten zunächst nur zweierlei sein, nämlich zuerst Italiäner selbst und dann zweitens Provenzalen. Unter Stellung und Beziehung Dante's zu diesen seinen Vorgängern und Zeitgenossen ist zu verstehen, ob Dante in seinen Dichtungen von denselben in mancherlei Beziehung abhängig sei, oder ob dieselben ganz unabhängig davon entstanden seien, ob diese Dichter einen Einfluss auf ihn geübt haben oder nicht, ob er ihnen nicht manches zu verdanken habe, oder ob er alles aus sich selbst geschöpft habe. Diese Abhängigkeit oder Unabhängigkeit kann sich auf mehrerlei Dinge beziehen, auf den Inhalt der Dichtungen, auf den Charakter derselben, auf die Form und auf die Sprache.

Ehe wir aber nun zur Behandlung und Darstellung dieses mehrfachen Verhältnisses Dante's zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen schreiten können, ist es, des richtigen Verständnisses wegen, und weil wir uns nachher desto kürzer fassen können, nöthig, einige kurze Bemerkungen über die Entstehung und Anfänge der beiden Litteraturen, die hier in Betracht kommen, nämlich der provenzalischen und besonders der italiänischen selbst, mitzutheilen und voraufzuschicken. Die provenzalische Litteratur, die wesentlich und fast ausschliesslich eine poetische ist, ist die ältere; sie entstand um wenigstens 100 Jahre früher, und ihre Blüthe ist während des 11, 12 und 13ten Jahrhunderts zu setzen. Das erste namhafte Gedicht war eine

Art moralisch-didaktisches Epos, das Leben des Boëthius, bereits aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, also wenigstens noch um 100 Jahre vor dem ersten bekannten Troubadour, dem Grafen von Poitiers und Herzog von Aquitanien, Wilhelm dem neunten, welcher von 1071 — 1127 lebte, während das älteste italiänische Gedicht etwa um 1200 verfasst sein mag. Die provenzalische Poesie war in der Zeit, aus welcher uns Werke geblieben sind, wesentlich lyrische Poesie und zwar Kunstpoesie; ihr hauptsächlichster Gegenstand war ein unerschöpflicher, die Liebe, jedoch keinesweges so ausschliesslich als bei den späteren nordfranzösischen Trouvères und den deutschen Minnesängern. Von den Neueren wird sie gewöhnlich in ihren Litteraturgeschichten, Geschichts-Handbüchern und Encyclopädien mit dem Namen des Gay Saber oder der Gaya Sciensa (d. i. lustige Wissenschaft) beehrt. Zur Zeit der altprovenzalischen Troubadours führte sie diesen Namen nicht. Erst nach dem Untergange derselben wurde die im Jahre 1323 durch die Sobregaya Companhia dels set Trobadors de Tolosa ins Leben gerufene zahme Afterpoesie so genannt, daher der Ausdruck auch zuerst in dem Leys d'amors erscheint. Auf die altprovenzalische Poesie angewandt ist dieser Name ein Anachronismus und zugleich eine Herabsetzung. Auszer den Canzonen und Streitgedichten der Troubadours verdienen besonders die Sirventesen oder Dienstgedichte Beachtung, die entweder zum Kampfe oder zu Kreuzzügen auffordern, die gegen die Groszen und Mächtigen Lob oder Tadel verhängen, und die sich besonders auch in scharfen Rügen und Satyren gegen die Verderbtheit und Entartung der Geistlichkeit und der Kirche aussprechen, also im Ganzen rein politischer und geschichtlicher Natur sind, und vor den erstaunten Augen des Lesers ein groszes und doch wenig oder gar nicht bekanntes Stück aus der Geschichte des Mittelalters entrollen.

In Italien entfaltete sich die Dichtkunst aus mancherlei hier nicht weiter zu entwickelnden Ursachen später als in der Provence und den übrigen romanischen Ländern, die dem Ausgangspunkte ihrer Idiome, d. h. dem lateinischen Italien, ferner lagen. Die Norditaliäner dichteten, wenn sie poetische Anlage hatten oder in dichterischer Stimmung waren, provenzalisch, mit

welcher Sprache sie in Folge ihrer Nachbarschaft und der grösseren Verwandtschaft ihrer eigenen Dialecte sich ohne grosze Schwierigkeit bekannt machen konnten. Wir finden daher unter den provenzalischen Dichtern manche bedeutende, die von Geburt Italiäner, d. h. Norditaliäner, waren, z. B. Bartolome Zorgi aus Venedig (der in einem Sirventes Conradins und Friedrichs von Baden Hinrichtung beklagte), Bonifaci Calvo, Lanfranc Cigala und Simon Doria aus Genua, *) Sordel, gleich Virgil aus Mantua; ferner Ferrari von Ferrara am Hofe von Este, Nicolet von Turin (1 Tenz. und 2 Str.), Paul Lanfranc von Pistoja (1 Bruchst.), Peire von la Mula (2 Sirv.), Peire von La Caravane (1 Ged., worin er die deutsche Sprache mit dem Gebell der Hunde vergleicht), Albert oder Albertetz Cailla (1 Ged.), und unter den Groszen der Markgraf Albert von Malaspina (2 Ged.), der ital. Markgraf Lanza (1 Sirv.), und Friedrich III. (II.) von Sicilien (1 Sirv.). Auszerdem lebten und dichteten an den kleinen Höfen in Norditalien, wo sie wie in Verona an dem Grafen Ezzelin von Romano, in Treviso an dessen Bruder Alberico von Romano, ferner an den Markgrafen Azzo VI. und Azzo VII. von Este zu Ferrara, an den Markgrafen Bonifaci II. und Wilhelm IV. von Montferrat und an dem Grafen Wilhelm von Malaspina Freunde und Gönner fanden, viele aus der Provence eingewanderte Troubadours. Sonst dichtete und schrieb man wohl auch, so gut es gehen wollte, in der Sprache aller Gelehrten und Gebildeten, im Latein. Eine Volkspoesie konnte daher entweder gar nicht oder nur in so geringem Masze aufkommen, dasz sie keine eigentliche Einwirkung auf die spätere Entwicklung der Kunstpoesie ausüben konnte, wie es doch mit der provenzalischen Poesie der Fall war, der eine Volksdichtung voraufging, in welcher sie wurzelte, und die sie auch nachher noch sporadisch begleitete. Wir sehen daher die italiänische Poesie auch mit keinen epischen Gedichten debütiren, wie dies in Frankreich, Spanien und selbst in der Provence

*) Folquet von Marseille wird auch oft als Genuese bezeichnet (z. B. von Ideler in seinem Handbuche der ital. Litteratur, Theil 2, p. 5, offenbar dazu bewogen durch Petrarca's Verse: Folchetto che a Marsiglia il nome ha dato, ed a Genova tolto); es ist aber (cf. Diez Leben 234) ungewisz, ob er in Genua, oder erst, nachdem sein Vater sich in Marseille niedergelassen hatte, in letzterer Stadt geboren war.

gemacht. Die italiänische Dichtung musste, sobald sie eine
nommen, seine Kunstrichtung werden, jedoch gleich der
verschieden, ohne allen Anstrich von Gelehrsamkeit. Sie n
ihren Ursprung hauptsächlich in Sicilien am Hofe von Paler
unter grösserer oder geringerer Anwendung des sicilischen I
oms, aber doch schon in einer allgemeinen, sich dem tosc
schen Idiom mehr nähernden Dichtersprache, in einem V
ganz Illustre, was Dante selbst daher erklärt, dass an die
Hofe die Besten aus ganz Italien zusammengeströmt se
Manche nehmen freilich, aber nicht ganz richtig an, dass d
am sicilischen Hofe entstandenen Gedichte im reinen Di
dieser Insel abgefasst seien. Eine Vergleichung der Spr
derselben mit dem damaligen sowohl als jetzigen wirklichen I
lekte dieser Insel zeigt jedoch bedeutende Verschiedenheit,
sei allerdings zuzugeben ist, dass in den uns gebliebenen H
schriften der sicilische Charakter der Sprache zum Theil
wischt sein mag, indem die Schreiber die Sprache der Gedi
immer dem ihnen selbst geläufigsten Dialect zu nähern such
daher einiges was Sicilianismus zu sein scheint, eher Neap
mus genannt werden könnte. Es wurden aber wiederum s
von einzelnen florentinischen Dichtern wirkliche Sicilianis
angenommen und nachgeahmt. Für den ersten sicilischen
italiänischen Dichter überhaupt hält man gewöhnlich C
d'Alcamo, der noch in die Zeit Heinrichs VI. (geb. 1165,
oberte seit 1191 Apulien, Neapel und Sicilien, starb in Mes
1197) fallen soll. Der Herausgeber der Poeti del primo se
I, 1 setzt seine Blüthe um 1197. Wir haben nur noch ein
ziges längeres Gedicht von ihm in 32 Strophen (von 5 Ver
wovon die drei ersten 15sylbig, und die beiden letzten 11sy
sind), ein Liebesgespräch zwischen Amante und Madonna. I
ses Gedicht sollte, wie man aus ihm selbst schliessen wo
weil darin il Saladino erwähnt wird, wenigstens vor 1193
fasst sein. Allein nach neueren Forschungen und Annah
(namentlich des Prof. Grion in Padua in seiner kritischen
handlung über dieses Gedicht, womit man Mussafia's Recen
und Bericht in Eberts Jahrbuch 1, 1, 112 vergleiche) fällt
selbe in eine spätere Zeit und zwar nach 1231. Die be
brachten Argumente sind jedoch nicht unanfechtbar, und

Sache bleibt immer noch streitig; besonders scheint der Inhalt und ganze Ton des Gedichts mehr auf eine frühere Zeit hinzuweisen; wenigstens kann Ciullo d'Alcamo, wenn er immer so gedichtet hat, kein Kunst- und Hofdichter gewesen sein, indem das Gedicht durchaus im ächtesten und vollständigsten Volkston gehalten ist. Es war daher auch, wovon selbst in dem uns durch die Handschriften überlieferten und von den Abschreibern vielfach veränderten und dialectisch umgeschriebenen Texte noch Spuren vorhanden sind, aller Wahrscheinlichkeit nach vollständig im sicilischen (oder sicilisch-neapolitanischen) Dialecte geschrieben, weswegen hier und da auch selbst noch normannisch-französischer Einflusz in der Sprache durchschimmert. Ganz besonders blühte aber die italiänische lyrische Kunstpoesie am sicilischen Hofe Friedrichs II., dem Sohne Kaiser Heinrichs VI. (geb. 1194, gest. 1250, bestieg 1197 als dreijähriges Kind den Thron von Sicilien). An seinem Hofe und an dem seines natürlichen Sohnes und Nachfolgers Manfred (bis 1266) traten eine Menge Dichter auf, unter welchen, auszer Friedrich II. selbst, die vorzüglichsten sind: sein natürlicher Sohn Enzio oder Enzo (um 1245, geb. 1225 zu Palermo), der König von Sardinien wurde, sein Kanzler Peter von Vineis (Piero delle Vigne, um 1220), von dem wahrscheinlicher Weise das erste nachweisbare Sonett herrührt (nicht von dem späteren Guittone von Arezzo, wie manche, unter anderen auch Ideler in seinem Handbuche der ital. Litteratur, poet. Theil, p. 9, irrthümlich angenommen haben; doch kann vielleicht auch der Florentiner Lodovico della Vernaccia, um 1200, darauf Anspruch machen), Ranieri von Palermo, Ruggerone von Palermo (beide um 1230), Inghilfredi Siciliano aus Palermo (um 1240), Guido delle Colonne (di Messina, giudice, um 1245), Odo delle Colonne (ein Verwandter des vorigen, um 1245), Tommaso di Sasso (aus Messina, um 1250), Stefano Protonotario (aus Messina, um 1250), Jacopo da Lentino (notajo, um 1250, von Dante im Purg. Canto 24, und in Trattato della Volgare Eloquenza, Lib. 1, cap. 12 mit Anerkennung erwähnt), Mazzeo, o Masseo, o Matteo Ricco da Messina (um 1250 oder auch früher), Lanzaloto o Lancellotto Siciliano (um 1240). Auch eine Dame La Nina Siciliana (um 1290), die in ein poetisches Liebesverhältnisz mit dem toskanischen Dichter

Dante da Majano trat, die, ohne ihn je gesehen zu haben, mit ihm Sonette voller Liebeserklärungen wechselte, und sich ihm zu Ehren La Nina di Dante nannte, darf nicht unerwähnt bleiben. Mit dem Untergange Manfreds, der 1266 in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou, den Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, fiel, verstummte die Sicilische Poesie. Aber während dieselbe, ja man kann sagen noch ehe dieselbe in Sicilien blühte, hatte sie schon längst in dem übrigen Italien, namentlich auch in Toscana, festen Fusz gefaszt. Der älteste Toscanische Dichter ist nämlich Folcacchiero dei Folcacchieri aus Siena, welcher ungefähr um 1150 geboren war, also etwa um 1170 — 1190 blühte. Ihm zunächst an Alter steht Lodovico della Vernaccia aus Florenz (um 1200), von dem wir auszer einem Fragment nur noch ein Sonett übrig haben, welches, wie schon vorhin erwähnt, einem anderen von Piero delle Vigne den Rang des Alters streitig macht. Dann folgt Bonaggiunta Monaco (della badia di Fiorenza, um 1230), ferner Ser Noffo Notajo d'Oltrarno in Toscana (um 1240), Bartolommeo, o Meo, o Mino Maconi da Siena (um 1240), und Arrigo Testa aus Arezzo in Toscana (um 1240), der als einer der Väter der italiänischen Poesie betrachtet wurde. In Rom und den ihm näher liegenden Landschaften ist die Zahl der Dichter spärlich, was daher zu erklären ist, dasz hier die lateinische Sprache längere Zeit das Uebergewicht behauptete. Doch gehört hierher einer der ältesten, San Francesco d'Assisi (um 1210, geb. 1182, gest. 1226), der Stifter des Franciscanerordens, Verfasser unter anderen des berühmten Cantico del Sole und des Liedes der Creaturen: Altissimo, omnipotente, bon Signore; eigentlich hiesz er Giovanni Moriconi d'Assisi, einer Stadt in der päpstlichen Delegation Perugia, aber wegen seiner Fertigkeit im Französischsprechen wurde er später Franciscus genannt; ferner Pacifico aus der Mark (Ancona), um 1210, welcher in jener Zeit den Titel eines Principe dei Poeti erhielt, und den Lorbeerkranz aus den Händen Kaiser Friedrichs II. selbst; es ist uns aber kein Gedicht mehr von ihm übrig geblieben; Fabruzzo aus Perugia (am 1230), Ceccolino und Arcolano da Perugia (Pertic. p. 231), Monaldo aus Orvieto (ibid. p. 235). Ganz besonders aber ragte in dieser früheren Periode Bologna als Geburtsort

ɜutender Dichter hervor, die in einer sehr gebildeten allge-
n-italiänischen Sprache dichteten, was dem Umstande zuzu-
eiben ist, dasz hier die berühmteste und erste Universität
ens war, an der zu Zeiten (Pertic. p. 268, Balbo p. 62)
00 Schüler aus allen Gegenden Italiens und selbst aus dem
lande zusammenkamen, und unter den gelehrtesten und be-
ntesten Lehrern ihren Studien oblagen, wodurch alle ge-
igt waren, sich einer allgemeineren Sprache als des Local-
ects von Bologna zu bedienen, welcher nach Dante nicht
tre war. Vor allen ist hier Guido Guinicelli anzuführen,
grösste unter den Dichtern vor Dante, der sich durch Bil-
chmuck und Gedankenfülle auszeichnet, und als Vater (oder
er als einer der Väter) der italiänischen Litteratur betrach-
wird; Dante begrüszt ihn im Purgatorio als seinen Meister,
im Libro del volgare eloquio nennt er ihn massimo; wir
en seine Blüthe um 1230 ansetzen, obgleich Nannucci an-
t, dasz er 1276 di fresca età gestorben sei, und Crescim-
i ihn nei primissimi tempi (circa il 1200) blühen läszt, zwei
gaben, die sich vollständig widersprechen; ferner Ranieri dei
maritani da Bologna (um 1230), Guido Ghisolieri e Fabri-
da Bologna, die beide von Dante lobend erwähnt werden
rt. 277), aber von deren Gedichten uns nichts mehr erhalten
Semprebene (um 1230), von dem Sarti glaubt, dasz er um
5 lebte, dessen Blüthe von Valeriani und Nannucci aber um
0, wahrscheinlich etwas zu spät, angenommen wird. Fer-
sind zu nennen Messer Polo aus Reggio di Lombardia
lmehr di Modena, um 1230), Gualpertino di M. Monflorito
Coderta (um 1230), Guerzo di Montesanti (um 1230), und
inata degli Uberti (1230). Um das Jahr 1250 blühten: in
cana: Monte Andrea da Firenze, Chiaro Davanzati da Fio-
za, Amorozzo da Firenze, Terino da Castel Fiorentino,
stro Migliore da Fiorenza, Maestro Rinuccino da Firenze,
ino Angiolieri da Firenze, Lapo Gianni od. Giovanni Lapo
io di Firenze, Pannuccio dal Bagno Pisano, Lotto di Ser
o Pisano, Bacciarone di Messer Baccone da Pisa, Natuccio
uino Pisano, Geri Giannini Pisano, Gallo Pisano, detto
he Galletto da Pisa, Pucciandone Martelli da Pisa, Nocco
Cenni di Frediano da Pisa, Geronimo Terramagnino Pisano,

Betto Mettefuoco Pisano, Ugo di Massa da Siena, Si: Gui: da Pistoia, Meo Abbracciavacca od. Braccio Vacca da Pistoia, Cavaliere Jacopo o Giacomo Pugliesi da Prato, Giudice Ubertino d'Arezzo, Giovanni dall' Orto d'Arezzo e Giudice, Fra Guittone d'Arezzo (einer der gepriesensten älteren ital. Dichter. Man nimmt an, dasz er das Sonett in formaler Hinsicht ausbildete, dasz er der erste war, der ihm die regelmäszige Gestalt gab, die es jetzt hat. Dies ist aber nicht der Fall. Die Sonette des Piero delle Vigne und des Lodovico della Vernaccia, die ersten nachweisbaren, haben durchaus schon dieselbe Form wie die des Fra Guittone und der späteren), Dello da Signa, Bonaggiunta Urbiciani da Lucca, von Dante im Purgatorio und Volg. Eloq. erwähnt, und von Bembo, Redi und Landino sehr gepriesen; ferner Gonnella degl' Interminelli da Lucca, Bonodico Notaio da Lucca, Bartolomeo Notaio da Lucca, Dotto Reali da Lucca; im Kirchenstaat vor allen Onesto Bolognese, dottore in legge, welcher von Petrarca rühmend erwähnt wird, und dem Dante im Volg. Eloquio 1, 15 den Titel eines dottore illustre di piena intelligenza nelle cose volgari giebt; ferner Anselmo da Ferrara, Conte Guido Novello da Polenta zu Ravenna, Ugolino Ubaldini da Faenza (Pertic. 263, Ebert Handbuch 33), Masarello da Todi in Umbrien; im Königreich Neapel: Rinaldo d'Aquino, Jacopo d'Aquino, Messer lo Abate da Napoli, Guglielmotto d'Otranto: in Norditalien: Albertino Cirologo da Treviso, Bandino Padovano (Pert. 309), Saladino da Pavia; auszerdem viele, deren Vaterort unbekannt ist: Ruggieri d'Amici, Bartolomeo di Sant' Angelo, Leonardo del Gualacca, Mino di Federico, Ubaldo di Marco, Arrigo Baldonasco, Simbuono Giudice, Giovanni Marotolo, Dello Bianco di Bucarello, Dozzo, ossia Deozzo o Andreozzo Nori, Conte di Santa Fiore, Bondie Dietaiuti, Ciacco dell' Anguillara (der letztere nur wahrscheinlich um 1250). Die Blüthe der folgenden altitaliänischen Dichter fällt um das Jahr 1260 und später: Pucciarello di Fiorenza (1260), Ser Baldo Fiorentino (1270), Gianni Alfani Fiorentino (1270; cf. Nannucci 1, 303), Ser Brunetto Latini Fiorentino (geb. um oder vor 1220, gest. 1294, der Staatsmann und Lehrer Dante's, von dem die der provenzalischen Litteratur und Sprache Urkundigen behaupten, dasz er die älteste Encyclopädie

geschrieben habe, während doch diese Ehre dem Meister Peire von Corbiac zukommt, der einen Thesaur oder Schatz der damaligen Gelehrsamkeit in 840 Alexandrinern schrieb. Brunetto nannte seine Encyclopädie, die er zu Paris in französischer Sprache und in Prosa schrieb, ebenfalls Schatz, Tresor. Dieser Tresor wurde frühzeitig von Bono Giamboni ins Italiänische übersetzt. Später, aber auch noch in Paris (nach Nannucci 1, 429; nach Balbo p. 61 war es in Florenz) verfaszte Brunetto einen Tesoretto in italiänischen siebensylbigen paarweise gereimten Versen. Dagegen fällt das Breviari d'amor von Matfre Ermenguau von Beziers, dieses umfangreiche encyclopädische Werk von ungefähr 27000 achtsylbigen Versen, in eine spätere Zeit, da Matfre dieses, wie er uns selbst im Anfange desselben berichtet, im J. 1288, nicht 1258, wie einige angegeben haben, begann), Rustico di Filippo Fiorentino (Zeitgenosse Brunetto Latini's), Lapo, cioè Jacopo, detto anche Lupo degli Uberti, Fiorentino (1270), Bindo d'Alesso Donati da Fiorenza (1270), Guido Cavalcanti Fiorentino (um 1280, geb. vor 1250, gest. 1300, Dante's Freund, und von ihm als Dichter und in Beziehung auf Sprache und Styl selbst dem Guido Guinicelli vorgezogen, zugleich scholastischer Philosoph und subtiler Dialectiker, wie unter andern aus seiner vielfach commentirten tiefsinnigen Canzone über das Wesen der Liebe hervorgeht; nach Benvenuto da Imola ist lerselbe il secondo occhio della toscana letteratura), Jacopo Ca'alcanti (des vorhergehenden Bruder, gest. 1287), Guido Orındi Fiorentino (Zeitgenosse von Guido Cavalcanti), Montuccio 'iorentino (1290), Graziolo da Fiorenza (1290), Riccuccio da 'iorenza (1290), Ricco da Fiorenza (1290), Federigo dall' ımbra Fiorentino (1290), Ser Pace Notajo da Fiorenza (1290), 'rancesco Ismera Fiorentino (1290), Dante da Majano (1290; ſajano ist ein Ort unweit Florenz), Monna Nina oder Nina di )ante da Majano (1290), Dino Compagni da Firenze (1290—1300, ;eb. etwa um 1250, gest. 1323), Dino Frescobaldi Fiorentino (1290 – 1300), Jacopo Mostacci o Mostazzo da Pisa (1260), Folgore da San Gemignano in Toscana (1260), Lemmo Orlandi, ossia Guglielmo li Giovanni d'Orlandi, da Pistoia (1260), Meo di Bugno da Pistoia 1260), Cene dalla Chitarra d'Arezzo (1260), Mino del Pa- ɤesaio d'Arezzo (1290), Fredi da Lucca (1260), Nuccio Pia-

centi Sanese (1280), Mico da Siena (1280), Giraldo da Castello in Toscana (1280), Messer Caccia da Castello (1290), Paganino da Sarzana im Herzogthum Genua (1260), Albertuccio della Viola (1260; Geburtsort unbekannt), Ottaviano ossia Attaviano degli Ubaldini, Cardinale (1260), Ser Monaldo da Soffena (1260), Ser Manno (1270), Gervasio Ricobaldo da Ferrara (1275), Tommaso Buzzuola da Faenza, Giudice (1280), Ugolino Buzzuola da Faenza (1280), Bernardo da Bologna (1280), Graziolo Bambagiuoli da Bologna, der sich ernste sittliche Gegenstände zum Thema wählte, und ein schönes moralisches Gedicht unter dem Titel Trattato delle virtù schrieb (Proben bei Perticari 282), Loffo o Noffo Bonaguidi (1280), Lippo Paschi dei Bardi (1280), Frate Angelo da Camerino (1290), Papa Bonifazio VIII. (geb. in Anangni im Kirchenstaat in der Delegation von Frosinone, gest. 1303), Fra Jacopone da Todi (gest. ungefähr 1306, Verfasser von geistlichen Gedichten voll hohen Schwunges, worin er selbst den Papst nicht verschonte, weshalb er von Bonifaz VIII. excommunicirt und zum ewigen Gefängnisz verurtheilt wurde, aus welchem er erst 3 Jahre vor seinem Tode durch den Tod des Papstes wieder herauskam), Ser Bello und Rustico Barbuto (1290), Lapo Saltarello, Ricco da Varlungo, Cione Baglione, Salvino Doni und Verzellino (alle um 1300), Francesco da Barberino (geb. 1264 zu Barberino, einem Marktflecken in dem Gebiete von Florenz, lebte als Rechtsgelehrter zu Florenz und starb 1348, Verfasser der Documenti d'Amore und del Reggimento e dei Costumi delle Donne, Dichtungen, die mehr der volksmäszigen als der Kunstdichtung angehören, in deren ersterer er Regeln für ein kluges, wohlgefälliges und tugendhaftes Verhalten im Leben, und in der letzteren sehr ins Einzelne gehende Lehren für Frauen jedes Alters und Standes giebt), Cino da Pistoja, geb. 1270, gest. 1341 (nach Tiraboschi's Vermuthung, nach anderen starb er schon 1336), von Dante sehr hoch geschätzt, mit dem er Sonette wechselte (vd. Dante's Vita Nuova e Rime, ed. Keil, p. 223, 225, 232), noch höher von Petrarca, der ihn oft zum Vorbild nahm.

Auf diese altitaliänische Poesie hatte die Poesie der Troubadours in Folge ihrer Priorität, Überlegenheit, Berühmtheit und Verwandtschaft der Sprache bedeutenden Einflusz; indesz ist es nicht unwahr-

scheinlich, dasz auch die deutschen Minnesänger, namentlich auf die sicilische Poesie, nicht ohne mannichfache Anregung und Einwirkung geblieben sind. Nur darf man nicht mit Wackernagel den Einflusz der letzteren zu sehr vergröszern, und den der ersteren zu sehr beschränken oder ganz läugnen wollen. Denn es läszt sich nachweisen, dasz die Einwirkung der provenzalischen Poesie bei weitem stärker war, als die der deutschen Minnesänger, die sich auf nicht viel mehr erstreckt haben wird als auf die Form, auf die Technik. An dem glänzenden Hofe Friedrichs II. befanden sich gewisz selbst provenzalische Troubadours; wir wissen es von Folquet von Romans, der Friedrich in seinen Liedern pries, obgleich er sich in einem derselben über die Kargheit dieses Fürsten beschwerte (Diez Leben und Werke der Troub. 561), welches letztere eben ein sicherer Beweis ist, dasz er sich an seinem Hofe befand. Namentlich je weiter zurück in der Zeit, desto gröszer ist die Abhängigkeit von den Provenzalen, nach dem Jahre 1300 beginnt ihr Einflusz abzunehmen. Aber erst nach Petrarca's Tode, des letzten groszen Kenners, Bewunderers und Nachahmers der Troubadours, erlischt das Studium und die Kunde von denselben so gut wie ganz. Selbst die ältesten Commentatoren Dante's und Petrarca's befinden sich schon in einer so vollständigen Unwissenheit des Provenzalischen, dasz sie gar nicht wissen, was sie mit den in dieser Sprache geschriebenen Versen und Stellen in diesen Dichtern anfangen sollen, und dieselben daher gräulich verunstalten und miszverstehen. Ein ganzes Sonett von Messer Polo ist nach einer Canzone von Perdigon bearbeitet (Diez Poesie 277, Nannucci 1, 523), Gleichnisse der Troubadours entlehnten mehrere, unter anderen Amorozzo (z. B. das Gleichnisz Aimeric's von Peguilain von den Assassinen und das von dem überladenen Baume desselben Dichters), Jacopo von Lentino (mehrere Gleichnisse Folquet's von Marseille), Dante von Majano (Nannucci 1, 317), Giovanni dall' Orto, Tommaso Buzzuola, und sogar Dante Alighieri selbst, Inf. 31, 5 (das Gleichnisz Bernart's von Ventadorn von Peleus' Lanze, Werke der Troub. I, 17. Diez Poesie 133, Nannucci 1, 227. 358); Folgore von San Gemignano rühmt den Gesang und Tanz der Provenzalen (Diez Poesie 280, Nannucci 1, 343), also war

er damit bekannt; der Stil vieler dieser Altitaliäner aber, selbst der der Sicilianer, und in späterer Zeit sogar noch der des Brunetto Latini in seinem Tesoretto wimmelt von Provenzalismen; und Dante da Majano, der Zeitgenosse Dante's, (aber nicht mit ihm verwandt, da Dante hier nur Taufname, sein Familienname aber unbekannt geblieben ist), dichtete selbst noch in provenzalischer Sprache; wir haben von ihm noch zwei Sonette in dieser Sprache, und zwar die einzigen, die überhaupt darin vorhanden sind; auch sein Italiänisch ist voller provenzalischer Wendungen und Wortformen. In den Cento Novelle Antiche, die zur allgemeinen Unterhaltung geschrieben waren, kommt die Canzone eines Troubadours, des Richart von Barbezieux, in provenzalischer Sprache vor, deren Kenntnisz in Italien hierdurch vorausgesetzt wird (Diez Poesie 282, Perticari 202, Rayn. Choix V, Avert. p. III). Den Novelle antiche überhaupt liegen häufig provenzalische Originale zu Grunde (cf. Diez Leben und Werke p. 532, 607.). Die Bekanntschaft mit den Provenzalen und ihr Einflusz auf diese italiänischen Dichter des ersten Jahrhunderts ist nicht zu läugnen; jedoch sind es deswegen keine blinden Nachahmer; es findet zwischen vielen von ihnen und den provenzalischen Vorgängern auch eine merkliche Verschiedenheit Statt. Eine gewisse Selbständigkeit ist denselben nicht abzusprechen; sie stehen in mannichfacher Hinsicht auf eigenen Füszen. Namentlich sehr sichtbar ist eine Modificirung und Veredelung des erotischen Elements; die provenzalische Frivolität ist verschwunden, eine mehr ethische Richtung tritt an die Stelle. Ganz besonders ist es Guido Guinicelli, der als entschiedener Neuerer und Reformator auftritt; daher er von Dante Vater von sich selbst und aller besseren Dichter genannt wird, die je von Liebe süsze und schöne Verse schrieben (Purg. 26, 97; cf. 11, 97). Der Minnegesang, der mehr im Geiste der Provenzalen und selbst der Deutschen war, behauptete sich aber dessen ungeachtet daneben. Durch Brunetto Latini wurde die Kunde des Alterthums in die Poesie eingeführt, sowie auch die Anwendung der Allegorie, die dem Mittelalter so sehr zusagte, und die wir Modernen mit Unrecht zu absolut verwerfen, indem wir alles zu sehr in einer einfachen und natürlichen, um nicht zu sagen mehr prosaischen Gestalt sehen wollen. Die Allegorie steht in einem gewissen Zusammen-

hange mit dem schweren und dunklen Stil, mit dem trobars clus ni braus (Ged. der Troub. Bd. III, p. 38, Nr. 733) oder en caras rimas (Werke der Troub. Bd. II, p. 69) und dem Streben einzelner Sänger nach gröszerer Gelehrsamkeit und Tiefe, indem sie hinter den bildlichen Gestaltungen einen tiefern, geistigen Sinn versteckten, und dadurch den Leser und Hörer zu gröszerem Nachdenken und weniger flüchtigem Genusse veranlaszten. Die alten Griechen verschmähten die Allegorie durchaus nicht, wie ja das Wort selbst beweist. Aristophanes z. B. bediente sich der Allegorie mit groszem Erfolg, um politische Gegenstände anschaulich darzustellen, und Laster und Thorheiten wirksam anzugreifen. Mit der Allegorie wurde Brunetto Latini wahrscheinlich auch durch die Provenzalen bekannt, denen dieselbe nicht fremd war. Wir haben z. B. in der provenzalischen Litteratur noch eine allegorische Erzählung von Peire Guillem, eine Allegorie der Liebe, deren Gefolge Gnade, Scham und Redlichkeit bilden (Werke der Troub. 1, 241. Diez Poesie 214. Leben 178), ferner eine von Guiraut von Calanson (Werke der Troub. 4, 210. Diez Leben 523), ferner eine allegorische Erzählung von der Hofhaltung der Liebe (Ged. der Troub. 1, 168), eine Allegorie von dem Gerichte der Liebesgöttin von B. Zorgi (Diez Leben 500), Allegorieen in den Minneliedern selbst, wie bei Arnaut Daniel (Diez Leben 348). Aber auch in Nordfrankreich war die Allegorie, wahrscheinlich aus der Provence her, einheimisch geworden, so dasz Brunetto Latini, der von 1260 — 1266 oder 1269 (Balbo vita di Dante p. 61, Nanucci 1, 423) in Frankreich und wahrscheinlich in Paris lebte, auch dort mit ihr bekannt geworden sein kann.

Was die poetische Form oder Technik anbetrifft, so scheinen die altitaliänischen Dichter gerade hier manches dem deutschen Minnegesang zu verdanken, aber gewisz nicht unmittelbar entnommen zu haben, da sie sicherlich kein Deutsch verstanden, sondern nur mittelbar durch deutsche Vermittler, die des Deutschen und Italiänischen zugleich kundig waren, wie dies am sicilischen Hofe zu erwarten war. So z. B. scheint der Grundsatz der dreitheiligen Strophe (Diez Poesie 275, Wackernagel altfranz. Lieder 249) auf deutschen Ursprung hinzuweisen. Aber auch den Provenzalen werden die Altitaliäner in dieser Hin-

sicht noch weit mehr zu verdanken haben. Die Tornada oder das Geleit findet sich bei den ältesten italiänischen Canzonen, wobei nach provenzalischer Regel die Reimordnung des letzten Theiles der Strophe wiederholt ist. Es finden sich auch Serventesen in der alten und ursprünglichen provenzalischen Bedeutung als Dienstgedichte, sowohl der Sache als dem Namen nach, wiewohl das letztere selten; Dante jedoch erwähnt den Namen und sagt, dasz er selbst eins dergleichen und zwar als Brief verfertigt habe (Vita nuova, ed. Keil, p. 11). Es finden sich ferner Pastorellen oder Schäferlieder, strophenlose Lieder, Balladas und Danzas kommen vor, auch die dunkle Poesie (il chiuso parlare oder la scura rima) fehlt nicht. Nur Tagelieder (offenbar in Folge der moralischeren Richtung) und Tenzonen oder Streitgedichte fehlen, welche letzteren einige Mahle durch Frag- und Antwortsonette (z. B. von Jacopo da Lentino, Poeti del primo secolo 1, 312, von Meo Abbracciavacca, ibid. 2, 19), oder durch dialogische Lieder unter der Ueberschrift Amante e Madonna oder Messere e Madonna, wie bei Ciullo d'Alcamo, bei Jacopo Pugliesi da Prato (Poeti del pr. sec. 1, 240), bei Matteo di Ricco da Messina (ibid. 1, 323), bei Saladino da Pavia (ibid. 1, 435, 442) oder dialogische Sonette (z. B. zwischen Poeta e Amore von Meo Abbracciavacca, ibid. 2, 21) ersetzt werden. Doch haben diese Altitaliäner auch in der Form manches Eigenthümliche, sie haben manche Veränderungen angebracht. Canzonen sind zwar wie bei den Provenzalen Lieder in höherer Form, und stimmen also insofern mit ihnen überein, mit der angegebenen Modification der dreitheiligen Strophe; aber die italiänische Canzone vereinigt eine Anzahl Strophen besser zu einem kunstvoll und ebenmäszig gegliederten Ganzen. Das Sonett, sonetto oder son, war anfangs, wie bei den Troubadours, Lied überhaupt, so dasz auch die Canzone so heiszen konnte, wurde aber von den Italiänern später auf eine bestimmte Form beschränkt (Diez Poesie 276), und zwar ist dasselbe ursprünglich durchaus weiter nichts als eine 14versige Canzonenstrophe mit bestimmter Reimordnung (Blanc ital. Gram. 770). Es ist der Sache nach durchaus keine provenzalische Erfindung, wie z. B. Ideler in seinem Handbuche der ital. Litteratur 2, 9 annimmt. Schon die ersten nachweisbaren Sonette

bei Piero delle Vigne und Lodovico della Vernaccia haben die später allein gebräuchliche Form von 14 elfsylbigen Versen, während wir bei Dante in der Vita Nuova auch erweiterte Sonette (sonetti rinterzati) von 20 Versen finden. Auch die Ballata hat sich bei den Italiänern zwar nach provenzalischem Muster, aber doch auch wieder mit einer gewissen Selbständigkeit entwickelt; der Refrain fehlt und die Verse werden anders durch den Reim gebunden (Diez Poesie 276, Ebert Handb. 6). Den Binnenreim dagegen, von dem man glaubte, dasz er in der provenzalischen Poesie kaum vorkomme (Diez Poesie 79), während er sich ungemein häufig findet (Bartsch in Ebert's Jahrb. 1, 2, p. 197), haben die Italiäner ohne Zweifel von den Provenzalen überkommen.

Auf nichts aber erstreckte sich der provenzalische Einflusz mehr als auf die Sprache; Wörter und Redensarten wurden von den Provenzalen massenhaft entlehnt, und dem Italiänischen einverleibt, mit ihren oft eigenthümlichen provenzalischen Bedeutungen, welche Wörter daher von den italiänischen Auslegern ihrer alten Gedichte und von den Lexicographen wegen ihrer gewöhnlichen Unbekanntschaft mit der provenzalischen Sprache nicht selten ganz falsch erklärt werden.

Kommen wir jetzt zu Dante selbst, und betrachten wir, wie sein dichterisches und sprachliches Verhältnisz zu diesen altitaliänischen und provenzalischen Dichtern beschaffen ist, wobei wir uns verhältniszmäszig kurz fassen können, nachdem wir schon so vieles die Erklärung dieses Verhältnisses Vorbereitende voraufgeschickt haben. Im Allgemeinen kann man sagen, dasz wie sich die Altitaliäner zu den Provenzalen verhalten, so verhält sich Dante zu den Altitaliänern und Provenzalen. Dasz Dante die Altitaliäner und seine Zeitgenossen, von deren letzteren manche seine vertrauten Freunde waren, kannte und theilweise auch hochschätzte, läszt sich denken; aber Dante war auch ein Kenner und Freund der provenzalischen Poesie; er verstand es sogar selbst in dieser Sprache zu dichten. Acht von ihm gedichtete provenzalische Verse, die er dem Arnaut Daniel in den Mund legt, verleibte er dem Purgatorio (26, 140) ein, und in einer von ihm gedichteten Canzone, in welcher nach einer schon bei den Provenzalen üblichen Manier drei Sprachen

künstlich in einander verflochten sind, ist neben Italiänisch und Lateinisch der dritte Theil des Gedichts Provenzalisch (Dante Lyr. Ged. ed. Kannegieszer u. Witte, Canzone XVII, p. 220. Keil p. 112. Von Nanucci Manuale, Firenze 1858, Vol. I, 291, und Fraticelli Opere minori di Dante Napoli 1855, p. 41. Dante abgesprochen, von Witte Dante lyr. Ged. Leipz. 1856, Theil II, p. XLVI mit Recht für echt gehalten). Dante beurtheilte die provenzalische Poesie günstig; er ertheilt mehreren Troubadours, wie dem Bertran de Born, dem Arnaut Daniel und dem Guiraut de Borneil grosze Lobsprüche. Von dem ersteren sagt er, dasz er sich besonders als Sänger der Waffen auszeichne (Diez Leben 180); den Arnaut Daniel dagegen bezeichnet er als einen vortrefflichen Sänger der Liebe, er führt mehrere musterhafte Canzonen von ihm an, und hält sogar dessen schweren Styl (das trobars clus) hoch, dem er überhaupt höheren Werth beilegte als uns Modernen verständlich ist, indem er ihn als den echt poetischen ansah; den letzteren aber, den Guiraut de Borneil, nennt er wegen seines männlichen Sinnes den Dichter der Rechtschaffenheit (Diez Leben 131). Dante bildete selbst einige Dichtungsformen der Provenzalen nach, z. B. die Sestine, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Arnaut Daniel erfunden wurde, da seine gewöhnliche und ihm eigenthümliche Art, die Reime unter einander zu verknüpfen, ihn leicht darauf führen konnte (Diez Leben 353). Die Sestine Arnaut Daniels ist daher in der provenzalischen Litteratur auch einzig in ihrer Art; es finden sich nur noch ein Paar Nachahmungen anderer Troubadours, nämlich des Bertolome Zorgi und des Guillem de St. Gregori, und zwar, was das Auffallendste ist, sogar nach den von Arnaut Daniel angegebenen Endwörtern. Die Sestine wurde in Italien eine Zeit lang sehr beliebt. Auszer Dante dichteten Petrarca, Bembo und andere dergleichen. Mit Ende des 15. Jahrhunderts verschwand sie. Dante hatte jedoch die richtige Ansicht, dasz man zwar die provenzalische Sprache und Poesie kennen und durch ihr Studium etwas für sich lernen dürfe, nicht aber, dasz die Italiäner, wie es so häufig geschah, auch ausschlieszlich in provenzalischer Sprache dichten sollten. Er tadelt daher in seinem Convito (p. 93. 95) mit scharfen Ausdrücken diejenigen, die die

fremde provenzalische Sprache hoch halten und loben, und die eigene Sprache herabsetzen und verachten. Dante selbst war allerdings als Dichter ein Schöpfergeist (Genie), aber dennoch darf er als ein solcher von seinen Beurtheilern nicht, wie es geschieht, ganz isolirt aufgefaszt werden, so dasz er ihnen als ein Wunder oder ein Räthsel erscheint. Man denkt sich gewöhnlich zwischen ihm und seinen Vorgängern eine Kluft, die durch nichts auszufüllen ist, oder über die weder Steg noch Brücke führt. Dante selbst war gerechter gegen dieselben, weil er sie kannte und studirt und von ihnen gelernt hatte. Er bekennt sich sogar zum Schüler einiger von ihnen, wie z. B. des Italiäners Guido Guinicelli, welchen er im Purgatorio für seinen Vater und Meister erklärt, und den er im Convito Nobile und im Volg. Floq. Massimo nennt. In dem Sonett „Amore e 'l cor gentil sono una cosa, Siccome il saggio (Guinicelli) in suo dittato pone“ bezieht er sich auf Guinicelli's herrliche Canzone: Al cor gentil ripara sempre Amore, Siccome augello in selva alla verdura. In demselben Sonett ist die Ähnlichkeit des Gedankens „Fagli Natura, quand' è amorosa, Amor per sire, e 'l cor per sua magione mit Guinicelli's Amor in gentil cor prende rivera (d. i. stanza, magione) in derselben Canzone unverkennbar. Dem Vers Inf. V, 100 „Amor che al cor gentil ratto s'apprende“ dient Guinicelli's Vers „Foco d'Amore in gentil cor s'apprende“ in derselben Canzone als Vorbild. Und so lassen sich eine grosze Menge Stellen anführen, deren Nannucci 1, 46 auch noch viele beibringt, bei welchen Dante die Gedanken und Wendungen Guinicelli's vorgeschwebt haben, wie er denn diesen Dichter überhaupt im Stil nachahmen konnte und wirklich nachgeahmt hat, so dasz also der Meister nicht direct vom Himmel gefallen ist, wie man sich dem Sprichwort zuwider einbildet.

Denn wie oft begegnet man in unseren Litteraturgeschichten, Handbüchern und Encyclopädieen nicht Phrasen wie diesen: „Ueber alle diese im Ganzen nur unbedeutenden Dichter erhebt sich einsam ohne Vorgänger und Nachfolger der Riesengeist Dante Allighieri's.“ Es sind aber eben weiter nichts als Phrasen, ohne Werth und Wahrheit. Wie sehr sich Dante auch durch die Provenzalen gebildet haben mag, läszt

sich nach obigem denken, besonders ist diese provenzalische Einwirkung in seinen Jugendgedichten, in den Sonetten und Canzonen der Vita Nuova, und selbst in einigen der späteren Rime nicht zu verkennen. Ja Dante und später Petrarca haben sich auszerdem auch noch durch ihre Hochschätzung und Erwähnung der Troubadours das Verdienst erworben, dasz die Kunde von ihnen und ihrer Sprache nicht ganz verloren ging, und ihre Werke später aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeholt und so der Vergessenheit, in die sie schon gesunken waren, entrissen werden konnten (Diez Poesie 252).

Dante faszte die Liebe geistiger und ethischer auf als die Provenzalen; dies thaten aber auch schon, gleich unsern Minnesängern, die meisten früheren Italiäner, ganz besonders aber der schon öfter erwähnte Guinicelli, den er deswegen so hochschätzte, und weil er sich ihm auch sonst noch durch so hohe Dichtergabe empfahl, dasz er ihn zu seinem vorzüglichsten Vorbild wählen konnte; auszerdem that dies auch Guido Cavalcanti, den Dante in der Vita nuova als den ersten seiner Freunde bezeichnet, und Cino da Pistoja, der der lyrischen Sprache durch seine wohllautenden und geistreichen Dichtungen so grosze Anmuth verlieh. Zu Dante's Ueberlegenheit trug aber auch seine höhere Bildung und gröszere Gelehrsamkeit bei, die er sowohl seinem Lehrer Brunetto Latini, als auch seinem Aufenthalt auf den Universitäten zu Bologna und Padua (Balbo p. 63) verdankte. Er hatte Virgil, Horaz, Ovid, Statius und andere Dichter studirt, Livius (Tommaseo zu Inf. 4, 127. 141), so wie den Laelius des Cicero und Boëthius de consolatione philosophiae gelesen, wie wir durch ihn selbst in seinem Convito erfahren. Dem Virgil verdanke er den schönen Styl, der ihm und seinem Werke solche Ehre gemacht, sagt er uns selbst in seiner Commedia, Inf. 1, 87. Er hatte die scholastische Philosophie, mit Einschlusz der damals damit eng verbundenen Theologie, in ihrem ganzem Umfang inne. Er schrieb selbst das Lateinische mehr als mittelmäszig. Die Liebe erscheint, wie wir oben schon andeuteten, bei Dante in hohem Grade veredelt und vergeistigt. Sie ist fast überirdisch, und daher bei aller Glut der Empfindung und Leidenschaft rein platonisch, da er ja nie ein Wort mit Beatrice de' Portinari, dem Gegen-

stande derselben, sprach, und durch das blosze Erblicken und Anschauen derselben schon voller Seligkeit war. Sie wird sogar von ihm mit der Religion in Verbindung gebracht, (denn Dante ist überhaupt ein tief religiöser Dichter), und dauerte mit der grösten Treue und Innigkeit, ja Heiligkeit, fort, nachdem Beatrice längst aus dem Leben verschwunden war. Sie weckte die Poesie in ihm, und feuerte ihn an, sich der Beatrice durch Hervorbringung groszer und vorzüglicher Werke, worin er sie zu verherrlichen gedachte, immer würdiger zu machen. Die Liebe Dante's, die er gegen Beatrice von frühster Jugend an hegte, muszte schon der Art des Ursprungs nach eine andere, wahrere, innigere und idealere sein, als die der meisten Troubadours, die immer nur verheiratheten Frauen galt, und dadurch etwas mehr Gemachtes, Conventionelles, Sinnliches, ja oft Unsittliches erhielt. Trotz allem dem aber ist der Unterschied der poetischen Kraft zwischen den Minneliedern, d. i. den Canzonen, Ballaten und Sonetten Dante's, und denen der besseren Provenzalen und Altitaliäner nicht so grosz, als man anzunehmen beliebt hat. Schon ein äuszerer materieller Beweis wird dadurch geliefert, dasz die Handschriften oft ein und dasselbe Gedicht bald dem Dante, bald einem anderen zeitgenössischen Dichter zuschreiben, und man also schon eine scharfe, mehr oder weniger schwierige Kritik anwenden musz, um die Wahrheit herauszufinden. Obgleich diese Rime, sowohl an und für sich als wegen des Zusammenhangs, in welchem sie mit der göttlichen Komödie stehen, eine gröszere Beachtung verdienen, als man ihnen meistens zu schenken pflegt, so wird er doch hierin von Petrarca, den man den letzten und grö̈szten aller Troubadoure nennen kann, übertroffen, wenn auch Petrarca's Liebe zur Laura etwas weit Conventionelleres an sich trug und an sich tragen muszte. Anders verhält es sich aber mit Dante in seiner Divina Commedia, diesem groszartigen episch-didaktisch-dramatischen Gedicht voller Handlung und Leben, an welches, wie er uns selbst (Parad. 25, 1) sagt, Erde und Himmel Hand angelegt haben; hier tritt er im höchsten Grade selbstständig und schöpferisch auf, hier ist er unvergleichlich, die Kraft der poetischen Gestaltung ist hier unermeszlich, der Flug der Phantasie kühn und erhaben, die Erfindung, wenn auch oft selt-

sam, genial und unerschöpflich, die Schilderungen und Beschreibungen aus Geschichte und Natur sind vortrefflich und oft einzig in ihrer Art. Sogar das Metrum, die terza rima, diese der fortschreitenden epischen Erzählung so angemessene Form, eine Strophenverschlingung von je drei Versen mit dreimahl wiederkehrendem Reim, scheint er dazu erfunden zu haben. Durch die göttliche Komödie, in welcher er auf seiner Reise durch die drei Reiche der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses beständig auf die Erde zurückblickt und Bezug nimmt, erregte er das allgemeine Interesse der ganzen Nation, indem er die politischen und religiösen Ideen, die sein Zeitalter bewegten und beherrschten, darin zu der anschaulichsten Darstellung brachte und der gerechtesten und objectivsten Beurtheilung unterwarf, und zwar in stetem Hinblick auf die allgemein sittliche Idee des christlichen Lebens, ja auf die absolute Idee der Menschheit überhaupt. Denn sein Zweck war, durch seine Darstellung eine Reform und Besserung zunächst des italiänischen Lebens und der italiänischen Zustände hervorzurufen, die Gebrechen, woran zu seiner Zeit der Staat, die Kirche und die Gesellschaft litt, zu heilen, und die lasterhafte und sich in Bürgerkriegen aufreibende Nation zu einer nationalen, politischen und moralischen Einheit zurückzuführen, was, wenn es für Italien gelungen wäre, dann auch der ganzen christlichen Menschheit zu gute gekommen wäre. Bei der Auslegung der Allegorien des Gedichts ist daher der politische und individuelle Sinn als der die Grundlage bildende voranzustellen, die allgemein moralische und allgemein menschliche Beziehung liegt aber immer, wenn auch immer erst in zweiter Linie, dahinter verborgen. Dennoch wird dieses herrliche Gedicht nie im eigentlichen Sinne populär sein und werden können weder in Italien noch bei anderen Nationen, obgleich dort Eseltreiber, Handwerker und wasserschöpfende Weiber einzelne Verse und Stellen daraus gesungen haben sollen. Dazu gehört es zu sehr seiner Zeit an, dazu ist es zu tief, zu räthselhaft, zu mystisch. Nur durch Studium und grübelnde Überlegung dringt man in dasselbe ein. Um es zu verstehen, ist eine vollständige Kenntnisz des Mittelalters, aller Verhältnisse dieser Zeitepoche in Geschichte, Politik, Kunst und Wissenschaft, Theologie, scholasti-

sche Philosophie, Astronomie etc. erforderlich; ja selbst diese reicht nicht aus, wenn man nicht noch Objectivität genug hinzubringt, um sich vollständig in eine Zeit, die so ganz fern liegt, und die uns besonders seit der Reformation selbst ferner liegt als das klassische Alterthum, versetzen zu können, und für Nichtitaliäner kommt auch noch die verschiedene, die fremde Nationalität hinzu. Wie schwer das ist, kann man noch heute alle Tage sehen, wenn man, trotz aller Gelegenheit und Veranlassung zu etwas Besserem, die vielen schiefen, verfehlten und ungerechten Urtheile bei unseren Kunstrichtern und Kritikern liest, die zum Beispiel, freilich gewöhnlich auch ohne alle vorher von der Sache erworbene Kenntnisz, über die provenzalischen Troubadours gefällt werden. Dieselben glauben dabei noch Wunder wie objectiv zu sein, es ist aber weiter nichts, als die krasseste, brennendste und krampfhafteste Subjectivität. Sie verlangen nichts Geringeres als dasz der fremde Geist ein deutscher Geist, und der alte Geist ein heutiger und moderner sei; sie setzen voraus, dasz man damals schon dieselben Ideen und Kenntnisse gehabt haben müsse als jetzt; sie glauben, dasz man die damalige Poesie von demselben Standpuncte aus beurtheilen könne als die heutige und moderne. Die Poesie aber wurde damahls weit mehr als eine erlernbare Kunst angesehen, und der Hauptaccent nicht auf einen bedeutenden und philosophischen Gedankeninhalt, den man zu der Zeit nicht haben konnte, sondern auf einfache und natürliche Gedanken, wie sie aus der vorherrschenden Hingebung an die äuszere Welt hervorgingen, und deren zierliche Einkleidung in eine wohllautende Sprache gelegt. Was die Divina Commedia betrifft, so verstand es selbst ein Göthe nicht, dieselbe gehörig zu würdigen; er verhielt sich zu derselben kalt und ablehnend, was er freilich auch sonst wohl noch that, wie unter anderen zu den Nibelungen. Ohne weitläufige und ausführliche Kommentare ist es nicht möglich, Dante's Divina Commedia weder in sachlicher noch sprachlicher Beziehung genau und vollständig zu verstehen; und selbst diese reichen nicht immer aus, indem sie bei ihrem groszen Umfange einerseits zwar viel Überflüssiges enthalten, aber andererseits trotz desselben in vielen Hauptsachen noch nicht den nöthigen Aufschluss geben und oft auch nicht geben können. Und dennoch sind wir Deutsche im All-

gemeinen vorzüglich befähigt und im Stande, die Commedia tiefer zu erfassen und objectiver zu würdigen als die Italiäner selbst, bei denen die patriotische und politische Seite weit mehr hervorgehoben wird als die dichterische. Denn nur hierauf beruht die jetzige scheinbare Volksthümlichkeit des Dichters in seinem Vaterlande. Auch ist die Forschung über Dante weder in Deutschland noch in Italien noch anderswo abgeschlossen. Es wird in Beziehung auf ihn noch manche neue Entdeckung gemacht werden, noch mancher neue Gesichtspunkt aufgestellt und geltend gemacht werden können.

In Betreff von Dante's Liebespoesien, die dem grössten Theile nach vor die Divina Commedia fallen, wundert man sich in der Regel darüber, wie auf ihn, der noch in dem so zarten Alter von neun Jahren stand, die noch jugendlichere achtjährige Beatrice, als er sie zum ersten Mahle sah, einen solchen tiefen Eindruck machen konnte; aber theils ist der Mensch in einem südlichen Lande, wie Italien, früher reif als im kälteren Norden, theils muszte der Eindruck einer so lieblichen Erscheinung als diese Beatrice de' Portinari war, auf eine so ausnehmend dichterisch angelegte Natur anderer Art sein, als auf einen gewöhnlichen Menschen von mehr prosaischer Art. Singt doch sogar unser deutscher Dichter Hölty, dasz schon im bunten Knabenkleide hübsche Mägdlein seine liebste Augenweide zu sein pflegten, und dasz er diese Unterhaltung allen anderen, als da sind Puppe und Ballspiel, vorzog. Dem musz doch Realität zu Grunde gelegen haben; denn so etwas pflegt ein Dichter, und noch dazu ein so ernsthafter und melancholischer wie Hölty war, nicht zum Scherz zu erfinden. Noch unerklärlicher scheint es vielen, dasz Dante seit der Zeit, wo er Beatrice zum ersten Mahle gesehen und doch nicht ein Wort mit ihr gesprochen hätte, sie später immer nur zuweilen aus der Ferne sah, und erst neun Jahre nachher von ihr, als sie von zwei Frauen begleitet auf der Strasze ging, zum ersten Mahle gegrüszt wurde, wobei er entweder gar nichts oder nur die Paar Worte eines Gruszes von ihr vernahm, und dasz sie sich dann kurze Zeit darauf, noch vor ihrem 21sten Lebensjahre, mit einem andern, einem Edelmanne, Namens Simon de' Bardi, vermählte, und dasz, als sie einige Zeit darauf gestorben war (nach Pelli 1290,

in der Blüthe ihrer Jahre, ungefähr 24 Jahre alt), Dante fortfuhr, sie in Canzonen, Sonetten und der göttlichen Komödie zu feiern und zu verherrlichen. Wäre diesen aus der provenzalischen Litteratur her bekannt gewesen, was die Liebe und Ehe bei den Provenzalen, und, von da ausgegangen, auch bei den übrigen Romanen, auf die sie ihren Einflusz ausübten, für eine Bedeutung hatte und zum Theil noch hat, so würde ihnen das wahre Licht über Dante's Verhältnisz zu Beatrice längst aufgegangen sein. Von der Provence ging ein Cultus und Dienst der Frauen aus, der das gerade Gegentheil von diesen Dingen bei den Germanen ist. Die Ehe wurde und wird dort als ein rein geschäftliches, prosaisches Verhältnisz betrachtet, bei welchem möglicherweise auch Liebe Statt finden kann, aber doch nur Nebensache, nicht Nothwendigkeit ist. In der Provence nun wurde es zuerst Sitte, dasz Ritter sowohl als Dichter es als das höchste Ziel ihrer Bestrebungen ansahen, die Achtung, das Lob und die Liebe irgend einer ausgezeichneten und vornehmen, aber verheiratheten Dame zu erwerben, die jedoch durchaus nicht die eigene Gattinn sein durfte; denn der muszte nun wieder von anderen gehuldigt werden, wenn sie schön und liebenswürdig genug war. Und andererseits strebten wiederum auch die Damen darnach, dasz ihnen Huldigungen von irgend einem ausgezeichneten Ritter dargebracht, oder dasz ihre Schönheit und ihre Tugend von irgend einem angesehenen Troubadours poetisch gepriesen und verherrlicht wurde. Gerade provenzalische Dichter selbst, wie z. B. Albert von Sisteron (cf. Diez Leben 555), behaupten es von ihren eigenen Landsleuten, dasz sie den Frauendienst, diese Phantasieliebe auszerhalb der Ehe, erfunden hätten. Man kann dies unter anderen recht deutlich aus dem (von C. Hofmann und mir im J. 1855 zum ersten Mahle herausgegebenen) provenzalischen Epos, dem Girartz de Rossilho, sehen, und zwar gleich im Anfange des Pariser Manuscripts, (welchem zwar, was aber hier nichts zur Sache thut, der wirkliche Anfang fehlt, dessen Inhalt wir aber doch noch aus der Oxforder altfranzösischen Version ersehen können). Dort erklärt die Gemahlinn Karl Martell's, eine griechische Prinzessinn, den Girartz de Rossilho, den sie eigentlich liebt, und mit dem sie sich hätte vermählen sollen, der sie aber, um ihr einen höhe-

ren Rang als den seinigen zu sichern, d. i. hier um sie zur Kaiserin zu machen, an Karl Martell abgetreten und statt ihrer ihre Schwester genommen hatte, zu ihrem Ritter, überreicht ihm einen Ring, welches ihr Brautring gewesen zu sein scheint, und erklärt dabei in Gegenwart von zwei Grafen und ihrer Schwester als Zeugen, dasz sie dem Girartz ihre Liebe und ihr Herz schenke, und zwar nachdem sie so eben erst ihrem Gemahl angetraut und ihm am Altar ewige Treue gelobt hatte. Auch das Liebesverhältnisz des Dante da Majano wirft ein helles Licht auf den Frauencultus jener Zeit. Dieser trug der schönen sicilianischen Dichterinn Nina, ohne sie je gesehen zu haben, sein Herz an. Sie, die längst beschlossen hatte, nur einen Dichter zu lieben, erwiederte seine Neigung mit schwärmerischer Leidenschaft, und nannte sich von der Zeit ab nur la Nina di Dante. Beide schickten sich die liebeglühendsten Verse zu, aber sie sahen sich nie. Der Troubadour Jaufre Rudel von Blaya verliebte sich in die Gräfin Tripolis, ohne sie vorher gesehen zu haben, blosz weil er sie von den aus Antiochia kommenden Pilgern wegen ihrer groszen Güte und Freundlichkeit hatte preisen hören. Eben so sonderbar nach unseren germanischen Begriffen ist das Liebesverhältnisz der Tochter eines florentinischen Apothekers in Palermo zu König Peter III. von Aragon, das Boccaccio Decam. 10, 7 erzählt. Diese, deren Name Lisa war, sah den ritterlichen König bei einem Turnier, und verliebte sich so in ihn, dasz sie aus Liebe krank wurde und sterben wollte. Vorher aber liesz sie durch den Sänger Minuccio in einem von dem Dichter Mico da Siena zu diesem Zweck verfaszten Gedichte ihre Liebe zu dem Könige demselben auf eine versteckte Weise darlegen. Der König begab sich hierauf zuerst mit einigen Begleitern zu ihr, um sie zu sehen und sich mit ihr und ihrem Vater zu unterreden. Dann begab er sich wiederum mit seiner Gemahlinn zu ihr, und verheirathete sie mit einem Edelmann, Namens Perdicone, was das Mädchen sich auch gern und ohne weitere Umstände gefallen liesz; der König aber gab ihr als Frucht der Liebe, die er zu nehmen verpflichtet sei, einen Kusz auf die Stirn, und erklärte sich zu ihrem Ritter auf ewige Zeiten, und niemals zog er zu irgend einer Waffenthat aus, ohne dasz er ein anderes als dasz ihm von der

Dame vorgeschriebene Abzeichen trug. Hätte man diese Beschaffenheit der Liebe und Ehe in provenzalischen und romanischen Landen berücksichtigt oder berücksichtigen können, so würde man auch Petrarca's Liebe zur Laura besser gewürdigt und verstanden haben, als dieses bisher meistens der Fall war. Aus der Provence kam diese Art Frauendienst nach Italien, und Dante's Verhältnisz zu Beatrice, so veredelt und platonisch es auch war, hat doch ungemeine Ähnlichkeit damit, und findet durch Berücksichtigung dieses romanischen Frauendienstes eine sonst nicht recht befriedigende Erklärung. Beatrice war zuletzt verheirathet und Dante war es etwas später ebenfalls, als er noch immer in seinem Cultus fortfuhr, ja ihn noch steigerte; aber weder spricht Beatrice in der göttlicheu Komödie je von ihrem Gemahl, noch Dante von seiner Gattinn je ein einziges Wort in irgend einem seiner Gedichte, weil dies ja gegen alle Sitte und Regel gewesen sein würde. Hieraus erhellt die grosze Verkehrtheit derjenigen, die wie Schlosser, Streckfusz und andere aus diesem Stillschweigen Dante's als sich gewissermaszen von selbst verstehend folgerten, dasz seine Frau, von der er sieben Kinder (Balbo Vita di Dante, Firenze 1853, p. 92) hatte, wohl eine Art Xantippe gewesen sein möchte, oder derer, die weniger scharf, aber nicht minder verkehrt, wie Fraticelli (Opere minori, Napoli 1855, p. 17) behaupten, dasz seine Gattinn niemals die Lücke ausfüllte, die durch den Tod der Beatrice in ihm entstanden war.

Vollkommen gleichgültig ist es, woher ein Dichter die Idee oder den Stoff zu seinen Gedichten nimmt. Dies thut seiner Originalität, wenn er sonst nur ein wirklicher Dichter ist, nicht den geringsten Eintrag. Sonst würde z. B. Shakspeare, der ganze Stellen aus Chroniken in seine Dramen aufnahm, sehr schlecht wegkommen. Auch Boccaccio würde sehr an seinem Ruhme einbüszen; denn die wenigsten Novellen desselben sind eigene Erfindung. Daher gehört es zu den grösten Ungereimtheiten, wenn man Dante seine Originalität dadurch streitig machen will, dasz man nachzuweisen sucht, aus welchen Quellen er die Idee, den Plan oder auch manche Einzelnheiten seines groszen Gedichts geschöpft habe. Denina glaubte die Quellen der göttlichen Komödie in einigen altfranzösischen Fa-

bliaux gefunden zu haben. Fauchet in seinen Recherches sur la poésie française behauptet, dasz Dante den Songe d'enfer des Raoulx de Houdan vor Augen gehabt habe. Malatesta Porta, ein Zeitgenosse des Tasso, meinte, Dante könne wohl die Idee zu seinem Inferno aus einem alten Roman, Guerrino da Durazzo detto il Meschino, genommen haben. Andere, selbst Dionisi, betrachten die sogenannte Vision des Bruders Alberich als die wahre Quelle seines Gedichts. Nach Corniani und Ginguené könnte die Idee seiner Reise wohl aus dem Tesoretto seines Lehrers Brunetto Latini entnommen sein, welcher darin erzählt, wie er sich in einem Walde verirrt habe, wo ihm zuerst die Natūr erscheint, die ihm Anweisung giebt, wie er die Philosophie, die Laster, den Amor antreffen sólle, durch dessen Reich Ovid sein Führer ist, und wie er dann den Ptolemaeus trifft, etc. Wäre auf dergleichen der geringste Werth zu legen, so könnte man auch den Provenzalen die Ehre vindiciren, eine der Quellen der Divina Commedia geliefert zu haben; denn in dem Breviari d'Amor von Matfre Ermenguau (vd. Rayn. Lex. Rom. 1, 535) werden zehn Strafen der Hölle mit einer gewissen Ausführlichkeit geschildert, wovon manche denen von Dante geschilderten gleichen. Dante selbst spricht aber schon in dem letzten Capitel der Vita nuova, deren Entstehung von den meisten in das Jahr 1295 gesetzt wird, von einer wunderbaren Vision, die auf die Divina Commedia hinweist und die er dann nachher in derselben dichterisch behandelt hat.

Gewöhnlich nimmt man auch an (cf. Ideler Handb. 2, 22), dasz Dante die italiänische Sprache gleichsam erst geschaffen habe. Nichts Irrthümlicheres und Verkehrteres als dieses. Unzählige Dichter blühten, wie wir oben gesehen haben, seit beinahe 100 Jahren vor ihm, und viele seiner Zeitgenossen bedienten sich der italiänischen Sprache in Versen und in Prosa mit derselben Gewandtheit und Meisterschaft als er (man denke z. B. an Guittone von Arezzo, Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti, Cino von Pistoja, Dino Compagni, Villani, Ricordano Malispini, Brunetto Latini und andere); aber fortgebildet, erweitert und in ihrem wesentlichen litterarischen Charakter fixirt hat er sie durch die Überlegenheit, den Ruhm und den Umfang seiner Schriften für alle Zeiten. Das grosze Verdienst Dante's

in Beziehung auf die Sprache liegt aber noch mehr und hauptsächlich in der Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit des Ausdrucks. Derselbe schmiegt sich auf eine wunderbare Weise dem Inhalt an und wechselt demselben gemäsz; er ist bald kräftig, rauh und gewaltsam, wie in der Hölle, dagegen sanft, wohlklingend, musikalisch im Fegefeuer und Paradies.

Wir haben schon oben angedeutet, dasz der Einflusz der provenzalischen Sprache auf die Sprache der Altitaliäner unermeszlich war. Es läszt sich denken, dasz die Sprache Dante's, der ja ein so ausgezeichneter Kenner und gerechter Beurtheiler der provenzalischen Litteratur war, auch provenzalischen Einflusz in groszem Umfange aufweisen wird. Dieser provenzalische Einflusz ist doppelter Art: 1) der schon durch die Altitaliäner überkommene, 2) der direct auf Dante selbst ausgeübte. Dies ist nun die interessanteste und echt philologische Seite der Frage, nachzuweisen und aufzuspüren, was für Wörter, Redeformen und Gedankenwendungen bei Dante provenzalischen Ursprungs sind. Weil die bisherigen Commentatoren, Ausleger und Herausgeber Dante's sowohl in Italien als auch im Auslande in gänzlicher Unbekanntschaft mit der provenzalischen Sprache und Litteratur lebten, so haben sie natürlich keine Ahnung davon gehabt, was sie daraus zur besseren Erklärung ihres Dichters lernen und gewinnen konnten. Dasz sie die von Dante im Purgatorio 26, 140 eingeschalteten und dem Arnaut Daniel in den Mund gelegten acht provenzalischen Verse, die von den Abschreibern der Divina Commedia gräulich entstellt waren, nicht verbessern und nicht erklären konnten, versteht sich von selbst. Sie haben aber auch manche falsche Lesart in den Text der Commedia aufgenommen, die durch das Provenzalische verbessert werden konnte, sie haben viele der von Dante gebrauchten Wörter unrichtig erklärt, während sie durch das Provenzalische ihre wahre Bedeutung leicht finden und durch zahlreiche Anwendungen erhärten konnten. Dieser letztere Vorwurf trifft ganz besonders auch die Crusca. Was würde man von einem klassischen Philologen sagen oder erwarten, der z. B. den Apollonius Rhodius erklären wollte, und nicht das Geringste von Homer wüszte oder gelesen hätte? Ähnlich verfahren aber diejenigen, welche die Schriften Dante's zu erklären versuchen,

ohne das Provenzalische zu Rathe ziehen zu können oder zu wollen. Es gab allerdings einige wenige Italiäner, wie Perticari, Galvani, Nannucci, die mit der provenzalischen Sprache und Litteratur mehr oder weniger vertraut waren. Diese gingen aber in der nur beiläufigen Anwendung ihrer allgemein provenzalischen Forschungen auf Dante nicht weit und tief genug, theils weil ihnen nicht so viel Hülfsmittel zu Gebote standen als uns jetzt zugänglich sind, indem der gröszte Theil der Denkmäler der provenzalischen Sprache und Litteratur noch in den Bibliotheken vergraben lag, theils weil sie nur geringe allgemeine Sprachkenntnisz der Quantität und Qualität nach besaszen, und ihnen auch die heutige Sprachwissenschaft entweder noch nicht zu Gebote stand oder ihre Existenz noch gar nicht bekannt geworden war, wie dieses letztere besonders an Nannucci recht sichtbar wird. Dennoch würden wir ungerecht sein, wenn wir, bei dieser allgemeinen Sterilität, ihre Bemühungen nicht mit Dank anerkennen wollten. Aber das Schlimmste war, sie erlangten selbst durch das Wenige, was sich bei ihnen auf Dante bezog und für dessen Erklärung hätte verwerthet werden können, da es von ihnen nicht direct auf Dante in irgend einer besonderen Ausgabe desselben angewandt wurde, keinen Einflusz auf die Commentatoren und Herausgeber, die es auf der groszen Heerstrasze, auf der sie zu wandern gewohnt waren, nicht vorfanden.

Selbst in sachlicher Beziehung wird manche Stelle bei Dante durch die Kunde der Verhältnisse, wie sie nur die provenzalische Litteratur darbietet, geheilt, die noch in den neusten und besten Ausgaben unrichtig ist. Wer z. B. die Poesieen Bertran de Born's gelesen hat und also mit dem Leben dieses Sängers vertraut ist, der wird nicht, wie Witte und Tommaseo, Inferno 28, 135 noch einen Augenblick länger den re Giovanni stehen lassen statt des re giovane, womit bei Bertran de Born stets Heinrich, der älteste Sohn Heinrichs II. von England, gemeint ist. Tommaseo möchte gern schon dem Dante, der die Biographie und die Poesieen Bertran de Borns sicher genau genug kannte, den Schnitzer in die Schuhe schieben, weil auch Villani und die Abschreiber ihn gemacht haben. Diese konnten ihn machen, der der provenzalischen Verhältnisse kun-

dige Dante konnte es nicht. Schon Diez Leben und Werke der Troub. 1829, p. 190, übersetzt richtig: der im Leben dem jungen König bösen Rath verlieh;" ihm folgt auch Blanc, aber Witte liest mit seinen vier besten Codices unrichtig quelli che diedi al re Giovanni mai conforti, und übersetzt demgemäsz auch: „der schlimmen Rath ertheilt Johann dem König"; woraus dann der Schlusz und die Regel zu ziehen, dasz es Fälle giebt, wo man von dem im Allgemeinen richtigen Grundsatz, bei Herausgabe eines Schriftstellers einige der besten Codices zu Grunde zu legen, abzuweichen und eine Lesart aus verhältniszmäszig schlechteren Codices als die allein richtige in den Text aufzunehmen verpflichtet sein kann. Inf. 31, 4 pflegen die Commentatoren zu dem von Dante gebrauchten und schon den Altitaliänern geläufigen Gleichnisz Bernart's von Ventadorn von Peleus' Lanze die Auffassung und Erklärung Hygin's anzuführen, dasz die Wunde, die Peleus' Lanze geschlagen, mit Rost, der von der Eisenspitze abgeschabt war, geheilt wurde. Das mag Hygin sich so gedacht haben. Es war aber durchaus nicht weder die Ansicht und Auffassung der Provenzalen, noch der Altitaliäner, und also auch nicht Dante's. Bei den beiden ersteren heiszt es immer ausdrücklich, dasz die Eigenthümlichkeit der Lanze des Peleus darin bestand, dasz man von einem Stich damit nur dann genesen konnte, wenn man sie nochmahls in die von ihr gemachte Wunde stiesz (cf. Werke der Troub. I, 17. Nan. 1,227. 358. Ovid. Remedia Amoris 47: Vulnus in Herculeo quae quondam fecerat hoste, Vulneris auxilium Pelias hasta tulit. Ovid. Met. 12, 112: opus meae bis sensit Telephus hastae.).

Ich habe es nun für ein zweckmäsziges Unternehmen gehalten, die italiänischen Wörter, die bei Dante und bei den Provenzalen zugleich vorkommen, zu sammeln, sowohl solche, die aus dem Provenzalischen geradezu entlehnt sind, als auch solche, die einen gemeinschaftlichen Ursprung mit denen dieser Sprache haben, dieselben damit zu vergleichen, und wenn nöthig ihren etymologischen Ursprung nachzuweisen, alles zu dem Zweck, dasz auf dergleichen italiänische Wörter, besonders auf die schwierigen, selteneren und dunkleren, und auf die Stellen, wo sie bei Dante vorkommen, durch das Provenzalische ein mehr

oder weniger helles Licht falle, und sie mehr oder weniger aufkläre und berichtige. Zu diesem Ende habe ich sie in mehrere Klassen eingetheilt, in welche aufgenommen sind: A. Solche Wörter, welche von den Commentatoren für landschaftlich ausgegeben werden, die aber zunächst provenzalisch sind. B. Solche Wörter, denen es zukommt, einen Einflusz auf die richtigere und genauere Gestaltung des Textes zu üben. C. Solche, welche die Bedeutungen der bei Dante vorkommenden Wörter richtiger und fester gegen die Meinungen und Ansichten der Commentatoren bestimmen, und endlich D. Solche, welche mehr oder weniger zur Erläuterung der in ihren Bedeutungen schon festeren und weniger bestrittenen Dantischen Wörter dienen.

Hier an diesem Ort und heute bei dieser Gelegenheit kann ich nur ein Paar Beispiele aus Klasse C. anführen, womit ich meinen Vortrag schliesze.

I. In Dante's Divina Commedia Paradiso 12, 142 finden wir folgende Verse: Ad inveggiar cotanto paladino Mi mosse la infiammata cortesia Di fra Tommaso, e il discreto latino. Dies wird von Blanc, dem neuesten Übersetzer und einem der gewiegtesten Dante-Kenner und -Ausleger so übersetzt: „So groszen Kämpen zu verherrlichen, Hat Bruder Thomas' glühn'de Freundlichkeit, Und seine weise Rede mich getrieben.“ Nach Blanc ist also inveggiare so viel als verherrlichen, und ähnlich nach Streckfusz preisen und nach Kannegieszer seinen Preis weihen. Nach Buti ist inveggiare hier s. v. a. manifestare e lodare, ed è parlar lombardo. Diesem folgt auch Lombardi, indem er sagt, dasz es per metonimia für commendare stehe. Nach Tommaseo und dem Ottimo (bekanntlich der technische Ausdruck für einen der ältesten und besten, aber anonymen Commentare zu Dante) ist es gleich emulare, perchè l'emulazione è una nobile invidia. Diesen letzteren folgt Witte in seiner so eben erst erschienenen Übersetzung. Dort heiszt es: „Solch hohem Paladine nachzueifern, etc.“ Der Bedeutung nacheifern gab auch Blanc in seinem Vocabolario Dantesco den Vorzug, aber in seiner Übersetzung der Commedia hat er sich wieder anders besonnen, und hat die Bedeutung rühmen, loben, verherrlichen gewählt. Aber alles dieses ist nicht richtig. In-

veggiare hat hier die echt provenzalische Bedeutung von enveiar, welches auszer beneiden so viel als heftig verlangen, ersehnen, desiderare, heiszt. Eben so wird invidiare, welches die dem Lateinischen noch näher stehende und ältere Form für inveggiare ist, das, wie es scheint, bei Dante nur durch den Reim erzwungen steht, von Ciullo d'Alcamo gebraucht. Rosa invidiata ist bei diesem nicht die beneidete, sondern die ersehnte Rose. Eben so invidia in der Vita nuova (p. 9. ed. Keil); pieni d'invidia ist dort pieni di desiderio. Im Französischen hat das aus lat. invidia entstandene envie dieselbe Bedeutung, nämlich Lust, Verlangen, Begierde, und envier heiszt, auszer beneiden, zu besitzen wünschen, mit Sehnsucht verlangen: voilà le poste du monde que j'envierais le plus, den ich am liebsten haben möchte. Dasz aus beneiden leicht die Bedeutung mit Sehnsucht verlangen, ersehnen hervorgeht, ist leicht einzusehen, unbegreiflich ist es aber, wie beneiden in wetteifern oder gar in offenbaren, loben oder verherrlichen übergehen könne. Denn der Beneidende verhält sich stets passiv, er empfindet ein passives Miszvergnügen über die Wohlfahrt und die Vorzüge anderer, verbunden mit der bloszen Begierde sie selbst statt des andern zu besitzen; aber nie tritt er activ auf, indem er sich lebhaft bestrebt, es dem andern gleich oder zuvor zu thun, die Vorzüge des andern durch Anstrengung und Thätigkeit auch zu erwerben oder wohl noch zu übertreffen; würde er dieses anstreben, dann hört er eben auf zu beneiden und thut das gerade Gegentheil davon.

II. Inferno 10, 39 heiszt es: Le tue parole sien conte. Dieses übersetzt Streckfusz: „Was er fragt, mach' offen ihm bekannt.“ Kannegieszer: „Nun rede mit Verstand.“ Philalethes: „Gezählt seien deine Worte.“ Blanc: „Gewählt seien deine Worte.“ Witte: „Klar seien deine Worte.“ Im Vocabolario Dantesco drückt sich Blanc über diese Stelle folgendermaszen aus: Dans un sens d'extension Inf. 10, 39. le tue parole sien conte, probablement, claires, précises, deutlich, Boccace l'explique par composte ed ordinate; d'autres le prennent pour contate, comptées, gezählt. Später in der philologischen Erklärung dunkler Stellen erklärt Blanc conte durch manifeste, chiare. L. Lemcke (Jahrb. 4, 1, 77) möchte mit Biagioli und

Cesari das Wort conte lieber im Sinne von contate, numerate nehmen; denn, meint er, weshalb Virgil dem Dante gerade hier Klarheit und Offenheit in seinen Worten empfehlen sollte, lasse sich nur einigermaszen gezwungen erklären, während viel leichter ersichtlich sei, weshalb er ihm Kürze empfiehlt; v. 115 heisze es: e già 'l maestro mio mi richiamava. Er sprach ihm also schon zu lange. Nun, durch das Provenzalische können wir diese Schwankungen und Zweifel zum Stillstand bringen. Conto hat entschieden im Altitaliänischen wie im Provenzalischen conte, cointe, cuende die Bedeutung von adornato, acconciato, grazioso, amabile, obgleich die italiänischen Wörterbücher nichts davon wissen, z. B. bei Petrarca: vedestu l'atto e quelle chiome conte. Dies sind genau die comae comptae des Ovid, und die capilli compti des Cicero. Der Ursprung des Wortes ist ein doppelter. Es entstammt theilweise dem lateinischen cognitus, theilweise dem lateinischen comptus. Diez erklärt sich für cognitus allein; aber die Bedeutung zierlich, anmuthig, die das Wort im Provenzalischen ausschlieszlich hat, entwickelt sich nur schwer aus cognitus, leicht und ungezwungen dagegen aus comptus, und so wie lat. computare zu ital. contare und prov. comtar, contar, condar wird, so konnte auch lat. comptus leicht it. conto, prov. conte, cuende, weniger leicht cointe, conhte, conge, conje geben. Man sieht hieraus, dasz man sich unbedingt weder für cognitus noch für comptus allein erklären kann, sondern dasz cognitus und comptus, sowohl der Form als der Bedeutung nach, unter einander gemischt wurden. Le tue parole sien conte heiszt also: Deine Worte seien geschmückt, anmuthig, gefällig, zierlich, fein, artig, höflich, gütig, freundlich. Es ist wie das altfranz. cuintes de paroles et bels, und die oratio compta des Cicero oder der sermo comptus des Tacitus; denn das lat. comptus wird gerade vorzugsweise von der Rede und vom Redeschmuck gebraucht, so dasz Dante's Worte sich auch dem lateinischen Sprachgebrauch genau anschmiegen.

III. Zuweilen wird durch das Provenzalische nicht nur die Bedeutung eines Wortes bei Dante aufgeklärt, sondern auch seine richtige Form hergestellt. In Dante's Convito kommt als ἅπαξ λεγόμενον das Wort malestruo vor. Dies wird von den

Wörterbüchern fälschlich durch macchinatore di male oder durch heimtückischer, hinterlistiger Mensch oder auch durch male istruito, male educato erklärt, anstatt durch disastroso oder sfortunato. Statt malestruo musz aber auch ganz offenbar malastruo geschrieben werden; denn das Wort ist aus dem Provenzalischen entlehnt und von dem so häufig vorkommenden malastruc, d. i. gleichsam malo astro natus, gebildet, woher auch das franz. malotru, erbärmlich, elend, stammt.

IV. Neben der Feststellung der wahren Bedeutung eines bei Dante vorkommenden dunklen Wortes wird aber auch die wahre Etymologie desselben oft nur vermittelst des Provenzalischen gefunden. Z. B. ringavagnare ist ein solches Wort; es kommt nur einmahl bei Dante Inf. 24, 12, und überhaupt in der ganzen italiänischen Litteratur nicht wieder vor, und wird durch ripigliare oder wieder vornehmen, wieder fassen erklärt. Philalethes und Blanc übersetzen la speranza ringavagna durch: er faszt neue Hoffnung, Witte durch: seine Hoffnung erstarkt auf's neu. Die italiänischen Philologen, wie Tassoni, Perticari (Apol. p. 388) und andere erklären dieses ringavagnare durch das landschaftlich-bolognesische gavagno, sonst cavagno, canestro, cesta, paniere, so dasz es eigentlich so viel heisze als rincanestrare, wieder in den Korb thun. Die Crusca erklärt es lächerlicher Weise durch pigliare alle gavigne, d. i. eigentlich bei den Ohrendrüsen oder Mandeln ergreifen, und daher fig. greifen, wieder ergreifen überhaupt. Diez erklärt das Wort durch das altfranz. regaagner, wieder gewinnen, mit eingefügtem hiatustilgenden v. Dann wird aber auf das provenzalische gavanhar, welchem allerdings eine auf einen scheinbar ganz verschiedenen Ursprung hinweisende Bedeutung, nämlich gâter, estropier, miner, ronger, affaiblir, nuire zugeschrieben wird, keine Rücksicht genommen. Es gibt im Provenzalischen ein Wort gavanh, wahrscheinlich celtischen Ursprungs, welches von Raynouard durch goëland, Seemewe, erklärt, von Rochegude und Diez aber richtiger für eine Art von Raubvogel gehalten wird, und aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe Wort als port. gavião, span. gavilan, Sperber ist, (v. celt. golvan, golfan, Sperling). Dies ist das Stammwort zu prov. gavanhar und ital. ringavagnare; denn der Raubvogel oder Sperber ergreift und faszt einerseits

seine Beute, und andererseits verstümmelt und zerreiszt er sie; so dasz also diesen eigentlichen Bedeutungen die figürlichen ganz nahe liegen. Es giebt übrigens im Italiänischen auch noch ein aggavignare, ergreifen, fest fassen, fest halten, prendere con forza e tenere stretto, welches natürlich ebenfalls durch dasselbe provenzalisch-celtische Etymon vollkommen erläutert wird.

Auf diese Weise wird durch das Studium des Provenzalischen und seine Anwendung und Beziehung auf das Altitaliänische und speziell auf das Italiänische bei Dante auf viele Punkte und nach vielen Seiten hin ein helles Licht verbreitet, wo bisher das tiefste Dunkel und die offenbarste Unkunde herrschte.

Dr. K. A. F. Mahn.

Über die Herausgabe

der

# Magdeburger Schöppenchronik.

Eine kritische, dem heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft und der Geschichtsforschung entsprechende Ausgabe der Magdeburger Schöppenchronik ist ein schon lange gefültes Bedürfnis. Der Wert, welchen dise Chronik nach beiden Richtungen, der geschichtlichen und der sprachlichen hin hat, ist niemals verkannt worden und kann unserer Ueberzeugung nach nicht hoch genug angeschlagen werden. G. W. v. Raumer nannte sie in Ledeburs Archiv (Bd. VII. S. 21): „die einzige deutsche Chronik, welche tiefe Blicke in das innere Leben Norddeutschlands und unseres Vaterlandes tun lässt und sich durch Sprache und Inhalt gleich ser auszeichnet.“ Wie bedeutend die Chronik für die mittelalterliche Geschichte Magdeburgs sowol wie der umligenden Länder und namentlich auch der Mark Brandenburg teils schon für das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, besonders aber für die Zeit von 1350 — 1468 ist, wo sie von gleichzeitigen wolunterrichteten Verfassern nidergeschriben ist, zeigt uns einerseits Friedrich Wilhelm Hoffmann's verdienstvolle Geschichte der Stadt Magdeburg und andererseits Riedel's Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherrn des preußischen Königshauses, Geschichte des preußischen Königshauses Bd. II. und Codex diplomaticus, IV. Hauptteil.

Der sprachliche Wert der Chronik ist auch von Jacob Grimm anerkannt, welcher selbst die Herausgabe befürwortete und schon früher einmal einleitende Schritte zu einer solchen versucht hat, wie auch von anderen Seiten her, namentlich von

Delius; ähnliche Versuche, jedoch bis jetzt immer erfolglos, gemacht worden sind.

Eine mit einem ausfürlichen Glossar und den nötigen Erläuterungen versehene Ausgabe muss um so willkommener sein, als überhaupt für das Niderdeutsche sowol in Bezug auf die Texteskritik und Herausgabe der Quellen, die allerdings nicht so reich fließen wie die hochdeutschen, als auch in Bezug auf das Lexikalische — wie anerkennenswertes auch geleistet ist — doch verhältnismäßig bis jetzt noch weniger geschehen ist als für das Hochdeutsche, und als unsere neuhochdeutsche Sprache, auf welche das Niderdeutsche vilfachen Einfluss ausgeübt hat, immer noch manche Aufklärung aus einer gründlichen Durcharbeitung der mittelalterlichen niderdeutschen Quellen zu ziehen haben wird.

Herr Dr. Karl Janicke, ein geborner Magdeburger, der schon durch merere Abhandlungen, namentlich über Hugo von Trimberg in Pfeiffers Germania und in Herrig's Archiv (Bd. 32) sich auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung und Literatur ehrenvoll bekannt gemacht hat, beabsichtigt nun, uns eine möglichst brauchbare und lerreiche Ausgabe diser Chronik zu bringen, welche, um allgemein zugänglich zu sein, neben dem kritisch gesichteten Texte eine ansprechende neuhochdeutsche Übersetzung, ein vollständiges Glossar und die nötigen sprachlichen und historischen Erläuterungen bringen soll, gewiss eine große und schöne Aufgabe.

Von den vorhandenen Handschriften der Chronik haben ihm die wichtigsten, nemlich drei der Magdeburger Stadtbibliothek und zwei der Berliner kgl. Bibliothek gehörige, von denen drei niderdeutsch und zwei hochdeutsch sind, bei seiner Arbeit zur Benutzung gestanden.

Die beste und älteste ist die niderdeutsche der kgl. Bibliothek zu Berlin, welche 1468 oder bald nach diser Zeit geschriben ist, und mit der die älteste Magdeburger niderdeutsche, welche 1540 geschriben ist, so nahe übereinstimmt, dass beide auf eine gemeinsame Quelle weisen. Die zweite Magdeburger niderdeutsche Handschrift, welche etwas jünger ist, aus den letzten Decennien des 16. Jarhunderts, ist nicht so vollständig und von geringerem Werte. Die beiden hochdeutschen Über-

ſetzungen, welche ebenfalls aus der letzten Hälfte des 16. Jarh. stammen, dienen an mereren Stellen zur Berichtigung und ſind dadurch wertvoll, dass ſie die Chronik weiter bis tief in das 16. Jarh. hineinfüren. (Vrgl. Karl Kletke, Quellenschriftsteller zur Geschichte des Preuſʒ. Staats. Berlin 1858, S. 378 ff.)

Als Vorläufer des beabſichtigten gröſʒeren Werkes hat der Herausgeber eine kleine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel:

*Mitteilungen aus der Magdeburger Chronik. Ein Beitrag zur Kenntniss des städtischen Lebens im deutschen Mittelalter und zugleich Ankündigung einer Ausgabe der Schöppen-Chronik. Magdeburg,* 1865. *Heinrichshofensche Buchhandlung.*

eine Schrift, die uns die Überzeugung gewärt, dass derſelbe ſich in das Werk in sprachlicher und ſachlicher Hinſicht mit Lust und Liebe hineingearbeitet hat, und dass er wol geeignet ist uns die Perſonen und die Ereignisse in lebendiger und ansprechender Weiſe zu schildern, ſo dass wir hoffen dürfen, er werde die Aufgabe, die er ſich gestellt hat, in würdiger und gedigener Weiſe löſen.

Er hat in diſem Werkchen, um uns in die Chronik einzufüren, einige interessante Stellen aus derſelben ausgewält, diſe in niderdeutschem Texte mitgeteilt und inen eine längere Einleitung, in welche die Überſetzung diſer Stellen verflochten ist, vorausgeschickt.

Die ausgewälten Stellen beziehen ſich zweckmäſʒig teils auf die Perſon und die Erlebnisse des ersten Verfassers der Chronik, teils auf die Entwicklung der innern Verfassungszustände der Stadt Magdeburg, woran ſich noch einige schon durch Riedel in Hagens Germania Bd. IV bekannt gemachte Stellen über den Magdeburger Dichter Brun von Sconenbeke und über das Auftreten der Flagellanten in Magdeburg und einige andere ſich auf die Sitten- und Religionsgeschichte Magdeburgs beziehende Stellen anreihen; diſe reichen aus und ſind vollkommen geeignet, bei allen, welche Sinn und Verständnis für die Entwicklungsgeschichte des Rechtes, der Verfassung und des Lebens unſerer gröſʒeren Städte beſitzen, ein lebhaftes Interesse an der Chronik zu erwecken.

Der erste Begründer der Chronik, welcher ſie bis zum Jare 1372 fortgefürt hat, früher ein armer Pfaffe, war ſeit 1350 (nach der vile Städte Europas verherenden Pest) Schreiber am Schöppenstule zu Magdeburg, oder wie der lateinische Ausdruck lautet, *Notarius*, und hat wie auch ſeine Fortſetzer das Werk im Auftrage ſeiner Vorgeſetzten, der Magdeburger Schöppen, entworfen. „Der Verlauf der Erzälung, ſagt Hr. Dr. Janicke über ihn, und der ganze Charakter, den ſein Werk trägt, ſetzen es außer allen Zweifel, dass der neugewälte Schöppenschreiber ſich ſer bald mit dem geltenden Rechte bekannt gemacht hat, und ſeine Tüchtigkeit und Einſicht, von der uns ſein hinterlassenes Werk den besten Beweis gibt, müssen ihm in kurzer Zeit auch das Vertrauen nicht nur der Schöppen, ſondern auch das der geſamten Bürgerschaft erworben haben; denn ſonst würde man ihn nicht als Mitglid einer wichtigen Deputation der Stadt Magdeburg an Kaiſer Karl IV. geschickt haben.“ (Das Nähere über diſe Deputation leſe man in der Schrift ſelbst.)

„Wir ſehen, fährt Herr Dr. Janicke fort, dass wir es mit keinem schwankenden und weichen Charakter zu tun haben. Es ist eine zähe niderdeutsche Natur, die festhält an dem einmal für Recht Erkannten, die es wagt, die Interessen der Gemeinde mit Mut, Umſicht und Würde vor dem mächtigen Kaiſer zu vertreten. Die Zeit, in welche ſeine Sendung fällt, war die Blütezeit der deutschen Städte, und in ſeiner Erzälung spiegelt ſich auch der ſelbstbewusste, oft an Trotz streifende Freiheitsſinn des damaligen Bürgertums.“

Über die Fortſetzer der Chronik, auch meist Schreiber im Dienste der Schöppen oder der Stadt, verspricht der Herausgeber in dem größeren Werke nähere Nachweiſungen zu geben.

Referent muss es ſich verſagen, auf die Entwicklung der städtischen Verfassungsverhältnisse, namentlich auf die Kämpfe um die Machtbefugnisse zwischen Schöppen und Rat, welche die Chronik lebendig schildert, hier einzugehen. Doch mögen hier noch die Schlussworte der Mitteilungen angefürt werden, mit denen Hr. Dr. Janicke den Geist des Ganzen reſumirt.

„Es ist, ſagt er, ein wichtiger, bedeutſamer Abschnitt in der Geschichte Magdeburgs, den wir durchlaufen haben: von

der Entstehung des Rats bis zur Teilname der Innungen am Stadtregimente, und widerum von der neuen Aristokratie aus Patriciern und Innungsmeistern bestehend bis zur ausschließlichen Herschaft der Handwerkergilden; und wie heftig auch die politischen Parteiungen die Bürgerschaft zerklüfteten, überall im Vordergrunde das Streben frei zu werden von der bischöflichen Abhängigkeit. — Schon in diser Zeit genießt Magdeburg einen Ruf, wie nur wenige Städte in Deutschland ihn erreicht haben. Hart an der slavischen Grenze gelegen, konnte es dem Scharfblicke des großen Otto nicht entgehen, Magdeburg zum Standort der slavischen Heidenbekerungen zu machen, und die geistige Abhängigkeit, in welche der slavische Osten von dem gebildeteren deutschen Nachbarlande kam, dauerte auch in den letzten beiden Jarhunderten des Mittelalters fort. Städte mit deutschem Rechte erhoben sich auf ehemals und teils noch slavischem Grund und Boden, aber jede neugegründete Stadt und jedes neue Stadtrecht schnitt tief in den Weiterbestand der feindseligen slavischen Völkerschaften ein, und Magdeburg gebürt kein geringer Teil an dem Rume, deutschem Wesen, deutscher Kraft und deutschem Geiste die Wege zur Oder und zur Weichsel und weit über sie hinaus geebnet zu haben. Sein Schöppenstul hat mächtig dazu beigetragen deutschem Rechte Eingang zu verschaffen, an ihn als den Oberhof wandten sich die Bürger jener Länder, deren Bewoner jetzt die treusten und ergebensten Untertanen des Fürstengeschlechtes sind, dem es von Gott beschiden, Wächter und Hüter deutscher Zucht und deutscher Ehre zu sein. Und eben diser bedeutenden Stellung wegen, die Magdeburg in der Geschichte des inhaltreichen Lebens der deutschen Nation einnimmt, mag auch diser kleine Beitrag zur Geschichte der Vaterstadt mit eben der Liebe von den teuren Landsleuten entgegengenommen werden, als der Verfasser ihn darbietet."

Referent kann in disen Wunsch nur mit vollem Herzen einstimmen.

Um den Lesern eine Probe der Übersetzung und der Sprache des Originals zu geben, lasse ich hier eine Stelle der Chronik folgen, und zwar wäle ich der Vergleichung wegen eine der Stellen, welche schon Riedel in Hagens Germania IV. 121 – 125

nach der Berliner Handschrift mitgeteilt hat, welche ſich auf den Magdeburger Dichter, den Constabel Brun von Sconenbeke, um 1281 bezieht (Riedel gibt die Jareszal 1266, in der Überschrift 1226, wie es scheint, nicht richtig an).

„In diſen Zeiten waren hier noch Konstabel. Das waren der reichsten Bürger Kinder. Die pflegten dem Spil zur Pfingstzeit vorzustehen, wie dem Roland, dem Schildbaum, der Tafelrunde und anderen Spilen, dem jetzt die Ratmänner vorstehen. An dem eben erzälten Streite nam auch ein Konstabel Teil, der hieß Brun von Schönebeck. Das war ein gelerter Mann. Den baten ſeine Genossen, die Konstabel, dass er inen ein lustiges Spil erſinne und ausrichte. In Folge dessen machte er einen Gral und dichtete höfische Briefe. Die ſandte er nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und nach anderen Städten; und ſie luden zu ſich alle Kaufleute, die da Ritterschaft ausüben wollten, dass ſie zu inen nach Magdeburg kommen ſollten: ſie hätten eine schöne Frau, die hieße Frau Sophie; die ſollte dem zu Teil werden, der ſie durch feines Benemen und Tapferkeit erwerben könnte. Davon wurden alle Jünglinge freudig erregt. Die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig kamen alle Ross und Mann in Grün, und andere Städte hatten auch ire beſonderen Wappen und Farben.

Als ſie bei der Stadt angekommen waren, wollten ſie nicht hineinreiten, man empfinge ſie denn mit ritterlichem Kampfe. Das geschah. Zwei Konstabel zogen aus, bestanden ſie und empfingen ſie mit den Speren. Inzwischen war der Gral auf dem Marsche in Stand geſetzt, und vile Zelte und Pavillons aufgeschlagen. Ebendaſelbst war auch ein Baum aufgerichtet, daran hängten die Konstabel, die in dem Grale waren, ire Schilde. Am anderen Tage, als die Gäste die Messe gehört und gegessen hatten, zogen ſie vor den Gral und ſahen den an. Da ward inen erlaubt, dass jeder einen Schild berüren könnte: welchem Jünglinge diſer Schild gehörte, der ſollte hervorkommen und den bestehen, der ihn angerürt. Das geschah mit inen allen. Zuletzt erwarb Frau Sophien ein alter Kaufmann aus Goslar. Der nam ſie mit ſich und verheiratete ſie darauf und gab ir ſo vil mit, dass ſie ferner von irem wilden Leben

abließ. Hiervon ist ein ganzes deutsches Buch gemacht. Diſer ſelbe Brun Schönebeck hat auch später vile deutsche Bücher gemacht, als *Cantica Canticorum*, das *Ave Maria* und vile andere gute Gedichte."

Cod. Berol. Bl. 66 d.
Cod. Magd. Bl. 162 a.

In dussen tyden weren hyr noch kunstabelen. Dat weren der rykesten borger kinder. De plegen dat spel vor to stande in den pingsten, als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel, dat nu de ratmannen sulven vorstan. In dem vorgeschreven stryde was ein kunstabel, de heit Brun von Sconenbeke. Dat was ein gelart man. Den beden syne gesellen, de kunstabelen, dat he on dichte und bedechte ein vroeydich spel. Des makede he einen gral und dichte hovesche breve, de sande he to Gosler, to Hildesheim und to Brunswyk, Quedelingeborch, Halberstad und to anderen steden; und ladeden to sik alle koplude, de dar ridderschop wolden oven, dat se to on quemen to Magdeborch: se hedden eine schone vruwen, de heit vrou Feie; de scholde men geven den, de se vorwerven konde mit tuchten und manheit. Dar van worden bewegen alle jungelinge in den steden. De van Goslere kemen mit vordeckeden rossen, de van Brunswyk kemen alle mit gronem vordecket und gecleidet, und ander stede hadden ok or sunderlike wapene und varwe.

Do se vor disse stad quemen, se wolden nicht in ryden, men entfeng se mit suste und dustiren. Dat geschach. Twe kunstabele togen ut und bestunden de und entfengen se mit den speren. De wyle was de grale bereit up dem Mersche, und vele telt und pawelune up geslagen. Und dar was ein bom gesat up der Mersche; dar hangeden der kunstabelen schilde an, de in dem grale weren. Des anderen dages do de gesten missen hadden gehort und gegessen, se togen vor den gral und beschauweden den. Dar wart on vororlovet, dat malk*) rorde einen schilt; welkes jungelinges de schilt were, de queme her-

*) Zuſammengezogen aus mallik d. i. manlik = mhd. mannelich, männiglich, Jedermann (Brem.-Niderſ. W.-B. III, 119 f.).

vor und bestunde den rorer. Dat geschach on allen. To lesten vordeinde vrowen Feien ein olt kopman van Goslere. De vorde se mit sik und gaf se to der e und gaf or so vele mede, dat se ores wilden levendes nicht mer ovede. Hyr van is ein ganz dudesch bok gemaket. De sulve Brun Sconenbeke makede seder vele dudescher boke, als Cantica Canticorum, dat Ave Maria und vele gudes gedichtes.

---

Über die Grundſätze, nach denen bei der Behandlung des Textes der Chronik zu verfaren ist, wird der Herr Herausgeber ſich in dem größeren Werke jedenfalls ausfürlich aussprechen. Er bemerkt darüber in der Vorrede, dass er im weſentlichen den Grundſätzen folgen werde, nach denen die Nürnberger Chroniken unter der Leitung Hegels publicirt ſind. Es kommt hier aber noch beſonders auf die Principien an, nach denen die Rechtschreibung des Mittelniderdeutschen zu regeln ist, da natürlich die Handschriften in diſer Beziehung nicht genau übereinstimmen und keine derſelben conſequent verfärt. Es hat mir dis den Anlass gegeben, über die dabei zu befolgenden Grundſätze in einem beſondern Auffatze einige Bemerkungen zuſammenzustellen, auf die ich hier vorläufig verweiſe.

Gewiss wird ein jeder mit Freude dem Erscheinen des uns verheißenen größeren Werkes entgegenſehen, welches eine lange gefülte Lücke in unſerer Literatur ausfüllen wird.

Berlin, Oct. 1865. G. Michaelis.

# Sitzungen der Berliner Gesellschaft
## für das Studium der neueren Sprachen.

---

### Shakspeare Illustrated by Old Authors.

(Continued.)

„Our gold is either old or new. The old is that which hath remained since the time of king Edward the third or beene coined by such other princes as have reigned since his decease, and without anie abasing or diminution of the finesse of that mettall. Thereof also we have yet remaining, the riall, the George noble, the Henrie riall, the salut, the angell and their small peeces as halfes or quarters, though these in my time are not so common to be seene. Holinshed. The Description of England. Second Booke cap. 25.

Salute, salus, was a coyn of Gold stamped by King Henry the Fifth in France, after his conquests there: whereon the arms of England and France were stamped quarterly. Stow's Chron. Chr. p. 589.

And why rail I on this commodity?
But for because he hath not woo'd me yet:
Not that I have the power to clutch my hand,
When his fair angels would salute my palm:
But for my hand, as unattempted yet,
Like a poor beggar, raileth on the rich.
Well, wiles I am a beggar, I will rail,
And say, there is no sin, but to be rich;
And being rich, my virtue then shall be,
To say, — there is no vice, but beggary:
Since kings break faith upon commodity,
Gain, be my lord! for I will worship thee!
King John. Act 2 Scene 2.

I think Shakspeare plays upon the word „salute" in this passage, using it in a double sense in connection with the word angel: and I am able to quote a passage from Beaumont and Fletcher in which the word salute is also used punningly in a similar way.

Morecraft.

My notable dear friend, and worthy Master Loveless, and now right worshipful, all joy and welcome!

Joung Loveless.

Thanks to my dear incloser Master Morecraft. Pr'y thee, old angel gold, salute my family, I'll do as much for yours.

The Scornful Lady Act 2 Scene 3.

Young Loveless evidently plays upon the word salute using it in con nection with the word angel-gold: he also speaks of old angel-gold an Holinshed who wrote in Shakspeare's time, speaking of old gold coins says „we have yet remaining, the riall, the George Noble, the Henrie rial the salut, the angell";

Ch. Just.

You follow the young prince up and down, like his ill angel.

Falstaff.

Not so, my lord; your ill angel, is light; but, I hope, he that look upon me, will take me without weighing: and yet, in some respects, I gran I cannot go, I cannot tell:

2. Henry IV. Act 1 Scene 2.

and Falstaff, referring to his great weight, says, in effect, I am not his il angel because your ill angel is light but he that looks upon me withou weighing. Although, in King John, the word „rail" is used immediatel after the words salute and angel, it will probably be considered ver doubtful whether Shakspeare there plays upon the word „rail", although h often uses in a double sense words which do not differ more from each othe in sound and meaning than the words „rail" and „rial": for example, in th Two gentlemen of Verona:

Speed.

Sir Proteus, save you: Saw you my master?

Proteus.

But now he parted hence, to embark for Milan.

Speed.

Twenty to one then, he is shipp'd already;
And I have play'd the sheep, in losing him.

Act 1 Scene 1.

Speed plays upon the word „sheep", using it in connection with the wor „shipped", words which differ from each other quite as much in sound an spelling as the words rial and rail:

Timon.

I take all and your several visitations
So kind to heart, 'tis not enough to give;
Methinks, I could deal kingdoms to my friends,
And ne'er be weary. — Alcibiades,
Thou art a soldier, therefore seldom rich,
It comes in charity to thee: for all thy living
Is 'mongst the dead; and all the lands thou hast
Lie in a pitch'd field.

Alcibiades.

Ay, defiled land, my lord.

Timon of Athens Act 1 Scene 2.

and Alcibiades says a pitch'd field is defiled land.

Sicinius.

It is a mind,
That shall remain a poison where it is,
Not poison any farther.

Coriolanus.

Shall remain! —
Hear you this Triton of the minnows? mark you
His absolute shall?

Cominius.

'Twas from the canon.

Coriolanus.

Shall!
O good, but most unwise patricians, why
You grave, but reckless senators, have you thus
Given Hydra here to choose an officer,
That with his peremptory shall, being but
The horn and noise o' the monsters, wants not spirit
To say, he 'll turn your current in a ditch,
And make your channel his? If he have power
Then vail your ignorance; if none, awake
Your dangerous lenity. If you are learned,
Be not as common fools; if you are not,
Let them have cushions by you. You are plebeians,
If they be senators: and they are no less,
When both your voices blended, the greatest taste
Most palates theirs.

Coriolanus Act 3 Scene 1.

The contrast between Triton, the son of Neptune and Amphitrite, and the minnows, which are very small fish, is apparent, and althoug it may be truly said that Triton as a deity of the sea would rule over the minnows with his „absolute" or „peremptory shall" (soll), which Coriolanus calls the horn and noise o' the „monster", — yet, when it is remembered that Triton used to announce the approach of Neptune by blowing his horn, which was a large conch or sea shell, it may be considered probable that Shakspeare plays upon the word shall, in this passage, using it in a double sense, for the word „shall" and „shell" do not differ more from each other in sound than the words „sheep" and „shipped" which Speed plays upon in the Two Gentlemen of Verona; and further on in the same passage Shakspeare probably plays upon the word „shall" using it in a similar double sense.

Coriolanus.

They choose their magistrate;
And such a one as he, who puts his shall,
His popular shall, against a graver bench
Than ever frown'd in Greece!

Act 3 Scene 1.

For the reader will perceive that Coriolanus speaks of such a one as he, who puts his shall against a graver bench than ever frown'd in Greece, and Shakspeare, using the word shall in the above mentioned double sense may refer to the practice in ancient Greece of banishing persons considered dangerous to the state by ostracism, ὀστρακισμὸς where the votes were given by shells, ὄστρακα, each man marking upon his ὄστρακον or his shell the name of the person he would have banished.

Bastard.

See, noble Charles! the beacon of our friend.
The burning torch in yonder turret stands.

Charles.

Now shine it like a comet of revenge,
A prophet to the fall of all our foes!

1. Henry VI. Act 3 Scene 2.

Kent.
Good king, that must approve the common saw
Thou out of heaven's benediction comest
To the warm sun!
Approach, thou beacon to this under globe,
That by thy comfortable beams I may
Peruse this letter!

Lear Act 2 Scene 2.

Hector.
The wound of peace is surety,
Surety secure; but modest doubt is call'd
The beacon of the wise, the tent, that searches
To the bottom of the worst.

Troilus and Cressida Act 2 Scene 3.

„Beacon; this word", says Coke, „is derived of the Saxon word beacon, 1. speculum, unde speculantur adventus hostium, and is often called signum speculatum, and bechan in the Saxon language is signum dare, and we use the word to beckon at this day.

Pericles.
Lord governor, for so we hear you are,
Let not our ships and number of our men
Be, like a beacon fired, to amaze your eyes.

Pericles Prince of Tyre Act 1 Scene 4.

Before the reign of Edward 3. there were but stacks of wood set upon high places, which were fired when the coming of enemies were descried, but in his reign pitch boxes, as now they be, were instead of those stacks of wood set up, and this properly is a beacon. Light houses, ignes speculatorii, seu monitorii, seu lumen maritimum, seu pharus, unde versus,

Lumina noctivagae tollit pharus aemula lunae.

These light houses are properly to direct seafaring men in the night when they cannot see marks, and these are also signa speculatoria.

Perdita.
O, pardon, that I name them: your high self,
The gracious mark o' the land, you have obscured,
With a swain's wearing; and me, poor lowly maid,
Most goddess-like prank'd up.

Winter's Act 4 Scene 3.

Sea marks, as steeples, churches, castles, trees, and such like for direction of sea fairing men in the day time, and these are called signa marina, or speculatoria, or signa nautis, whereof Virgil

Hic viridem Aeneas frondenti ex ilice metam
Constituit signum nautis pater, unde reverti
Sciverit, et longos ubi circumflectere cursus etc.

So as you may divide specula or signa speculatoria, or signa nautis into three branches, viz beacons, light houses, and sea marks. At the common law none but the king only could erect any of these three, which ever was done by the kings commission under the great seal, as taking some few examples for many.

De signis super montes per ignem faciend'.
De signis super montes faciend'.

Rex assignavit Henricum Epn. Norwic' et Willielmum comitem Suff. et alios, etc. (inter alia) ad signa speculatoria super montes in com' Norf.

l'. Et similes commissiones in aliis comitatibus. Vide Rot. claus. I. n. 41. in dors' pro vigiliis et ignibus speculatoriis, et monitoriis."

Falstaff.

illumineth the face; which, as a beacon, gives warning to all the ' this little kingdom, man, to arm:

2 Henry IV. Act 4 Scene 3.

Kent.

Sir, I do know you;
And dare, upon the warrant of my art,
Commend a dear thing to you. There is division,
Although as yet the face of it be cover'd
With mutual cunning, 'twixt Albany and Cornwall;
Who have (as who have not, that their great stars
Throned and set high?) servants who seem no less;
Which are to France the spies and speculations
Intelligent of our state;

Lear Act 3 Scene 1.

think the word speculation used by Kent in this passage is the signa ıtoria Coke speaks of, which was set upon high places to direct seamen in the night when they could not see; and although the ser- lescribed as spies and speculations were not throned and set on high, ›se whose great stars have throned them and set them on high, had :s who were to France spies and speculations intelligent of the state.

Coriolanus.

The god of soldiers,
With the consent of supreme Jove, inform
Thy thoughts with nobleness; that thou may'st prove
To shame unvulnerable, and stick i' the wars
Like a great sea-mark, standing every flaw,
And saving those that eye thee!

Act 5 Scene 3.

ıe word sea-mark used by Coriolanus signifies something set up near , for the direction of sea-fairing men; and in this sense it is used in Elizabeth cap. 13 which enacts „that the master, wardens and assist- ' Trinity-house at Deptford-Strond shall and may lawfully from ı time at their will and pleasure, and at their costs, make, erect and such and so many beacons, marks and signs for the sea in such r places of the sea shores, and uplands near the sea coasts, or fore- f the sea, only for sea-marks, as to them shall seem meet":

Othello.

Here is my journey's end, here is my butt
And very sea-marks of my utmost sail!

Act 5 Scene 2.

hink that Othello uses the word sea-mark to signify an end or ter- n, for as the butt is the mark at which the arrow stops, so the ·k is the mark which the sea makes on the shore, the point beyond ›o ship can sail, and in this sense it is used in the 7 James I cap. which enacts that „it shall and may be lawful to and for all per- hatsoever resiant and dwelling within the counties of Devon and ll, to fetch and take the sea-sand at all places under the full sea where the same is or shall be cast by the sea, for the bettering · land, and for the increase of corn and tillage, at their wills and es."

Enter Dull, Costard, and Jacqenetta.

Dull.

Sir, the duke's pleasure is, that you keep Costard safe: and you must let him take no delight, nor no penance; but a' must fast three days a-week: For this damsel, I must keep her at the park; she is allowed for the day-woman. Fare you well.

Love's Labour Act 1 Scene 2.

According to the authorities with which I am familiar the word deirie or dairy, is originally English, from day, deie, saxon dag; and signified at first the daily yeild of Milch-Cows, or the daily profit made of them. As a Day-were of land, was one day's ploughing, which the French call Journy

Duke.

If thou art rich, thou art poor;
For, like an ass, whose back with ingots bows,
Thou bearst thy heavy riches but a journey,
And death unloads thee:

Measure For Measure Act 3 Scene 1.

— Reich, bist du dennoch arm;
Dem Esel gleich, der unter Gold sich krümmt,
Trägst du den schweren Schatz nur einen Tag,
Und Tod entlastet dich.

Imogen.

So sick I am not; — yet I am not well:
But not so citizen a wanton, as
To seem to die, ere sick: So please you, leave me;
Stick to your journal course: the breach of custom
Is breach of all.

Cymbeline Act 4 Scene 1.

Nein, so krank bin ich nicht! — und doch nicht wohl;
Doch solch verwöhnter Städter nicht, der glaubt
Zu sterben, eh' er krankt: drum geht, und lasst mich:
Folgt eurem Tagsgeschäft: Gewohnheit stören,
Heisst Alles stören.

Duke.

Let this be done, — Put them in secret holds,
Both Barnardine and Claudio: Ere twice
The sun hath made his journal greeting to
The under generation, you shall find
Your safety manifested.

Measure For Measure Act 4 Scene 3.

Verfügt es so: bringt in geheime Haft
Bernardin so wie Claudio, eh die Sonne
Zweimal in ihrem Tageslauf gegrüsst
Die untern Erdbewohner, findet ihr
Volkommne Sicherstellung.

So in Lorrain and Champaigne they now use the word Dayer, for the meeting of the day-labouring women to give an account of their daily work and receive the Wages of it. Hence any young artificer, who assists a master workman is still called a journee-man. As a thresher, hedger, etc. who works by the day is termed a days-man. The woman hired by the day, to help in the kitchen, etc. usually called a chair-woman, is probably no more than a journ-woman, or journe-woman. A dairy-maid

nilk maid, and she is called Androchia by Fleta. — Androchia pudica debet, et laboriosa daeriae lib. 2. cap. 87. — Computant de XXXV. VI. den. receptis de dayeria de la Breche. Paroch. Antiq. p. 570. — ıotus Henrici Deye et Johannae uxoris suae, de omnibus exitibus, et ntibus de Dayri Domini Prioris Burncestre. Paroch. Antiq. p. 548.

XXVIII.

To whom Cymochles said; „For what art thou,
That mak'st thyselfe his dayes-man, to prolong
The vengeaunce prest? Or who shall let me now
On this vile body from to wreak my wrong,
And make his carkas as the outcast dong?
Why should not that dead carrion satisfye
The guilt, which, if he lived had thus long,
His life for dew revenge should deare abye?
The trespass still doth live, albee the person dye."

n this stanza of Spenser's Faerie Queen the word dayes-man evidently ies umpire, arbitrator or judge and in some parts of the North of England any arbitrator, umpire or elected judge, was commonly termed a deisor days-man: and it is perhaps worthy of consideration whether the days-woman, used by Shakspeare in Love's Labour's Lost, should e received in this sense, and also whether Shakspeare does not play the word using it in both senses.

Warwick.

Betwen two hawks, which flies the higher pitch;
Between two dogs, which hath the deeper mouth;
Between two blades, which bears the better temper;
Between two horses, which doth bear him best;
Between two girls, which hath the merriest eye;
I have, perhaps, some shallow spirit of judgment:
But in these nice sharp quillets of the law,
Good faith, I am no wiser than a daw.

1 Henry VI. Act 2 Scene 4.

Humphrey Dixon said of Nicholas Bestney, utter Barrester and Coun- of Gray's-Inn, Thou a Barrester? Thou art no Barrester, thou art rretor; thou wert put from the Bar, and thou darest not shew thy here. Thou study Law? Thou hast as much Wit as a Daw. Upon guilty pleaded, the Jury found for the Plaintiff, and assessed damages to upon which judgment was given: And in a Writ of Error in the equer-Chamber, the Judgment was affirmed. Coke's Reports Part XIII. 71.

Leonato.

But there is no such man: For, brother, men
Can counsel, and speak comfort to that grief
Which they themselves not feel: but tasting it,
Their counsel turns to passion, which before,
Would give preceptial medicine to rage,
Fetter strong madness in a silken thread,
Charm ache with air, and agony with words:
No, no; 'tis all men's office to speak patience
To those that wring under the load of sorrow;
But no man's virtue, nor sufficiency,
To be so moral, when he shall endure
The like himself: therefore give me no counsel:
My griefs cry louder than advertisement.

Much ado Act 5 Scene 1.

*ΑΔΜΗΤΟΣ.*

*Ῥᾷον παραινεῖν, ἢ παθόντα καρτερεῖν.*

Euripides *ΑΛΚΗΣΤΙΣ.* 1097.

*Ἐλαφρὸν ὅστις πημάτων ἔξω πόδα*
*Ἔχει, παραινεῖν νουθετεῖν τε τοὺς κακῶς*
*Πράσσοντας.*

Aeschylus *ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ ΔΕΣΜΩΤΗΣ.* 263.

Charinus.

Facile omnes, cum valemus, recta consilia aegrotis damus.
Tu si hîc sis aliter sentias.

Terence Andria Actus II. Scena I.

„My lord chancellor, I come not hither to take advise what I should doo, but to give you to understand what I mind to doo. It is easie for the sound to counsell the sicke: but if the sore had smarted you as much as it festereth me, you would be percase as impatient as I am.“ The Chronicles of Ireland. Holinshed.

Romeo.

— O, my love! my wife!
Death, that hath suck'd the honey of thy breath,
Hath had no power yet upon thy beauty:
Thou art not conquer'd; beauty's ensign yet
Is crimson in thy lips, and in thy cheeks,
And death's pale flag is not advanced there —

Act 5 Scene 3.

*Λεκτρον εχει, Κυθερεια, το σον τοδε νεκρος Αδωνις·*
*Και νεκυς ων καλος εστι, καλος νεκυς οια καθευδων.* 70.

Bion. Epitaph on Adonis.

„Kildare with this mild message intreated, appointed the meeting to be at saint Patrike his church: where they were ripping up one to another their mutual quarrels, rather recounting the damages they susteined, than acknowledging the injuries they offered:

Fork.

Watch thou, and wake, when others be asleep,
To pry into the secrets of the state;
Till Henry, surfeiting in joys of love,
With his new bride, and England's dear bought queen,
And Humphrey with the peers be f a l l ' n a t j a r s.

2 Henry VI. Act 1 Scene 1.

the citizens and Ormond his armie f e l l a t s o m e j a r, for the oppression and exaction with which the souldiers surcharged them.“

Cassius.

So oft as that shall be,
So often shall the k n o t of us be call'd
The men that gave our country liberty.

Julius Cæsar Act 3 Scene 1.

Timon.

May you a better feast never behold,
You k n o t of mouth-friends! smoke, and luke-warm water
Is your perfection.

Timon of Athens Act 3 Scene 6.

Ford.

Ay, but if it prove true, master Page, have you any way then to

ne again? — Set down the basket, villain. — Somebody call my · You, youth in a basket, come out here! — O, you panderly rasere's a knot, a ging, a conspiracy against me:

Merry Wives Act 4 Scene 2.

'ith whom as part of the citizens bickered, so a round knot of rushed into the church, meaning to have murthered Ormond, as the a and belwedder of all these lawlesse rabble. The earle of Ormond ing that he had beene betraied, fled to the chapiter house, put to ›re, sparring it with might and maine."

Sir Toby.

is knight, dubbed with unhacked rapier, and on carpet consideration; is a devil in private brawl; souls and bodies hath he divorced three; incensement at this moment is so implacable, that satisfaction can e but by pangs of death and sepulchre: hob, nob, is his word; or take't.

Twelfth Night Act 3 Scene 4.

ıe citizens in their rage, imagining that everie post in the church ›ene one of the souldiers, shot hab or nab at random up to the t and to the chancell, leaving some of their arrowes sticking in the " A continuation of the Chronicles of Ireland, comprising the reigne ; Henrie the eight.

Puck.

And now they never meet in grove, or green,
By fountain clear, or spangled starlight sheen,
But they do square; that all their elves, for fear,
Creep into acorn cups, and hide them there.

Midsummer Night Act 2 Scene 1.

Aaron.

'Would you had hid it too;
Then should not we be tired with this ado.
Why, hark ye, hark ye, — And are you such fools,
To square for this? Would it offend you then
That both should speed?

Titus Andronicus Act 2 Scene 1.

Mess.

›ee, lady, the gentleman is not in your books.

Beat.

› : an he were, I would burn my study. But, I pray you, who is his ıion? Is there no young squarer now, that will make a voyage m to the devil?

Much Ado Act 1 Scene 1.

Enobarbus.

Mine honesty, and I, begin to square.
The loyalty, well held to fools, does make
Our faith mere folly: Yet, he, that can endure
To follow with allegiance a fallen lord,
Does conquer him that did his master conquer,
And earns a place i' the story.

Antony and Cleopatra Act 3 Scene 11.

Pompey.
I know not, Menas,
How lesser enmities may give way to greater.
Were't not that we stand up against them all,
'Twere pregnant they should square between themselves;
For they have entertained cause enough
To draw their swords: but how the fear of us
May cement their divisions, and bind up
The petty difference, we yet not know.
Antony and Cleopatra Act 2 Scene 1.

„The earle waxing loftie of mind in such prosperous successe, squared with divers nobles, English and Irish of that land.“ The Chronicles of Ireland. Holinshed.

Macbeth.
Better be with the dead,
Whom we, to gain our place, have sent to peace,
Than on the torture of the mind to lie
In restless ecstasy.

κρεῖσσον γὰρ εἰσάπαξ θανεῖν,
Ἢ τὰς ἁπάσας ἡμέρας πάσχειν κακῶς. 757.
Aeschylus ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ ΔΕΣΜΩΤΗΣ.

κρείσσων γὰρ Ἅιδα κεύθων, ἢ νοσῶν μάταν. — 635.
Sophocles ΑΙΑΣ.

In their most humble and dutiful wise shewen and beseechen your Highness, your true and faithful subjects, the clothiers, merchants and chapmen of your county of Devon, and of the counties adjoining, That where in the month of January in the four and thirtieth year of your Majesty's most happy reign, as well at the humble suit and petition of sundry of your said subjects, as upon certificate of divers justices in your Highness said county of Devon, and upon complaint of the states of Holland, it pleased your Highness proclamation, for the reformation of the insufficiencies grown in the clothes called Devonshire kersies or dozens, (a commodity heretofore in great request price and estimation, both amongst your natural subjects, and in foreign nations and countries) but of late marvellously (and not without occassion) discredited by the inventions and new devices of the weavers, tuckers and artificers, To command that the laws before that time made, and standing in force not repealed, for and concerning the premisses, should be duly accomplished in all things: and that every officer should diligently perform his office accordingly: and that the weight of the said kersies or dozens, being raw, and wrought with clean stuff, without any deceitful addition, should weigh fifteen pounds and contain in the market at least between fifteen and sixteen yards in length, and that the same should be sewantly woven throughout of the like sorted yarn, forbidding all other deceits in weaving, and all diminishing and unreasonable drawing, stretching and other deceits in tuckers: and that each weaver should weave his shopmark in each dozen, and a purrel in each end thereof: and that officers should be appointed in market-towns, to view, weigh and try the same kersies, whether they were in length, weight or goodness, according to the rate and proportion set forth in the same proclamation: the same proclamation to endure till the first day of this present parliament, as by the same more at large may appear.

Now, most gracious sovereign, forasmuch as by the said proclamation, great order and better making of the said clothes for weight and length *thereof hath ensued*, and to the end that hereafter further discovery and

restraint of all abuses and deceits contrary to the former laws and statutes of this realm may be provided for, to the reviving of the reputation of so good, profitable and necessary a commodity, it may please your Majesty, with the assent of the lords spiritual and temporal, and the whole commonalty, assembled in this present parliament, and by the authority of the same That it may be enacted and established, as followeth, that is to say, That from after the first day of July now next coming, each kersie called Devonshire kersie or dozen, which shall be made and woven within the said county of Devon, or any other county next adjoining thereunto, being raw, unscoured, untucked and unwet, as it cometh from the weaver's bearn, and being made of clear and perfect stuff, that is to wit, of wool shorn, cleansed and thoroughly washed or secured after the shearing, and before the wearing; without any fraud, deceit, policy or device, or any stuff thereunto deceitfully or unlawfully added in the working or after the working thereof, for increase of the weight, shall weigh in the market fifteen pounds or upwards. 35 Elizabeth. cap. X.

It is evident that in Shakspeare's time Devonshire kersies or dozens were in great estimation for according to the proclamation, recited in the preamble of this statute, Devonshire kersies or dozens are said to be a commodity heretofore in great request, price and estimation, both amongst Queen Elizabeth's natural subjects, and in foreign nations and countries;

Falstaff.

Go to, I know you well enough.

Hostess.

No, Sir John; you do not know me, Sir John: I know you, Sir John; you owe me money, Sir John, and now you pick a quarrel to beguile me of it: I bought you a dozen of shirts to your back.

Falstaff.

Dowlas, filthy dowlas: I have given them away to bakers' wives, and they have made bolters of them.

Hostess.

Now, as I am a true woman, holland of eight shillings an ell. You owe money here besides, Sir John, for your diet, and by-drinkings, and money lent you, four-and-twenty pound.

1 Henry IV. Act 3 Scene 3.

and I think that Shakspeare, in this passage plays upon the word dozen, for, although the Hostess may use the word to signify only the number twelve, yet Falstaff seems to answer her as if he accepted the word in the sense in which it is used in this statute, and also to decry it by calling the dozen „dowlas, filthy dowlas," which was an inferior kind of cloth, for the 28 Henry VIII. cap. 4, which recites and repeals the 21 Henry VIII. cap. 14, concerning doulas and lockeram, enacts that „no manner of person, English nor stranger, denizen nor alien, put sale any whole piece or half piece of the said linen cloth, called doulas and lockrams, unless there be mention expressed upon every of the said whole piece or half piece of the said linen called doulas or lockram, so put to sale as aforesaid, the whole and entire number of the yards or ells that is contained in every such whole piece, upon pain of forfeiture of the same whole piece or half piece, not containing the number of yards or ells so mentioned upon every of the said whole piece or half piece so put to sale as aforesaid": &c.

Brutus.

All tongues speak of him, and the bleared sights
Are spectacled to see him: Your prattling nurse

Into a rapture lets her baby cry,
While she chats him: the **kitchen malkin** pins
Her richest '**lockram** 'bout her reechy neck,
Clambering the walls to eye him.

Coriolanus Act 2 Scene 1.

From this statute it is evident, that the Devonshire kersie or doze was mode of "clean and perfect stuff that is of wool, clearised and thorough coushed or secured after the shearing", which would contrast advantageous with what Falstaff calls filthy dowlas, and also, that doulas and lockra were **linen** cloth, which was made of flax or hemp and worn by the con mon people, therefore Brutus says „the kitchen malkin pins her riche lockram about her reechy neck":

Bap.

Who comes with him?

Bion.

O, sir, his lackey, for all the world caparisoned like the horse; wit a **linen** stock on one leg, and a **kersey** boot-hose on the other, gartere with a red and blue list;

Taming the Shrew Act 3 Scene 2.

and Biondello constrasts a linen stock with a kersie boot hose.

Lucio.

I believe thee; for, I think, thou never wast where grace was said.

2 Gent.

No? a dozen times at least.

1 Gent.

What? in metre?

Lucio.

In any proportion, or in any language.

1 Gent.

I think, or in any religion.

Lucio.

Ay, why not? Grace is grace, despite of all controversy: As for exampl Thou thyself art a wicked villain, despite of all grace.

1 Gent.

Well, there went but a pair of sheers between us.

Lucio.

I grant; as there may between the **lists** and the velvet: Thou a the **list**.

1 Gent.

And thou the velvet: thou art good velvet; thou art a three-piled piece I warrant thee: I had as lief be a list of an English **kersey**, as be pile as thou art piled, for a French velvet.

Measure for Measure Act 1 Scene 2.

A portion of the fourth section of the 35 Elizabeth cap. X, will serv to explain the meaning of the word „list" in these passages „no weave shall use any diversity in the bigness or goodness of his yarn in any par of the said kersies, saving only in the lists, nor use any other practice i edging or weaving of any of the same kersies or dozens, to make the sam seem finer near the **edge or lists**, than in any other part of the sam *cloth.*"

Biondello says the lackey is gartered with a red and blue list, and I think Shakspeare means that he wore garters which were made with the edge or lists of woollen cloth which are at the present day of a blue or red colour and very commonly used, amongst the poorer classes at least, for making garters.

Macbeth.

Methought, I heard a voice cry, Sleep no more!
Macbeth does murder sleep, the innocent sleep;
Sleep, that knits up the ravell'd sleave of care.
The death of each day's life, sore labour's bath,
Balm of hurt minds, great nature's second course,
Chief nourisher in life's feast. —

Act 2 Scene 2.

*ὦ φίλον ὕπνου θέλγητρον, ἐπίκουρον νόσου*
*ὡς ἡδύ μοι προσῆλθες ἐν δέοντί γε.*
*ὦ πότνια λήθη τῶν κακῶν, ὡς εἶ σοφὴ,*
*καὶ τοῖσι δυστυχοῦσιν εὐκταία θεός.*

Euripides *ΟΡΕΣΤΗΣ*, 205 — 8.

Somne, quies rerum, placidissime Somne Deorum,
Pax animi, quem cura fugit; qui corda diurnis
Fessa ministeriis mulces, reparasque labori.

Ovid. Met. Lib. XI. 623 — 5.

„Names are bestow'd on a Falcon according to her Age or Taking: The first in an Eyess,

Hamlet.

How comes it? Do they grow rusty?

Rosencranz.

Nay, their endeavour keeps in the wonted pace: But there is, sir, an aiery of children, little evases, that cry out on the top of question, and are most tyrannically clapped for't: these are now the fashion; and so berattle the common stages, (so they call them,) that many, wearing rapiers, are afraid of goose quills, and dare scarce come thither.

Act 2 Scene 2.

which name lasts as long as is in the Eyrie. These are very troublesome in their feeding, do cry very much, and are difficultly entred:

Cominius.

At sixteen years,
When Tarquin made a head for Rome, he fought
Beyond the mark of others: our then dictator,
Whom with all praise I point at, saw him fight,
When with his Amazonian chin he drove
The bristled lips before him: he bestrid
An o'er-press'd Roman, and i' the consul's view
Slew three opposers: Tarquin's self he met,
And struck him on his knee: in that day's feat's
When he might act the woman in the scene,
He proved best man i' the field, and for his meed
Was brow-bound with the oak. His pupil age
Man-enter'd thus, he waxed like a sea;
And in the brunt of seventeen battles since,
He lurch'd all swords o' the garland.

Coriolanus Act 2 Scene 2.

but being well entred and quarried prove excellent Hawks for the Hern, River or any sort of Fowl, and are hardy and full of mettle". The Gentleman's Recreation.

Horatio.

Now, sir young Fortinbras,
Of unimproved mettle hot and full,
Hath in the skirts of Norway, here and three,
Shark'd up a list of landless resolutes,
For food and diet, to some enterprise
That hath a stomach in't:

Hamlet Act I Scene I.

A hawk is said to be entered when it first begins to kill. „Having reclaim'd her, throughly manned her, and made her eager and sharp set, then you may venture to feed her on the Lure. But before you shew her the Lure you must consider these three things 1. That she be bold in and familiar with company, and no-ways afraid of Dogs and Horses. 2. That she be sharp set and hungry, regarding the hour of the morning and evening when you will lure her. 3. And lastly, she must be clean within, and the lure must be well garnished with meat on both sides, and you must abscond yourself when you intend to give her the length of the Lease."

„Having seeled your Hawk, fit her with a large easy Hood, which you must take off and put on very often, watching her two nights, handling her frequently and gently about the Head as aforesaid. When you perceive she hath no aversion to the Hood, unseel her in an evening by Candle-light, continue handling her softly, often hooding and unhooding her, until she takes no offence at the Hood, and will patiently endure handling."

King Henry.

Then, good my lord, tench your cousin to consent to winking.

Burgundy.

I will wink on her to consent, my lord, if you will teach her to know my meaning: for maids, well summered and warm kept, are like flies at Bartholomew-tide, blind, though they have their eyes: and then they will endure handling, which before would not abide looking on.

Henry V. Act 5 Scene 2.

„If your seeled Hawk feeds well, abides the Hood and handling without striking or biting, then by Candle-light in an evening unseel her, and with your finger and spittle anoint the place where the seeling-thread was drawn through; then hood her, and hold her on your Fist all night, often hooding, unhooding and handling her, stroaking her gently about the Things and Body, giving her sometimes a bit or two, also Tiring or Plumage." (See Archiv 34. Band page 388.)

Lecturers get a great deal of money, because they preach the people tame; as a man watches a hawk, and then they do what they list with them. Selden. Table Talk. Lecturers.

„If you would man her well, you should watch her all the night, keeping her coutinually on your Fist". The Gentleman's Recreation.

„You must bear her continually on the Fist till she be thoroughly manned, causing her to feed in company, giving her in the morning about sun-rising the Wing of a Pullet, and in the evening the Foot of a Concy or Hare cut off above the joint, flay'd and laid in water, which having squeezed give it her with the Pinion of a Hen's Wing." The Gentlemann's Recreation.

Enter Pandarus and Cressida.

Pandarus.

Come, come, what need you blush? shame's a baby. — Here she is now: swear the oaths now to her, that you have sworn to me — What, are you gone again? you must be watched ere you be made tame, must you? Come your ways, come your ways; and you draw backward, we'll put you i' the fills.

Troilus and Cressida Act 3 Scene 2.

„You must unhood her gently, giving her two or three bits, and putting on her Hood again you must give her as much more; and be sure that she be close seeled and after three or four days lessen her diet: and when you goe to bed, set her on some Pearch by you, that you may awaken her often in the night. Thus you must doe till you observe her grow tame and gentle: and when you find she begins to feed eagerly, then give her a sheep's heart. And now you may begin to unhood her by day-time, but it must be far from company; first giving her a bit or two, then hood her again gently, and give her as much more. Be sure not to affright her with any thing when you unhood her.

Petrucio.

Thus have I politicly begun my reign,
And 'tis my hope to end successfully:
My falcon now is sharp, and passing empty:
And, till she stoop, she must not be full-gorged,
For then she never looks upon her lure.
Another way I have to man my haggard,
To make her come, and know her keeper's call;
That is, — to watch her as we watch these kites,
That bate, and beat, and will not be obedient.
She ate no meat to-day, nor none shall eat;
Last night she slept not, nor to-night she shall not;
As with the meat, some undeserved fault
I 'll find about the making of the bed.

Taming the Shrew Act 4 Scene 1.

And when you perceive her to be acquainted with company and that she is sharp set unhood her and give her some meat, holding her just against your face and eyes, which will make her less afraid of the countenance of others. If you can, reclaim her without over-watching." The Gentleman's Recreation.

„Having mann'd your Hawk so that she feeds boldly, acquaint her with your Voice, Whistle, and such words as Falconers use: you may doe it by frequently repeating them to her as she is feeding on your Fist, &c. But I think the best way of making her acquainted with them is by your experience and practice."

Petrucio says he has another way to man his haggard and to make her come and know her keeper's call, and the extract from the Gentleman's Recreation contained in the Archiv 34 Band page 338 will inform the reader how the Falconer by calling to Hawks with a Falconer's usual terms made them acquainted with his voice.

„When she feeds boldly, and knows your voice and whistle, then teach her to know her Feeding, and to bate at it in this manner. Shew her some meat with your right hand, crying and luring to her aloud: if she bate or strike at it, then let her quickly and neatly foot it, and feed on it for four or five bits.

Sicilius.

The holy eagle
Stoop'd, as to foot us: his ascension is
More sweet than our bless'd fields: his royal bird
Prunes the immortal wing, and cloys his beak,
As when his god is pleased.

Cymbeline Act 5 Scene 4.

Doe thus often, and she will know her Feeding the better. After this give her every night some Casting either of Feathers, or Cotton with Cloves or aloes wrapt up therein, &c. These Castings make a Hawk clean and eager."

„There are a sort of Worms an inch long which frequently afflict Hawks, proceeding from gross and viscious Humours in the Bowells, occasioned through want of natural heat and ill digestion. You may know when she is troubled with them by her casting her Gorge, her stinking Breath, her trembling and writhing her Train, her croaking in the night, her offering with her Beak at her Breast or Pannel, and by her Mewt being small and unclean."

Timon.

She, whom the spital-house and ulcerous sores
Would cast the gorge at, this embalms and spices
To the April day again.

Timon of Athens.

„Gorge is called in other Fowl the Craw or Crop: and then she is said to endew, when she digesteth her meat, that she not onely dischargeth her aforesaid Gorge thereof, but likewise clean seth her Pannel: and her gurgiting is, when she is stuft and suffocated. Casting, is when you give your Hawk any thing to cleanse and purge her Gorge."

„Being well reclaimed, let her sit upon a Pearch; but every night keep her on the Fist three or four hours, stroaking hooding, and unhooding &c., as aforesaid: and this you may doe in the day-time, when she hath learned to feed eagerly without fear." The Gentleman's Recreation.

Juliet.

Come, civil night,
Thou sober-suited matron, all in black,
And learn me how to lose a winning match,
Play'd for a pair of stainless maidenhoods:
Hood my unmann'd blood, bating in my cheeks,
With thy black mantle; till strange love, grown bold,
Think true love acted, simple modesty.

Romeo and Juliet.

Pandarus and Petrucio both refer to the watching and waking in training hawks. Petrucio alludes, also, to one of the things to be considered before you shew the hawk her lure, namely that she must be sharp set and hungry; and Shakspeare refers to the Falconer's practice of manning hawks by hooding and unhooding them when he makes Juliet say,

„Come civil night
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Hood my unmann'd blood, bating in my cheeks,
With thy black mantle."

Moreover, in one of the extracts I have made, it is said, that in manning a hawk you must commence hooding and unhooding her by night and that you may *do this in* the day-time when she hath learned to feed without fear so that she

grows bold, and Juliet asks the night to hood her unmanned blood till strange love grown bold think true love acted simple modesty.

Orleans.

I know him to be valiant.

Constable.

I was told that, by one that knows him better than you.

Orleans.

What 's he.

Constable.

Marry, he told me so himself: and he said, he cared not who knew it.

Orleans.

He needs not, it is no hidden virtue in him.

Constable.

By my faith, sir, but it is; never any body saw it, but his lackey; 'tis a hooded valour; and, when it appears, it will bate.

Henry V. Act 3 Scene 7.

The word bate used by Petrucio, Juliet and the Constable, is a term of art in Falconry, thus explained in the Gentleman's Recreation. „Bate is when the Hawk endeavoureth to fly from the Hand or Pearch, being tied to either.“ So Juliet's unmanned blood flies to her cheeks as a hawk from the hand or pearch, that is, it is unruly: and Juliet asks the night with her black mantle to hood and thereby subdue her unmanned blood, although she may also wish her cheeks to be concealed for she elsewhere says,

Thou know'st the mask of night is on my face;
Else would a maiden blush bepaint my cheek,
For that which thou hast heard me speak to-night.

Act 1 Scene 2.

If Falstaff in the First Part of Henry IV. Act 3 Scene 3 uses the word bate as a Falconer's term,

„Bardolph, am I not fallen away vilely since this last action? Do I not bate? Do I not dwindle? Why my skin hangs about me like an old lady's loose gown; I am withered like an old apple-John.“

he must refer, not to the act of bating, but to the effect which it produced upon the body, for, according to the Gentleman's Recreation, hawks which are „very great baters are very small eaters“: and a hawk or a man that eats very little, will dwindle.

Guildford.

Ladies, a general welcome from his grace
Salutes ye all: This night he dedicates
To fair content and you: none here, he hopes,
In all this noble bevy, has brought with her
One care abroad; he would have all as merry
As first-good company, good wine, good welcome,
Can make good people. — O, my lord, you are tardy;

Enter Lord Chamberlain, Lord Sands, and Sir Thomas Lovell.

The very thought of this fair company
Clapp'd wings to me.

Henry VIII. Act 1 Scene 4.

A beavy of Quails is a brood of young Quails. Guildford speaks of „this noble beavy“ and afterwards says,

The very thought of this fair company
Clapp'd wings to me.

and according to the Gentleman's Recreation in making a sparrow hawk, „You may use her to Trains of Chicken and Quail, and when she will seise readily by often training, ride out with her in the morning into the fields, where call in your sparrow hawk to your fist, and giving her a bit or two, goe with your spaniels to seek some Beavy of young Quails, advancing your fist aloft, that your hawk may see them when they spring, flying her at advantage: if she kill, reward her, &c. if she miss, serve her with a train of a Quail.“

Titania.

Sleep thou, and I will wind thee in my arms.
Fairies, be gone, and be all ways away.
So doth the woodbine, the sweet honeysuckle,
Gently entwist, — the female ivy so
Enrings the barky fingers of the elm.
O, how I love thee! how I dote on thee! (They sleep.)
Midsummer Nights Dream Act 4 Scene 1.

Ὁπότα κισσὸς δρυὸς, ὅπως τῆσδ' ἕξομαι. 398.
Euripides *ΕΚΑΒΗ.*

„There is also another division of Ireland, in to the English pale, and Irisbrie. For when Ireland was subdued by the English, diverse of the conquerors planted themselves neere to Dublin, and the confines thereto adjoining, and so as it were inclosing and impaling themselves within certeine lists and territories, they feazed awaie the Irish;

Induction.

Scene 1. — Before an Ale-house on a Heath.

Enter Hostess and Sly.

Sly.

I 'll pheese you, in faith.

Taming the Shrew.

Ajax.

And he be proud with me. I 'll pheeze his pride: Let me go to him.
Troilus and Cressida Act 2 Scene 3.

Host.

Thou'rt an emperor, Cæsar, Keiser, and Pheezar. I will entertain Bardolph; he shall draw, he shall tap: said I well, bully Hector?
Merry Wives Act 1 Scene 3.

in so-much as that countrie became meere English, and thereof it was termed the English pale which in ancient time stretched from Dundalke to Catherlagh or Kilkennie.“ The Description of Ireland. Holinshed.

Falstaff.

Which of you know Ford of this town?

Pistol.

I ken the wight; he is of substance good.

Falstaff.

My honest lads, I will tell you what I am about.

Pistol.

Two yards, and more.

Falstaff.

› quips now, Pistol: Indeed I am in the waist two yards about:
ım now about no waste; I am about thrift.

Merry Wives Act 1 Scene 3.

.ave thought it doubtful whether the words of Pistol, „Two yards and , are applied by Shakspeare exclusively to the width of Falstaff's Pistol, having spoken of Ford as a man of substance, that is, a man ›erty, uses the words „Two yards and more"; and it may be considerbable that he uses those words not as a „quip" forming only an answer words of Falstaff — „I will tell you what I am about," — but also :riptive of the substance or property of Ford. To suppose this to meaning, or at least one of the meanings, of the word „yard" in ssage, it will be necessary to receive that word in a sense, different :s ordinary acceptation, signifying a quantity of land which varies :ng to the place in which it is situated, and called yard-land. Thus .beldon in Surrey, a yard of land consists of about fifteen acres, and r counties of twenty, thirty, and forty acres. I cannot now state the y of a yard at or about Windsor where Ford lived, but if it consisted as at Winbeldon of but fifteen acres, Ford would be the owner of acres and more, or in other words, he would be a man of substance. ı an old court book of the mannor of Cranfield, that was of the ons of the Abbey of Ramsey; the homage (at a court of survey) quod nesciunt quot acrae faciunt virgatam, quia aliquando XLVIII 'aciunt virgatam, et aliquando pauciores. Quatuor virgatae faciunt Dominica non est hidata. Persona tenet terram sed nescitur quan- Nihil inde facit domino abbati, quia est eleemosyna, non est hidata Vhere we see as virgata so hida was uncertain. Yet in that uncer- the whole content of the town was counted XII hides, which yet n ad regem computabatur pro decem hidis, as the book says, and ıatuor virgatae faciunt hidam, and XLVIII acrae faciunt virgatam, it must follow that CXCII acres, in this place, made a hide. And ng to this uncertainty of yard-lands, ox-gangs, selions, acres (for they to be reckoned also, according to the several customs of countries) rere of uncertain quantity. Selden. Titles of Honour the second

rgata terrae continet 24 acras et 4 virgatae constituunt unam Hydam, ıque Hydae constituunt feodum militare, M. S. Abbatiae Malmesb. acton, lib. 2, cap. 10 and 27 calls yard-land virgatam terrae but he ›t mention the number of acres it contains.

Friar.

Young son, it argues a distemper'd head,
So soon to bid good morrow to thy bed:
Care keeps his watch in every old man's eye,
And where care lodges, sleep will never lie:
But where unbruised youth with unstuff'd brain
Doth couch his limbs, there golden sleep doth reign:

Romeo and Juliet Act 2 Scene 3.

*Βαιὰν μοι, βαιὰν, ὦ τέκνον,*
*Πέμπε λόγων φάμαν·*
*Ὡς πάντων ἐν νόσῳ εὐδρακὴς*
*Ὕπνος ἄϋπνος λεύσσειν.* 864.

Sophocles *ΦΙΛΟΚΤΗΤΗΣ.*

'ote, that nothing doth so much destroy any plant, or other body, by putrefaction or arefaction, as the adventitious moisture which ı loose in the body, if it be not drawn out.

How quickly nature falls into revolt,
When gold becomes her object!
For this the foolish over-careful fathers
Have broke their sleep with thoughts, their brains with care,
Their bones with industry:
For this they have engross'd and piled up
The canker'd heaps of strange-achieved gold;
For this they have been thoughtful to invest
Their sons with arts, and martial exercises:
When, like the bee, tolling from every flower
The virtuous sweets;
Our thighs packed with wax, our mouths with honey,
We bring it to hive; and, like the bees,
Are munder'd for our pains.

2 Henry IV. Act 4 Scene 4.

For it betrayeth and tolleth forth the innate and radical moisture along with it when itself goeth forth." Lord Bacon. Natural History. Century IV. 365.

„The Geraldine was not verie farre from thense, when the earle with his band made hot foot after, and dogging still the tracke of the predours, he came to the place where the dart was hurled,

Prince Henry.

So please your majesty, I would, I could
Quit all offences with as clear excuse,
As well as, I am doubtless, I can purge
Myself of many I am charged withal:
Yet such extenuation let me beg,
As in reproof of many tales devised, —
Which of the ear of greatness needs must hear, —
By smiling pick-thanks and base newsmongers,
I may, for some things true, wherein my youth
Hath faulty wander'd and irregular,
Find pardon on my true submission.

1 Henry IV. Act 3 Scene 2.

where one pick-thanke or other let the earle to understand of the Geraldine his wild speeches there delivered."

Holinshed. The Description of Ireland. Chap. IV.

Exeter.

Ay, we may march in England, or in France,
Not seeing what is likely to ensue:
This late dissention, grown betwixt the peers,
Burns under feigned ashes of forged love,
And will at last break out into a flame:

1 Henry VI. Act 3 Scene 1.

„But the coles of inward grief being covered with cold ashes of outward reconciliation, did not long lie covered, but in the end began afresh to shew their fire. For the lord Johnstone falling from the said accord, upon what occasion I know not, either for cause given by the earle Morton, or for evill disposition in himselfe, or for both they burst foorth againe into the like conflicts and part taking. Holinshed The Continuance of the Annales of Scotland.

Plantagenet.

My father was attached, not attainted;
Condemn'd to die for treason, but no traitor;
And that I 'll prove on better men than Somerset,
Were growing time once ripen'd to my will.
For your partaker Poole, and you yourself,
I 'll note you in my book of memory,
To scourge you for this apprehension:
Look to it well: and say you are well warn'd.

1 Henry VI. Act 2 Scene 4.

„Look unto thyselfe, and thou hast but a few of the nobles thy part-
:ers, and a small number of the commons (which are more uncertaine
n the wind) to follow thee, whose fortune is now almost overthrowne.“
linshed. The Historie of Scotland.

Cade.

Be brave then; for your captain is brave and vows reformation. There
ll be, in England, seven half-penny loaves sold for a penny;
three-hooped pot shall have ten hoops; and I will make it felony to
ık small beer: all the realm shall be in common, and in Cheapside
ll my palfrey go to grass. And when I am king, (as king I will be) —

All.

God save your majesty!

Cade.

I thank you, good people; — there shall be no money; all shall eat
l drink on my score; and I wil apparel them all in one livery, that they
y agree like brothers, and worship me their lord.

2 Henry VI. Act 4 Scene 2.

Gonzalo.

Had I plantation of this isle, my lord, —

Antonio.

He 'd sow it with nettle-seed.

Sebastian.

Or docks, or mallows.

Gonzalo.

And were the king of it, what would I do?

Sebastian.

'Scape being drunk, for want of wine.

Gonzalo.

I' the commonwealth, I would by contraries
Execute all things: for no kind of traffic
Would I admit; no name of magistrate;
Letters should not be known; no use of service,
Of riches, or of poverty; no contracts,
Successions; bound of land, tilth, vineyard, none;
No use of metal, corn, or wine, or oil;
No occupation; all men idle, all;
And women too, but innocent and pure:
No sovereignty; —

Sebastian.

And yet he would be king on't.

Antonio.
The latter end of his commonwealth forgets the beginning.

Gonzalo.
All things in common nature should produce
Without sweat or endeavour: treason, felony,
Sword, pike, knife, gun, or need of any engine,
Would I not have; but nature should bring forth,
Of its own kind, all foizon, all abundance,
To feed my innocent people.

Sebastian.
No marrying among his subjects?

Antonio.
None, man; all idle; whores and knaves.

Gonzalo.
I would with such perfection govern, sir,
To excel the golden age.

Sebastian.
'Save his majesty!

Tempest. Act 2 Scene 1.

*ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.*

*μή νυν πρότερον μηδεὶς ὑμῶν ἀντείπῃ μηδ' ὑποκρούσῃ,*
*πρὶν ἐπίστασθαι τὴν ἐπίνοιαν καὶ τοῦ φράζοντος ἀκοῦσαι.*
*κοινωνεῖν γὰρ πάντας φήσω χρῆναι πάντων μετέχοντας,*
*κἀκ ταὐτοῦ ζῆν καὶ μὴ τὸν μὲν πλουτεῖν, τὸν δ' ἄθλιον εἶναι·*
*μηδὲ γεωργεῖν τὸν μὲν πολλήν, τῷ δ' εἶναι μηδὲ ταφῆναι·*
*μηδ' ἀνδραπόδοις τὸν μὲν χρῆσθαι πολλοῖς, τὸν δ' οὐδ' ἀκολούθῳ·*
*ἀλλ' ἕνα ποιῶ κοινὸν πᾶσιν βίοτον καὶ τοῦτον ὅμοιον.*

*ΒΛΕΠΥΡΟΣ.*

*πῶς οὖν ἔσται κοινὸς ἅπασιν;*

*ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.*

*κατέδει σπέλεθον πρότερός μου.*

*ΒΛΕΠΥΡΟΣ.*

*καὶ τῶν σπελέθων κοινωνοῦμεν;*

*ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.*

*μὰ Δί' ἀλλ' ἔφθης μ' ὑποκρούσας.*
*τοῦτο γὰρ ἤμελλον ἐγὼ λέξειν· τὴν γῆν πρώτιστα ποιήσω*
*κοινὴν πάντων καὶ τἀργύριον καὶ τἄλλ' ὁπόσ' ἐστὶν ἑκάστῳ.*
*εἶτ' ἀπὸ τούτων κοινῶν ὄντων ἡμεῖς βοσκήσομεν ὑμᾶς*
*ταμιευόμεναι καὶ φειδόμεναι καὶ τὴν γνώμην προσέχουσαι.*

*ΒΛΕΠΥΡΟΣ.*

*πῶς οὖν ὅστις μὴ κέκτηται γῆν ἡμῶν, ἀργύριον δὲ*
*καὶ Δαρεικούς, ἀφανῆ πλοῦτον.*

*ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.*

*τοῦτ' ἐς τὸ μέσον καταθήσει,*
*καὶ μὴ καταθεὶς ψευδορκήσει.*

*ΒΛΕΠΥΡΟΣ.*

*κἀκτήσατο γὰρ διὰ τοῦτο.*

*ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.*

*ἀλλ' οὐδέν τοι χρήσιμον ἔσται πάντως αὐτῷ.*

ΒΛΕΠΥΡΟΣ.

. . . . . κατὰ δὴ τί;

ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.

οὐδεὶς οὐδὲν πενίᾳ δράσει. πάντα γὰρ ἕξουσιν ἅπαντες,
ἄρτους, τεμάχη, μάζας, χλαίνας, οἶνον, στεφάνους, ἐρεβίνθους.

Aristophanes ΕΚΚΛΗΣΙΑΖΟΥΣΑΙ.

I will place some parts of these passages nearer together that the reader more easily see the resemblance between the democracy of Praxagora the commonwealths of Cade and Gonzalo and the words of Aristopha- and Shakspeare.

Cade.

all the realm shall be in common.

Praxagora.

κοινωνεῖν γὰρ πάντας φήσω χρῆναι πάντων μετέχοντας,
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
τὴν γῆν πρώτιστα ποιήσω
κοινὴν πάντων καὶ τἀργύριον καὶ τἄλλ' ὁπόσ' ἐστὶν ἑκάστῳ.

Cade.

Here shall be, in England, seven loaves sold for a penny.

Praxagora.

πάντα γὰρ ἕξουσιν ἅπαντες,
ἄρτους.

Sebastian.

No marrying among his subjects?

Antonio.

None, man; all idle; whores and knaves.

ΒΛΕΠΥΡΟΣ.

ἣν μεῖραξ' ἰδὼν ἐπιθυμήσῃ καὶ βούληται σκαλαθῦραι,
ἕξει τούτων ἀφελὼν δοῦναι· τῶν ἐκ κοινοῦ δὲ μεθέξει
ξυγκατμδαρθών.

ΠΡΑΞΑΓΟΡΑ.

ἀλλ' ἐξέσται προῖκ' αὐτῷ ξυγκαταδαρθεῖν.
καὶ ταύτας γὰρ κοινὰς ποιῶ τοῖς ἀνδράσι συγκατακεῖσθαι
καὶ παιδοποιεῖν τῷ βουλομένῳ.

ΕΚΚΛΗΣΙΑΖΟΥΣΑΙ.

Praxagora.

ἀλλ' οὐκ ἔσται τοῦτο παρ' ἡμῖν.
πᾶσι γὰρ ἄφθονα πάντα παρέξομεν·

Gonzalo.

. . nature should bring forth,
Of its own kind, all foizon all abundance.

„There are three welles in all, but the chiefest and best of them riseth of an hill, an runneth toward the south, and from thence infinit plentie ater without anie notable diminution of the spring is dailie caried into rie parties of the realme, and droonke by such as have need to occupie same. Of the other two, one is reserved for such as be comelie per- ges and void of loathsome diseases: the other is left common for and rag; but clensed dailie as the other is whereby it becommeth the :esomer.“ Holinshed. The Description of England. Seconde Booke. 23.

Shallow.

He will maintain you like a gentlewoman.

Slender.

Ay, that I will, come cut and long-tail, under the degree of a 'squire.

Merry Wives. Act 3 Scene 4.

Cominius.

Will you hence
Before the tag return? whose rage doth rend
Like interrupted waters and o'erbear.
What they are used to bear.

Coriolanus. Act 3 Scene 1.

Casca.

He fell down in the market-place, and foamed at mouth, and was speechless.

Brutus.

'Tis very like: he hath the falling-sickness.

Cassius.

No, Cæsar hath it not; but you, and I,
And honest Casca, we have the falling-sickness.

Casca.

I know not what you mean by that; but I am sure, Cæsar fell down. If the tag-rag people did not clap him and hiss him, according as he pleased, and displeased them, as they used to do the players in the theatre, I am no true man.

Julius Cæsar. Act 1 Scene 2.

The work was begun, which through the multitude of hands seemed light. For the whole town was assembled, tag and rag, cut and long taile, none exempted, but such as were bedred and impotent. The Description of Ireland. The Third Chapter. Holinshed.

Iago.

Come on, Come on; you are pictures out of doors,
Bells in your parlours, wild cats in your kitchens,
Saints in your injuries, devils being offended,
Players in your housewifery, and housewives in your beds.

Othello. Act 2 Scene 1.

„We limit the comely parts of a woman to consist in foure points, that is to be a shrewe in the kitchen a saint in the Church, an Angell at the bourd, and an Ape in the bed, as the Chronicle reportes by Mistresse Shore paramour to king Edward the fourth.“ Puttenham. Arte of Poesie. Lib. III chap. V.

Don Pedro.

I do but stay, till your marriage be consummate, and then I go toward Arragon.

Much Ado About Nothing. Act 3 Scene 2.

Saturninus.

Ascend, fair queen, Pantheon: — Lords accompany
Your noble emperor, and his lovely bride,
Sent by the heavens for prince Saturnine,
Whose wisdom hath her fortune conquer'd:
There shall we consummate our spousal rites.

Titus Adronicus. Act 1 Scene 2.

Duke.

Come hither, Mariana: —
Say, wast thou e'er contracted to this woman?

Angelo.

I was, my lord.

Duke.

Go, take her hence, and marry her, instantly.
Do you the office, friar; which consummate,
Return him here again:

Measure For Measure. Act 5 Scene 1.

Mariana.

Fear me not.

Duke.

Nor, gentle daughter, fear you not at all:
He is your husband on a pre-contract:
To bring you thus together, 'tis no sin;
Sith that the justice of your title to him
Doth flourish the deceit.

Measure For Measure. Act 4 Scene 1.

Othello.

Iago is most honest.
Michael, good night: To-morrow, with our earliest,
Let me have speech with you. — Come, my dear love,
The purchase made, the fruits are to ensue;
(To Desdemona.)
That profit 's yet to come 'twixt me and you. —

Act 2 Scene 3.

he 32 Henry VIII Cap. XXXVIII. enacts „That from and after the lay of the month of July next coming, in the year of our Lord God all and every such marriages as within this church of England shall be cted between lawful persons (as by this act we declare all persons to ful, that be not prohibited by God's law to marry) such marriages contract and solemnized in the face of the church, and consum- with bodily knowledge, or fruit of children or child being had therein en the parties so married, shall be by authority of this present par- t aforesaid deemed, judged and taken to be lawful, good just and luble, nothwithstanding any pre-contract or pre-contracts of nony not consummate with bodily knowledge, which either of the so married or both shall have made withany other person or per- efore the time of contracting that marriage which is solemnized and nmate, or where of fruit is ensued, or may ensue, as afore and hstanding any dispensation, prescription, law or other thing granted firmed by act, or otherwise."

Othello.

If it were now to die,
'Twere now to be most happy; for, I fear,
My soul hath her content so absolute,
That not another comfort like to this
Succeeds in unknown fate.

Act 2 Scene 1.

Chaerea.

Nunc tempus profecto est, cum perpeti me possum interfeci,
Ne hoc gaudium contaminet vita aegritudine aliqua.

Terence. Eunuchus Actus III Scena V.

„For the inhabitants of all countries that border upon us, as Franc Flanders, Zealand, Holland, and a great part of Germanie, (especiallie tho which lie neere unto the coast) doo saile hither with great numbers of vesse dailie to fish upon our coasts, and buy such as we have alreadie caugh not onlie for their owne use, but also for the Lenton provision of suc nations as lie upon the Levant seas,

Romeo.

What hast thou found?

Mercutio.

No hare, sir; unless a hare, sir, in a lenten pie, that is something stal and hoar ere it be spent.

Act 2 Scene 4.

Clown.

Let her hang me! he, that is well hanged in this world, needs to fe no colours.

Mar.

Make that good.

Clown.

He shall see none to fear.

Mar.

A good lenten answer. I can tell thee where that saving was bor of I fear no colours.

Twelfth Night. Act 1 Scene 5.

Rosencranz.

My lord, there is no such stuff in my thoughts.

Hamlet.

Why did you laugh then, when I said, Man delights not me?

Rosencranz.

To think, my lord, if you delight not in man, what lenten entertai ment the players shall receive from you: we coted them on the way: an hither are they coming, to offer you service.

Act 2 Scene 2.

where they sell the same at their owne wills, with very speedie utterance. The Description of Scotland. Holinshed.

Ophelia.

There's fennel for you, and columbines: — there's rue for you; and here's some for me: — we may call it, herb of grace o' Sundays: — you may wear your rue with a difference: — There's a daisy: — I would give you some violets; but they withered all, when my father died: —

Hamlet. Act 4 Scene 5.

*Βαλλε δ' ενι στεφανοισι και ανθεσι· παντα συν αυτῳ,*
*Ὡς τηνος τεθνακε, και ανθεα παντ' εμαρανθη.*

Bion. Epitaph on Adonis.

„An hundred miles beyond the Orchades are the Shetland Iles, whose chiefe commodities stand onelie by fish which is dried in the sun. There are brought also into Scotland out of these Ilands great store of sheepes felles,

Lear.

Upon such sacrifices, my Cordelia,
The gods themselves throw incense. Have I caught thee?

He that parts us, shall bring a brand from Heaven,
And fire us hence, like foxes. Wipe thine eyes;
The goujeers shall devour them, flesh and fell,
Ere they shall make us weep: we'll see them starve first.
Come.

Act 5 Scene 3.

oxe hides, gotes skinnes, and cases of martirnes dried in the sunne." The Description of Scotland. The Twelfth Chapter. Holinshed.

King.

When in your motion you are hot and dry,
As make your bouts more violent to that end,
And that he calls for drink, I 'll have preferr'd him
A chalice for the nonce; whereon but sipping,
If he by chance escape your venom'd stuck,
Our purpose may hold there.

Hamlet. Act 4 Scene 7.

Count.

This is a riddling merchant for the nonce;
He will be here, and yet he is not here:

1 Henry VI. Act 2 Scene 3.

Poins.

Tut! our horses they shall not see, I'll tie them in the wood; our visors we will change, after we leave them; and, sirrah, I have cases of buckram for the nonce, to immask our noted outward garments.

1 Henry IV. Act 1 Scene 2.

1 Servant.

Where's Potpan, that he helps not to take away? he shift a trencher! he scarpe a trencher!

2 Servant.

When good manners shall lie all in one or two men's hands, and they unwashed too, 'tis a foul thing.

1 Servant.

Away with the joint-stools, remove the courtcupboard, look to the plate: — good thou, save me a piece of marchpane; and, as thou lovest me, let the porter let in Susan Grindstone, and Nell. — Antony! and Potpan!

Romeo and Juliet. Act 1 Scene 5.

For us, and for our tragedy,
Here stooping to your clemency,
We beg your hearing patiently.

Is this a prologue, or the posy of a ring?

Hamlet. Act 3 Scene 2.

Of folded schedules had she many a one,
Which she perused, sigh'd, tore and gave the flood;
Crack'd many a ring of poised gold and bone,
Bidding them and their sepulchres in mud;
Found yet more letters sadly penn'd in blood,
With sleided silk feat and affectedly.
Enswath'd, and seal'd to curious secrecy

Lucrece.

„There be also other like Epigrammes that were sent usually for new

yeares giftes or to be Printed or put upon their banketting dishes of suger plate, or of march paines, and such other dainty meates as by the curtesie and custome every gest might carry from a common feast home with him to his owne house, and were made for the nonce, they were called Nenina or apophoreta, and never contained above one verse, or two at the most, but the shorter the better, we call them Posies, and do paint them now a dayes upon the backe sides of our fruite trenchers lof wood, or use them as devises in rings and armes and about such courty purposes. Puttenham. The Arte of Poesie. Lib. I. Chap. XXX.

King John.

Ah me! this tyrant fever burns me up,
And will not let me welcome this good news. —
Set on toward Swinstead: to my litter straight;
Weakness possesseth me, and I am faint.

Burgundy.

Courageous Bedford, let us now persuade you.

Bedford.

Not to be gone from hence; for once I read,
That stout Pendragon, in his litter, sick,
Came to the field, and vanquished his foes:

Petrus Spileman finem fecit cum Rege pro Terris quas dictus Petrus tenuit, serjantiam inveniendi unum servientem, cum Hambergello, per XL Dies in Anglia, et inveniendi Littram ad Lectum Regis, Faenum ad Palnfridum Regis, quando Rex jacuerit apud Brokenerst in Com. Southampton. Fines. Hil. I. Edw. II. Wilts.

Littera, Tres Careetas Litterae, Three Cart-louds of straw or Litter, Mon. Ang. 2 par. fol. 33. b.

Anne.

Poor key-cold figure of a holy king!
Pale ashes of the house of Lancaster!
Thou bloodless remnant of that royal blood:
Richard III. Act 1 Scene 2.

Hamlet.

Here hung those lips, that I have kissed I know not how oft. Where be your gibes now? your gambols? your songs? your flashes of merriment, that were wont to set the table on a roar? Not one now, to mock your own grinning? quite chap-fallen?

Act 5 Scene 1.

Mirabel.

Dead? Heaven forbid!

Belleur.

Heaven further it!
For, till they be key-cold dead, there's no trusting of 'em.
Whate 'er they seem or howsoe'er they carry it,
Till they be chap-fall'n, and their tongues at peuce.
Beaumont and Fletcher. Act 4 Scene 3.

Quick.

Pr'ythee, honey-sweet husband, let me bring thee to Staines.

Pist.

No; for my manly heart doth yearn. —
Bardolph, be blithe; — Nym, rouse thy vaunting veins;

Boy, bristle thy courage up; for Falstaff he is dead,
And we must yearn therefore.

Bard.

'Would, I were with him, wheresome'er he is, either in heaven, or hell!

Quick.

Nay, sure, he's not in hell; he's in Arthur's bosom, if ever man went Arthur's bosom. 'A made a finer end, and went away, an it had been y christom child;

Henry V. Act 2 Scene 3.

„Here is to be noted as for the intent of things aforesaid, as for those at follow, the which in this solemnity of exorcism, or of conjuration of e Devil; some things they make in operation without all only, the hich things are not in the soul materially. But they betoken things spiri- al, as in putting the salt in the mouth of the child, the putting of the ittle of the Priest in his nostrils and in his ears, he making the cross ith the holy oil in the breast, and between the shoulders. Also after the aptism, he maketh the cross with the holy creme upon the child's head: e putteth on him afterward the white robe, the which is called the crysome." he Ordynarye of Crysten Men. EnpryntEd in the Cyte of London in the 'lete strete' in the sygne of ye soune by Wynkyn de Worde, ye yere of ur lorde MccccVj.

2 Clown.

But is this law?

1 Clown.

Ay, marry is't; crowner's-quest law.

Hamlet Act 5 Scene 1.

1 Clown.

Is she to be buried in christian burial, that wilfuly seeks her own sal- vation?

2 Clown.

I tell thee, she is; therefore make her grave straight: the crowner hath et on her, and finds it christian burial.

Hamlet. Act 5 Scene 1.

„Beside these officers afore mentioned, there are sundrie other in everie ountie, as crowners, whose dutie is to inquire of such as cerne to their eath by violence, to attach and present the plees of the crowne, to make quirie of treasure found, &c. There are divers also of the best learned of e law, beside sundrie gentlemen, where the number of lawiers will not ffice (and whose revenues doo amount to above twentie pounds by the eare) appointed by especiall commission from the prince, to looke unto e good governement of his subjects, in the counties where they dwell."

Slender.

In the county of Gloster, justice of peace, and coram.

Merry Wives. Act 1 Scene 1.

„And of these the least skilfull in the law are of the peace the other oth of the peace and quorum, otherwise called of Oier and Determiner, so at the first have authoritie onelie to heare, the other to heare and deter- ine such matters as are brought unto their presence. These also direct eir warrants to the keepers of the gailes within their limitations, for the fe keeping of such offenders as they shall judge worthie to commit unto eir custodie there to be kept under ward, until the great assises, to the d their causes may be further examined before the residue of the countie

and these officers were first devised about the eighteene yeare of Edward the third, as I have beene informed." The Description of England. Chap. 4. Holinshed.

The word „crowner" used in Hamlet is, I think generally supposed to be a corruption of the Clown's, but it is merely the English of the Law Latin Coronator from Corona a crown, which Holinshed also uses, although Shakspeare elsewhere uses the word coroner.

Oli.

Go thou and seek the crowner, and let him sit o' my coz; for he 's in the third degree of drink, he 's drowned: go, look after him.

Slender says in effect, that Justice Shallow was the most skilful in the law, because he was not merely justice of peace, but also of the quorum, and Holinshed says, „the least skilful in the law are of the peace the other both of the peace and quorum."

Ulysses.

Time hath, my lord, a wallet at his back,
Wherein he puts alms for oblivion,
A great-sized monster of ingratitudes:
Those scarps are good deeds past: which are devour'd
As fast as they are made, forgot as soon
As done:

Troilus and Cressida.

XXIV.

„Here in this bottle," sayd the sory mayd,
„I put the tears of my contrition,
Till to the brim I have it full defrayd:
And in this bag, which I behinde me don,
I put repentaunce for things past and gon.
Yet is the bottle leake, and bag so torne,
That all which I put in fals out anon,
And is behinde me trodden downe of Scorne,
Who mocketh all my paine, and laughs the more I mourn."

Faerie Queene. Book VI. Canto VIII.

„Whatsoever a man speaks or perswades he doth it not by imitation artificially, but by observation naturally (though one follow another) because it is both the same and the like that nature doth suggest:

Hotspur.

With many holiday and lady terms
He question'd me; among the rest demanded
My prisoners, in your majesty's behalf.
I then, all smarting, with my wounds being cold,
To be so pester'd with a popinjay,
Out of my grief and my impatience,
Answer'd neglectingly, I know not what:

1 Henry IV. Act 1 Scene 3.

but if a propingay speake, she doth it by imitation of mans voyce artificially and not naturally being the like but not the same that nature doth suggest to man." Puttenham's arte of Poesie. Lib. III. Cap. XXV.

King Henry.

This battle fares like to the morning's war,
When dying clouds contend with growing light;
What time the shepherd, blowing of his nails,
Can neither call it perfect day, nor night.

Now sways it this way, like a mighty sea;
Forced by the tide to combat with the wind;
Now sways it that way, like the self-same sea
Forced to retire by fury of the wind:
Sometime, the flood prevails; and then the wind;
Now, one the better; then, another best;
Both tugging to be victors, breast to breast,
Yet neither conqueror, nor conquered:
So is the equal poise of this fell war.

3 Henry VI. Act 2 Scene 5.

XXVII.

Like as the tide, that comes fro th' ocean mayne,
Flowes up the Shenan with contrarie forse,
And, over-ruling him in his owne rayne,
Drives backe the current of his kindly course,
And makes it seeme to have some other sourse;
But when the floud is spent, then backe againe
His borrowed waters forst to re-disbourse,
He sends the sea his owne with double gaine,
And tribute eke withall, as to his soveraine.

XXVIII.

Thus did the battell varie to and fro,
With diverse fortune doubtfull to be deemed:
Now this the better had, now had his fo;
Then he halfe vanquisht, then the other seemed;
Yet victors both themselves alwayes esteemed:

Faerie Queene. Book IV. Canto III.

King Henry's description of the battle is very similar to the description contained in these Stanzas from the Faerie Queene. Shakspeare compares the battle to a mighty sea forced by the tide to combat with the wind, sometimes thee flood prevailing then the wind,

„Now, one the better; then, another best;
Both tugging to be victors, breast to breast,
Yet neither conqueror, nor conquered:

nd Spenser compares a battle to the tide which flowing up the Shenan rom the ocean overrules the current of that river and is, in turn, forced ack again to the sea,

„Now this the better had, now had his fo:
Then he halfe vanquisht, then the other seemed
Yet victors both themselves alwayes esteemed."

Servant.

My lord, I do confess the ring was hers.

King.

You boggle shrewdly, every feather starts you. — —

All's Well That Ends Well. Act 5 Scene 3.

„So apt are young maids to boggle at every object, so soon won : lost with every toye, so quickly diverted, so hard to be pleased." Bur-n's Anatomy of Melancholy Part 3. Sec. 2. Mem. 6. Subs. 5.

Mrs. Ford.

My maid's aunt, the fat woman of Brentford, has a gown above.

Mrs. Page.

On my word, it will serve him; she's as big as he is: and there's her thrummed hat and her muffler too. Run up, sir John.

Merry Wives. Act 4 Scene 2.

The 5 and 6 Edward VI. Cap. XXIV. enacts „That no person by himself, or by his servant or apprentice, shall from and after the feast of St. Michael the archangel next coming make or work any felt or thrummed hats, or weave or make any coverlets or dornecks, or occupy, use or exercise the mysteries or occupations of making of felts or thrummed hats, or weaving of dornecks or coverlets, or any of them, within the city of Norwich, or within the county of Norfolk, unless he or they that shall so make or work any such felts or hats, or so occupy the occupation or mystery of making of felts or hats as aforesaid, within the said city or county, be licenced and admitted so to do by the mayor, recorder, steward and two justices of peace of the said city, or by four of them, or that have been apprentice to the same occupation and mystery of felts and hats making, by the space of seven years."

Doctor.

Foul whisperings are abroad: Unnatural deeds
Do breed unnatural troubles: Infected minds
To their deaf pillows will discharge their secrets.

Macbeth.

Vaux.

Sometime, he talks as if duke Humphrey's ghost
Were by his side; sometime, he calls the king,
And whispers to his pillow, as to him,
The secrets of his overcharged soul:

2 Henry VI. Act 3 Scene 2.

Sil.

O Corin, that thou knew'st how I do love her:

Cor.

I partly guess, for I have loved ere now.

Sil.

No, Corin, being old, thou canst not guess;
Though in thy youth thou wast as true a lover
As ever sigh'd upon a midnight pillow.

As You like. Act 2 Scene 4.

Menenius.

Lead'st first to win some vantage. —
But make you ready your stiff bats and clubs;
Rome and her rats are at the point of battle,
The one side must have bale.

Coriolanus. Act 1 Scene 1.

To thee she says full oft, Good night
And names thee oft her own most dear,
Her comfort, weal, and all her cheer,
And tells her pillow all her tale
How thou hast done her woe and bale.

Earl of Surrey's Poems A Description of the Restless State of a Lover, etc.

King.

I meant to rectify my conscience, — which

I then did feel full sick, and yet not well, —
By all the reverend fathers of the land,
And doctors learn'd.

Henry VIII. Act 2 Scene 4.

Orlando.

My fair Rosalind, I come within an hour of my promise.

Rosalind.

Break an hour's promise in love? He that will divide a minute into a ousand parts, and break but a part of the thousandth part of a minute the affairs of love, it may be said of him, that Cupid hath clapp'd him the shoulder; but I warrant him heart-whole.

As You Like It. Act 4 Scene 1.

„I have seene in divers places where many make themselves hart hole, where in deede they are full sicke, bearing it stoutly out to the zard of their health, rather then they would be suspected of any lothsome firmity, which might inhabit them from the Princes prescence, or enter-inment of the ladies." Puttenham, The arte of English Poesie, Lib. III. hap. XXV.

Nathaniel.

Truly, master Holofernes, the epithets are sweetly varied, like a scholar t the least. But, sir, I assure ye, it was a buck of the first head.

Holofernes.

Sir Nathaniel, haud credo.

Dull.

'Twas not a haud credo; twas a pricket.

Love's Labour's Lost Act 4 Scene 2.

Love, love, nothing but love, still more!
For, oh love's bow
Shoots buck and doe:
The shaft confounds
Not that it wounds,
But tickles still the sore.

Troilus and Cressida Act 3 Scene 1.

Holofernes.

The preyful princess pierced and prick'd a pretty pleasing pricket;
Some say a sore; but not a sore, till now made sore with shooting.
The dogs did yell: put L to sore, the sorel jumps from thicket:
Or pricket sore, or else sorel; the people fall a-hooting.
If sore be sore, then L to sore makes fity sores one sorel.
Of one sore I an hundred make by adding but one more L.

Love's Labour's Lost. Act 4 Scene 2.

„The proceads of the buck and doe. The first year a fawn, the second ear a pricket, the third a sorell, the fourth a sore, the fifth a buck f the first head, the sixth a great buck." Coke 4 Institute. Cap. 73. f the Forests, and the Jurisdiction of the Courts of the Forest.

King.

The main consents are had; and here we'll stay
To see our widower's second marriage day.

Countess.

Which better than the first, O dear Heaven, bless!
Or, ere they meet, in me, O nature cesse!

All's Well That Ends Well. Act 5 Scene 3.

King John.

Our discontented counties do revolt;
Our people quarrel with obedience;
Swearing allegiance, and the love of soul,
To stranger blood, to foreign royalty.

King John. Act 5 Scene 1.

Spenser uses the expression „love of soul" in the Faerie Queene:

II.

For naturall affection soone doth cesse,
And quenched is with Cupids greater flame;
But faithfull friendship doth them both suppresse,
And them with maystring discipline doth tame,
Through thoughts aspyring to eternall fame.
For as the soule doth roule the eartly masse,
And all the service of the bodie frame;
So love of soule doth love of bodie passe,
No lesse then perfect gold surmounts the meanest brasse.

Book IV. Canto IX.

but see Archiv f. n. Sprachen. XXVIII. Band p. 293 — 294.

Edmund.

This is the excellent foppery of the world: that, when we are sick in fortune, (often the surfeit of our own behaviour,) we make guilty of our disasters, the sun, the moon, and the stars: as if we were villains by necessity; fools, by heavenly compulsion; knaves, thieves, and treachers, by spherical predominance; drunkards, liars, and adulterers, by an enforced obedience of planetary influence; and all that we are evil in, by a divine thrusting on: An admirable evasion of whore-master man, to lay his goatish disposition to the charge of a star!

Lear. Act 1 Scene 2.

XXVIII.

„Right true: but faulty men use oftentimes
To attribute their folly unto fate,
And lay on heaven the guilt of their owne crimes.

Faerie Queene Book V. Canto IV.

Eudox.

Surely I suppose this but a vain conceit of simple men, which judge things by their effects, and not by their causes; for I would rather think the cause of this evil which hangeth upon that country, to proceed rather of the unsoundness of the counsels, and plots which you say have been oftentimes laid for the reformation, or of faintness in following and effecting the same, than of any such fatal course appointed of God as you misdeem: but it is the manner of men, that when they are fallen into any absurdity, or their actions succeed not as they would, they are always ready to impute the blame thereof unto the heavens, so to excuse their own follies and imperfections. Spenser. A View of the State of Ireland.

Holofernes.

The preyful princess pierced and prick'd a pretty pleasing pricket. Love's Labour's Lost. Act 4 Scene 2.

Pyramus.

I thank thee, moon, for shining, now so bright.
For, by thy gracious, golden glittering beams,
I trust to taste of truest Thisby's sight.

Midsummer Night's Dream.

Prologue.

Anon comes Pyramus, sweet youth, and tall.
„And finds his trusty Thisby's mantle slain:
Whereat with blade, with bloody blameful blade.
„He bravely broach'd his boiling bloody breast;
And Thisby tarrying in mulberry shade,
„His dagger drew, and died.
Midsummer Night's Dream. Act 5 Scene 1.

Shakspeare in these passages evidently refers to Parimion, or the Figure like letter, thus described by Puttenham,

„Ye do by another figure notably affect th' eare when ye make every ›rd of the verse to begin with a like letter, as for example in this verse ·itten in an Epitaphe of our making.

Time tried his truth his travailes and his trust,
And time to late tried his integrite.

It is a figure much used by our common rimers, and doth well if it be ›t too much used, for then it falleth into the vice which shall be hereter spoken of called Tautologia." The arte of English Poesie Lib. III. hap. XVI.

Or to Tautologia or the Figure of selfe saying thus described by Puttenham.

„Ye have another manner of composing your metre nothing commendɔle, specially if it be too much used, and is where our maker takes too ıuch delight to fill his verse with wordes beginning all with a letter, as ı English rimer that said:

The deadly droppes of darke disdaine,
Do daily drench my due desartes.

And as the Monke we spake of before, wrote a whole Poeme to the ɔnor of Carolus Caluus, every word in his verse beginning with C, thus:

Carmina clarisonae Caluis cantate camenae.

Many of our English makers use it too much, yet we confesse it doth ɔt ill but pretily becomes the meetre if ye passe not two or three words ı one verse, and use it not very much, as he that said by way of pithete.

The smoakie sighes: the trickling teares.

And such like, for such composition makes the meetre runne away noother, and passeth from the lippes with more facilitie by iteration of a tter then by alteration, which alteration of a letter requires an exchange f ministry and office in the lippes, teeth or palate, and so doth not the eration." The arte of Poesie. Lib. III. Chap. XXII.

Hotspur.

O, he's as tedious
As is a tired horse, a railing wife;
Worse than a smoky house:
1 Henry IV. Act 3 Scene 1.

„Sire thise wordes ben understonde of women that ben jungleresses nd wicked; of which women men sain that three thinges driven a man out f his hous, that is to say, smoke, dropping of raine, and wicked ives," Chaucer. The Tale of Melibeus.

2 Gentleman.

All the commons
Hate him perniciously, and, o' my conscience,
Wish him ten fathom deep; this duke as much
They love and dote on; call him, bounteous Buckingham,
The mirror of all courtesy; —

Henry VIII. Act 2 Scene 1.

In hire is high beaute withouten pride,
Youthe, withouten grenched or folie.
To all hire workes vertue is hire guide;
Humblesse hath slaien in hire tyrannie:
She is the mirrour of all curtesie,
Hire herte is veray chambre of holinesse,
Hire honde ministre of fredom for allmesse. 4588.

Chaucer. The Man of Lawes Tale.

„Plato in his seventh book De Legibus, hath a pretty fiction of a city under grownd, to which by little holes, some small store of light came; the inhabitants thought there could be a better place, and at their first coming abroad, they might not endure the light, aegerrime solem intueri; but after they were accustomed a little to it, they deplored their fellows misery that lived under ground. A silly lover is in like state; none so fair as his mistriss at first: he cares for none but her; yet after a while, when he hath compared her with others he abhors her name, sight and memory.“

Enter Benvolio and Romeo.

Benvolio.

Tut, man! one fire burns out another's burning.
One pain is lessen'd by another's auguish;
Turn giddy, and be holp by backward turning;
One desperate grief cures with another's languish:
Take thou some new infection to thy eye,
And the rank poison of the old will die.

Romeo and Juliet. Act 1 Scene 2.

„'Tis generally true, for as he observes (Tatius lib. 6) Priorem flammam novus ignis extrudit; et ea multorum natura, ut praesentes maxime ament, one fire drives out another: and such is womens weakness, that they love commonly, him that is present. And so do many men (as he confessed) he loved Amye till he saw Floriat, and when he saw Cynthia, forgat them both“:

Friar:

God pardon sin! wast thou with Rosaline?

Romeo.

With Rosaline, my ghostly father? no;
I have forgot that name, and that name's wo.

Romeo and Juliet. Act 1 Scene 5.

but faire Phillis was incomparably beyond them all; Cloris surpassed her; and yet when he espied Amarillis, she was his sole mistress; O devine Amarillis; quam procera, cupressi ad instar, quam elegans, quam decens! etc. how lovely, how tall, how comely she was, saith (Polemius) till he saw another, and then she was the sole subject of his thoughts. In conclusion he loves her the best he saw last. Triton the sea-god first loved Leucothöe, till he came in presence of Milaene, she was the commandress of his heart, till he saw Galatea: but (as she complains) he loved another eftsoons, another and another. Calcaguin. Dial Galat. Mox aliam praetulit, aliam

ıelaturus quam primum occasio arriserit. 'Tis a thing which by Hieromes ıort hath been usually practised.

Aufidius.

One fire drives out one fire; one nail, one nail;
Rights by rights fouler, strength by strengths, do fail.

Coriolanus. Act 4 Scene 7.

Heathen philosophers drive out one love with another, as they do a g, or a pin with a pin. Which those seven Persian Princes did to ıuerus that they might requite the desire of Queen Vashti with the love others. Philosophi saeculi veterem amorem novo, quasi clavum clavo ıellere, quod et Assuero regi septem principes Persarum fecere, ut Vastae ;inae desiderium amore compensaret. Epist. lib. 2. 16. Pausanias, in acis, saith, that therefore one Cupid was painted to contend with another, l to take the garland from him, because one love drives out another." rton, Anat. Melan. Part 3. Sec 2. Mem 6. Subs. 3.

Cominius.

I tell you, he does sit in gold, his eye
Red as 'twould burn Rome; and his injury
The failer to his pity.

Coriolanus. Act 5 Scene 1.

Coriolanus.

I sometime lay, here in Corioli,
At a poor man's house; he used me kindly;
He cried to me; I saw him prisoner;
But then Aufidius was within my view.
And wrath o'erwhelm'd my pity: I request you
To give my poor host freedom.

Act 1 Scene 9.

Aegeon.

The enmity and discord, which of late
Sprung from the rancorous outrage of your duke
To merchants, our well-dealing countrymen, —
Who, wanting gilders to redeem their lives,
Have seal'd his rigorous statutes with their bloods, —
Excludes all pity from our threat'ning looks.

Comedy of Errors. Act 1 Scene 1.

*Καὶ μήτε ἐν ἀνδρείας πάθει ὄντες· οἷον ἐν ὀργῇ, ἢ θάρρει. ἀλόγιστα ιρ τοῦ ἐσομένου ταῦτα· μήτ' ἐν ὑβριστικῇ διαθέσει· καὶ γὰρ οὗτοι ἀλόγιστοι ῦ πείσεσθαί τι· ἀλλ' οἱ μεταξὺ τούτων· μήτ' αὖ φοβούμενοι ἀφόδρα· οὐ ρ ἐλεοῦσιν οἱ ἐκπεπληγμένοι διὰ τὸ εἶναι πρὸς τῷ οἰκείῳ πάθει.* 7.

Albany.

Produce their bodies, be they alive or dead!
This judgment of the Heavens, that makes us tremble,
Touches us not with pity.

Lear. Act 5 Scene 3.

*Τὸ γὰρ δεινὸν ἕτερον τοῦ ἐλεεινοῦ καὶ ἐκκρουστικὸν, καὶ πολλάκις τῷ ντίῳ χρήσιμον.* 13.

Aristotle. *ΤΕΧΝΗΣ ΡΗΤΟΡΙΚΗΣ, ΚΕΦ. η'.*

Aristotle says that those who are in anger (*ἐν ὀργῇ*) do not feel pity, l Shakspeare says almost as much, for Cominius, speaking of Coriolanus, s „his injury is the gaoler to his pity," and Coriolanus says „wrath welmed my pity;" so that the injury and wrath of Coriolanus and the ıity mentioned by Aegeon, may be considered as productive of, or equient to the anger, or violent emotion or passion, mentioned by Aristotle.

Nestor.

With due observance of thy godlike seat,
Great Agamemnon, Nestor shall apply
Thy latest words. In the reproof of chance
Lies the true proof of men:

Troilus and Cressida. Act 1 Scene 3.

Myself am moved to woo thee for my wife.

Kath.

Moved! in good time: let him that moved you hither.
Remove you hence; I knew you at the first,
You were a moveable.

Taming of the Shrew.

Speed.

'Tis well that I get it so. But Launce, how say'st thou that my master is become a notable lover?

Launce.

I never knew him otherwise.

Speed.

Than how?

Launce.

A notable lubber, as thou reportest him to be.

Speed.

Why, thou whoreson ass, thou mistakest me.

Launce.

Why, fool, I meant not thee, I meant thy master.

Two Gentlemen of Verona.

Anne.

O wonderful, when devils tell the truth!

Gloster.

More wonderful, when angels are so angry. —
Vouchsafe, divine perfection of a woman,
Of these supposed evils, to give me leave,
By circumstance, but to acquit myself.

Anne.

Vouchsafe, diffused infection of a man,
For these known evils, but to give me leave,
By circumstance, to curse thy cursed self.

Gloster.

Fairer than tongue can name thee, let me have
Some patient leisure to excuse myself.

Anne.

Fouler than heart can tink thee, thou canst make
No excuse current, but to hang thyself.

Gloster.

By such despair, I should accuse myself.

Anne.

And, by despairing, shalt thou stand excused;
For doing worthy vengeance on thyself,
That didst unworthy slaughter upon others.

Richard III.

e have a figure by which ye play with a couple of words or names esembling, and because the one seems to answer th'other by man- illusion, and doth, as it were nick him, I call him the Nicknamer. other man can geve him a fitter English name, I will not be angrie, ım sure mine is very neere the originall sence of Prosonomasia, and ɜr a by-name geven in sport, than a surname geven of an earnest ɛ. As Tiberius the Emperor, because he was a great drinker of ;hey called him by way of derision to his owne name, Caldius Bibe- ero, insteade of Claudius Tiberius Nero: and so a jesting frier that ɩgainst Erasmus, called him by resemblance to his own name, Errans nd are mainteined by this figure Prosonomatia, or the Nicknamer. ery name geven in jest or by way of a surname, if it do not resemble e, is not by this figure.

ıw when such resemblance happens betweene words of another nature, t upon mens names, yet doeth the Poet or maker finde prety sport with them in his verse, specially the Comicall Poet and the Epi- atist. Sir Philip Sidney in a dittie plaide very pretily with these two

ıve and live, thus.

And all my life, I will confesse,
The lesse I love, I live the lesse.

ıd we in our Enterlude called the woer, plaid with these two words r and lover, thus, the countrey clówne came and woed a young of the Citie, and being agreeved to come so oft, and not have his e, said to the old nurse very impatiently.

Iche pray you good mother tell our young dame,
Whence I am come and what is my name,
I cannot come a woing every day.

ıoth the nurse,

They be lubbers not lovers that so use to say.

as one replyed to his mistresse charging him with some disloyaltie s her.

Prove me madame ere ye fall to reprove,
Meeke mindes should rather excuse than accuse.

ɜre the words prove and reprove, excuse and accuse, do pleasantly ter, and (as it were) mock one another by their much resemblance: is is by the figure Prosonomatia, as wel as if they were mens proper alluding to each other.“ Puttenham. The Arte of English Poesie. I. Chap. XIX.

ıe reader will perceive that Shakspeare plays with lover and lubber her words used by Puttenham in illustration of this figure.

Leonato.

I pray thee, cease thy counsel,
Which falls into mine ears as profitless
As water in a sieve:

Much Ado About Nothing. Act 5 Scene 1.

2 Outlaw.

Are you content to be our general?
To make a virtue of necessity,
And live, as we do, in this wilderness?

Two Gentlemen of Verona. Act 4 Scene 1.

We have good, honest, vertuous men and women, whom fame, zeale, feare of God, religion and superstition containes: and yet for all that, we have too many knights of this order, so dubbed by their wives: many good women abused by dissolute husbands, in some places; and such persons you may as soon enjoyn to carry water in a sieve, as to keep themselves honest. Wat shall a man do now in such a case? What remedy is to be had? how shall he be eased? By suing a divorce? that is hard to be effected: si non caste, tamen caute, they carry the matter so cunningly, that though it be as common as simony, as clear and as manifest as the nose in a mans face, yet it cannot be evidently proved, or they likely taken in the fact: they will have a knave Gallus to watch, or, with that Roman Sulpitia, all made fast and sure,

Ne se cadurcis destitutam fasciis,
Nudam Caleno concumbentem videat.

She will hardly be surprised by her husband, be he never so wary. Much better then to put it up: the more he strives in it, the more he shall divulge his owne shame: make a virtue of necessity, and conceal it. Burton's Anat. Melan. Part 3. Sec. 3. Mem. 4. Subs. 1.

Lucentio.

And therefore, Tranio, for the time I study,
Virtue and that part of philosophy
Will I apply, that threats of happiness,
By virtue 'specially to be achieved.

Taming of the shrew. Act 1 Scene 1.

*ὅθεν καὶ ἀπορεῖται πότερόν ἐστι μαθητὸν ἢ ἐθιστὸν ἢ ἄλλως πως ἀσκητόν, ἢ κατά τινα θείαν μοῖραν ἢ καὶ διὰ τύχην παραγίνεται. εἰ μὲν οὖν καὶ ἄλλο τι ἐστὶ θεῶν δώρημα ἀνθρώποις, εὔλογον καὶ τὴν εὐδαιμονίαν θεόσδοτον εἶναι, καὶ μάλιστα τῶν ἀνθρωπίνων ὅσῳ βέλτιστον. ἀλλὰ τοῦτο μὲν ἴσως ἄλλης ἂν εἴη σκέψεως οἰκειότερον, φαίνεται δὲ κἂν εἰ μὴ θεόπεμπτός ἐστιν ἀλλὰ δι' ἀρετὴν καί τινα μάθησιν ἢ ἄσκησιν παραγίνεται τῶν θειοτάτων εἶναι: τὸ γὰρ τῆς ἀρετῆς ἆθλον καὶ τέλος ἄριστον εἶναι φαίνεται καὶ θεῖόν τι καὶ μακάριον. εἴη δ' ἂν καὶ πολύκοινον· δυνατὸν γὰρ ὑπάρξαι πᾶσι, τοῖς μή, πεπηρωμένοις πρὸς ἀρετὴν διά τινος μαθήσεως καὶ ἐπιμελίας.*

Aristotle. *ΗΘΙΚΩΝ ΝΙΚΟΜΑΧΕΙΩΝ. Α*

Tra.

Mi perdonate, gentle master mine,
I am in all affected as yourself;
Glad that you thus continue your resolve,
To suck the sweets of sweet philosophy.
Only, good master, while we do admire
This virtue and this moral discipline,
Let 's be no stoicks, nor no stocks, I pray;
Or so devote to Aristotle's checks,
As Ovid be an outcast quite abjured:
Talk logic with acquaintance that you have,
And practise rhetoric in your common talk;
Music and poesie use to quicken you;
The mathematics, and the metaphysics,
Fall to them as you find your stomach serves you:
No profit grows, where is no pleasure ta'en; —
In brief, sir, study what you most affect.

Taming of the Shrew. Act 1 Scene 1.

*φανείη δ' ἂν τοῦτο καὶ ἐκ τοῦ συνῳκειῶσθαι τῶν ἡδονῶν ἑκάστην τῇ ἐνεργείᾳ ἣν τελειοῖ. συναύξει γὰρ τὴν ἐνέργειαν ἡ οἰκεία ἡδονή· μᾶλλον*

*γὰρ ἕκαστα κρίνουσι καὶ ἐξακριβοῦσιν οἱ μεθ' ἡδονῆς ἐνεργοῦντες, οἷον γεωμετρικοὶ γίνονται οἱ χαίροντες τῷ γεωμετρεῖν, καὶ κατανοοῦσιν ἕκαστα μᾶλλον, ὁμοίως δὲ καὶ οἱ φιλόμουσοι καὶ φιλοικοδόμοι καὶ τῶν ἄλλων ἕκαστοι ἐπιδιδόασιν εἰς τὸ οἰκεῖον ἔργον χαίροντες αὐτῷ. συναύξουσι δὲ αἱ ἡδοναί, τὰ δὲ συναύξοντα οἰκεῖα.*

Aristotle. *ΗΘΙΚΩΝ ΝΙΚΟΜΑΧΕΙΩΝ. Κ.*

Tranio having mentioned Aristotle's checks, logic, rhetoric, music and poesy, mathematics and metaphysics says,

Fall to them as you find your stomach serves you:
No profit grows, where is no pleasure ta'en: —
In brief, sir, study what you most affect.

and the reader will perceive that Aristotle in his Ethics says that those taking pleasure in geometry become geometricians and perceive each thing better, and that those loving the muses etc. progress because they take pleasure in the occupation.

Demetrius.
Why makest thou it so strange?
She is a woman, therefore may be woo'd;
She is a woman, therefore may be won;
She is Lavinia, therefore must be loved.
What, man! more water glideth by the mill
Than wots the miller of; and easy it is
Of a cut foal to steal a shive, we know:

Titus Andronicus. Act 2 Scene 2.

„Dion Nicaeus relates in his life, tria millia mœchorum, three thousand cuckold makers, or naturae monetam adulterantes, as Philo cals them; false coyners and clippers of natures mony, were summoned into the court at once. And yet, Non omnem molitor quae fluit undam videt: the miller sees not all the water that goes by his mill: no doubt but as in our dayes, these were of the commonalty: all the great ones were not so much as called in question for it. Burton. Anat. Melan. Part. 3. Sec. 3. Mem. 4. Subs. 1.

Liverpool. W. L. Rushton.

## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

**Das alte und das neue Rom, Vortrag v. 8ten Febr. 1865 im K. Schauspielhause von F. A. Märker, Berlin G. Reimer 1865. 43 pp.**

Wer würde nicht gern einem Propheten sein Ohr leihen, der uns und unserm Volke, in feurigen Worten mit siegesgewisser Bestimmtheit, eine hohe und herrliche Zukunft vorhersagt? Wer würde deshalb nicht auch gern einen Blick in den obigen Vortrag thun, dessen beredter Verfasser den originellen und bis jetzt, in dieser Kühnheit und eingehenden Ausführlichkeit, wohl ganz neuen Versuch macht, in unserm schönen, so ungestüm wachsenden Berlin die Hauptstadt der Zukunft nachzuweisen. Denn was der sterbende Humanitätsapostel St. Simon ausgesprochen haben soll, „die unwissende Menschheit hat das goldene Zeitalter an ihren Anfang versetzt und siehe — es liegt vor uns!“ — das gilt heut unter uns für ausgemacht. Wir stehen alle auf der Warte und blicken neugierig und ungeduldig hinaus — ma soeur, ne vois-tu rien venir? Wir haben ein Kunstwerk der Zukunft, eine Zukunftsmusik, eine ganz besondere Classe von Staatsbürgern, die sich Männer der Zukunft nennen — wie steht es mit der Kunst, der Musik, den Männern der Gegenwart? An diese letzteren, näher an die Bürger Berlins, wendet sich Hr. Märker in einem kurzen Vorwort; „Berlin ist einer der Mittelpunkte des Welthandels, der Kern des deutschen politischen und geistigen Lebens“, den Jedem schon entgegengetretenen Gedanken der welthistorischen Bestimmung dieser Stadt auf seine feste Basis zu stellen, ist das Ziel seines Vortrages. Nur scheinbar holt der Verfasser weit aus, indem er mit einer Betrachtung der universellen Bedeutung Jerusalems, Athens und Roms beginnt; unaufhaltsam vielmehr, in strengster logischer Gedankenfolge schreitet er vor, indem er beweist, dass jede der drei Städte — gleich unvergänglich in ihrem Namen und in ihren Wirkungen — nur durch ihre geistige Macht, „potestas rationis“ durch die „Idee“ die Gemüther der Menschen gefangen genommen und so ein Imperium, eine Geisterherrschaft erworben hat. Die Idee geht aber, wie in einem höhern Sinne, die Liebe — von der christlichen ist es ohne Weiteres deutlich — auf die Entwicklung der Freiheit aus, und diese knüpft nun der Verfasser mit dem Imperium zu einem gordischen Knoten zusammen, den kein Alexander mehr zerreissen soll. Zweimal hat Rom die Insignien dieser Herrschaft und mit Recht getragen, es fragt sich, ob es zum dritten Male geschehen wird und kann „oder sinkt es als Hauptstadt des neuen Königreichs Italien zu einer Capitale untergeordneten Ranges herab?“. Hier (p. 22, 23) ist der Wendepunkt des ganzen Vortrages, bei welchem, einen Augenblick ruhend, gestattet sein mag, auf die glänzende rednerische Einkleidung hinzuweisen, die der Verfasser

einer anziehenden Beweisführung zu geben gewusst hat und die noch durch inen reichen Schmuck unendlich sinnreicher Anführungen aus den grössten ieisteswerken aller Nationen, mächtig gehoben wird. Um nun auf Deutschınd zu kommen und ihm die Krone des Imperii und die Mitra der geistien Gewalt darzubieten, hat der Verfasser offenbar die Aufgabe, die zahlɜichen Mitbewerber abzuweisen, die sich selbstverständlich nach einem solhen Preise drängen dürften. England wird, p. 9 (u. 38) sehr hart abewiesen, wenn auch p. 29 der Verfasser nachholt, dass er die grossen eistungen dieses Volkes für die Menschheit nicht in Frage stellen will, och nur um hinzuzufügen, dass der „traurige Kirchenglaube Englands Geist ı eine unfruchtbare Stagnation versetzt,“ nachdem, schon oben, Shakespeare ngeklagt worden war, nie, gleich Schiller, der Freiheit seinen Tribut darebracht zu haben. Wer weiss, heisst es dann etwas tröstlicher, was im ıaufe des nächsten Jahrhunderts Italiens hochbegabtes Volk vollenden ird? Leider werden wir wenige Reihen weiter belehrt, dass der Geist der omanischen Nationen für den Augenblick in einem merkwürdigen Stilltande begriffen ist. Ich sage „leider,“ erstens im Sinne derjenigen, die icht gern den Stillstand sich irgendwo einnisten sehen, weil sie meinen, ass, wenn selbst auch nur im Staate Dänemark etwas faul sein sollte, dies uf die ganze europäische Maschine zurückwirken könnte, zweitens derjenien, die vielleicht mit einem gewissen Erstaunen hören, dass Italiens hocherziger Kampf um Freiheit und Einheit von 1789 — 1865, mit seinem ;avour und Garibaldi, nur der Versumpfung in die Hände gearbeitet habe. )der sollte schon eine Philosophie erfunden sein, die uns zu dem Beweise erhelfen könnte, dass der Oestreichische Prügelstock und die Hörner schweierischer Stiere doch die eigentlichen Erwecker der italienischen Einheit ;ewesen sind — „durch Hervortreibung des Gegensatzes?“ „Von Spanien nd Portugal erwartet selbsredend niemand etwas für freie Geistesbewegung,“ ‚dass aber der Osten Europa's ihm die Freiheit bringen werde, hat wohl ıoch niemand auch nur anzudeuten gewagt;“ da hiermit auch das ganze ilaventhum beseitigt ist, so bliebe nur noch Nordamerika übrig; aber auch lort ist manches zu beklagen, es scheint als ob dort das Imperium in der 'reiheit untergehe. So bleibt dem Verfasser nur noch ein Gegner übrig, on dem man, denke ich, auch nach diesem Vortrage noch wird sagen müsen, — mole sua stat! Frankreich. Schon die ersten Worte am Anfange es Vortrages bereiten uns darauf vor; denn nach der Nennung der drei nperialen Städte heisst es, nur eine Stadt der Neuzeit berge in ähnlicher Veise eine Welt in sich, die grosse Nebenbuhlerin Roms, die Königs- und Kaiserstadt an der Seine. (Vielleicht lässt sich der eine oder der andere er etwaigen Leser durch diese meine Andeutung verlocken, einmal A. de Vigny's wundersames Gedicht „Paris“ nachzulesen und mit diesem Vortrage usammenzustellen.) Vischer sagt in einem seiner kritischen Gänge, er gebe u, dass nur zwei Nationen um die erste Stelle in Europa ringen, Frankeich und Deutschland; in ihm würde Hr. Märker, glaube ich, einen willkomıenen Bundesgenossen finden in dem Streben, Frankreichs Inferiorität „den öchsten Problemen der Zeit gegenüber“ zu beweisen. Dazu ist auch eine usgedehnte Anmerkung p. 40 — 43 bestimmt, die an Nisards Literaturgechichte die klägliche Engherzigkeit der französischen Weltanschauung achzuweisen sucht — ein prachtvolles deutsches Wort, welches die unglückchen Franzosen gleich dem ebenso bedeutenden „vielseitig“*) gar nicht inmal kennen. Die Grundprincipien des französischen Lebens — die „Gleicheit“ als Vernichtung der Individualität — machen es unfähig, die höchten Aufgaben der Weltgeschichte zu lösen. Selbstverständlich kommt ier auch Napoleon III. vor, denn wo käme er nicht vor? Doch mögen

*) esprit à plusieurs facettes übersetzt es einmal die R. d. d. M. — ie einseitig!

wir über diese unheimliche Ubiquität uns trösten, bald „dürfte der mächtige Zauberer zu der Rolle des Zauberlehrlings herabsinken!“ gewiss, er dürfte — wenn er nur wollte. Da kein anderes europäisches Volk die Aufgabe löst und lösen kann, so bleibt natürlich nur Deutschland, und da Oestreich auch täglich mehr sinkt, nur Preussen übrig. Dieser Schluss möchte etwas gewagt erscheinen, aber der Verfasser wagt ihn. Ausser einem Ausspruche des Philosophen Schelling oder wenn man will, des Propheten von Schelling, der doch eben auch nur eine Ansicht ausspricht über die wahrscheinliche Zukunft Deutschlands, giebt Hr. Märker keine Begründung irgend welcher Art, durch die seine Voraussagung für den Hörer eindringlich und begreiflich werden könnte. Ich muss, da es befremden kann, ausdrücklich versichern, dass dem so ist. Freilich merkt man im Fortgange des Ganzen wohl, dass Deutschland dieses Imperium erlangen wird und muss, weil es in der Wissenschaft die erste Stelle einnimmt und besonders in der Philosophie. Dennoch glaube ich, würde mit mir nach den Worten „so wenden wir uns zum eigenen Vaterlande“, jeder Leser die Sammlung aller Quellen, Bäche und Ströme zu einem wahren Niagara von Beweisen erwarten, dafür dass Preussen und seine Hauptstadt berufen sind, das Principat und die Freiheit zu vermählen. „Wenn nicht alle Vorzeichen trügen“ sagt der Verfasser, aber er giebt sie nicht an. Wir sind am Ende der Arbeit, die einen blendenden Glanz entwickelt und die auch ein gutes Theil ächter Wahrheit enthält. Es ist schön, seinem Vaterlande in den Herzen seiner Bürger so stolze Hoffnungen zu erwecken. Es ist schön — pulchrum est bene facere rei publicae; etiam bene dicere haud absurdum est; — in voll und gedankenreich strömender Beredtsamkeit der lauschenden Versammlung den Geist der Geschichte zu offenbaren, aber es ist noch schöner, einfach Gerechtigkeit zu üben.

Ich fürchte, der Verfasser steht, ohne es zu wollen, unter dem Einfluss des mächtigen von ihm selbst erwähnten Zauberers — denn was ist sein mit der Freiheit „mystisch“ vermähltes Principat anders, als der Cäsarismus in neuer Gestalt? S. 31 sagt er selbst „das Imperium ist in aller Weise eine übergreifende Macht, die hinauslangt über die inneren Ordnungen eines Reiches.“ Ich frage, mit welchem Recht? Behauptet nicht jeder Cäsar, auch zugleich Vertreter der höchsten Ideen seiner Zeit zu sein? Hat es uns vom ersten der Cäsaren nicht Mommsen — ein Deutscher — klar und unwiderleglich bewiesen? Von Alexander — Droysen? Von Karl dem Grossen — Giesebrecht? Von Heinrich VIII. — Pauli? Von Napoleon I. — wer doch? Deutschland bedarf keines Imperiums der Art; es hat es nie gebraucht um die erste Stelle in der Weltgeschichte einzunehmen. „Die Grundlage eines wahren Imperiums bleibt — so fährt der Verfasser unumwunden fort — dass es an der Spitze der Menschheit steht (ich übersetze: à la tête de la civilisation), in sich die Bewegung der Welt materiell und geistig concentrirt und das Streben, den steten Gesichtspunct hat, dass alle s. g. Welthändel vor sein Forum gehören, dass nichts darin ohne seine Zustimmung geordnet werden dürfe,“ denn (fahre ich fort) Friedrich der Grosse schon hat gesagt: „Kein Kanonenschuss dürfte in Europa ohne mich fallen, wenn ich — König von Frankreich wäre.“ Ich erinnere mich nicht, dass in irgend einer der friedlichen und festlichen Vereinigungen, die in den letzten Jahren aus dem deutschen Hamlet den muntersten und leichtfüssigsten aller Lebemänner gemacht haben, jemals etwas Ähnliches als eines unserer grossen nationalen Ziele ausgesprochen sei. Aber das glaube ich, wird Hr. Märker selbst zugeben müssen, dass eine solche Stellung Deutschlands nur durch einen dreissigjährigen Krieg möglich werden würde — in der europäischen Wirklichkeit und Gegenwart nämlich, nicht in der Zukunft, da mag Vieles möglich sein. Dies Reich gründet ja auch Hr. Märker nur auf den geistigen Tod der übrigen Nationalitäten Europa's.

Sind denn wirklich so viel Splitter aus den Augen unserer Nachbarn zu ziehen? Ich denke mir die Sache anders. Die Zeit der Weltreiche, des Imperiums, ist aus. Die Nationalität d. h. die Individualität tritt an ihre Stelle. Da wird zur Heranbildung der Menschheit Italien seinen Kunstsinn, England seinen die Welt umfassenden und belebenden Handel, seine tapferen christlichen Sendboten, seine religiöse Charakterstärke und Tiefe, Russland seine Befreiung der Bauern, Spanien und Portugal seine ritterlichen Söhne, Frankreich seine Legionen, die in Afrika, Syrien, Cochinchina, China, Mexiko und noch sonst wo auch Barbaren bekämpfen und Deutschland endlich, mit der Wissenschaft, den Frieden und Segen geben. Aber es fehlte nur noch, uns Norddeutschen die ganze geistige Bewegung Deutschlands vindiciren und sie in Berlin concentriren zu wollen, um bei unsern süddeutschen Brüdern völlig unmöglich zu werden. Schiller, Göthe, Hegel und, im Sinne des Verfassers, Strauss und die meisten ähnlichen Kämpfer sind uns daher gekommen. Deutschland braucht kein Imperium über die andern Nationen, wenn es nur erst das Imperium über sich selbst hat. Wenn es dann seine Einheit nicht benutzen wollte, den Weltfrieden herzustellen, in welchem allein die Bestimmung des Christenthums erfüllt werden kann, sondern andere Nationen zu unterjochen, was doch immer nur durch rohe Gewalt geschehen könnte, so wünsche ich, dass Deutschland für immer uneinig bleibe. Niemand wird den Vortrag ohne Anregung und Bewegung aus der Hand legen; darum sei er den Lesern des Archives noch einmal auch von dem Schreiber dieser Zeilen bestens empfohlen, obgleich das hinlänglich wohl schon durch den Namen des Verfassers geschehen ist.

Berlin, den 15. August 1865. C. Goldbeck.

---

## A. Heinze, Mittelhochdeutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Stolp 1864.

Den Plan dieses Lesebuchs hat der Herausgeber in einem Aufsatze im pädagogischen Archiv 1864 April, ausführlich dargelegt und motiviert. Es soll nicht, wie dies in den bisher erschienenen ähnlichen Büchern der Fall gewesen ist, vom rein sprachlichen, philologischen Gesichtspunkte ausgehen, ebensowenig vom einseitig literarhistorischen, sondern es soll in den Vordergrund stellen einzig den ethischen Gesichtspunkt, in enger Verbindung mit dem nationalen, so dass alle andern, der sprachliche, der literarische, zwar nicht ganz bei Seite gesetzt, aber doch nur in zweiter Reihe zur Geltung gebracht werden. Danach enthält das Lesebuch vom Nibelungenliede gegen 1400 Strophen, d. h. beinahe zwei Drittel des Ganzen, von der Gudrun 350 Strophen, Konrad von Würzburgs Otto mit dem Barte, Rudolf von Ems der gute Gerhard im Auszuge, d. h. immer noch über 3000 Verse, 25 Lieder Walthers von der Vogelweide, 120 Sprüche aus Freidanks Bescheidenheit, und als Vertreter der Prosa Berthold von Regensburg Predigt von zwein buochen. Ein Lesebuch, wie das vorliegende, ist für den Gebrauch beim deutschen Unterricht in Secunda und Prima höherer Lehranstalten bestimmt, d. h. in Klassen, in denen eine Übersicht der deutschen Literaturgeschichte gegeben werden muss; eine solche Übersicht erfordert aber unbedingt, dass zugleich den Schülern eine Anschauung von den hervorragenden, epochemachenden Literaturwerken gegeben werde. Benutzt man zu diesem Zwecke ein Lesebuch, so muss dasselbe charakteristische Proben solcher Werke enthalten, oder der Lehrer ist genöthigt, solche selbst mitzutheilen, wenn sie in dem Lesebuche fehlen. Ein Lesebuch, das den literarhistorischen Gesichtspunkt hintenansetzt, erfüllt demnach seinen Zweck

nicht, namentlich wenn wie in dem vorliegenden die hervorragendsten Dichter Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Strassburg unvertreten sind. Die Bemerkung, die der Verfasser des gedachten Aufsatzes macht, dass die grossen Epen dieser Dichter ganz ausgeschlossen bleiben müssen, abgesehen von allem andern schon wegen ihrer Länge, da sie nicht ganz mitgetheilt werden können und mit einzelnen herausgerissenen Bruchstücken nichts erreicht wird, ist nicht stichhaltig, denn auch die Nibelungen und die Gudrun hat er nicht ganz mitgetheilt, und selbst das mitgetheilte ist in der Zeit, welche vom deutschen Unterrichte dafür verstattet ist, unmöglich mit den Schülern durchzumachen; andrerseits liessen sich auch aus jenen Epen wohl Partien ausfindig machen, die hinlänglich charakteristisch sind und nicht gerade als herausgerissene Bruchstücke erscheinen.

Wenn der literarhistorische Gesichtspunkt nicht zurückgedrängt werden darf, so hat es mit der ausschliesslichen Begünstigung des ethisch-nationalen doch seine Bedenken. Der Schüler, sagt der Verfasser, der täglich nach Griechenland und Latium hinausgeführt wird, soll nun auch wieder in die Heimat zurückgeführt und hier, wo sich doch einmal die starken Wurzeln seiner Kraft befinden, eingebürgert und befestigt werden, so dass dieser Unterricht in seinem letzten Ziele weniger auf ein Wissen und ein Erwerben von Kenntnissen, als auf die Ausbildung des Charakters und die Stärkung des vaterländischen Bewusstseins hinarbeitet. So wenig gegen diesen Zweck etwas zu sagen ist, so sehr ist es fraglich, ob die gewählten Mittel dazu genügen. Selbst der Werth des Nibelungenliedes in dieser Hinsicht ist wohl oft überschätzt worden; die dort geschilderte Welt ist und bleibt uns eine solche, mit welcher wir durch kein reelles nationales Band zusammenhängen und die Hoffnung, welche Joh. v. Müller aussprach, dass das Nibelungenlied eine deutsche Ilias werden könnte, ist von ihrer Erfüllung noch ebenso weit entfernt, wie damals. Fragen wir nun vollends, was ein Gedicht wie Otto mit dem Barte in dem angegebenen Sinne leisten soll, so dürfte die Antwort schwer zu finden sein; der Verfasser meint zwar, diese Erzählung beweise, wie Jähzorn in Gefahr und Leid bringt, bis endlich Treue und Tapferkeit einen versöhnenden Schluss herbeiführen, aber einen Ritter wie den Heinrich von Kempten, der nachdem er einen Mord begangen, seinem Kaiser den Bart ausrauft und ihn zu erstechen droht, wenn er ihm nicht die verdiente Strafe erlasse, als Mittel zu ethischer und nationaler Hebung zu benutzen, scheint doch bedenklich. Besser steht es mit dem guten Gerhard von Rudolf von Ems, aber der Raum, der diesem Gedichte gegönnt ist (etwa der sechste Theil des ganzen Lesebuches) steht auch in keinem Verhältniss zu dessen Bedeutung.

Wir glauben daher kaum, dass dies Buch den ähnlichen Werken von Wackernagel und Weinhold, die der Verfasser für ungenügend erklärt, den Rang ablaufen wird. Beigegeben sind die Hauptparadigmen der Flexion im Mhd. auf zwei Seiten und ein Wörterbuch.

Berlin. Büchsenschütz.

---

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums. Neue Folge. 12. Jahrgang Nro. 1—4. Nürnberg. 1865.

Aeltestes Beispiel von Abtretung eines Helmkleinodes aus dem Jahre 1286. Von Fr. Karl Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg. Abdruck der Urkunde und erklärende Besprechung des Gegenstandes mit einigen Abbildungen.

Ein Kalender von Grimmelshausen. Von Weller werden Titel nd Beschaffenheit einer Reihe von Kalendern aus den Jahren 1671 — 1684 esprochen.

Der Einfluss der ältesten niederländischen Sprichwörter-ammlung auf die älteren deutschen Sprüchwörtersammlungen. on A. M. Otten zu Landeshut in Schlesien. Unter Hinweisung auf holndische und deutsche Sprichwörtersammlungen und Sammler wird der enannte Gegenstand näher beleuchtet.

Hero und Leander am Bodensee. Von Rector P. Gall Morel ı Einsiedeln.

Mittheilung (aus einer Schweizerhandschrift des 13. Jhdts.) einer Wunder-eschichte, die dem Anschein nach einen historischen Boden habe.

Zur Geschichte des Klosters Heussdorf. Von Archivar Herschel ı Dresden. Namen und Facta aus mehreren Urkunden werden mitgetheilt nd besprochen.

Alte Verordnung des Raths zu Nürnberg über die ärztliche raxis. Von Jos. Baader. Eine Verordnung um 1550 gegen fahrende eilkünstler erlassen. —

Wallensteins Horoskop von Kepler. Von Dr. Helbig zu resden. Notizen betreffend das von Helbig 1852 veröffentlichte, im Jahre 860 von Otto Struve nach einem andern Exemplar vervollständigte Horoskop.

Regesten zur Geschichte der Herrn von Witzleben. Vom ibliothekgehülfen O. König in Rudolstadt. Dieselben beginnen mit dem lahre 1133 und werden durch die folgenden Nummern fortgeführt.

Eine Anweisung zur Kalligraphie aus dem 15. Jhdt. Von Oberlehrer Palm in Breslau. Dieselbe, lat. abgefasst, stammt aus dem 15. Jhdt.

Ein historisches Lied aus dem Jahre 1629. Von Prof. Helbig in Dresden. In keiner der bekannten Sammlungen mitgetheilt oder auch nur erwähnt und doch bemerkenswerth „theils zur Charakteristik der in der Zeit der ärgsten katholischen Reaction vor Gustav Adolf herrschenden Stimmung der Protestanten, theils wegen des dichterischen Werthes, in welchem ihm wenige Lieder dieser Zeit gleichgestellt werden dürften.“ Es besteht aus 26 Strophen, jede Strophe aus 10 Versen, im Ton: An Wasserflüssen Babylon.

Die Fischbeken und ihre Weiher. Von Dr. Lochner zu Nürnberg. Nach noch nicht bekannt gemachten Urkunden wird das Verhältniss der Gebrüder Fischbeken zu den der Stadt Nürnberg überlassenen Weihern oder Teichen näher besprochen.

Eine mittelalterliche Fronleichnamsprocession an der Frauenkirche zu Nürnberg. Von Jos. Baader. Im Jahre 1355 wurde von Karl IV. die Erbauung der Frauenkirche zu Nürnberg beschlossen und in den nachfolgenden Jahren ausgeführt, dotirt und mit Heilthümern ausgestattet. Im Jahre 1442 entwarf Stephan Schuler, weltlicher Pfleger der Kirche, die mitgetheilte Processionsordnung.

Schaumünzen Markgraf Albrechts, Herzogs in Preussen. Von Dr. jur. Erbstein. Drei Münzen werden abbildlich mitgetheilt und esprochen.

Entgegnung und Berichtigung zu den Bemerkungen über ie Denkmäler in Langensalza. Von Sommer in Zeitz gegen eine ehauptung Banfelds in Nro 10 p. 375 des vorjährigen Anzeigers gerichtet.

Ueber ein altes Marienbild. Dr. Crecelius in Elberfeld theilt it, dass das Hildesheimer Cantuale (S. Anz. 1864 p. 409 ff.) im Wesent-

lichen ganz mit dem Mainzer Cantuale vollständig übereinstimme, doch das Hildesheimer 25 deutsche und einige Lat. Lieder mehr enthalte, als jenes.

Abermals ein mittelalterliches Buchenholzbüchlein. Von J. Baader. Beschreibung eines Buches aus Buchenholztafeln, welches bei dem königlichen Archiv zu Nürnberg hinterliegt (sic) und von Baader aufgefunden ist.

Literarische Forschungen und Anfragen. Vom Subrector J. Franck in Annweiler. 1) Der deutsche Michel. „Vor einigen Jahren soll in Berlin eine Schrift erschienen sein, worin von dem Verfasser, Dr. Kuhlmey, die Behauptung aufgestellt und verfochten werde, der Ausdruck „Deutscher Michel" habe sein Entstehen einer historischen Person, dem Pfälzer Michael Obertraut, dem Sohne eines Amtmanns zu Stromberg, im jetzigen Rheinpreussen, zu verdanken. Derselbe, einer der kühnsten Reiteranführer des 30jährigen Krieges habe oft die Ehre der pfälzischen Waffen gerettet und ihm sei darum von dem Volke der Ehrenname „Deutscher Michel" beigelegt worden."

Trotz mancher bestreitenden Entgegnung sieht sich Franck zu folgender Anfrage veranlasst: 1) Wie heisst der Titel des Buches, in welchem ein Brief Hombergs aus dem 16. Jhdt., in welchem der Ausdruck zuerst vorkommt, zu finden ist, und welche Bibliothek ist in dessen Besitze? 2) Kommt die fragliche Redensart schon vor 1586 vor? Wo? in welchem Sinne? und welchem Umstande verdankt sie ihre Entstehung?

Aus dem dreissigjährigen Kriege. Von J. Baader. Mittheilung einer Aufzeichnung des Bürgermeisters in Anspach aus dem Jahre 1634 und 1635.

Ein origineller Räuber des 15. Jhdts. Mittheilung eines Räuberstückchens aus dem wenig bekannten und benutzten seltenen Formicarius von J. Nider.

Pädagogisches. Mittheilung einiger Notizen über Spiele, Märchenerzählen und Musikunterricht aus dem 15. Jhdt. Von Birlinger.

Johannes Kramprich von Cronefeld. Von Dr. Wegeler in Coblenz. Mittheilung aus dem Leben dieses als Diplomaten nicht unbedeutenden Coblenzers, der d. 18. Juli 1617 zu Coblenz geboren, am 3. April 1690 im Haag gestorben ist, aber in Coblenz begraben liegt.

Urkunde zur Geschichte der Leibeigenschaft. Mittheilung Roth's von Schreckenstein in Donaueschingen aus d. J. 1290.

Handschriftliches. Von Dr. Bickell, Privatdocent in Marburg, aus seinen Handschriften mitgetheilt. —

Chronik des Museums. — Auszüge aus historisch-antiquarischen Zeitschriften. Recensionen. Aufsäze in anderen Zeitschriften. Nachrichten, Insertionen, Bekanntmachungen etc.

Berlin. Dr. Sachse.

---

## Das Leben Walthers von der Vogelweide von Dr. Rudolf Menzel. Leipzig 1865.

Einen Centralpunkt der deutschen Philologie bilden seit Langem die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Seit Uhlands schöner Biographie (1822), seit Lachmanns Ausgabe (1827), den beiden Grundsäulen des exegetisch-kritischen Apparats zum Verständniss des Dichters, haben die bedeutendsten Philologen sich einen oder den andern Theil ausgewählt, um Dunkelheiten aufzuhellen, Unverstandenes verständlich zu machen. Auch ein ehrenwerthes Mitglied der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, Dr. Daffis, trat vor länger als 10 Jahren mit einer kleinen Schrift

„zur Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide“ auf, die ich im 16. Bande (3. Heft S. 333) unseres Archivs anzeigte; bei welcher Gelegenheit ich ihn zugleich aufforderte, nach beiden Richtungen hin, der gelehrten wie der populairen, sein schönes Talent für die Lebensgeschichte Walthers zu verwerthen. Aber er hat seit Langem geschwiegen, und es ist nur ein Beweis von der Güte seiner Arbeit, dass sie, um Pfeiffers Ausdruck zu gebrauchen, nicht todtgeschwiegen worden, sondern auch von dem neuesten Biographen nach Ehren gewürdigt ist.

Wie nun im vorigen Jahre Pfeiffers Ausgabe das grosse Verdienst sich erworben hat, das Verständniss der Gedichte Walthers jedem Gebildeten ermöglicht zu haben, so hat nun auch Dr. Rudolf Menzel endlich die Resultate der Gelehrsamkeit zu einem stattlichen Buche verarbeitet und die Leistungen der letzten Decennien vergleichend zusammengestellt und zu einem gewissen Abschluss gebracht. Es ist dies kein geringes Verdienst, keine kleine Arbeit, wenn wir bedenken, wie ausser den in den Ausgaben und Uebersetzungen gebotenen Anmerkungen in den letzten zwanzig Jahren circa zwanzig Schriften grösseren oder geringeren Umfangs erschienen sind. Dazu kommt, dass, wie der Verfasser Seite V des Vorworts sagt, „die Waltherliteratur in jüngster Zeit eine so üppig wuchernde Saat widersprechender Meinungen und Deutungsversuche ans Licht gefördert hat, dass es unabweisbares Bedürfniss geworden ist, in dieses Chaos Ordnung zu bringen, und durch Zusammenstellung und Sichtung des ganzen kritischen Materials ein möglichst treues und klares Bild von Walthers Leben herzustellen.“

Aus dem Vorwort sei noch hervorgehoben, dass vorzüglich Zarncke in Leipzig den Verf. zur Ausarbeitung der Lebensgeschichte Walthers veranlasst hat, und dass dieselbe dem Wesen nach schon vollendet war, als Pfeiffers Ausgabe und die derselben vorgedruckte Biographie erschien. Es wird auch nicht etwa jene durch diese überflüssig, sondern bildet eine wesentliche Ergänzung zu jener, so dass nun beide Bücher vereint Alles zusammenfassen, was zum sprachlichen und sachlichen Verständniss der Dichtungen erfordert wird.

Ich will nun versuchen, des Verfassers Arbeit im Einzelnen so zu beleuchten, dass wir dem Gange der Untersuchung folgend, sehen, wie er das bisher Geleistete benutzt, Unhaltbares bekämpft, sich für das Beste entscheidet oder Neues an die Stelle des Bestrittenen und Widerlegten setzt.

In einer kurzen Einleitung von $1^1/_2$ Seiten sucht er Walthers Eigenthümlichkeit, seinen Charakter als Dichter, als patriotischen, echt deutschen Dichter, sein Leben und seine Lebensverhältnisse in kurzen Zügen zu zeichnen. Es ist als Einleitung eben genug, um Interesse zu erwecken für ein so wichtiges Lebensbild, welches indess, wie er im Schlusssatze sagt, keineswegs eine behagliche Schilderung zulässt, sondern den Biographen den Weg mühsamer, oft haarspaltender Kritik wandeln heisst.

Im 1. Abschnitt (S. 1—62) wird über Walthers Geburtsjahr, Heimat, Name und Stand gehandelt.

Wenn auch Walther mehr als die meisten mittelalterlichen Dichter sein Leben und seine Lebensverhältnisse mit seinen Gedichten verknüpfte, so ist es doch bis jetzt noch nicht gelungen, sein Geburtsjahr annähernd festzustellen Auch Menzels Behauptung, dass er jedenfalls vor 1168 geboren sei, stützt sich nur auf die subjective Ansicht: „Stimmung und Inhalt jener beiden Strophen (Nr. 81 u. 82 Pfeiffers Ausg.) lassen uns schliessen, dass der Dichter damals zum Mindesten das 30. Lebensjahr überschritten haben musste.“ Beiläufig sei noch erwähnt, dass er damit die Ansicht der meisten Gelehrten theilt, dass er W. Wackernagels und Weiske's Ansicht als unhaltbar widerlegt und selbst die Pfeiffers, dass Walther um 1170 geboren sei, zurückweist, weil er, der mehr als 40 Jahre, nach eigener Angabe,

Minne gesungen, schon im zarten Alter von 5 — 13 Jahren müsse begonnen haben; was undenkbar sei.

Es folgt dann die noch schwierigere Frage nach der Heimat Walthers. Der Dichter sieht hochbejahrt seine Heimath wieder. (S. Nr. 188 Pfeiff.) Er findet sie ganz verändert. 'Wiese und Wald sind verschwunden, die Menschen verändert und unbekannt, nur das Wasser fliesst, wie ehedem. Aber welches Land ist dies? oder welches ist es nicht? da die Schilderung so allgemein gehalten, auf alle und jede durch Cultur umgewandelte Gegend sich beziehen lässt. Ist es daher zu verwundern, dass bisher nicht etwa sieben Städte, sondern acht Länder, den Ruhm, die Geburtsstätte des gefeierten Dichters zu sein, theilen mussten, bis endlich vor Kurzem ganz unversehens noch ein neuntes dazu kam, welches nun ganz gewiss die Heimath des Dichters sein soll. Jene acht sind: Schwaben, Rheinland, Baiern, Meissen, Böhmen, die Schweiz, Oestreich, Franken; das neunte, von Pfeiffer bis zu einer gewissen Evidenz erhoben, ist Tirol. Dort lag ein kleines Gut oder Hof, Vogelweide, wie erst kürzlich durch eine aufgefundene Urkunde festgestellt ist; von diesem ist zwar gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden, doch hat sich nicht gar weit davon in der Gemeine Telfes, eine Stunde westlich von Sterzing der Name erhalten, indem ein Wald, in zwei Theile getheilt, Vorder- und Hintervogelweide genannt wird. Auf diesen Ort und diese Gegend passt das oben genannte Heimathslied aus dem Jahre 1228 vollkommen gut, und Menzel behauptet nun mit noch grösserer Zuversicht als Pfeiffer, dass das nachgewiesene Vogelweide wirklich die Geburtsstätte des Dichters sei. Diese grosse Sicherheit ist indess während des Drucks des Buches bei Menzel sehr geschwächt und erschüttert worden, so dass er S. 339 seine Behauptung sehr mässigt und theilweise zurücknimmt.

Im Folgenden wird W. Grimm's Hypothese, die eigentlich jetzt als vergessen zu betrachten ist, Walter von der Vogelweide und Freidank seien indentisch, nur im Vorbeigehen erwähnt, ebenso werden die frühern Versuche, den Namen von der Vogelweide für einen dichterischen, pseudonymen zu erklären, kurz beseitigt, um etwas ausführlicher E. H. Meyer zurückzuweisen, der vor einiger Zeit (1863) in Walther einen Herrn von Schipfe fand, wie er auf Urkunden gestützt zu beweisen beflissen war. Menzel weist aber — wie bekanntlich schon vor ihm Pfeiffer, mehrere Ungereimtheiten der Untersuchung zurück und wandelt das Wort des Titels „Urkunde“ sehr beissend in „eine auf Unkunde gestützte Untersuchung.“ Menzel bleibt nun nichts übrig, als mit Pfeiffer anzunehmen, dass der kleine Lehnssitz, auf dem Walther geboren wurde und von welchem seine Vorfahren den Namen erhielten, ursprünglich ein Vogelgehöfte, ein aviarium für einen grössern Adels- oder Fürstenhof, gewesen sei. „Dass er aber von edler Geburt gewesen, ist nahezu allgemein anerkannt.“ Kurz, der Einzige, welcher ihn einen Bürgerlichen nennt, und den Beweis in einem Programm zu führen versucht hat, ist schon von Pfeiffer und Andern genügend widerlegt worden, und auch Menzel widmet der Widerlegung eine gehörige Ausführlichkeit.

Der folgende zweite Abschnitt (S. 76 bis 196) ist überschrieben Walthers Lehrjahre zu Wien bis zur Katastrophe von 1198; der dritte: Walthers Wanderjahre von 1198 — 1214 (S. 106 — 242).

Diese beiden Abschnitte sind die umfangreichsten, aber auch die schwierigsten und interessantesten des ganzen Buchs. Und wenn es schon der erste Abschnitt zeigen kann, wie Menzel mit Umsicht und glücklichem Takt das weitschweifige Material zu behandeln, gehörig zu sichten und geschickt zu combiniren versteht, so ist dies in noch grösserem Masse der Fall bei diesem in Bezug auf Poesie und Lebensschicksale wichtigsten Theile der Biographie. Es ist mir aber unmöglich und auch für eine einfache Anzeige, wie ich sie gebe, ungeeignet, auch nur annähernd einen Auszug zu geben über diese ganze lange Zeit, die der hellen und dunkeln Punkte eine grosse Menge darbietet, — Menzel überschreibt sogar einen Abschnitt: „Die dunkle

Zeit" von 1204—1211 — und die recht eigentlich der Tummelplatz der verschiedensten Ansichten und Meinungen der Gelehrten geworden ist und werden musste. Und doch erhebt sich Vieles nicht über die Wahrscheinlichkeit; doch ist es auch Menzel nicht möglich, die Unsicherheit des Factischen, die durch die politischen Wirren der Zeit die reichlichste Nahrung erhält und unauflösliche Räthsel erzeugt, zu mindern oder ganz zu heben. Es ist diese lange Zeit von 1190—1214 eine grosse Arena, die noch lange ein Tummelplatz der Gelehrten bleiben wird, da ja, wo objective Gewissheit versagt ist, der Subjectivität Thor und Riegel geöffnet sind. Daher wird auch die Mannigfaltigkeit und Menge der Ansichten je länger je mehr zunehmen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, und es ist wenigstens dies Eine ein Glück, dass die positive Grundlage zu all dem Ungewissen, Schwankenden, zu Deutenden und Gedeuteten, ich meine die Gedichte selbst, einige hundert Varianten abgerechnet, unantastbar, fest und sicher vorliegt. Diese reiche Fundgrube bleibt wenigstens und findet Anerkennung selbst bei den extremsten Naturen. Und wenn auch Menzel den Abschnitten über die Lehr- und Wanderjahre keinen über die Meisterjahre hat folgen lassen, sondern als IV. Abschnitt des Dichters Alter, Kreuzzug und Tod (1214—1230?) S. 242—344 — behandelt, so weiss er doch die Meisterschaft des Dichters sehr wohl zu würdigen und giebt am Schlusse ein kurzes aber treffendes und ansprechendes Bild von der Eigenthümlichkeit des Dichters, wobei er im Zweifel ist, ob wir in ihm mehr den Menschen oder den Deutschen oder den Dichter lieben, achten und verehren sollen, und dessen Dichtungen nach Form und Inhalt einen Reichthum und eine Vollendeng gewähren, wie keine anderen. „Diesen Eigenschaften," sagt er S. 349, „verdankt er denn auch den Ruhm, der eigentliche Schöpfer und Vollender der höfischen Dichtkunst zu sein, die in ihm ihren Culminationspunkt erreicht hat. Alle Minnesänger neben und nach ihm sind mehr oder weniger seine Nachahmer, keiner aber ist ihm gleich gekommen. So hoch steht er über allen, dass selbst der Kunstneid seine Grösse nicht anzutasten wagte. Alle seine Kunstgenossen zollen ihm mit wunderbarer Einstimmigkeit als dem ersten unübertrefflichen Meister die rückhaltsloseste Anerkennung und Bewunderung. Auf sein Volk aber hat er als Dichter einen Zauber, als politischer Mahner eine Wirkung ausgeübt, wie Keiner vor und nach ihm."

Nach dieser ziemlich ausführlichen Besprechung des Buches, die ich dem Verfasser und seiner Leistung schuldig zu sein glaubte, kann ich nicht umhin, anzuerkennen, dass der Verfasser ein höchst verdienstliches und ein in jeder Beziehung des Lobes und Dankes würdiges Werk geliefert habe. Ihm im Einzelnen Kleinigkeiten zu rügen, will ich gern Andern überlassen, wenn sie dazu Lust und Geschick haben. Nur eins möcht' ich gern anders gelesen haben, das ist die unglimpfliche Polemik gegen Lachmann, dem er, wenn er denselben wirklich gekannt hätte, nicht würde vorgeworfen haben, dass er mit dem ihm eigenen Bewusstsein der Unfehlbarkeit Walthers Abstammung aus Oestreich in den drei letzten Ausgaben behauptet habe. (S. 20.) Sind ja doch die beiden letzten Ausgaben gar nicht von Lachmann selbst, sondern nach seinem Tode erst von Haupt herausgegeben worden.

Berlin. Dr. Sachse.

---

**Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 10. Jahrgang. 1. Heft. Wien 1865.**

Der mythische Gehalt der Tellsage, Beitrag zur deutschen Mythologie von Heino Pfannenschmid. — Seit J. E. Kopp (1854 und 1856)

hat Tell aufgehört, geschichtliche Person zu sein. Alle Versuche, Einzelnes zu retten, auch der jüngste des Dr. von Liebenau (die Tellsage zum Jahre 1230), sind verfehlt und namentlich im Beweisverfahren misslungen zu nennen. Es bleibt also nur übrig, um die Erzählung vom Tell zu begreifen, sich auf den Standpunkt der Sage und Mythologie zu stellen. Nach einer Ergänzung der Schrift Hubers (die Waldstätte etc. mit einem Anhange über W. Tell, 1861) weist Pfannenschmidt die Identität des Schützen Eigil-Toko-Tell mit dem Pfeilkönig und Schützengott Jndra-Odhie-Wodan in einer 40 Seiten langen, ebenso gründlich gelehrten als interessanten Abhandlung nach.

Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Von K. Bartsch. Der Verf. beabsichtigt hier, den kritischen Rechenschaftsbericht über seine Ausgabe der Kudrun zu geben, da die Ausgabe selbst dies nicht gestattete. Der Schluss folgt im nächsten Hefte.

Zur Kunde alter Personennamen. Von Franz Stark. Zwei Seiten lange Bemerkungen zu Förstemanns Wörterbuch, welche Versehen Förstemanns aufdecken und eine Mahnung zur Vorsicht im Gebrauch des Buches rechtfertigen sollen.

Zeugnisse zur Heldensage. Von F. P. Zwei bisher übersehene Zeugnisse aus dem 16. Jahrhundert.

Das Westphälische Bauernhaus — ein altdeutsches Stallgebäude. Von Moritz Heyne. Zusammenstellung der ältesten Notizen über das altdeutsche Wohnhaus. Für die Archäologie von Wichtigkeit.

Getaufte Thiere. Von A. Lütolf. Zusatz „zu jenen Sagen, nach denen frevelhaft getaufte Thiere sich in wüthende Menschen verwandeln."

Zum Cato. Von Adolf Mussafia. Weitere Belege für die Beliebtheit der sogenannten Disticha Catonis im Mittelalter.

Mailand. Von A. Lütolf. „In den Sagen der Urschweiz ist es Mailand, wohin die Hexen ihren Zauberritt unternehmen." Dies enthält auch ein Kinderreim aus Schaffhausen. Vgl. Unoth, Zeitschrift für Geschichte und Alterthum von Joh. Meyer.

Zur Frau „Selten" (Saelde). Von A. Lütolf. Es wird nachgewiesen, dass Frau Saelde sich nach dem Volksglauben der nach christlichen Begriffen vom Himmel ausgeschlossenen ungetauften Kinder annehme.

Literatur. Schriften über Mythologie.

Von Vernaleken werden angezeigt: Schwartz neueste mythologische Werkchen, zwei Hefte von Amand Baumgarten: Aus der volksmässigen Ueberlieferung der Heimat, Grohmann's: Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. — Felix Liebrecht recensirt: Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen. 2. Aufl. Holtzmann recensirt: Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen von K. A. F. Mahn. — Reinhold Bechstein: Biblisches Wörterbuch von W. A. Jütting. — Mussafia: Barlaam und Josaphat, altfranzösisch aus dem 13. Jahrhundert von Gui de Cambrai, herausgegeben von H. Zoterberg und P. Meyer. (Publication des Stuttgarter lit. Vereins.)

Miscellen. 1) Ueber Kosegartens handschriftliches niederdeutsches Wörterbuch. Von A. Höfer. 2) Ueber Andreas Uppström. Von Leo Meyer. 3) Aufruf zur Einsendung biographischer Notizen aller Germanisten. Von Franz Pfeiffer.

Berlin. Dr. Sachse.

---

## Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 10. Jahrgang. 2. Heft. Wien. 1865.

Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters, aus der Sprache gewonnen. Von R. Hildebrand. Der wesentliche In-

halt eines auf der vorjährigen Philologenversammlung zu Hannover in der germanistischen Section gehaltenen Vortrages wird in vier Bildern vorgeführt. 1) Geselle, ein Bild aus dem höfischen Leben. 2) Der Beste, ein Bild aus dem Kampfleben. 3) Helfen, ein Bild aus dem Familienleben. 4) Dringen, ein kleines Nachspiel aus dem Hofleben.

Antonius von Pforr. Von K. A. Barack. Notizen über das Geschlecht von Pforr und besonders über das genannte Glied desselben aus dem 14. Jahrhundert.

Rosengarten. Von A. Lütolf. Nachträge zu des Verf. Buch: „Sagen aus den V Orten.“

Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Von K. Bartsch. Fortsetzung und Schluss. S. 148—224.

Ueber den handschriftlichen Text der goth. Uebersetzung des Briefs an die Römer. Von Leo Meyer. Unter Hinweisung auf das Verdienst Uppströms werden einzelne Stellen des genannten Buchs besprochen.

Neues Bruchstück von Albrecht von Halberstadt. Von A. Lübben. Das Bruchstück von 144 Versen wird mitgetheilt und mit einigen Anmerkungen begleitet.

Ein Engel flog durchs Zimmer. Von R. Köhler. „Giebt es für diese bekannte Redensart ältere Belege? Im Grimmschen Wörterbuch fehlt sie; Sanders hat nur 2 Beispiele. Auch im Spanischen ist sie gewöhnlich.“

Literatur. Deutsche Bibliothek von Kurz recensirt von J. Lambel.

Miscellen. 1) Uebersicht der Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur, welche auf den Universitäten Deutschlands und der Schweiz im J. 1864—1865 gehalten worden sind. 2) „Die kostbare Liedersammlung aus dem 16. Jahrhundert — 143 weltliche und geistliche — im Ganzen 82 Piecen aus der Bibliothek Möhlmanns in Stade hat der Antiquar Stargardt in Berlin unlängst käuflich erworben.“ —

Berlin. Dr. Sachse.

---

# Programmenschau.

**Hense. Poetische Personification in griechischen Dichtungen mit Berücksichtigung lateinischer Dichter und Shakespeare's. Erste Abtheilung. Parchim 1864.**

Ausgehend von der Bemerkung, dass die Poesie, deren Aufgabe es ist, das Schöne durch die Sprache zur Anschauung zu bringen, sich als eines wesentlichen Mittels der Personification bedient, indem sie körperlosen und unbeseelten Dingen eine fest begrenzte Gestalt und geistige Thätigkeit verleiht, dass ferner gerade die menschliche Gestalt und der menschliche Geist am meisten geeignet erscheint, die Mittel zu dieser Belebung herzugeben, untersucht der Verf. auf wenigen Seiten den Ursprung der Personification. Er findet denselben zunächst in der Phantasie, die namentlich bei den Griechen mit der Götter und Mythen bildenden Thätigkeit aufs innigste verbunden ist; ferner in der Leidenschaft der Menschen, die je lebhafter, desto mehr geneigt ist, der Natur eine moralische Gesinnung und Theilnahme zuzuschreiben. Nach einigen Bemerkungen, in welcher Weise bei alten und neueren Dichtern die Personification angewandt und welche sprachlichen Mittel dazu benutzt werden, folgt die eigentliche Abhandlung, welche die sprachlichen Wendungen darlegen soll, welche insbesondere bei den Griechen personificierend gebraucht werden. Von den drei Gruppen, nämlich erstens den Wörtern, welche Theile des Körpers bezeichnen und durch Anführung eines solchen Theils die Vorstellung der menschlichen Gestalt überhaupt erwecken, zweitens denen, welche Lebensverhältnisse, die der Mensch mit den Thieren theilt, drittens denen, welche Geistesverhältnisse bezeichnen, die dem Menschen allein angehören, ist in der vorliegenden Abhandlung die erste Gruppe behandelt.

In 36 Abschnitten werden die Körpertheile vom Haupt bis zum Fuss durchgenommen und an einer reichen Sammlung von Dichterstellen der Griechen und Römer, denen Shakespare zugesellt ist, die Verwendung der einzelnen Ausdrücke nachgewiesen. Einzelheiten herauszuheben, ist hier unmöglich, da das Ganze eben eine Aneinanderreihung einzelner Stellen ist. Doch möchte ich eine Bemerkung machen. Da ausdrücklich von der poetischen Personification gehandelt werden sollte, so wäre es höchst zweckmässig gewesen, bei den einzelnen Ausdrücken zu untersuchen, wie weit dieselben überhaupt noch als Mittel der Personification dienen, oder bereits von der Sprache als allgemein gültige Bezeichnungen aufgenommen sind, ohne speziell dem poetischen Ausdruck anzugehören. Ein Beispiel aus dem ersten Artikel, die Ausdrücke, welche Haupt bezeichnen, betreffend, mag dies veranschaulichen. Wir finden dort ohne Unterscheidung neben einander gestellt: Horat. carm. I, 1, 20 nunc ad aquae lene caput sacrae stratus. Tibull. I, 7, 23 Nile pater, quanam possum te dicere causa aut quibus in terris occuluisse caput. Ovid. Metam. 2, 254. Nilus in extremum

ıgit perterritus orbem occuluitque caput. Im letzten Falle ist die Persoification entschieden, der Nil verbirgt sein Haupt vor der Hitze, welche er vom Phaethon angestiftete Weltbrand hervorbringt, wobei allerdings ine Anspielung auf die verborgenen Nilquellen gemacht ist; im zweiten eispiele tritt die Personification bereits gegen die Bedeutung der Quelle zuück, ist jedoch noch vorhanden, im ersten dagegen fehlt dieselbe gänzlich ielmehr ist caput eine der Sprache überhaupt zukommende Bezeichnung für Quelle, wie z. B. selbst Vitruv caput fontis sagt, und das griechische Wort ϱήνη dem genau entsprechend (Curtius griech. Etym. S. 132) nichts von oetischer Personification zeigt.

Sehr verdienstlich ist die Arbeit durch das reiche Material für die Kenntniss der Dichtersprache, namentlich der griechischen.

Berlin. Büchsenschütz.

---

M. Isaaci Gilhusii Marpurgensis Grammatica. Inhaltsangabe nebst Auszügen und Bemerkungen vom Oberlehrer Karl Joh. Wilh. Gillhausen. Programm der Realschule zu Aachen. 1865.

Das hier behandelte Werk ist „eine lüstige und für die Angehende ugendt nützliche Comoedia,“ die im J. 1597 zu Frankf. a. M. im Druck erchien und wie aus der Vorrede hervorgeht, in Marburg von Schülern im ugendlichsten Alter aufgeführt worden ist. Es bildet dieses wenig bekannte uch einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Schulkomödie, namentch zu den Curiositäten derselben. Denn wenn schon die Fischerei der 'enus, welche der Director des hiesigen grauen Klosters Johann Bödiker m Ende des 17. Jahrh. für seine Schüler schrieb, und in welcher er es ch zur Aufgabe machte, die Namen aller in den Seen und Flüssen der Iark lebenden Fische aufzuführen, oder die Operette von der Vortrefflicheit der Hohen obrigkeitl. Anordnungen in Betreff des Bierbrauens, welche ie Arnstädter Gymnasiasten am Anfang des 18. Jahrh. aufführten, ihrem ıhalte nach frappant erscheinen, so ist der Gedanke gewiss nicht weniger rappant, die sieben freien Künste, die Theile der Grammatik, die Redeıeile in Verbindung mit mythologischen Personen auf die Bühne zu bringen. Von einer Handlung ist natürlich in dem Stücke nicht viel die Rede, s erscheint das Ganze vielmehr als ein ziemlich wüstes Durcheinander, dem ie tollsten Sonderbarkeiten, wie z. B. die Brautwerbung des Actäon um ie Orthographie und des Neptunus um die Prosodie nicht fehlen. Geürzt ist das Stück durch eingeschobene Bauernscenen, eine Werbescene nd ein Parergon: Pyramus und Thisbe.

Berlin. Büchsenschütz.

---

# Miscellen.

## Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens der Stadt Brandenburg.

Diese uralte Stadt, die vormahlige Hauptstadt der Heveledun oder Heveller und später deutscher Bischofssitz, die der ganzen Mark Brandenburg den Namen gab, besteht aus drei Theilen, aus der ursprünglichen Burg, aus der Altstadt und aus der Neustadt. Alle drei stehen auf drei durch Arme der Havel gebildeten, gegenwärtig durch Brücken und Dämme unter sich verbundenen Inseln: auf der nordöstlichen die Burg, auf der nordwestlichen die Altstadt und auf der südlichen die Neustadt. Von diesen dreien ist die Burg der älteste Theil, der den beiden anderen den Namen gegeben hat, und auf welchen allein sich die früheste Geschichte der Stadt Brandenburg (von 927 bis gegen 1200) bezieht. Einige nehmen an, dass der Name deutschen Ursprungs, andere hingegen, dass er slavischen Ursprungs sei. Diejenigen, welche behaupten, dass der Name deutschen Ursprungs sei, stützen sich natürlich auf die jetzige Form Brandenburg, und auf die urkundlichen Brendunburg (dies ist die älteste nachweisbare in der Stiftungsurkunde des Bisthums Brandenburg durch Kaiser Otto I. vom Jahre 949), ferner Brendanburg, Brandanburg, Brandonburg, Brandaburg, Brandeburg. Die daneben auftauchenden Branneburg, Brennanburg, Brennaburg, Brenneburg müssen sie dann für eine Abschwächung oder Abschleifung der ursprünglicheren Form mit d halten. Hinsichtlich der Bedeutung muss das Wort natürlich dann auf irgend eine Weise mit Brand in Verbindung gebracht werden, hauptsächlich und am natürlichsten wohl, indem man annimmt, dass der Platz, wo der Ort oder vielmehr zuerst die Burg gegründet wurde, durch Feuer urbar gemacht worden sei. Diejenigen, welche slavischen Ursprung annehmen, behaupten, dass Brandenburg nicht der ursprüngliche Name, sondern nur eine Uebersetzung des wendischen Schorelitz (d. i. S-chorelitz, ch guttural und s in der Aussprache davon getrennt) sei, im Altpolnischen Zgorzelec, gen. —lca. Nun heisst im Polnischen zgorzelina, zgorzelizna, zgorzelisko ein Scheiterhaufenplatz, eine Brandstätte, ein Brandplatz, von dem Verbum zgorzeć, verbrennen, wendisch gorésch, brennen (Zwahr p. 90). Diese sagen also nun (z. B. Buttmann p. 69) Brandenburg ist nur eine Uebersetzung des alten wendischen Schorelitz und erzählen dabei folgenden Hergang. Zur Zeit als in diesen Gegenden der Kampf um die Herrschaft zwischen Wenden und Deutschen noch heftig wüthete, war es besonders Brandenburg, welches bald von den Wenden, bald von den Deutschen erstürmt und in Besitz genommen wurde. Bei solchen Gelegenheiten erfuhr die unglückliche Stadt mehrere Mahle das Schicksal der Zerstörung durch Feuer. Deshalb nannten die Deutschen, wenn sie im Besitz waren, die Stadt Brandenburg, die Wenden aber, so oft sie Herren waren, nach ihrer Sprache Schorelitz, d. h. wieder: zerstörte Stadt (sollte wohl genauer heissen durch Feuer zerstörte oder verbrannte Stadt). Erst als die

Stadt unbestritten in der Gewalt der Deutschen sich befand, verschwand der Name Schorelitz, und die Wenden bequemten sich aus dem Namen Brandenburg ihr bloss slavonisirtes Brennabor, endlich gar Brambor zu machen, und so nennen die Wenden heute noch die Stadt. — Dieses Schorelitz soll schon sehr früh in den Urkunden vorkommen, angeglich bei Helmold († im 12. Jahrhundert), obgleich ich daran zweifle; dagegen findet sich sicher bei Helmold auch Brandenburg, z. B. 1, 37. 88. die Stelle: Brizani et Stoderani, qui Havelberg et Brandenburg habitant (Schafarik 2, p. 583). Auf jeden Fall erscheint der Namen Brandenburg um mehrere Jahrhunderte früher in Urkunden. Es dürfte ziemlich gewiss sein, dass Schorelitz, selbst wenn es wirklich so früh vorkommt als man angiebt, nur eine slavische Uebersetzung des deutschen Brandenburg ist. Die Slaven waren bei weitem geneigter und befähigter, das Brandenburg in Schorelitz zu übersetzen, als umgekehrt die Deutschen Schorelitz in Brandenburg. Die damaligen Deutschen waren gewiss noch weniger geneigt, Slavisch zu lernen, als sie es heut zu Tage sind. Sie behandelten die Slaven und ihre Sprache so, wie einst die Franzosen uns und unsere Sprache behandelten; sie sahen sie als Barbaren an, und ihre Sprache hielten sie für eine denselben entsprechende, was sie allerdings nicht abhielt, einzelne Ausdrücke, die sie sehr gut entbehren konnten, wie Grenze, Petschaft, etc., von ihnen zu entlehnen, und in ihre Sprache als wesentliche Bestandtheile aufzunehmen.*) Die Deutschen werden also damahls ganz besonders nicht Schorelitz in Brandenburg übersetzt haben; dagegen den von jeher sprachkundigen Slaven ist das Umgekehrte schon eher zuzutrauen. In anderer Weise haben andere Slaven sich den Namen Brandenburg durch Umdeutung mundgerecht zu machen gesucht. Die Böhmen namentlich besonders nennen es Brannibor oder Branny' Bor oder Branny' Borek, d. i. etwa wehrhafter Kieferwald oder Wehrkieferwald. Ein wehrhafter Kieferwald ist schon an und für sich keine passende Ortsbezeichnung; aber Brandenburg war anfangs nichts weniger als ein Wald, es war eine nicht sehr umfangreiche ringsum von Wasser umgebene Flussinsel. Von Wald kann also hier nicht gut die Rede sein. Andere fabelhafte Erklärungen des Namens Brandenburg sind: „Brandenburg habe seinen Namen von den Sennonenfürsten Brennus erhalten, der es im Jahre 364 vor Christo erbaut habe,“ eine arge Verwechselung mit den Semnŏnes, welche letztere nur als in der Gegend zwischen Elbe und Weichsel wohnhaft gedacht und für ein germanisches Volk gehalten werden, während die Senŏnes, zu denen allein der Name Brennus, d. i. König, passt, in Gallien und Ober-

---

*) Diese unvortheilhafte Meinung der Deutschen von den Slaven hat selbst heut zu Tage eben so wenig vollständig aufgehört, als die unserer überrheinischen Nachbaren von uns. Viele gebildete, selbst gelehrte Deutsche sind in Beziehung auf slavische Verhältnisse so unwissend, dass sie häufig die Frage aufwerfen, ob die Slaven wohl eine Litteratur hätten, während ihre Lebenszeit nicht hinreichen würde, die guten und klassischen Werke in nur einer slavischen Sprache, z. B. der polnischen oder russischen, vollständig zu lesen. Doch bleibt den Slaven der Trost, dass sie dafür von den Franzosen gerächt werden. Denn, um nicht von den älteren Franzosen zu reden, die sich so weit vergingen, wie der P. Bouhours, der ein umfangreiches Buch über die von ihm verneinte Frage schrieb, si un Allemand peut avoir de l'esprit, wenn ein noch jetzt lebender französischer Schriftsteller von den Deutschen spricht, so bedient er sich nur des Ausdrucks les Barbares du Nord“, und ein französischer Deputirter unter Louis Philippe widersetzte sich in der Deputirtenkammer der Errichtung von Lehrstühlen der deutschen Sprache, indem er behauptete, dass es eine Sprache sei, die weiter keinen Nutzen für die Franzosen habe, als um sich mit den Postillonen zu unterhalten, wenn man auf seine Landgüter im Elsass fahre.

italien wohnten. Ferner: „Im ersten Jahrhunderte nach Christo sei es von den Vandalen erobert und Schorelitz genannt worden; hundert Jahre darauf sei die Stadt in die Hände der Franken gefallen, und habe nach ihrem Könige Brandus ihren gegenwärtigen Namen bekommen.“ Ja, man erdichtete dem Namen zu Gefallen ein ganzes Volk, die Brennen, als slavische Bewohner der dortigen Gegend, was im vorigen Jahrhundert in dichterischer Sprache (z. B. bei Ramler) sogar für Preussen überhaupt galt. Von diesem angeblichen Volke der Brennen sei dann die Stadt Brennenburg oder Brennaburg geheissen worden, weswegen sie in lateinischer Sprache in früherer Zeit oft auch Brennopolis genannt wurde. Noch andere, die bescheidener waren, liessen es 50 Jahre nach Christo von den Wilzen gründen, die ihm aus irgend einer nicht weiter erwähnten Veranlassung den Namen Brennibor oder Brennabor gaben. So viel ist historisch gewiss, dass nach der Völkerwanderung die Gegend im Besitz der slavischen Stodoraner oder Havelaner (Heveller) war, ein und derselbe nur durch zwei Namen unterschiedene Zweig des Wělětenstammes, wovon der erstere der einheimische, dieser der fremde lokale ist. Zuverlässiger Bürge dafür ist Dithmar, der ausdrücklich Stoderania und Hevella oder Heveldun für dasselbe Land erklärt (Dithmar IV, 82. Stoderania, quae Hevellim dicitur). So auch das Chron. Quedlinburg. (Ztodaraniam, quam vulgo Heveldun vocant. Schafar. 2, 582). Ich halte dafür, dass der Name Brandenburg in eine ältere Zeit fällt, als die, in welcher hier die Germanen und Slaven sich ansässig machten. Er dürfte in die Zeit fallen, als hier Celten ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Der Name Brandenburg gehört in die Klasse der Namen, die aus einem fremden und einem deutschen Bestandtheile zusammengesetzt sind, und die man daher hybride nennt; wie z. B. Würtemberg (früher Wirtemberg, urkundlich Wirtinis-berg geschrieben, d. i. grüner Berg, von gwyrdd, grün, sonst wohl fälschlich Frauenberg gedeutet, also halb celtisch, halb deutsch, ursprünglich eine Burg im Oberamt Canstatt), ebenso Tauberbischofsheim; halb slavisch, halb deutsch sind, z. B. Piastenthal, Kniezenberg. Brandenburg würde, aus dem Celtischen gedeutet, s. v. a. Königsburg oder Königsberg bedeuten, vom wallisisch-celtischen brenin, der König, welches in älterer Form brennin, breṇnhin, breeninn, breenhin lautete, welches wiederum für breennin, breentin, brigentin steht, und von bre, breg, bry, brig, hoch, erhaben, und dem Ableitungssuffix entin herzuleiten (cf. Zeusz Gr. 101, 162, 1107), und womit der alte celtische Eigenname Brennus identisch ist. Mit den verschiedenen jüngeren und älteren Formen dieses Wortes stimmen dann auch die alten Formen des Namens Brandenburg in den Urkunden, sowohl die ohne d als mit d, welche letzteren offenbar älter sind, buchstäblich überein. Die Deutschen, die nach den Celten kamen, und in Brandenburg ihren Wohnsitz aufschlugen, hatten es daher sehr bequem, das Wort umzudeuten, und den Begriff Brand und brennen hineinzulegen. Sie brauchten noch nicht einmahl einen T-Laut einzuschieben, indem derselbe im ältesten Celtischen schon vorhanden war. Es war also Brandenburg ein uralter celtischer Königssitz, wozu sich Brandenburg, durch seine natürliche Lage geschützt, sowie zum menschlichen Wohnort überhaupt, von Anfang an ganz vorzüglich eignete. Man kann überzeugt sein, dass die alten Celten, die ihre Wohnungen oft mitten in Seen auf Pfählen anzulegen gezwungen waren, Brandenburg nicht werden übergangen haben, um auch dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Einen auffallenden Namen führen die Heveller, die Brandenburg in slavischer Zeit inne hatten; sie heissen in den Urkunden Heveledun; dies ist offenbar celtisch, wie der Name der Havel selbst. Heveledun heisst Havelmänner, Männer an der Havel. Dieses dun ist nicht das in Städtenamen auftretende dun, Stadt, Festung, Einzäunung, wie in Lugdunum, Mellodunum und anderen, was hier keinen passenden Sinn geben würde, sondern das celtisch-irische duine, altirisch donio, wallis. dyn, Mensch, Mann, Person. (Dasselbe Wort zeigt sich unter

anderen auch in dem Völkernamen Caledonii, Καληδόνιοι, d. i. Waldbewohner, von celt.-gadhel. coill, caill, Wald, W. cell, Corn. kelli, vd. über dieses letztere Wort Zeusz 821. 1118. Stokes Irish Glosses, p. 49. Bullet s. v.) Die Heveller, obgleich geschichtlich Slaven, hatten diesen Namen von den Celten eben so geerbt, wie die heutigen Preussen den ihrigen, die jetzt sämmtlich Deutsche sind, und seit Ende des 17. Jahrhunderts kein Wort preussisch mehr sprechen, und in der Mark Brandenburg und in den Rheinlanden es nie gesprochen haben. Später als die Burg Brandenburg kommt der Name der Altstadt, nämlich zuerst im Jahre 1161 unter der Form Parduin und sachlich als Dorf vor. Dieser Name, behauptet man, weise seinem Klange nach auf slavischen Ursprung hin. Das war wenigstens diesmal sehr vorsichtig gehandelt, dass man sagte seinem Klange nach, da man ihn seinem Wesen und Inhalt nach aus dem Slavischen nicht deuten, ja nicht einmahl den Versuch dazu machen konnte. Der slavische Klang bestand gewiss in weiter nichts als der Endung in, die aber auch in anderen Gegenden als slavischen vorkommt, und ihrem Ursprung nach sehr verschiedenen Sprachen angehört. Parduin lässt sich ebenfalls nicht uneben aus dem Celtischen deuten. Es würde die Sylbe par denselben Ursprung und Werth in Anspruch nehmen dürfen, den die Sylbe per oder ber in dem Namen der Stadt Berlin hat, mit der Bedeutung Weide, Viehweide, und duin ist von dun, Einzäunung, also eingezäunte Viehweide, was Parduin für die Burgbewohner an der Havel eben so gut sein konnte als der Berlin oder Weidewald für die Kölner an der Spree. Denn offenbar hatten die Celten auf ihrer Burginsel nicht viel Platz, um ihr Vieh weiden lassen zu können, sondern sie mussten es über die Insel hinaus zu ausgedehnterer Weide treiben oder schwimmen lassen, wo sich denn der Fleck der späteren Altstadt als der nächste und natürlichste darbot.

Dr. K. A. F. Mahn.

---

## Sonderbarkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache.

„Die Inspection des Gymnasiums entfiel in diesem Jahre in Folge der wiederholten Erkrankung des hochw. Inspectors.“ Programm des Gymnasiums zu Görtz 1864. S. 60.

„Die hochortig genehmigten Lehrbücher.“ Programm des Gymnasiums zu Leitmeritz 1864. S. 24.

„Der bürgerliche Bäckermeister H. Auer. — Der kaiserliche Bergschaffer am Dürenberge. — Die Handlungsbesitzerin Therese Zastager. — Die Arztenswittwe Antonie Herold. — Die Apothekersgattin Rosa Hinterhuber. — Der bürgerliche Lebzalter und Wachszieher Leop. Kipperer. — Die Germsiederin Rainer. — Die Vereinsvorstehung.“ Programm des Gymnasiums zu Salzburg 1864.

„Ueber Antrag der betreffenden Lehrer aus den nicht obligaten Lehrgegenständen werden folgende Schüler mit Prämien betheilt.“ Das. S. 47.

„Die Stellung des Gymnasiallehrers Königsberger am hiesigen Gymnasium wird mit h. Erlass des Staatsministeriums geordnet.“ Das. S. 46.

---

## Die Dresdener Dante-Versammlung.

Die zum 14. September, dem Todestage Dante's, auf Anregung Carl Witte's nach Dresden berufene Versammlung von Dante-Freunden hatte den Zweck, die für die Studien des Dichters über Deutschland verbreiteten

Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenzufassen. Es waren erschienen: Witte aus Halle, Wegele aus Würzburg, Mussafia aus Wien, Keller aus Tübingen, Krafft aus Dinkelsbühl, Böhmer aus Halle, Lembke aus Marburg, Buchändler F. A. Brockhaus aus Leipzig, Paur aus Görlitz, von Italienern Giuliani aus Florenz; von Dresdenern betheiligten sich Bähr, Grässe und Petzholdt. Am Abend des 13. fand im Hôtel de Saxe eine Vorbesprechung statt, in welcher die allgemeinen Umrisse der Statuten des zu gründenden Vereins festgestellt wurden.

Am Morgen des 14. trafen sich die Theilnehmer in den Räumen der königlichen Handbibliothek, deren Dante-Schätze zusammen mit anderswoher zugeführten Handschriften und seltenen Drucksachen zur Besichtigung auslagen. Besondere Beachtung verdienten eine sehr saubere alte Papierhandschrift, Eigenthum Witte's, welche die kleineren Schriften Dante's in sich vereinigt, dann die theils eigenhändig von Witte selbst, theils in seinem Auftrage gefertigte Abschrift der vier Codices, die derselbe seiner kritischen Ausgabe der Div. Commedia zu Grunde gelegt hat; von Druckwerken ein herrliches Exemplar der ersten Ausgabe des Comento von Chr. Landini vom Jahre 1481, verziert mit zwei ursprünglich in Kupfer gestochenen Miniaturen und einigen prächtig colorirten Initialen, dann der so eben erschienene, sehr sorgfältig aufgeführte Abdruck des Codex von Monte Cassino mit einem photographisch nachgebildeten Portrait Dante's aus dem 16. Jahrhundert von Scipione Pulzone da Gaëta, bei welchem man eher auf den ziemlich wohlgepflegten Abt des Klosters als auf den hager gewordenen Dichter der Göttlichen Komödie rathen würde. Ausserdem lagen zahlreiche Handzeichnungen von Scenen aus der Dichtung zur Ansicht vor, z. B. von Koch, das Tableau der Paradiesesgestalten von Cornelius, sowie die Blätter des Dante-Albums, welches die deutschen Künstler dem Könige Johann gewidmet, worunter manches Schöne, z. B. von Vogel v. Vogelstein, von Kaulbach, der eins seiner Blätter von 1848 mit den Worten unterschrieben: „Im ersten glorreichen Jahre der deutschen Einigkeit."

Der Mittagtisch nach 3 Uhr vereinigte die fremden Ankömmlinge im Belvedere auf der Brühlschen Terrasse; ausser den Meisten der oben Genannten waren noch anwesend Carriere aus München und Fräulein Hoffinger aus Wien, die, schon zuvor in der Bibliothek mit eifrigem Interesse sichtbar, manchem der Anwesenden erst hier als die Verfasserin einer jüngst erschienenen Uebersetzung der Divina Commedia bekannt wurde. Buchhändler Brockhaus, welcher im Mai dem Dante-Feste in Italien beigewohnt, überreichte während der Tafel für die zu errichtende Sammlung eine Reliquie aus dem Sarkophage des Dichters, bei dessen Eröffnung in Ravenna er ebenfalls gegenwärtig gewesen war.

Abends um 7 Uhr fand eine öffentliche Dante-Feier in dem Saale des Hôtel Meinhold statt. Die Zahl der Versammelten war nicht gross. Sobald König Johann von Sachsen, bei allen Dante-Freunden unter dem Namen Philalethes in Verehrung, eingetreten war, begann die Feier mit einer einleitenden Ansprache C. Witte's, in welcher sich derselbe über den Zusammentritt und die Tendenz des jungen Vereines verbreitete, dessen Protectorat, wie bereits bekannt war, der König zu übernehmen sich geneigt erklärt hatte. Hierauf folgte eine streng historische Mittheilung, die Beziehungen des markgräflichen Hauses Wettin im Mittelalter betreffend, von Wegele aus Würzburg, dann Vorlesung neuer Übersetzungsproben der Göttlichen Komödie von Notter und Fräulein Hoffinger, dazwischen der musikalische Vortrag zweier Lieder Dante's mit Flügelbegleitung, am Schluss eine längere Rede in italienischer Sprache von Professor Giuliani aus Florenz. Die Vorträge insgesammt dauerten über zwei Stunden. In der Begleitung des Königs erschienen unter Anderen der Minister v. Beust und der Historiker Geh. Rath von Langenn. Auf die Gegenwart bei dieser abendlichen Feier beschränkte sich die persönliche Theilnahme des Königs

an dem Vornehmen des zusammenlretenden Vereines, und es ist nicht richtig, was die Leipziger Illustrirte Zeitung mittheilt, dass er den Verhandlungen desselben bis zu Ende beigewohnt habe; denn diese, rein geschäftlicher Natur, wurden, anknüpfend an die Vorverhandlungen des Mittwoch-Abends, am Morgen des 15. ohne Gegenwart des Königs in einem Zimmer des Hôtel de Saxe fortgesetzt und zu Ende geführt.

Gegenstand derselben war die nochmalige Durchberathung und definitive Feststellung der Statuten. Die Debatte erging sich am lebhaftesten über die Haltung der beschlossenen Zeitschrift zur Förderung des Dante-Studiums. Während die Einen den aufzunehmenden Arbeiten einen vorzugsweise populären Zweck stellen und eine ausdrückliche Erklärung darüber in die Statuten gesetzt haben wollten, hielten die Anderen, und drangen mit ihrer Ansicht durch, an dem Erforderniss eines streng wissenschaftlichen Strebens fest, indem solches bei der Natur des vorliegenden Stoffes von selbst schon eine zugängliche Form voraussetze und sich weder als ein geflissentlich populäres noch als ein einseitig kritisches vor dem Publikum zu documentiren habe. Diese Zeitschrift will sich nicht an bestimmte Fristen binden, sondern nur, so oft sie in genügender Menge geeignetes Material haben wird, erscheinen. Auch die Herstellung lesbarer Texte, besonders der noch sehr mangelhaft ausgestatteten kleineren Schriften Dante's, beabsichtigt der Verein in die Hand zu nehmen. Brockhaus in Leipzig erklärte sich bereit zur Übernahme der buchhändlerischen Geschäfte des Vereines, wie auch zur Vermittlung der erforderlichen litterarischen Anknüpfungen mit den Verlagsstätten Italiens. Bezüglich des erforderlichen Leitungsorgans wurde gegen den Vorschlag von der einen Seite, einen lebenslänglichen Präsidenten mit der Vollmacht, sich die erforderliche Zahl von Beisitzern selbst zu wählen, vielmehr die periodische Wahl eines aus vier Mitgliedern zusammengesetzten Vorstandes beschlossen und sofort einstimmig Carl Witte in Halle zum Vorsitzenden und wurden neben ihm Wegele in Würzburg, Mussafia in Wien und Petzholdt in Dresden zu Vorstandsmitgliedern bis zur nächsten Generalversammlung, die spätestens wieder in drei Jahren stattfinden soll, gewählt. Dresden soll der bleibende Ort dieser Zusammenkünfte sein, wie auch der zu begründenden Sammlung und Bibliothek; mit Rücksicht hierauf wurde das letzterwähnte Mitglied, in dessen Händen sich die Verwaltung der königlichen Handbibliothek befindet, in den Vorstand gewählt. Die pekuniäre Verpflichtung der Mitgliedschaft beträgt jährlich drei Thaler oder statt dessen die einmalige Erlegung von sechzig Thalern. Ausser den ordentlichen Mitgliedern in Deutschland wählt der Verein von auswärtigen namhaften Dante-Forschern noch eine beschränkte Zahl von Ehrenmitgliedern; im Augenblick wurde diese Bestimmung durch Proklamationswahl des persönlich anwesenden Giambattista Giuliani, Professors der Dante-Litteratur zu Florenz, in Anwendung gebracht. Von mehreren Miteingeladenen, die sich am Kommen verhindert sahen, waren Zuschriften eingegangen und wurden vorgelesen; so von Ruth, von Vogel v. Vogelstein aus München und dem hochverdienten Blanc aus Halle, dessen Abwesenheit leider sein Greisenalter und körperliche Hinfälligkeit nur allzugenügend entschuldigten. Während der Verhandlungen kam das erste fertig gewordene Exemplar den neuen billigeren Ausgabe der Dante-Übersetzung von Philalethes zum Vorschein. Noch waren von der einen und anderen Seite wissenschaftliche Mittheilungen angekündigt; sie mussten indess wegen der vorgerückten Zeit unterbleiben.

So verlief die erste Versammlung deutscher Dante-Freunde zu Dresden; mögen ihre Nachfolgerinnen in künftigen Jahren die Beweise eines regen fruchtreichen Strebens liefern!

Dr. Paur.

## A few additional remarks on Dr. Poppo's Zusätze zu Wagners Grammatik der Englischen Sprache.

To avoid all misunderstanding, I ought to state that I have not yet seen the new edition of Wagners Grammar, and the observations which I beg to submit to you are merely called forth by the perusal of Dr. Poppo's Zusätze, published in the last number of your valuable journal.

1. The Plural of genius is never genios; the passage alluded to Middleton's Life of Cil. 1. p. 37. even assuming it to be correctly printed would not suffice to establish the 'usus' in this respect.

2. Among the otherwise very accurate notes on the formation of the Comparative and Superlative I notice a curious lapsus calami: viz Und selbst W. Scott sagt 'the most earnest' gratitude. Can the termination est have misled Dr. Poppo into the belief that earnest was a Superlative?

3. Mine and thine. The quotations Exod. XVII. 5. and XVIII. 4. as all emanating from the same source should be received with great caution. The conservatism of the translators of the Bible of 1611 is apparent in many instances although it is quite true, that the authorized version of the Bible is intelligible to nearly every reader of average education, it must not be forgotten that there are about 200 words now quite obsolete, that idioms and phrases such as were familiar to the translators of 1611 are no longer in use and are at best only tolerated.

The rule fairly established with regard to my and mine is with a few exceptions represented by the following:

French mon = my; le mien = mine.

4. The same remarks apply to all instances adduced by the learned reviewer of Past-Participles and Imperfects of the strong conjugation. Of the verbs quoted, viz 'to shear' the P. P. is 'shorn'; of 'mistake' 'mistaken'; 'drive' — 'driven' etc. etc. The peculiarity of individual writers, such as Thackeray using 'writ' instead of the customary 'written' would not establish a precedent, upon which future Grammarians would frame a rule.

5. The spelling of the English words is not so exact as one might wish. I note only a few errors: pag. 66. spid instead of spit. p. 68. fearfull inst. of fearful. p. 71. to expell inst. of expel.

6. With regard to the postposition of Adjectives, their number is very limited.

Besides the quoted ambassador extraordinary, I mention body-politic, court-martial, king or queen etc. — elect. blood etc. royal. cousin-german; more or less all heraldic terms. These constructions are all of French origin. The grammatical terms however arise like the German 'Vater unser' from the Translation of the Latin; the remark made by Dr. Poppo as to the gradual change to the common order of words in the last instance is substantially correct; you meet noun-proper side by side with proper noun.

All Saint's Day. 1865.

Haileybury College. Herts.

Edward. A. Oppen.

---

## Schiller und „Werther."

Palleske (Schiller's Leben. 2. Aufl. I, p. 101) sagt über den Einfluss des „Werther" auf Schiller: Wie musste solch ein Werk auf unsern Bund und auf Schiller wirken! Sie lasen, sie verschlangen es und — sie wollten auch einen Werther schreiben. Es blieb beim Plan. Schiller hat sich später die Natur dieser Eindrücke klar gemacht. Hier war ein durch und durch sentimentalischer Charakter von einem naiven Dichter mit aller Gluth, mit aller Freiheit von dieser Gluth, dargestellt.*) „Schwärmerische, unglückliche

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung, WW. XII, p. 215.

Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich die düstere, gehaltlose, schwermüthige Ossianische Welt" — kurz, der ganze Zündstoff der Gefühle war hier mit so unerhörter sinnlicher Kraft in Flammen gesetzt, wie es nur der vollen Sicherheit des Dichters möglich war. Werther, „in seiner Unmöglichkeit, sich aus einem solchen Kreise zu retten," war so rund herausgearbeitet, wie eine dramatische Person, die nur in Scene gesetzt zu werden brauchte. — Schiller brannte auf einen Stoff. In jedem Selbstmord suchte man Wertherische Motive. Da las er eines Tages in einem Zeitungsblatt die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten. Er schrieb darauf los. Mit erster Herzenswärme warf er Scene für Scene hin. Aber — das Ganze genügte ihm nicht; es ward vernichtet. Der Student von Nassau blieb nur eine halb scherzhafte, halb frohe und stolze Erinnerung des Verfassers. War es vielleicht ein dramatischer Werther? — — Noch riss ihn seine eigenste Natur immer wieder „hoch in der Lüfte Meer." Der Bund musste ja den Ossiansrausch absolviren. Hoven und Petersen übersetzten den Barden und griffen Schillers englischen Sprachkenntnissen unter die Arme. Schiller recitirte ihnen dafür mit der ganzen Wonne des Pathos die vollen melodischen Klänge: „Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht." Er behielt noch lange eine Vorliebe für diese Kinder von Nebel und Macpherson. Er findet auch später im Ossian ächt dichterische Klage.*) „Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgemeinen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild der Unvergänglichkeit zu finden."

Soweit Palleske, der den Einfluss der Werther-Dichtung auf Schiller am vollständigsten blosgelegt hat. Im Folgenden versuche ich, im Einzelnen diesen Einfluss in Schillers Jugendpoesie nachzuweisen, indem ich zuvörderst noch darauf aufmerksam mache, dass auch noch in späteren Jahren Schiller Stellen aus dem „Werther" wörtlich auswendig wusste. (Boas, Schillers Jugendjahre I, p. 137, lässt den Brief, worin das Citat aus Werther vorkommt, vorzugsweise an Huber gerichtet sein; A. v. Keller in den „Beiträgen zur Schillerliteratur" adressirt ihn an Körner). Er citirt folgende Stelle aus dem Gedächtniss (im J. 1786?): „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft: ein grosses dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsale." (Göthe's Werke in 6 Bdd. III, p. 8.) Dieser Gedanke kehrt auch in Schillers spätesten Dichtungen wieder. Man vergleiche die beiden letzten Strophen des Pilgrim (1803):

Hin zu einem grossen Meere
    Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
    Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
    Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
    Und das dort ist niemals hier!

Dieses Wort Werthers, äussert er an obiger Stelle, sei ein Orakel, das über sein ganzes Leben ausgesprochen zu sein scheine. Wenn eine einzelne Stelle, die seiner Empfindungsweise besonders zusagte, so lange Jahre in seinem Gedächtniss haftete, so ist um so viel wahrscheinlicher, dass der Inhalt eines der dichterisch vollendetsten Briefe des Werther, der wie kein anderer eine verwandte Saite in Schillers Herzen anschlug, bei ihm so in

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung, WW. XII, p. 205.

Fleisch und Blut überging, dass er ihn auf seine Weise reproducirte. Der im Würtembergischen Repertorium 1782 erschienene Aufsatz: „Der Spaziergang unter den Linden" ist eine Reproduction des berühmten, vom 18. August 1770 datirten Briefes im Werther, dessen Inhalt zum Theil auch in den Faust überging. Werther, der glückliche, ist entzückt von der Grösse und Herrlichkeit der Natur, Werther, der unglücklich Liebende, erblickt in ihr „nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Der glückliche Werther wird bei Schiller vertreten durch Edwin, der unglückliche durch Wollmar. Auch dieser sagt von der Natur: „Es ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Koth, viele Tausend Mal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und gross thut, und sie zu Markte trägt und wieder zusammenreisst in garstige Lumpen." Der unglückliche Werther beklagt es, dass der „harmloseste Spaziergang tausend armen Würmchen das Leben kostet," und Wollmar stimmt ein: „Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insecten." Und woher diese Verschiedenheit in der Naturanschauung Wollmars und Edwins? Der Grund derselben ist kein anderer als bei Werther. Am Schluss sagt Edwin: „Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieser Linde küsste mich meine Juliette zum ersten Mal!" Wollmar antwortet, indem er heftig davon geht: „Junger Mensch! Unter dieser Linde habe ich meine Laura verloren." Dieser Werther'sche Brief musste einen so gewaltigen Eindruck auf Schiller machen, weil es tief in seiner Anschauungsweise begründet war, die Natur nur gewissermassen als den Spiegel des menschlichen Geistes zu betrachten, als eine Undine, die an der Brust des liebebegeisterten Dichters freilich zu glühendem Leben erwacht, aber dem Unglücklichen ein Medusenantlitz zeigt.

Seit Jördens hat man auf 2 Reminiscenzen aus dem „Julius von Tarent" in den „Räubern" aufmerksam gemacht. Wüssten wir nicht aus anderen Quellen, wie sehr Schiller durch dieses Drama angeregt wurde, so würden auch diese beiden Stellen Nichts beweisen, aber im Verein mit jenen andern Quellen haben auch sie volle Beweiskraft. Noch evidenter ist dies beim Werther der Fall. Ich führe zuerst einige Parallelen zum Werther aus den „Räubern" an. Brief vom 16. März 1771. (6 Bdd. III, p. 22): „Ich wollte, dass sich einer unterstünde, mir es vorzuwerfen, dass ich ihm den Degen durch den Leib stossen könnte: wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Räuber, Act V, Sc. 2. K. Moor: Blut muss ich saufen, es wird vorübergehn. III, 2: Moor: Ich will's ein ander Mal hören — morgen, nächstens, oder — wenn ich Blut gesehen habe." Mit dem Brief vom 9. Mai 1771 vergleiche man Karl Moor's Monolog, IV, 1, besonders folgende Stellen: Werther. „Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung." Moor: „Halt ein, Moor! Dein Fuss wandelt in einem heiligen Tempel." Der Brief vom 4. September 1771 beginnt: „Ja es ist so! Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen." Räuber IV, 6. Moor: „Ich verstehe — Lenker im Himmel — ich verstehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbst ist kommen."

Bei Schillers damaliger dichterischer Stimmung war es natürlich, dass die hochpathetischen Stellen am meisten Eindruck auf ihn machten. Welche Vorliebe er für Ossian damals hegte, geht schon aus der oben angeführten Stelle aus Palleske's Leben Schillers hervor. In einem Briefe an Lotte vom 8. Januar 1789 schreibt er, indem er für die ihm überschickte Uebersetzung eines Ossian'schen Liedes aus Lottens Feder dankt: „Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnere, es schon gelesen zu haben, und Ossians ganzer

it athmet darin. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung. — — h die feinste Bescheidenheit ist Ossian eigen. Wie leicht schwebt er Schlusse des Gedichts über eigene Thaten hin, die er uns nur in den ;en merken lässt, nicht schildert! Es freut mich, dass Sie diesem schönen ıter getreu bleiben und sich auf die beste Art, die möglich ist, durch ersetzungen, mit seinem Geiste familiarisiren. Endlich werden Sie noch ganz Ossianisches Mädchen!" Und in der Abhandlung über naive und imentalische Dichtung sagt er an einer andern Stelle: „Ossians Menschen- ; war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her war gross, ko- alisch mächtig, drang sich also auf und behauptete selbst über den ıschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die ose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als ;enstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über Verfall der Menschen, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch ıde lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen Sänger zu dem losen zurückzuscheuchen, und über seine Gesänge jenen elegischen Ton ugiessen, der sie für uns so rührend und anziehend macht."

In der Rede: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und grosse Freigebig- im engsten Verstand zur Tugend (1779) citirt er eine Stelle aus Ossian Iexametern (Hoffmeister, Supplemente IV, p. 39). Dass besonders auch Göthesche Uebersetzung der Lieder von Selma im „Werther" ihm ge- ig war, ersehen wir aus einer Redensart in einem Briefe an Petersen hillers Briefe etc. Berlin, Hempel. I, p. 150): „Homers Stimme ist ıallt in Selma." Es scheint, der literarische Club auf der Militär-Aca- ıie war Ossian-fest, so wie der Göthe'sche Club in Strassburg sich be- bte, Shakespeare-fest zu werden. Es wäre wunderbar, wenn Schillers endpoesie, zu denen er die Ideen doch grösstentheils aus seiner Lectüre men musste, da das Leben ihm wenig bot, keine Spuren dieses Einflusses wiesen. Ich habe bis jetzt folgende Parallelstellen gefunden. In den Iern von Selma, die Göthe in seinen „Werther" einrückte (6 Bdd. III, 35) singt Alpin: „Die Hügel werden dich vergessen, deine Bogen in der le liegen ungespannt." In Hectors Abschied singt Andromache: „Einsam t dein Eisen in der Halle." Von entschiedenem Einfluss war dieser Klag- ang Alpins auf die „Leichenphantasie." Alpin fährt nach obiger Stelle .: „Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel." In der ıichenphantasie" heisst es:

Munter sprang er im Gewühle der Menschen
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh.

ɔin: „Wer auf seinem Stabe ist das? wer ist es, dessen Haupt weiss ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? Es ist dein Vater, o Morar!"

hiller: Zitternd an der Krücke
Wer mit düsterm, rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stumm getrag'nen Sarge nach?
Floss es „Vater" von des Jünglings Lippe?

Auf die folgende Parallelstelle hat bereits Düntzer (Schillers lyrische lichte der ersten Periode, p. 16) aufmerksam gemacht. Im Werther ıst es (6 Bdd. III, p. 37): „Ich folgte der Leiche der Freundin und ıd an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterliessen und die Seile schnur- d unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel nter schollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, : dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war!" In der chenphantasie:

Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
Wimmernd schnurrt das Todtenseil empor!

— — — — —

— — — — —

Dumpfig schollert's über'm Sarg zum Hügel,
O um Erdballs Schätze nur noch einen Blick!
Starr und ewig schliesst des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer schollerts über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

Da dieses Gedicht dem dahingeschiedenen Bruder (August Wilhelm von Hoven) eines Freundes in Ossian galt, so waren solche Reminiscenzen um so besser angebracht. Auch der „seufzende Nachtgeist" der ersten und letzten Strophe ist Ossianisch. In der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" ist der 2 Mal vorkommende Ausdruck „das enge Haus" zur Bezeichnung des Grabes gleichfalls Eigenthum des Macphersonschen Barden und Str. 4:

Tief (ist) der Schlummer der Begrabenen

Reminiscenz aus Alpins Gesang im Werther: Tief ist der Schlaf der Todten (vgl. den Klaggesang des Chors in der „Braut von Messina": „denn der Schlummer der Todten ist schwer").

Endlich scheint mir aus den letzten Worten, die Werther nach der Unterbrechung vorliest (sie sind aus dem Anfange des Ossianschen Gedichtes „Berrathon" und identisch mit den in einem Briefe vom 12. October 1771, aus dem Gedächtnisse citirten) die Idee zu dem Schillerschen Gedicht „Morgenphantasie" entstanden zu sein, welches er später, unpassend, wie mir scheint, „der Flüchtling" betitelt hat. Man vergleiche: „Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden" — und die letzte Strophe des „Flüchtlings":

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säus'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt;
Morgen — ach! du röthest
Eine Todtenflur,
Ach, und du, o Abendroth! umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

Dr. Boxberger.

---

## Noch einige Bemerkungen über „eine vermuthlich aus dem Particip abgeleitete Adjectivalform im Italienischen."

In Bezug auf diese Form hat Herr N. Ch. Quintescu in Bd. 37 S. 197 dieses Archivs nachgewiesen, dass sie durchaus nicht, wie man bisher annahm, ein verkürztes Particip, sondern vielmehr ein entweder bereits im Latein vorhandenes, oder aus einem Particip abgeleitetes, den aus dem Latein übernommenen hierhergehörigen Adjectiven nachgebildetes Adjectiv ist. Dies Resultat scheint im Allgemeinen richtig zu sein, nur genügen die Gründe, die Herr Qu. für seine Behauptung anführt, noch nicht ganz oder sind sogar überflüssig. Für die unmittelbar aus dem Latein stammenden Formen bedurfte es z. B. gar keiner weiteren Explication, denn dass lacero, libero, manifesto, sano u. s. w. nicht aus lacerato, liberato, manifestato, sanato u. s. w. verkürzt sind, sondern direct von lacer, liber, manifestus, sanus u. s. w. herkommen, war längst bekannt. Dass ferner bei dem Hilfszeitwort essere bald das Particip (z. B. io era destato, wo era destato zu-

sammen das Prädicat bildet), bald das Adjectiv (z. B. io era desto, wo era Copula, desto prädicative Bestimmung ist) stehen kann, ist so ganz natürlich und einfach, dass Herr Qu. ebenfalls gar nicht nöthig gehabt hätte, so viele Worte darüber zu verlieren. Was aber die „nachgebildeten" Formen (wie acconcio, adorno, avvezzo, carico u. s. w.) betrifft, so hat Herr Qu. andrerseits mehrere Fälle unberücksichtigt gelassen, die auf den ersten Blick weniger klar erscheinen dürften. Dahin gehören zunächst Sätze, wie io ho sporca la tovaglia, io ho carichi gli schioppi, io ho avvezzo il mio cane a saltare, wo früher meistens erklärt wurde, io ho sporca, carichi, avvezzo stände für io ho sporcata, caricati, avvezzato. Aber sollte man sporca, carichi, avvezzo nicht ganz gut als Adjective und demnach avere weniger als Hilfszeitwort, sondern als sich seiner ursprünglichen Bedeutung nähernd auffassen können? also: io ho la tovaglia — wie? sporca; io ho gli schioppi — wie? carichi; io ho il mio cane — wie? avvezzo a saltare. Uebrigens hat schon Valentini so erklärt. — In Verbindungen ferner, wie tocco da divina ispirazione, könnte tocco leicht ebenfalls für ein Particip gehalten werden: doch lässt sich ja auch hier noch das Adjectiv vertheidigen, wie z. B. Ovid durchaus nicht nöthig hatte, tellus sauciata vomeribus für tellus saucia vulneribus zu sagen.

Ein anderes Verhältniss jedoch tritt ein, sobald die in Rede stehenden Formen zur Bildung activer Zeiten gebraucht werden. Herr Qu. führt zwar an, ich habe ihn geweckt könne man ja nicht durch l'ho desto ausdrücken, sondern müsse l'ho destato sagen. Diese verbale Verbindung ist aber nur unmöglich für die direct aus dem Latein stammenden Formen, zu denen auch desto (mitt elat. deexcitus) gehört; hingegen gehen die „nachgebildeten" Adjectivformen — und das hat Herr Qu. übersehen — zuweilen eine solche Verbindung mit dem activen Hilfszeitworte ein und werden dadurch vollständig verbal. Beispiele sind: l'ho dimentico für l'ho dimenticato, io t'ho dimostro für io t'ho dimostrato, mi sono avvezzo für mi sono avvezzato, sazio m'avrebbe ciò che m'è proposto für saziato m'avrebbe u. s. w. Gerade solche Fälle, wie die eben genannten, mögen die Grammatiker (unter diesen auch noch Diez) verleitet haben, eine doppelte — regelmässige und verkürzte — Form für das Particip anzunehmen; bei dem von Herrn Qu. angeführten walachischen desteptü neben desteptatü, capiü neben capiatü, bei dem französischen enclin neben incliné, bei dem deutschen wach neben erwacht, schlaff neben erschlafft*) konnte eine derartige Annahme allerdings „keinem Menschen einfallen," denn desteptü, capiü — enclin — wach, schlaff finden sich nirgends mit aveà — avoir — haben zur Bildung einer zusammengesetzten Zeit des Activs verwendet, während oben dimentico, dimostro, avvezzo, sazio doch offenbar mit avere verbale Kraft annehmen. — Auch in der Stelle: Avevamo ancora allora fra mano, trall'altre cose, un Corbaccio (ein Buch von Boccaccio), da me già riscontro con quello che u. s. w., kann die participiale Bedeutung des riscontro (für riscontrato) durchaus nicht geleugnet werden.

Wir erhalten also folgendes Ergebniss:

1) Diejenigen Adjective, die bereits im Lateinischen als solche vorhanden waren, bleiben es auch auf jeden Fall im Italienischen und können nie participialisch gebraucht werden.

2) Diejenigen Adjective, die aus Participien abgeleitet und den vorgefundenen Adjectiven nachgebildet sind, können ihre Ableitung aus dem Particip noch nicht ganz verleugnen und nehmen, wenn auch nicht häufig, noch participiellen und somit verbalen Werth an. —

Wenn nun Diez (Gr. d. rom. Spr., 2. Aufl., II, 141) sagt, die übrigen

---

*) Herr Qu. nennt auch noch κύκλος neben κυκλωτός; das sollte doch wohl κυκλικός oder κυκλόσις heissen?

romanischen Sprachen wüssten wenig von dem, was er für abgekürzte Participien, wir für nachgebildete Adjective ansehen; wenn er aus dem Provenzalischen nur adorn, clin, guast, sem (ital. adorno, chino, quasto, scemo), aus dem Altspanischen und Französischen nur enclin als analog aufführt: so hat nun schon Herr Qu. gezeigt, dass dergleichen Bildungen auch im Walachischen vorhanden sind. Aber weder Diez noch Qu. haben merkwürdigerweise an das Spanische und Portugiesische gedacht. Für das Spanische verweise ich hierzu auf die Grammatik von Dr. Precht; in Bezug auf das Portugiesische, für dessen gründlichere grammatische Bearbeitung überhaupt noch viel zu wenig geschehen ist, erlaube ich mir eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Formen mit dem Bemerken zu geben, dass die „nachgebildeten" Adjectiva in dieser Sprache höchst selten mit ter oder haver verbal, vielmehr meistens nur als wirkliche Adjective mit ser, estar, ficar oder andar auftreten, so dass sich also pago zu pagado etwa verhält wie das deutsche gewohnt zu gewöhnt.

1) Unmittelbar aus lateinischen Adjectiven oder Participien sind gebildet:

aceito (acceptus) neben aceitado von aceitar annehmen,
cheio (plenus, wie lat. pl sich durchgängig im Anlaut zu port. ch wandelt) neben enchido von enchar anfüllen,
desperto (deexperrectus) neben despertado von despertar aufwecken,
expulso (expulsus) neben expulsado von expulsar vertreiben,
fixo (fixus) neben fixado von fixar befestigen,
livre (liber) neben livrado von livrar befreien,
manifesto (manifestus) neben manifestado von manifestar offenbaren,
salvo (salvus) neben salvado von salvar retten,
são (sanus) neben sanado von sanar heilen,
secco (siccus) neben seccado von seccar trocknen,
sujeito (subjectus) neben sujeitado von sujeitar unterwerfen,
troncho (truncus) neben tronchado von tronchar verstümmeln.

2) Nachbildungen sind:

entregue neben entregado von entregar einhändigen,
enxugo neben enxugado von enxugar abtrocknen,
gasto neben gastado von gastar ausgeben,
isento neben isentado von isentar befreien,
murcho neben murchado von murchar welken,
pago neben pagado von pagar bezahlen,
solto neben soltado von soltar loslassen,
sujo neben sujado von sujar beschmutzen.

Die Doppelformen im Particip der Verba nach der zweiten und dritten Conjugation im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen sind anderer Art als die hier besprochenen und können also ausgeschlossen werden.

Krotoschin. F. C. Schwalbach.

# Notiz.

Die in dem vorletzten Hefte des Archivs abgedruckte Beurtheilung der von Schmitz-Auerbach'schen Abhandlung ist von Herrn Dr. A. Moller schon vor dem Erscheinen der Hermes'schen Kritik an die Redaction eingesandt und ohne den Wunsch des Verfassers noch mitgetheilt worden.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

H. Pröhle, Der deutsche Unterricht in seinem Verhältnisse zur Nationalliteratur. (Berlin, Moeser). 15 Sgr.

## Grammatik.

A. Helfferich, das Wurzelwort. (Berlin, Springer) 2½ Sgr.

## Lexicographie.

Mahn, Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. 7. Lieferung. (Berlin, Dümmler.) 1 Thlr. 5 Sgr.

H. Mareta, Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache. 2. Versuch. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.

C. Ploetz, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch. (Berlin, Herbig.) 2. Thle. 1⅓ Thlr.

## Literatur.

K. Bartsch, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. (Wien, Gerold.) 20 Sgr.

.. J. Vilmar, Zur Literatur Johann Fischarts. Kleine Beiträge. (Frankfurt a. M. Voelcker.) 15 Sgr.

h. Wackernagel, Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert. 3. Auflage. (Frankfurt, Heyder & Zimmer.) 1⅓ Thlr.

obein, über Klaus Groth und seine Dichtungen. (Hamburg, Perthes-Besser.) 12 Sgr.

Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) ¾ Thlr.

ernh. Abeken, Goethe in den Jahren 1771 — 1778. 2. Auflage. (Hannover, Rümpler.) 1½ Thlr.

Ohnesorge, Ludwig Uhland. Biographisch-literarische Skizze. (Dresden, Schneider.) 3 Sgr.

Düntzer, Goethe und Karl August. Studien zu Goethe's Leben. (Leipzig, Dyk) 2 Thle. 5 Thlr.

Feuchtersleben, Geist deutscher Classiker. 1 Liefrg. (Wien, Hartensleben). 7½ Sgr.

Edtmüller, Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. (Stuttgart, Cotta.) 2 Thlr.

scal's Gedanken, Fragmente und Briefe. Deutsch von C. F. Schwarz. 2 Theile. (Leipzig, O. Wigand.) 15 Sgr.

istoire littéraire de la France. Par les religieux Bénédictins de la congrégation de St. Maur. Nouvelle éd. publ. sous la direction de M. Paulin Paris I. Part. (Paris, Palmé.)

ntemporains de Shakespeare. Beaumont et Fletcher. Traduits par Ernest Lafond. (Paris, Hetzel.)

L. Plathe, König Richard. (Shakspeare in seiner Wirklichkeit) (Leipzig, Dyk.) 4½ Thlr.

nte's göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen von R. Koehler. (Weimar, Böhlau.) ⅚ Thlr

L. G. Blanc, Vocabolario Dantesco, o Dizionario critico e raggionato della Divina commedia di Dante Allighieri, per la prima volta recato in italiano da G. Carbone. Firenze.

F. Petrarca, Gedichte übersetzt von W. Krigar. (Hannover, Rümpler.) $2^1/_4$ Thlr.

B. Genelli's Umrisse zu Dante's göttlicher Komödie. Herausgegeben von M. Jordan (Leipzig, Dürr.) $4^2/_3$ Thlr.

L. G. Blanc, Versuche einer philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der göttlichen Komödie. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) 15 Sgr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen von Philalethes. (Leipzig, Teubner.) $2^2/_3$ Thlr.

J. Wenzig, Westslawischer Märchenschatz. (Leipzig, Senf.) 1 Thlr.

## Hilfsbücher.

Sammlung ausgeführter Stilarbeiten für Mittelclassen. (Chemnitz, Focke.) 10 Sgr.

Weigelt & Richter, Stilistische und grammatische Aufgaben für die untere Stufe der Mittelclasse. (Chemnitz, Focke.) $2^1/_2$ Sgr.

G. A. Winter, Stylistisches Aufgaben-Magazin. (Leipzig, Wöller.) 6. Auflage. 5 Sgr.

G. A. Winter, Der Sprach- und Rechtschreibschüler. Ein methodisch stufenweise geordnetes Wiederholungs- und Uebungsbuch. (Leipzig, Wöller.) 5 Sgr.

H. L. Wolff, Mustersammlung deutscher Gedichte für höhere Schulen. (Halle, Schmidt.) 16 Sgr.

H. Stahl, Das Lesebuch in der Mittelclasse. (Wiesbaden, Limbarth.) 4 Sgr.

H. Stahl, Deutsches Sprachbuch. Als Uebungsheft zum Lesebuch bearbeitet. 1. Heft. (Wiesbaden, Limbarth.) 4 Sgr.

M. Hoffmann, Kleine Grammatik der deutschen Sprache. 2. Heft. Satzlehre. (Greiz, Bredt.) 5 Sgr.

P. Frank, Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte. (Leipzig, Merseburger.) 10 Sgr.

A. Lüben und C. Nacke, Einführung in die deutsche Literatur, vermittelt durch Erläuterungen von Musterstücken. (Leipzig, Brandstetter.) 1 Thlr.

Paldamus, Deutsches Lesebuch. Obere Stufe. 2. Kursus (Mainz, Kunze.) 1 Thlr.

J. A. Burkhard, Französisches Lesebuch über alle Regeln der französischen Sprache. (Augsburg, Jenisch.) $^3/_4$ Thlr.

G. Traut, franz. Stylistik für den Schul- und Privatunterricht. 1. Theil. (Giessen, Roth.) 20 Sgr.

B. Blanchard, franz. Conversations-Grammatik (Leipzig, Rossberg.) 15 Sgr.

Wersaint, Cours de littérature française adopté à la méthode d'Ollendorff. (Frankfurt, Jügel.) 27 Sgr.

F. A. Callin, Englisches Lesebuch für die zweite Stufe des Unterrichts. (Hannover, Hahn.) $^2/_3$ Thlr.

S. Löwinsohn, Schulgrammatik der englischen Sprache. (Stettin, Saunier.) $22^1/_2$ Sgr.

Kirkpatrick, English stumbling-blocks oder Praktische Winke für Deutsche, welche richtig Englisch sprechen wollen. (Coblenz, Baedecker.) 5 Sgr.

T. Schoimul, Kurzgefasste Grammatik der romanischen Sprache. (Wien, Wenedikt.)

---

# Dante's Sündensystem.

---

Von jeher hat es meine Verwunderung erregt, dass fast lle mir bekannten älteren und neueren Erklärer der göttlichen Komödie über den in die Augen springenden Widerspruch wischen der Begründung und Ausführung der Sünden-Kategorieen im elften-Gesange des Inferno und der im siebzehnten les Purgatorio, wie nach getroffenem Uebereinkommen, ein unerbrüchliches Schweigen bewahren. In beiden Stellen wird die Reihe der menschlichen Versündigungen ungleich an Zahl, aus erschiedenen Ursprüngen, so selbständig von einander, so ohne de gegenseitige Beziehung, vorgeführt, als wenn sie von zwei erschiedenen Betrachtern herrührten oder beidemal völlig unleiche Rubriken gegeben werden sollten. Die Annahme des tzteren ist von vornherein dadurch verwehrt, dass der Dichter if das Bestimmteste die reuige Umkehr zur Besserung vor m Tode als die Bedingung der Zulassung in das Purgatorio nstellt und nirgend ein Wort davon sagt, dass etwa bei der nen Reihe von Sünden die Besserung eher zu erwarten stehe, s bei der anderen. Wenn ausschliesslich die Reue über die gangenen Sünden zwischen Verdammniss und Befähigung ır Seligkeit entscheidet, dann kann nicht zugleich ein durcheifender Unterschied der Sünden selbst zugegeben werden ıd das Verhältniss dürfte nach strenger Logik nur so stehen, ss dieselben Sünden im Purgatorio gebüsst werden, um ren Willen die ewig Verdammten im Inferno schmachten. Das ıdet sich aber bei Dante eben nicht, sondern in jedem von iden lässt er zum Theil Sünden erscheinen, die in dem ande-

ren nicht vorkommen, anderntheils in beiden auf gleiche Weise Wollust, Schlemmerei, Geiz und Zorn, nur in umgekehrter Ordnung, gestraft und gebüsst werden. Das könnte immer noch vermuthen lassen, zumal er auf keiner von beiden Seiten gewisse Sünden ausdrücklich ausschliesst, er habe hier wie dort dieselbe Sünden-Reihe angenommen und sich nur die Freiheit gelassen, je nach dem Bedürfnisse der ausführenden Charakteristik das Eine oder das Andere besonders hervorzuheben. Aber dagegen spricht wieder Folgendes. Dante bleibt bei einer solchen beliebigen Auswahl nicht stehen, sondern er begründet seine Wahl durch Feststellung einer Art von System, das in beiden Fällen ein anderes ist, so dass es den Anschein gewinnt, als ob er den zwei Reichen seiner Vision eine grundverschiedene begriffliche und ideelle Auffassung für ein und dieselbe Sache habe vindiciren wollen. Ich versuche nun, beiden Systemen näher zu treten; vielleicht ergibt sich dann doch, dass sie nicht blos theilweise in einander greifen, sondern von einem höheren Gesichtspunkte aus sich gegenseitig decken und so an Stelle des anfänglich erscheinenden Widerspruches die mit Besonnenheit waltende Absicht des Dichters tritt.

Wenn Dante von seinem Führer Virgil, als sie bis in die inneren Räume der Höllenstadt hinabgelangt sind, über die Eintheilung der unterirdischen Kreise Belehrung empfängt und dieser sie ihm in einem geschlossen scheinenden Systeme ertheilt, so dürfte man erwarten, dass dasselbe ohne Ausschluss alle zur Verdammniss führenden Sünden in sich fasst. Sehen wir zu, ob dies der Fall ist. Nachdem Virgil im XI. Gesange einleitend sich ausdrücklich auf sämmtliche obere und die drei noch übrigen unteren Kreise bezogen, bestimmt er vom 22. Verse an die Versündigungen dieser letzteren drei insgesammt als von Bosheit (malizia) herrührend, und je nachdem dieselbe das Unrecht, welches sie beabsichtigt, entweder mit Gewalt (forza) oder mit Betrug (frode) verübt, — eine Unterscheidung, die sich fast wörtlich von Cicero vorgebildet findet (de offic. I. c. 13. am Schlusse)*) — und wiederum der letztere entweder nur

*) „Cum autem duobus modis, id est aut vi aut fraude, fiat injuria: fraus quasi vulpeculae, vis leonis videtur: utrumque homine alienissimum, sed fraus odio digna majore."

gegen die allgemeine Menschenliebe („lo vinco d'amor che fa natura") oder gegen besonderes Vertrauen („la fede spezial") frevelt, stellt er den siebenten, achten und neunten Kreis als die der Gewaltthätigen, der Betrüger schlechthin und der Verräther, sammt ihren Unterabtheilungen, fest. Auf die weitere Frage Dante's (v. 70), warum die Zornigen, die Wollüstigen, die Schlemmer und die Geizigen nicht ebenfalls innerhalb der Höllenstadt gepeinigt werden, verweist Virgil auf die Lehre von den drei sündigen Seelenstimmungen („le tre disposizion che il ciel non vuole") in der Ethik des Aristoteles, dessen Name indess nicht genannt ist, auf die Unenthaltsamkeit (incontinenza), die Bosheit (malizia) und die thierische Wildheit (matta bestialitade), und äussert sich über diese dann so, wie wenn aus ihnen alle Sünden entspringen müssten. Von der malizia und den ihr subordinirten drei untersten Höllenkreisen hatte er so eben zum Voraus gesprochen; jetzt fügt er bei, dass die vier oberen Kreise, nach welchen Dante fragt, zur incontinenza gehören. Beide Eintheilungen lauten ganz bestimmt, scheinen weder die Annahme von Einschiebungen noch Lücken zuzulassen: die Kreise II. — V. und VII. — IX. können somit als vollständig geordnet erachtet werden. Wo bleibt nun die bestialitade, die der Dichter vom Aristoteles mit herübernimmt? Sollen ihr etwa die zwei bei der Eintheilung unberücksichtigt gebliebenen Kreise, der erste und sechste, zufallen? Weder von jenem, dem Limbus der frommen Heiden, noch von diesem, welcher die gottvergessenen Epikuräer enthält, möchte dies Jemand anzunehmen wagen, da es geradezu widersinnig wäre, widersinnig auch bezüglich der letzteren wenigstens insofern, als das, was Aristoteles im VII. Buche der Ethik (Kap. 1. 6. 7.) unter θηριότης versteht, sich durchaus nicht mit der Charakteristik der Epikuräer bei Dante vertragen will. Der Philosoph begreift nämlich unter thierischer Wildheit, im Gegensatze zur Unmässigkeit (ἀκρασία) und Bosheit (κακία), die unnatürliche, von krankhafter Anlage herrührende, das Mass des Menschlichen verletzende Uebertreibung jeder Art von Begierden und Leidenschaften. Das könnte zum Theil eher auf die Sünder des siebenten Kreises, die Gewaltthätigen, passen, und in der That entscheidet sich z. B. Philalethes für eine solche Annahme; doch ist die Uebereinstim-

mung einerseits nur höchst beschränkt, anderseits hat ja der Dichter diese Kategorie von Sündern bereits mit aller Bestimmtheit unter die malizia gestellt.

Schon die ältesten Commentatoren versuchten sich an dieser Schwierigkeit. Petrus Allegherius (Comment. p. 137 ff.) lässt sich weitläufig, im Anschlusse an Aristoteles, auf den Unterschied der drei disposizioni ein: nach seiner Auseinandersetzung bezeichnet die bestialitas keine besondere Qualität neben der malitia, sondern den höchsten Grad derselben, was entweder so verstanden werden könnte, dass es die letzte Stufe der malizia im Ganzen, also den Verrath, ausdrücken soll, oder so, dass damit das Aeusserste innerhalb jeder einzelnen Stufe gemeint sei; beiden widerspricht indess bei Dante die gleichzeitige Subordination des Verrathes unter die malizia und Coordination der bestialità neben die malizia und incontinenza. Uebrigens nimmt dann der Commentator den Minotaur, welcher den Zugang zum siebenten Höllenkreise bewacht, als das Symbol der bestialitas, was wiederum auf die Verwandtschaft dieser mit der forza hindeuten würde. Man sieht, dass er in dem Bemühen, Klarheit in das Verhältniss zu bringen, keineswegs sicher geht. Auch Francesco da Buti (I. p. 309) scheint zu merken, dass für die bestialità neben ihren beiden Schwestern nichts Besonderes abfallen will, deshalb sucht er sie ebenfalls als äussersten Grad bald in den Abtheilungen der incontinenza, bald in denen der malizia, besonders der forza, ohne dies jedoch consequent durchführen zu können; am liebsten stellt er die bestialità und die malizia ohne bestimmte Sonderung zusammen. Boccaccio (Comm. Fir. 1844. III. p. 50) weiss sich mit der matta bestialitade gar nichts anzufangen: erstens tadelt er das Attribut matta als tautologisch und des Reimes wegen gesetzt, dann meint er, auf Aristoteles verweisend, sie sei von geringerem Gewicht, als die malizia, was zwar mit einer Aeusserung des Philosophen (c. 7.) gut übereinstimmt, aber nicht das Mindeste zum Verständnisse Dante's beiträgt; von einer Anwendung auf die Eintheilung bei diesem ist nicht die Rede. Daniello da Lucca (p. 77) endlich greift wirklich zu der oben angedeuteten Ausflucht, unter die bestialità die Verräther zu stellen, oder vielmehr von dem Dichter zu behaupten, dass er dies thue, und zwar, weil

die Verräther an Grausamkeit selbst das Thier überträfen; in Dante's Darstellung findet sich jedoch nicht der geringste Anlass zu einer solchen Interpretation. Ebenso schwanken die hier ungenannt gebliebenen Commentatoren der älteren und ältesten Zeit in der Auffassung der bestialità: sie kennen alle so ziemlich, was Aristoteles darunter versteht, aber sie scheitern sämmtlich bei der Anwendung auf Dante. Dieser lässt sich darüber mit keinem Worte aus und gestattet den willkürlichsten Erklärungen freien Spielraum. Ich bin überzeugt, nach der Intention des Dichters ist die Eintheilung mit der incontinenza und der malizia und ihren Unterabtheilungen für erschöpft zu erachten; die matta bestialitade schliesst sich dann noch jenen beiden an, der Aristotelischen Dreitheilung zu Liebe, ohne dass sie etwas Besonderes für sich bezeichnen soll, als etwa nur in der Weise, wie Francesco da Buti es auffasst, der incontinenza oder der malizia eine in Einzelfällen mögliche Verstärkung hinzuzufügen. Es wäre das eine ähnliche Inconsequenz in der Aufzählung, wie wenn in vv. 58 — 60 die zehn Bulgen des achten Kreises aufgeführt werden sollen und statt deren nur acht mit Namen wirklich genannt werden; drängte hier der Reim zur Auslassung, so dort die Autorität des Philosophen zu dem, streng genommen, überflüssigen Zusatze.

Kehren wir weiter einen Augenblick in die Unterabtheilungen des siebenten Kreises ein, welchen die Gewaltthätigen anfüllen, und blicken wir daraus vergleichend in die übrigen Bereiche des Inferno, so stossen bei genauerer Erwägung einige Fragen auf, deren Beantwortung für das Verständniss des Dichters von höchstem Interesse ist. Wir treffen da die Gewaltthätigen gegen den eigenen Besitz, von denen (v. 44) gesagt wird, dass sie ihr Vermögen verspielen und sonst verschwenden, („biscazza e fonde la sua facultade"): wie unterscheiden sich nun diese von den Verschwendern, welche im vierten Höllenkreise den Geizigen entgegenarbeiten? Wie unterscheiden sich ferner die Gewaltthätigen gegen Gott, die ihn im Herzen leugnen und ihn lästern, von jenen glaubenslosen Epikuräern des sechsten Kreises? Den Unterschied wird man vergeblich im Wesen der Sache selbst suchen: dort wie hier haben wir im

Grunde genommen dieselben Leute vor uns, wenn sie sich auch etwas verschieden gebehrden. Der Unterschied liegt nur in der Auffassung. Bei den Verschwendern ist das eine Mal der leitende Gesichtspunkt das Unmass des an sich Erlaubten, das andere Mal die an sich frevelhafte Gewaltthat gegen das von Gott Verliehene; bei den Gottesleugnern handelt es sich in dem einen Falle um Kennzeichnung einer verkehrten, von den Anforderungen der Sinnlichkeit gefesselten Lebensansicht, im anderen um Charakteristik jenes Trotzes, welcher ein höher Waltendes nicht anerkennen mag, es desshalb leugnet oder lästert. Auf ein ähnliches Verfahren mannigfachster Art muss man in allen Theilen der Göttlichen Komödie gefasst sein: die gemeine Verstandeslogik sieht sich gar nicht oft genöthigt, den Rücksichten des lebensvollen poetischen Gedankens das Feld zu räumen. Der Dichter hat durchaus nicht die Absicht, ein begrifflich streng in sich zusammenhängendes, in seinen Theilen folgerichtiges Sündensystem aufzustellen: nimmt er im XI. Gesange des Inferno, und später im XVII. des Purgatorio, die Miene dazu an, so ist dies selbst nur eine poetische Maske, die er ohne Weiteres auf seiner Wanderung ablegt, so oft sie ihn in der Freiheit der ihm eigenthümlichen Gedanken-Bewegung hindert. Wie wunderlich, wie gezwungen, erscheint die Einordnung der Wucherer unter die Gewaltthätigen gegen Gottes Eigenthum! So nach gewöhnlicher Logik gemessen; wer jedoch mit freierem Sinne erwägt, der wird bewundern müssen, welche Perle der Dichter von diesem Abwege heimbringt. Die Verstossung der unrecht liebenden Francesca unter die „fleischlichen Sünder, welche die Vernunft dem Triebe unterwerfen", während die Sklaven der ekelhaftesten Versündigung gegen die Natur des Purgatorio gewürdigt werden, beleidigt an und für sich jedes sittliche Gefühl. Freilich hat Francesca nicht, wie diese, vor dem Tode bereut, ja sie zeigt nicht einmal nachher eine Spur von Reue, hält vielmehr mit ewig junger Leidenschaft an dem Geliebten fest. Aber was führte den Dichter dazu, über die Unglückliche, trotz ihres Fehles, allen Zauber jungfräulicher Reinheit zu verbreiten und durch ihr Bild das süsseste Mitgefühl zu erwecken, welches mit keinem Gedanken mehr an ihrer Sünde, sondern nur noch an ihrer Anmuth, ihrer

Berechtigung zur Liebe, ihrem tragischen Geschicke haftet? Er macht sich durch seine Darstellung selbst zum argen Verführer; denn wir Alle verweilen lieber bei der schönen Verdammten, als bei den der Seligkeit entgegeneilenden Sodomitern, ja sogar lieber, als bei der schon seligen Cunizza, die in ihrem irdischen Leben so viel der Liebe gefröhnt. Was wollte nun Dante? Gewiss nicht Francesca als Person verurtheilen, ebensowenig die von ihr begangene Untreue an einem durch Betrug aufgedrungenen hassenswürdigen Gatten nach sittlichem Massstabe niedriger als unnatürliche Wollust stellen, wogegen schon der tiefere Höllenkreis sprechen würde, welchen der Dichter den reuelosen Sündern dieser Gattung anweist: — ich glaube, er wollte nichts Anderes, als gerade an dem reizendsten Beispiele um so nachdrucksvoller die Unverbrüchlichkeit des ehelichen Bandes hervorheben, den unheilvollen Gegensatz einer liebelosen Ehe und einer durch das kirchliche und bürgerliche Gesetz verpönten Liebe zur Anschauung bringen. Dabei konnte der edle Charakter der Person im Ganzen ebenso bestehen bleiben, wie das „liebe gute väterliche Antlitz" seines Lehrers Brunetto Latini bei dem hässlichen Laster, um deswillen seine Seele der Qual des Inferno anheimfällt.

Alles beweist, dass der Dichter weder über Personen noch über Sünden nach einem systematischen Lehrcodex zu Gericht sitzen wollte, sondern dass seine vorwaltende Absicht auf die lebensvollste Charakteristik der menschlichen Seelenzustände, ihrer Grundbedingungen und Ergebnisse abzielt. Sogleich beim Eintritt in die Unterwelt werden wir auf diese Tendenz des Gedichtes hingewiesen, indem zu oberst noch ausserhalb des ersten Kreises alle diejenigen schmachten, welche auf Erden ohne Lob und ohne Schande gelebt haben, und von ihnen gesagt wird, dass auch der Höllenschlund sie nicht aufnimmt, weil sonst die Verdammten von der Bedeutungslosigkeit derselben einigen Ruhm für sich gewinnen möchten, was ganz ebenso nur die Indifferenz zwischen Gut und Böse charakterisiren soll, wie die sündelosen Heiden des ersten Kreises, denen nichts als die Taufe zur Beseligung fehlt, und die epikuräischen Gottesleugner des sechsten, die trotz empfan-

gener Taufe ihr Heil verscherzen, einestheils die von dem Zeitlaufe vorenthaltene, anderntheils die von weltlichen Bestrebungen vereitelte Gotterkenntniss zu bezeichnen haben. Die beiden Kreise fehlen dann in der systematischen Skizze des XI. Gesanges: von dem ersten erscheint es natürlich, da das auf der aristotelisch-ciceronianischen Grundlage erbaute System keine Unzulänglichkeit, sondern die wirklichen Versündigungen umfasste; der zweite aber, mitten zwischen die übrigen hineingestellt, bezieht sich nach der einen Seite hin mehr auf die geistige Folge, zugleich auf weitere Veranlassung von Sünden, als auf solche unmittelbar, nach der andern Seite hin ist der Inhalt desselben, wie oben erwähnt wurde, versteckter Weise in dem einen Bezirke des siebenten Kreises wirklich vertreten. Aber alles dessen bedürfte es gar nicht: unser Dichter ist nicht so pedantisch, wie er aussieht, und lässt sich ganz gern auf einer Inconsequenz ertappen, wenn er durch dieselbe einen höheren Zweck erreichen kann.

Bevor ich das Inferno verlasse, um das Sündensystem des Purgatorio zu untersuchen, will ich noch einen Punkt daraus ans Licht ziehen, den keiner der bisherigen Erklärer, soweit ich sie vom vierzehnten Jahrhundert an bis zur Gegenwart kenne, auch nur der Erwähnung gewürdigt hat. Lucifer zermalmt in jedem seiner drei Rachen einen Verräther der schlimmsten Art, nämlich an vertrauenden Wohlthätern und Lehrern: die zwei rechts und links sind Brutus und Cassius, die Mörder Cäsar's, der mittlere oberhalb Judas Ischariot; dort die Verräther des Weltherrschers, hier der des Weltheilandes. Warum verdoppelte der sonst so ökonomische Dichter in diesem eminenten Falle auf der einen Seite das Beispiel, scheinbar ohne Noth, für dieselbe Sache? Einer von beiden hätte genügt, wenn eben nur der Gegensatz des Verrathes an dem höchsten irdischen und dem göttlichen Wohlthäter ausgedrückt werden sollte? Hätte sich nicht für den dritten Rachen noch irgend ein anderer geeigneter Mann finden lassen? Die drei Rachen sollen ohne Zweifel das Bild einer infernalischen Dreieinigkeit gewähren; ist dies der Fall, dann regt sich auch in dem Betrachter das Bedürfniss nach drei Verräthern von je verschiedener Beziehung. Dante

hat dieses Bedürfniss der logischen Symmetrie unberücksichtigt gelassen; welches höhere Interesse bei ihm trat jenem entgegen? Oder verfuhr er ohne besondere Rücksicht? Gewiss in dem vorliegenden Falle, wo es sich um den prägnanten Abschluss des Inferno handelt, am wenigsten denkbar. Das höhere Interesse aber, welches ihn leitete, war nach meinem Dafürhalten kein anderes, als für die Einzigkeit der verrätherischen That des Judas die einschneidendste Form zu finden. Und diese Absicht scheint mir der Dichter vollkommen erreicht zu haben; denn nur so, als der Eine zwischen den zwei unter sich Gleichen, als die letzte der irdischen Welt entnommene Gestalt, konnte der Verräther den Gipfelpunkt der ewig verdammten Genossenschaft bilden. Der Formation des Höllentrichters, wie der psychologisch begründeten Steigerung des Bösen gemäss hat dieses immer weniger Vertreter, je verdammlicher es wird, bis es am Ende nur noch den Einen ohne Gleichen aufweist. Hierin liegt, meine ich, der Schlüssel zur Lösung des Räthsels, warum der Dichter bei der Ausstattung der drei Rachen Lucifers nach der Formel $a + b + a$, und nicht nach der eher zu erwartenden $a + b + c$, verfahren ist.

Damit verlasse ich zunächst das Inferno und wende mich zum Purgatorio. Dass wir uns hier auf ausschliesslich christlichem Boden befinden, darauf weist von vornherein die Verwendung von kirchlich-symbolischen Beziehungen hin; um so wohlthuender berührt der Kontrast, den die beiden römischen Heiden, Cato von Utica als Hüter des Zugangs zum Reinigungsberge, und Virgil selbst, der Führer Dante's, hinzubringen. Der letztere leitet seinen Schützling nicht bloss noch weiter bis hinauf ins irdische Paradies, sondern er ist es auch, der demselben, wie im Inferno, die Lehre von dem Ursprunge und den Arten der Sünde vorträgt, und hier im specifisch christlichen Sinne. Der Dichter hatte also, wie die ganze Menschheit es gehabt, das Bedürfniss einer allgemeinen menschlichen Unterlage für das Christliche, gewissermassen eines heidnischen Organes für den christlichen Geist, soweit dieser sich im Gebiete des Sittlichen bewegt. Das System, welches im XVII. Gesange entwickelt wird, unterscheidet sich von dem des Inferno durch

engere Geschlossenheit; denn, abgesehen von den Vorstufen, enthält es in der Ausführung wirklich die einzelnen Bestandtheile, welche es aus seinem Principe entlässt, vollständig und auch nicht mehr als diese. Nur ein Ursprung ist hier gegeben, nicht unbestimmt zwei oder drei, wie im Inferno, und zwar in gleicher Weise für das Gute wie für das Böse im Menschen, so dass die nahe Verwandtschaft zwischen beiden den Irrenden zum Trost, den Sicheren zur Warnung dienen kann. Dieser eine Urquell ist der dem Menschen eigenthümliche Reiz zur Aneignung, die Liebe; aus ihr entspringen die sieben Hauptsünden: Hochmuth, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Schwelgerei, Wollust. An diese Siebenzahl sah sich der Dichter durch die Kirchenlehre gebunden; auch die Motivirung fand er zum Theil vor, zum Theil bildete er sie selbständig aus. Nach seiner Auffassung ist die Liebe entweder reiner Naturtrieb („naturale“), geht mit innerer Nothwendigkeit auf die Befriedigung unabweislicher Bedürfnisse, fällt somit gar nicht in das Gebiet der Sittlichkeit, — oder sie ist geistig („d'animo“) und sucht mit freiem Willen ihre Wege. In letzterem Falle kann sie auf doppelte Weise fehl gehen, indem sie entweder statt des Guten das Schlechte erstrebt, oder beim Streben nach dem Guten nicht das richtige Mass der Kraft anwendet. Das Gute selbst aber ist ein zwiefaches, nämlich das erste, ursprüngliche Gute oder das Göttliche, dann das abgeleitete, erschaffene Gute; jenes könnte man das absolute, dieses das relative Gute nennen; zu jenem gehören Tugend und Wahrheit, zu diesem die irdischen Freuden und Güter, deren Werth oder Unwerth für den Menschen sich nach dem Masse des Gebrauchs richtet. Solcher Güter gibt es hauptsächlich drei: Geld und Gut, Speise und Trank, sinnlicher Liebesgenuss; das zu heftige Verlangen nach diesen repräsentiren die drei Laster des Geizes, der Völlerei, der Wollust. Das zu lässige Streben nach dem absolut Guten aber ist die Trägheit. Die Herleitung dieser vier erscheint von praktischer Deutlichkeit; nicht so die der drei übrigen Laster: Hochmuth, Neid und Zorn. Sie sollen nach Dante's Entwicklung diejenigen sein, welche das Streben nach dem Schlechten darstellen, bei dem es nicht auf die Art des Strebens, sondern allein auf den Gegenstand ankommt. Dieser an sich schlechte

Gegenstand ist immer nur ein Uebles für den Mitmenschen; denn weder sich selbst noch Gott könne der Mensch Uebles zufügen wollen. Das Ueble des Mitmenschen nun, nach welchem die Liebe, die sich hier als zu starke Selbstliebe oder Selbstsucht verräth, irre zu gehen pflegt, ist entweder des Nächsten Erniedrigung an Ansehen und Ehren, oder dessen Entblösstsein von allem dem, was ihn zu hoch stellt, oder die wirkliche Schädigung an Leib und Gut. So ungefähr müssten nach Dante's Anleitung (vv. 115 — 123) Hochmuth, Neid und Zorn in Betreff ihres verschiedenen Gegenstandes charakterisirt werden. Wem fällt da nicht sofort in die Augen, wie verwandt diese „mali obietti", welche die Eintheilung begründen sollen, unter sich sind, wie sie in einander übergehen, ja geradezu sich als dieselben darstellen! Bei Hochmuth und Neid tritt dies am auffallendsten hervor; aber auch der Zorn verfolgt ja meistens dieselbe Richtung: alle drei haben unleugbar den gleichen Wunsch, die Beeinträchtigung des Nächsten, sei es an Ansehen, an Hab' und Gut oder an leiblicher Wohlfahrt. Nicht das also unterscheidet die drei, sondern die Art ihres Verhaltens bei dem gleichen Wunsche. Entging das dem Dichter? Keineswegs, vielmehr deutet er kurz und schlagend bei allen dreien die unterscheidende charakteristische Grundstimmung an, bei dem Hochmuthe die emporschwellende Hoffnung („spera eccellenza"), bei dem Neide die Furcht zu verlieren („teme di perder"), bei dem Zorne den Rachedurst („della vendetta ghiotto"). Die wesentlichen Bestimmungen fehlen also nicht, nur verstecken sie sich hinter das Unwesentliche. Es ist nun einmal die Art Dante's, von der gebahnten Heerstrasse der Logik abzugehen und sich auf Seitenwegen durch Felsen und Gestrüpp durchzuschlagen.

Wie für das Sündensystem des Inferno, wenigstens den Hauptrubriken nach, Aristoteles und Cicero des Dichters Lehrmeister waren, so für das des Purgatorio der christliche Philosoph Thomas von Aquino, dessen letzte Lebensjahre ja noch in die Knabenzeit Dante's hineinreichen. In der Summa theologiae desselben finden wir den umfassendsten Apparat zur Begründung der wesentlichen Lehren, an welche unser Dichter sich hielt, in schwer zu bewältigender Fülle auseinandergelegt. Ich

hebe daraus nur hervor, was unmittelbar den vorliegenden Zweck angeht, und bediene mich dazu des „Compendium absolutissimum totius summae theologiae D. Thomae Aquinatis, auc. Lod. Carbone a Costiciaro“ (Venett. 1587). Die Liebe ist der Ursprung des Guten wie des Bösen, so lehrt Thomas; denn aus ihr gehen alle Leidenschaften hervor, sei es, dass sie das Gute oder das Böse erstreben: „Omnes passiones ex amore causantur.“ Das Böse ist aber auch nichts Anderes, als das eingebildete oder scheinbare Gute, welches die von der Sinnlichkeit irre geleitete Liebe statt des wahrhaften Guten ergreift: „malum nunquam amatur, nisi sub ratione boni, et si quis amor est malus, id est, quia non est de vero bono“ und: Unusquisque appetit sibi bonum, vel quod videtur bonum.“ Aus der Fertigkeit der Seele, entweder dem wahrhaften Guten oder dem scheinbaren, dem Bösen, nachzugehen, ergeben sich die verschiedenen Tugenden und Laster. Letztere werden nach den Gegenständen, welche sie zum Ziele haben, eingetheilt, und diejenigen von ihnen, welche besonders wieder andere aus sich erzeugen, „ex quibus alia oriuntur“, Hauptsünden, „vitia capitalia“ (auch „mortalia“) genannt. Die bekannten sieben Hauptsünden entwickelt indess Thomas etwas anders, als Dante. Das Begehrungsvermögen könne nämlich auf zweierlei Art in Bewegung gesetzt werden, einmal direct, indem es einfach das Gute erstrebt, das Böse flieht, oder indirect, indem es Erstreben und Fliehen wegen eines hinzukommenden Guten oder zu befürchtenden Bösen auf das Gegentheil richtet, was Thomas kürzer so ausdrückt: „Dupliciter autem aliquid movet appetitum, vel directe, ut bonum ad prosequendum, malum ad fugiendum, vel indirecte, propter bonum vel malum adjunctum.“ Der Güter, welche im irdischen Leben erstrebt werden, sind vier: 1) ein geistiges, Auszeichnung und Ehre, dann zwei körperliche, nämlich 2) eines, das sich auf die Erhaltung des Individuums bezieht, Speise und Trank, 3) eines, das die Erhaltung der Gattung betrifft, Geschlechtsgenuss, 4) ein äusserliches, Reichthum: wendet sich die Begehrlichkeit in unmässiger Weise („inordinate“) direct auf die genannten vier, so ergeben sich daraus Hochmuth (vanagloria), Völlerei (gula), Wollust (luxuria), Geiz (avaritia). Aus der indirecten Begehrlich-

keit entspringen die anderen drei Hauptsünden: die Trägheit nämlich (acedia, von dem Griechischen ἀκηδία, auch tristitia), wenn der Mensch aus Scheu vor Anstrengung das eigene Gute, sein Seelenheil, zu fördern unterlässt („quae tristatur de bono spirituali propter laborem"); der Neid (invidia), wenn er sich über das fremde Gute betrübt, weil es seine eigene Auszeichnung beeinträchtigt („quae tristatur de alieno bono, ut impeditivo propriae excellentiae"); der Zorn (ira), wenn dieser Unwille sich bis zu rachsüchtiger Aufregung steigert („cum insurrectione"). Vorstehende Uebersicht lässt sofort erkennen, dass Dante's Deduction der des Thomas innig verwandt ist, doch auch von ihr abweicht. Am übereinstimmendsten erscheint bei beiden die Begründung der Trägheit; auch Geiz, Völlerei und Wollust zeigen beiderseits das Gleiche, dass sie aus zu heftigem Streben hervorgehen, wie jene erste aus zu lässigem; ebenso finden wir Neid und Zorn nicht blos in nächster Nachbarschaft bei einander, sondern auch auf verwandte Art motivirt; nur der Hochmuth nimmt bei beiden eine verschiedene Stellung ein, indem Thomas ihn wegen des vorausgesetzten directen Begehrens mit Völlerei, Wollust und Geiz zusammenstellt, während Dante denselben wegen des von ihm angenommenen gemeinsamen Strebens nach dem Bösen zu Neid und Zorn ordnet. Bei unbefangener Erwägung beider Deductionen wird man der des Thomas den Vorrang an logischer Schärfe nicht abstreiten, anderseits vielleicht aber zugeben können, dass sie für Dante's Zweck weniger brauchbar war, als die seinige, zu deren Gunsten besonders die durch die mittlere Stellung der Trägheit zwischen je dreien ihrer Genossinnen hervorgebrachte anschauliche Symmetrie des Ganzen spricht.

Werfen wir nun nach der gesonderten Betrachtung des Dante'schen Sündensystems im Inferno und im Purgatorio noch einen vergleichenden Blick auf beide zusammen, so fällt alsbald auf, dass in jedem ein Theil dessen vermisst wird, was das andere aufweist: im Inferno fehlen Hochmuth, Neid und Trägheit, im Purgatorio die Heiden, die Ketzer, die Gewaltthätigen, die Betrüger und die Verräther. Dass im Purgatorio die Heiden fehlen, ist selbstverständlich aus dem christlichen Charakter die-

ser zweiten Region; dass die epikuräischen Ketzer, hat wol den verwandten Grund des Widerspruches gegen die christliche Offenbarung; dass die Gewaltthätigen, die Betrüger und die Verräther, mag entweder den schneidenden Kontrast der der malizia entsprungenen Laster gegen die Neigung zum Guten bezeichnen, oder sie sind, was glaublicher, als mitbefasst in der Superbia und Invidia zu erachten. Die sieben Hauptsünden gelten ja im christlichen Sinne als die Mütter aller sonst denkbaren Fehler und Laster, und was die zwei genannten betrifft, so werden sie von den Kirchenlehrern wechselnd als die ursprünglichsten Anreizungen zum Bösen, von Dante als die beiden charakteristischen Eigenschaften Lucifers (Par. IX: vv. 128. 129)*) aufgefasst. Mit dem Gesagten ist zugleich der Grund angegeben, warum anderseits im Inferno die superbia und die invidia fehlen: sie sind reichlich in ihren Wirkungen durch die drei untersten Kreise, welche als Gewaltthat, Betrug und Verrath in der malizia wurzeln, vertreten; warum auch die Trägheit (accidia), ist besonderen Nachweises bedürftig. Vor Allem ist hier das Missverständniss Einiger zu beseitigen, als ob das seufzende Volk unter der Oberfläche des Styx, im Kreise der Zornigen, das von sich selbst sagt: „Traurig waren wir in der süssen Luft, die an der Sonne sich erheitert, im Innern angefüllt mit trägem („accidioso") Rauche (Inf. VII. vv. 121 — 123), irgend etwas mit den Trägen an sich zu schaffen habe; denn in dieser Stelle ist von nichts Anderem, als von dem passiven, grollenden Zorne, im Gegensatze zu dem activen, in Wuth ausbrechenden, die Rede. Nur das Beiwort „accidioso" neben fummo konnte zu einer so willkürlichen Annahme verleiten. Im Inferno fehlen vielmehr die Trägen in der That, wenn man sie nicht etwa ausserhalb des ersten Höllenkreises unter denjenigen suchen will, die ohne Ruhm und ohne Schande gelebt haben, und sie mussten wol in der Hölle selbst fehlen, da die Accidia (XVIII. v. 132) nach dem Begriffe des Purgatorio lediglich in der zögernden Liebe zum Gutesthun („lento amore in ben fare", XVII. v. 130) besteht, also weder etwas mit der incontinenza noch mit der malizia und

*) „Che pria volse le spalle al suo fattore
E di cui è la invidia tanto pianta".

bestialità gemein hat. Gemeinschaftlich endlich im Inferno und im Purgatorio, ausdrücklich genannt, entwickelt und abgehandelt, also absichtlich von dem Dichter — aus leicht verständlichen Gründen — zu doppelter Darstellung gebracht, finden sich Wollust, Schlemmerei, Geiz und Zorn: die ersten drei erscheinen im Inferno als Wirkungen der Incontinenza, im Purgatorio als zu heftige Aeusserungen des Begehrens nach den untergeordneten Lebensgütern, also in beiden Fällen unter den Gesichtspunkt des Uebermasses gestellt; der Zorn im Inferno ebenfalls als Wirkung der incontinenza, demnach unter dem Gesichtspunkte des Uebermasses, im Purgatorio hingegen, wie Hochmuth und Neid, als Liebe zum Bösen, ohne Berücksichtigung des Masses. Ein tief menschlicher Zug der Dante'schen Auffassung ist es, dass selbst noch in das Paradies der Seligen hinein drei irdische Mängel ihre leisen Schatten werfen: Lässigkeit in die Sphäre des Mondes, Ruhmbegierde in die des Merkurs, Liebesdrang in die der Venus, also in die drei untersten Sphären des Paradieses.

Noch zwei Anstösse oder Zweifel sind zu beseitigen, welche sich aus vv. 108 und 111 im XVII. Gesange des Purgatorio dem aufmerksamen Leser aufdrängen; dort nämlich heisst es: „Vor dem Eigenhasse sind die Dinge sicher" („Dal odio proprio son le cose tute"), hier: „Gott zu hassen ist jedem Triebe verwehrt" („Da quello — sc. Dio — odiare ogni affetto è deciso"). Das Eine scheint die Möglichkeit des Selbstmordes, das Andere die der Gotteslästerung auszuschliessen, die doch beide im Inferno bestraft, also als existirend angenommen werden. Von den alten Commentatoren äussert hierüber nur Francesco da Buti sein Bedenken (II. p. 106); zur Widerlegung desselben meint er bezüglich des Selbstmordes, es könne Niemand sich selbst Böses wünschen, ausser unter dem Scheine des Guten, wie der Selbstmörder, der seine That in der Selbsttäuschung verübt, dass er sich Gutes zufüge; bezüglich des Gotteshasses geht er indess nicht auf die Lästerung ein und bleibt nur bei der allgemeinen Versicherung stehen, der Mensch könne nicht seinen eigenen Ursprung hassen. Philalethes (II. S. 171) verweist sehr richtig auf Thomas von Aquino, der ja überhaupt

das Böse als ein vermeintliches Gute auffasst, wornach Eigenhass und Gotteshass nur als Selbsttäuschung, folglich Selbstmord, Gotteslästerung und Gottesleugnung nicht als wirklich gemeint und gewollt aufzufassen sind. Dante konnte wol nicht schlagender die Verblendung der Selbstmörder und der lästernden Frevler gegen das Dasein Gottes, die er im Inferno verurtheilt, charakterisiren, als indem er beide Sünden im Purgatorio für unmöglich erklärt.

In solcher Weise gleichen sich der Inhalt des Inferno und der des Purgatorio in allen Theilen gegenseitig aus: die scheinbaren Widersprüche zerfallen in sich, jeder Zweifel findet bei nachhaltigem Betrachten seine Lösung. Der tiefsinnigste aller Dichter darf es fordern, dass man seine Schöpfung nicht nach dem Massstabe des gewöhnlichen regelrechten Denkmechanismus beurtheile, sondern ihr die Freiheit eines lebendigen Gedanken-Organismus zugestehe und sich mit den eigenen Gedanken in diesen hineinlebe; dann wird man nirgend Gedankenlosigkeiten und Willkür, sondern überall den weisen Plan des Meisters entdecken. Das führt mich zu meiner anfänglich ausgesprochenen Verwunderung zurück, dass bisher, wie scheint, Niemand es unternommen, das beiderseitige Sündensystem im Inferno und im Purgatorio genauer zu untersuchen. Ruth (Studien S. 105) sagt bezüglich des letzteren nur: „Die Sünden, die hier abgebüsst werden, entstehen aus der Liebe", wie wenn der Dichter in beiden Reichen zwei verschiedene Kategorien von Sünden hätte darstellen wollen. Ozanam (ed. 1847, pp. 72, 74) fasst allerdings richtig die Eintheilung des Inferno nach den drei „Dispositions que le ciel ne veut pas" und den daraus hervorgehenden Wirkungen, die des Purgatorio nach den „causes", den Ursachen des Bösen in den verschiedenen Richtungen der Liebe auf; aber wie beide sich zu einander verhalten und warum im Inferno gerade jene, im Purgatorio diese bei der Eintheilung zu Grunde gelegt sind, darüber verliert er kein Wort. Von den alten Commentatoren merkt nur wieder Francesco da Buti die vorhandene Incongruenz; er bemüht sich derselben abzuhelfen, indem er darauf hinweist, dass der Dichter sich zwar im Inferno nach der Aristotelischen Eintheilung, nicht,

wie im Purgatorio, nach dem Systeme der Haupt- oder Todtsünden richte, indess letztere alle in jener ordnungsmässig mit behandle (I. p. 309); doch fehlt der genügende Nachweis. Diesen hoffe ich in der vorstehenden Erörterung für das innige Ineinandergreifen der beiden Dante'schen Systeme geliefert zu haben, so zwar, dass jedes für sich eine gewisse Selbständigkeit behält, aber eines des anderen zur Ergänzung bedarf. Erst beide zusammen geben das, was der Dichter beabsichtigte: eine erschöpfende Darlegung der Formen sittlicher Verirrungen unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Aus der Zweitheilung in die Regionen des Inferno und des Purgatorio schöpfte er dabei den Vortheil, auf der einen Seite lediglich das allgemein menschliche Sittengesetz, auf der andern das christliche zur Erscheinung kommen zu lassen: dort folgte er in den Grundzügen der Doctrin des heidnischen Philosophen, hier der des christlichen. Der äusserlichen Haltung nach nehmen freilich beide Systeme bei Dante so wenig Beziehung auf einander, dass es scheint, er habe in diesem Punkte die Anweisung seines Lehrers Brunetto Latini in dem Tesoro desselben, das er doch kannte (Inf. XV. v. 119), worin die Aristotelische Sittenlehre ausdrücklich als die Grundlage der christlichen bezeichnet wird, mit Absicht ignoriren wollen;*) aber wenn derselbe Virgil, welcher in der Hölle die mensch

*) Eine Benützung des Tesoro von Seiten Dante's ist übrigens in keiner Weise ersichtlich, weder bezüglich des Abschnittes von der Aristotelischen Ethik im VI., noch der christlichen Sündenlehre im VII. Buche. Von den drei sündhaften Stimmungen wird nur die malizia beiderseits gleich benannt, die Incontinenza dagegen finden wir bei Brunetto als lussuria, die bestialità als crudeltà wieder (VI. c. 37). Die Benennung der sieben Hauptsünden stimmt ebenfalls nicht ganz überein, indem Brunetto die Völlerei verallgemeinernd voluttà nennt, die Trägheit seltsamer Weise miscredente oder miscredenza, also eigentlich Ungläubigkeit, Indifferenz gegen die göttliche Wahrheit. So im Tesoro (VII. c. 82). Im versifizirten Tesoretto hingegen (c. 21) finden wir die sieben in bekannter Weise, also auch die ghiottornia und die accidia. In Betreff der letzteren ist von Interesse, dass der Verfasser in seiner Erläuterung aus der Trägheit im Gutesthun Vernachlässigung der Kirche und Unglauben herleitet, was den Zusammenhang der accidia mit der miscredenza deutlich macht. Von dem Ursprunge des sittlich Guten und Bösen aus Liebe weiss Brunetto nichts.

lichen Sünden aus Masslosigkeit und Bosheit herleitete, dar auf dem Berge der sittlichen Reinigung, wie seiner eigene Worte vergessend, alle Schuld als Verirrung ansieht und zu gemeinsamen Mutter von Tugenden und Lastern die Lieb macht, so gemahnt es uns in der That, als ob er erst da obe im rosigen Lichte zur tieferen Erkenntniss der Wahrheit ge langt sei.

Dr. Th. Paur.

---

# Ueber Märchenpoesie.

Ein Vortrag von Dr. Ernst Köpke.

---

Wenn ich es unternehme, über Märchenpoesie zu sprechen, o fühle ich zunächst die Verpflichtung, im Allgemeinen wenigtens die Gränzen abzustecken, innerhalb deren sich mein Vor:ag bewegen soll, um die Masse der Anforderungen, zu denen ine vorweg unternommene Deutung des Themas sich berechtigt rachten könnte, auf das bescheidene Maass zurückzuführen, welhem gerecht zu werden ebenso meinen Fähigkeiten, wie meien Absichten entspricht. Ich bekenne mich schuldig, in dem treben nach dem kürzesten und knappsten Ausdruck für mein 'hema diesem selbst einen Umfang gegeben zu haben, der zu 'eit ist, als dass ich ihn in dem Lauf einer kurzen Stunde ıit meiner Rede durchmessen könnte, grade darum aber geräuıig genug erscheint, die mannigfachsten Erwartungen aufzuehmen, mit denen Sie gekommen sein mögen. Ich kann nur itten, dass Sie mich die Täuschung, wenn ich die Punkte, auf elche Sie vielleicht gespannt sind, unberührt lasse, nicht woln entgelten lassen, sondern nur für das wollen verantwort:h machen, was ich heute wirklich behandeln kann und will. Und was ist das? Nicht werde ich Ihnen irgend welche :ue Märchen erzählen; ich setze vielmehr die Grimm'sche ımmlung der Kinder- und Hausmärchen als bekannt voraus. icht werde ich Ihnen von vornherein eine Begriffsbestimmung ın dem Märchen geben, durch welche dasselbe als Gattung der iteratur irgend einer Poetik eingereiht werden könnte; mög:h, dass wir im Laufe des Vortrages eine ausreichende Deıition finden. Nicht will ich von den ästhetischen Anforderun-

gen sprechen, welche an die Märchenpoesie gestellt werden könnten, nicht den einzelnen Zügen verschiedener Nationalitäten in den Märchen derselben nachspüren, noch besonders dem deutschen Wesen im deutschen Märchen nachgehen; möglich, dass dergleichen von selber mit unterläuft; nicht werde ich eine Geschichte der Märchensammlungen geben, noch viel weniger auf die öfter und leider allen Ernstes behandelte pädagogische Frage eingehen, ob und wie weit den Kindern Märchen erzählt und zur Lectüre in die Hand gegeben werden sollen; obschon alle diese Themata und noch viele andere aus dem Umfange des von mir gestellten herausgelesen werden können, so habe ich doch lediglich nur die Absicht, die Genesis, das Entstehen der Märchen, namentlich an denen des germanischen Stammes darzulegen; sie von ihren Geschwistern, dem Mythus und der Sage, zu sondern; aus der Weise ihres Ursprungs, aus ihrer Abstammung ihr eigenes Wesen und ihren literarischen Charakter zu bestimmen. Und wenn daraus der Schluss gezogen werden sollte, dass wir wohl Märchen sammeln und wiedererzählen, ader nicht mit künstlerischem Bewusstsein dichten können, oder dass die Besten unserer Dichter nur Märchenhaftes, aber niemals mehr das wahre Märchen schaffen können, so will ich meinerseits nichts dagegen haben, selbst auf die Gefahr hin, von den Verehrern von Fouqué's Undine oder Chamisso's Peter Schlemihl zur Rede gestellt, oder von Goethe's Bewunderern als Barbar gescholten zu werden, „der der Dichtung Stimme nicht vernimmt," weil ich mich, trotz der geistvollen Commentare Goeschen's, für des Altmeisters Märchen nun einmal nicht begeistern kann. Schlimm genug, denke ich, wenn Märchen eines Commentars, einer Deutung und Erklärung bedürfen; Märchen sind nie Allegorien im Sinne der Kunstdichtung; sie wollen nie aus dem Concreten, in dem sie erscheinen, in ein Abstractes zurückübersetzt oder etwa gar in das Moralische übertragen werden; sie wollen einfach das sein, was sie sind; sie setzen nichts anders voraus, als dass auch uns das Wunderbare so geläufig sei, so natürlich erscheine, wie jenen Personen im Märchen selbst, die sich ja über das Wunderbare gar nicht mehr verwundern, weil es in ihr Leben als eine nothwendige Bedingung ihres Daseins organisch eingreift, nicht willkürlich und wild, nicht nach

phantastischer Lust, sondern unter dem stillwirkenden sittlichen Gesetz einer gerecht regierenden Vorsehung, die, wie eine heilige Weltordnung, nie genannt aber wohl bekannt, nie gesucht aber stets vorhanden, nie gesehen aber stets als gegenwärtig vorausgesetzt, die Menschen nach ihren unverbrüchlichen Satzungen führt, den Bösen straft, den Guten lohnt.

So führen uns denn die Märchen in doppelter Beziehung in die Kindheit zurück, indem sie eines Theils uns selbst zu Kindern machen, welche aus natürlichem Vorrecht das dem reifern Verstande Unerklärliche oder selbst Unverständliche ohne alle Schwierigkeiten zu verstehen vermeinen und in ihrer Phantasie das Wunderbare mit der Wirklichkeit durch das Band der poetischen Wahrheit zu verbinden wissen; und andern Theils so wenig blosses Spiel einer bewussten dichterischen Phantasie sind, dass sie uns vielmehr an die wirkliche Wiege der Menschheit stellen und in ihren Formen noch heute die Gottesanschauungen eines frühesten Menschengeschlechtes bergen. In beiden Beziehungen sind mir die Märchen ein Vielverehrtes, ja in gewissem Sinne ein Heiliges, wenn ich damit nichts Höheres sagen will, als dass ich an sie mit der achtungsvollen Scheu, mit der Verehrung trete, zu der mich die Empfindung und das Bewusstsein zwingt, dass auch die Märchen von einem Suchen nach Gott reden und zwar aus einer Zeit, da, wie es bei Mose heisst, 'die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren. Und diese Empfindung theilen, sich derselben mehr oder minder bewusst, diejenigen, welche Märchen erzählen.

W e r aber erzählt denn, Wem und wie? Wenn wir über den U r s p r u n g der Märchen handeln, wenn wir den in der Kindheit des Menschengeschlechts suchen wollen, so muss uns die Beantwortung grade dieser Fragen zuerst die Dornenhecke wegräumen, durch welche wir an die Geburtsstätte des Märchens gelangen können; wir werden durch die Forschung nach dem Erzähler und nach dem Hörer in eine Reihe von Vorstellungen hineingeführt, welche schliesslich die Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Märchen leichter und, wie ich hoffe, verständlicher machen soll.

Zunächst also sind es weniger die Männer, welche als

Märchenerzähler auftreten, als vielmehr die Frauen. Den Mann schüttelt das laute Leben; sein Amt, seine Thätigkeit führt ihn aus dem Hause hinaus; müde bringt er seinen Leib heim, die Seele kaum, denn die bleibt selbst im Hause in den Kreis der Anschauungen gebannt, welche dem Berufe und dem Dienste angehören. Amtsmiene und Amtskleid, wie selten versteht es der Mann, das abzulegen, und gewinnt er ja eine kurze und knappe Stunde, sich voll und ganz dem Glück häuslicher Gemüthlichkeit hinzugeben, so wird er sicherlich Anderes aber nicht Märchen erzählen, weil die Einfalt eines kindlichen Herzens hinter ihm liegt, wie das verlorene Paradies seiner Jugend; im Drange seines Lebens ist von den Schwingen seiner Seele der Schmetterlingsstaub der Unschuld abgewischt; es erscheint ihm kindisch, was kindlich war, armselig, was in sich doch so reich. Es ist schon viel werth, wenn er mit weichem Herzen und wehmüthigem Blick in die Tiefe seiner Jugenderinnerungen hinabzuschauen vermag und an den Tönen seine stille Freude hat, die aus den versunkenen Glocken klingen, oder gern des Aufleuchtens harret von Gassen und Häusern, die der untergegangenen Stadt seiner Kindheit angehörten. Märchen erzählt er kaum, und wenn ja, dann doch höchstens im Hause bei den Seinen, bei den Kindern. Der Verkehr auf dem Markte des Lebens bringt ihn eher zu Schwänken und Anekdoten; die erzählt er sogar dem Fremdesten und noch dazu in jedem Lokale; ja sie sind so recht eigentlich die Briefe, durch die man sich dem Andern sofort als guten Kameraden empfiehlt. Wie mancher hat nicht schon durch eine gute Geschichte sein Glück gemacht. Märchen aber siedeln selten unter Männern an; nur da, wo eine Mehrheit von Männern durch langes Zusammenleben die Formen der Familie annimmt (v. Hahn, Albanes. Märchen.), und Alle zu gleicher Thätigkeit eines weniger geistig angeregten als handwerkmässig betriebenen Berufs an denselben Raum gewiesen sind, ja wo Arbeitsstätte und Wohnraum dieselben sind, in Kasernen, in Klöstern, auf Schiffen, da wird sich das Märchen einnisten und wohl geduldet mit seinen Silberfäden die grauen Wände am behaglichen Winkel überspinnen; da wird vielleicht Einer und der Andere die Scheu überwinden, mit den Schätzen hervorzutre-

ten, die er bis dahin im Innersten geborgen. Immer aber wird es der jüngere Mann sein, der den Altersgenossen, oder ein Alter, der den Jüngeren erzählt; eine kindliche Empfänglichkeit, ein durch keine hohe Cultur befangenes Gemüth wird allüberall vorausgesetzt. Damit stimmt denn wohl überein, dass unter den Truppen eines vielgefeierten Regiments ein Märchenerzähler sich finden konnte, der in den Nächten vor Düppel sein hörlustiges Publicum sammelte, und die vom Ernst der Gegenwart bewegten Gemüther aus den Laufgräben zurückversetzte in die freie Empfindung der Kindheit, indem er seinen gläubigen Kameraden die alten liebgewordenen Kindermärchen in wechselnden Formen wieder auftischte.

Leichter wird den Frauen das Erzählen von Märchen. Mit den Versuchen, Anekdoten oder Schnurren wiederzugeben, laufen sie mindestens Gefahr, die bekannte Linie der Grazie zu überschreiten, wenn sie nicht wirkliche Einbusse erleiden an der innern Anmuth ihrer Seele. Sie haben aber das schöne Vorrecht, wie die Wächterinnen der Zucht und des Glaubens, so auch die Hüterinnen des Märchenhortes zu sein, ihn in dem Schrein ihres Busens zu wahren und treu in die Herzen und die Gemüther der rings nachwachsenden Kinderschaar einzusenken. Ihre Welt ist eine stille, sesshafte; die Regierung des Hauswesens geht bei wohlerzogenen Frauen unhörbar vor sich; Klapppantoffel und Scheuerbesen gehören in der Märchenwelt nur den Hechsen an. Ruhig und gehalten schreitet die Frau in ihrer angeborenen Würde durch das Haus; unter leisem Zuspruch ordnet sich ihre Welt, und wie denn Alles in dem stillen Hause am Schnürchen geht, so hat dann auch die Frau Zeit zur stillen Einkehr in sich selbst, die ihr natürliches Anrecht an das Leben ist. Bei den Frauen überwiegt die Einbildungskraft die übrigen Seelenthätigkeiten; sie stehen im Empfinden und Wollen, im Verstehen und Sprechen der natürlichen Kindheit des Menschengeschlechts viel näher und haben ja doch auch dadurch die schöne Aufgabe überkommen, in sich und an sich die ewige Jugend der Menschheit darzustellen. Der Mann ist gemacht, das Weib aber ist gedichtet, und darum ganz besonders geeignet, die Zauberklänge der Märchenwelt aufzufassen und mit der Melodie ihres eigenen Wesens zu

einer lauteren Harmonie zu verschmelzen. Aber wie grade sie am allerwenigsten mit ihren Empfindungen hervortreten, so geben sie auch den Märchen jenen süssen Klang des Herzensgeheimnisses, mit welchem sie Alles, was der Empfindung verwandt ist, umhüllen. Laute Worte scheuchen den Märchenzauber. Darum erzählt denn auch Niemand Märchen mit ausgebender Stimme; leise und fast widerstrebend lösen sich die Töne von dem langgehüteten Geheimniss, und wie unter dem Eindruck einer heiligen Erinnerung öffnen sich die Lippen nur zögernd, nur halb; gleichförmig und eintönig, mit kaum wandelnden Zügen des Antlitzes wickelt die Erzählerin ihren Faden ab; ihr ist's recht, wenn die Katze am Heerde im Schlafe schnurrt, die Lampe müde brennt, einschläfernd das Spinnrad in die Erzählung singt; mag draussen der Wind über die Schneefläche fegen oder leise klingend der Schnee niederflocken, mag der Sturm im Schlot heulen oder der Regen an die Fensterläden schlagen, mögen die Thüren in den Klinken rütteln oder die Fenster in den Hespen zittern; wenn nur im Winkel des Zimmers die Wärme behaglich ist und die Flamme im Kamine, wenn auch zögernd im Brand und wie verschlafen aufaufathmend, mit röthlichem Licht ab und zu über das Antlitz der Kinder leuchtet, die auf niederm Sitz mit ihren grossen Augen und halbgeöffnetem Munde, die Züge voll Spannung, ob sich der Schleier des Geheimnisses lüften, ob der Verwunschene erlöset wird, an den Lippen der Erzählerin haften. Selige Kinderzeit, die sich mit Gott so Eines weiss, dass sie seine Offenbarungen, die wir Alten halb mürrisch, weil sie in unsern Gelehrtenkram nicht passen, als Wunder bezeichnen, so natürlich findet, als könnten sie gar nicht anders sein. Ach, wer doch auch noch so kindlichen Sinnes allen Geheimnissen Gottes gegenüber stände und gläubig dem Worte lauschend sich Eines wüsste mit und in dem Wunder.

Offenbar zeugt diese Erzählweise dafür, dass wir es bei dem Märchen mit einem wie heilig gehüteten Geheimniss zu thun haben, das man eben nicht in jeder Form mittheilt und nicht jedermann auf die Nase bindet. Für seine Erzählung setzt der Erzähler offenbar eine tiefere Weihe bei dem Hörer voraus, weil er ja selbst etwas gibt, das als ein Stück seines

Innersten, sich nur widerstrebend dem sichern Winkel des Herzens entwindet. So schüchtern als fürchte es Spott oder Hohn, wagt sich das Märchen in die Welt; so zaghaft tritt es auf, als wenn es nur geschaffen wäre, still in der Brust und selbst auch da noch verdeckt durch die Sorgen des Amtes oder durch die Leidenschaften, die das Leben gestalten, ein Traumleben fortzuschlummern. Darum verstummt denn der Mund des Märchenerzählers plötzlich, er bricht seine Erzählung jäh ab, wenn Du als Fremder, als Ungeweihter in den Kreis trittst, den er um sich gebannt; das Wort stirbt ihm auf den Lippen, grade so wie jeder Erguss eines tiefbewegten Herzens bei dem Nahen eines Fremden sogleich verstummt. Ja, es ergeht den Märchen, wie es den tiefergreifenden Predigten im Hause Gottes ergeht; vor dem Wiedererzählen sind beide durch eine heilige Scheu gesichert. Aber grade dass die Märchen wie Geheimnisse gehütet werden, macht das Märchensammeln so schwer; oder aber man sammelt sie, eben weil sie so selten anzutreffen und nur unter den günstigsten Verhältnissen zu entdecken sind. Der Sammler muss es sich redlich verdienen, dass sich ihm das fremde Herz erschliesst und auf die Lippe des Erzählers tritt; er muss dessen Vertrauen gewinnen, damit dieser die Scheu verliere, mit seinem lieben Kleinod von dem Spott der Welt nicht zum Besten gehalten zu werden, wie es wohl denen zu geschehen pflegt, „die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahren, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbaren."

Märchen gehören nicht zu circulirenden Münzen der Unterhaltung; sie gleichen den geerbten Schaustücken, die der Landmann unter dem Stein seines Heerdes vergräbt. Und selbst im Orient (v. Hahn: Albanes. Märchen), wo die Erzählekunst auf Gassen und Märkten gewerbsmässig betrieben wird, geht die Zunge des Erzählers mit Schwänken, Abenteuern und Lügen durch, aber Märchen finden sich nur selten, und wenn sie sich finden, dann sind es grösstentheils doch nur solche, welche durch die Sammlung von Tausend und Einer Nacht bereits Eigenthum der Literatur geworden sind, und trotzdem findet sich unter den Hörern keiner, der sie wieder und weiter erzählt; es behält jeder den Märchengewinn für sich. So ist denn nicht die Strasse des offenen Verkehrs das Gebiet, auf

dem das Märchen sich fortpflanzt. Es ist die Kinderstube, denn das Kind steht in dem Alter, in welchem es aus sich selbst die Märchen neu erzeugt; es steht eben in seinen Anschauungen der Entstehungszeit am nächsten.

Die Gebrüder Grimm, jene deutschen Männer, die wie sie in allen Wegen den Gestaltungen des deutschen Wesens nachgespürt, so auch an und in sich selbst aller Treue und Frömmigkeit, aller Kindlichkeit und Offenheit, ja auch aller Romantik und Phantasterei des deutschen Charakters in sich Ausdruck und Form gegeben haben, die Gebrüder Wilhelm und Jacob Grimm, die Gründer germanistischer Philologie, nennen ihre noch heute unübertroffene Sammlung „Kinder- und Hausmärchen.“ „Durch diese Dichtungen — so schreibt Grimm — geht jene Reinheit, um derenwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben bläulich weissen, makellos glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloss der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, dass die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, dass sie als ein Erziehungsbuch diene.“ Die Brüder Grimm wenden sich mit ihrer Sammlung an die Kinder, sie suchen die unverdorbenen Seelen, die einfache, durch keine Mode entstellte Natürlichkeit der Empfindung, die Reinheit eines graden Gemüthes. Ja selbst wenn der Superkluge spöttisch von Ammenmärchen spricht, so bezeichnet er, freilich ohne es zu wollen, die Region, in welcher die Märchen gedeihen, ja auch das Organ, durch welches sie zumeist fortgepflanzt und von Haus zu Haus getragen werden. Aber eben weil die Märchen auf diese kleine Welt und deren geringen Umfang beschränkt sind, weil überdies diese Welt noch täglich in ihrem Umkreise abnimmt, kann man sich und darf man sich nicht wundern, dass die Märchen anfangen auszusterben, oder vielmehr, dass die Menschen ihnen absterben, weil der heimlichen Plätze, auf denen das Märchen gedeiht, auf unserer Erde je länger je weniger werden. Kunststrassen und Eisenbahnen schneiden durch die stillen Thäler

und Auen, die lauschigen Plätzchen in Haus und Garten weichen einer leeren Prächtigkeit, welche die Kraft des Medusenhauptes hat, sie versteint; das vornehme Lächeln, das witzelnde Bekritteln drängt sich an die Stelle der gläubigen Hingebung, der liebevollen Versenkung. Der Reif einer Uebersättigung, die drängende Eilfertigkeit industrieller Unternehmungslust ist der stillen Märchenwelt nicht zuträglich, darum denn kein Wunder, dass man das Seltener-Werdende sammelt, dass wahrhaft volksthümliche Männer von dem verklingenden Volksthum zu halten suchen, was noch fest zu halten ist, und müssten sie es von den Plätzen auf der Ofenbank der Bauernstube, vom Küchenheerd, oder von der Bodentreppe und Hausschwelle herholen, wo in den von der Cultur vergessenen Winkeln der Erde Gross und Klein in dem Austausch von Erzählungen seine Erinnerungen zusammenhält und aufbewahrt. An diesen Fundstätten gewannen denn, eben weil sie nicht aufgeschrieben wurden und nur in dem Gedächtniss festhafteten und fortlebten, die Märchen jene in ihrem innersten Zusammenhange festgefügte Form, die sich, wie im Gedicht der Vers oder der Reim, ebenso unentstellt und unverändert in dem Vortrage forterbt. Jenes: „Es war ein mal“ und „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“ bilden den umfassenden Rahmen, innerhalb dessen das Märchen sich ausspannt, sie bilden die Ufer, von dem und zu dem die Erzählung ihre phantastische Brücke schlägt, leicht wie diese, aber auch ebenso festgefugt und geklammert, ohne Riss und Spalte, der Stein gekittet an den Stein, die Wirkung verschweisst mit der Ursache fast handwerksmässig immer in derselben Weise und mit demselben Handgriff. „Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen.“ In jenen von der Strasse des allgemeinen Verkehrs entlegenen Erdwinkeln, wo der natürliche Mensch nachbarlich mit seinem Acker zusammenwohnt, wo seine Wünsche der Ernten Kreislauf beschränkt, wo wie sein Tagewerk gleich, sich sein Leben abwindet, da wird denn auch das Ueberlieferte am treuesten bewahrt und auch in der überkommenen Form am zähesten festgehalten werden. So fanden es die Grimm's, als sie in Hessen sammeln giengen, so

wird es jeder gefunden haben, dem es vergönnt gewesen ist, aus dem unverfälschten Munde des wahren Volks die treugehüteten Erzählungen zu hören. So treten sie, wenn sie auch der Kindheit eigentlich angehören, uns auch in unsern reifen Lebensjahren entgegen; sie führen uns in unser Aelternhaus zurück, wo wir uns im Halbdunkel an den Schoss der Mutter oder der älteren Schwester drängten und mit den grossen, weitgeöffneten Kindesaugen an ihren geliebten Zügen hiengen; der ganze Himmel unserer Jugend thut sich uns wieder auf; die alte Lauterkeit und Reinheit zieht versöhnend und ausgleichend in unsern Busen ein, und unser müdes Herz wird stille. So erzählen denn nicht bloss die Märchen von dem Lebenswasser; sie sind das Lebenswasser selbst, welches uns wieder jung macht, so dass wir uns wieder Kind fühlen und darum dem Himmel näher wissen. Andere Erinnerungen lassen uns klagen, wie wir so alt geworden sind; diese lassen uns die Freude über die erquickliche Empfindung einer unvergänglichen Jugend, eine Empfindung, die das Blut wärmer und frischer durch die verknöchernden Adern treibt, einer Jugend, die dem philisterhaftgeschulten Geist die Schwingen löst zu neuem Fluge in das geliebte Land der ewiggrünen Phantasie.

Und sind wir durch die Reihe dieser Betrachtungen der Erkenntniss von dem Wesen des Märchens näher gerückt? Sicherlich wohl! Wir kennen die Fundstätten, in denen es heute weilt, wir kennen die, welche es erzählen, wie die, welche es hören; die fast geheimnissvolle Weise der Mittheilung ist uns vor die Seele getreten; die züchtige Scheu, mit der es sich umgibt, weiset uns schon auf einen Ursprung hin, der in gewissem Sinne nicht von dieser Welt ist. Wir sind durch diese Propyläen gewandelt und ahnen schon die Nähe des Heiligthums; denn mit etwas Heiligem werden wir's schliesslich doch zu thun haben, wenn anders dieses Wort auch auf jene Empfindungen passt, mit welchen eine frühe heidnische Menschenwelt die Ahnungen des Göttlichen erfasste oder die Vorstellungen schuf, aus denen sich ihre Götter allmählig losrangen. Wir stehen bei jedem Märchen vor einem Stück uralten Glaubens und daher ihre Weihe. Oder sollte es nicht so sein?

Als ich in den friedlichen Stunden der letzten Ferien mir

einmal wieder den Genuss eigener Verjüngung aus Grimms Märchen gesogen, da drängte sich mir die Frage auf die Seele, weshalb denn Goethe in seinen Märchen mich innerlich nie so zu treffen gewusst habe, wie diese einfachen, der Natur abgelauschten Laute. Ich verkenne ja nicht Goethes Meisterschaft im Erzählen; hatte er sie doch an jenen Volksbüchern gelernt, welche dem Knabenalter leicht verständlich und innerlich verwandt, grade in Frankfurt immer wieder von Neuem aufgelegt und auf den Markt gebracht wurden. Von dem Tisch des Büchertrödlers hatte er als Kind für wenige Kreuzer eingehandelt, was es an Eulenspiegeleien, an Haimonskindern, an schönen Melusinen oder Magelonen gab. Und nun gar seine Mutter! Wie musste sie, die nur 17 Jahr älter war als ihr ältester Sohn oder, wenn Sie wollen, ihr Spielgefährte, wie wusste sie in ihren kindlichen Anschauungen des Knaben Phantasie durch ihre Märchen zu fesseln und mit neuen Stoffen zu bereichern, so dass sich, bevor er an diesen Eindrücken zum Dichter reifte, sein äusseres Leben selbst märchenhaft genug gestaltete. Bettine erzählt es, dass die Kinder des Goethe'schen Hauses einst im Frühlinge am Geburtstage der Mutter den grünen Sessel, auf dem sie Abends beim Erzählen zu sitzen pflegte und der darum der Märchensessel hiess, in aller Stille in den Garten vor dem Bockenheimer Thore schafften und mit Bändern und Blumen schmückten. Als nun Gäste und Verwandte versammelt, trat der kleine Wolfgang als Schäfer gekleidet, mit dem grünen Kranz um das Knabenhaupt, unter den blühenden jungen Birnbaum, der zum Gedächtnisse seiner Geburt gepflanzt war, und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen. Dann gieng's an ein Spiel mit Seifenblasen, die im Sonnenschein von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreisten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephyre aufgenommen schwebend hin und hergeweht wurden. So oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie Alles: Ein Märchen, ein Märchen! Wenn die Blase von der krausen Wolle des Tuchs eine kleine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: das Märchen platzt! Und endlich, wie heiter erzählt er selbst von dem Irrlichtertanz, den er in der Weinlesezeit mit seinen Genossen in den Feldern von Frank-

[illegible] — Und [illegible] Märchen [illegible] Paris [illegible] Allegorie, [illegible] Kirche [illegible] Dienerin [illegible] nicht. [illegible] schwierigen [illegible] Melusine [illegible] Jüngling [illegible] Wahl [illegible] will. [illegible] nachdem [illegible] nachdem [illegible] geraten, durch eigne Schuld in kummervoll [illegible] Beschäftigung als Bettler. Es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Last von glücklichen Tagen; der Mensch kann nun einmal ein Götterleben nicht festhalten, er verscherzt es durch eigene Schuld zu später Reue. So die Melusine. Und endlich das neue Reich? Wir kennen es aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, und verkennen „den allgemeinen Weltverjüngungsprozess" nicht, welcher in diesem Märchen vor unsern Augen in den mannigfachsten Weisen hervorbricht, um das ächte Alte und wahre Neue zu versinnlichen und jedem seine Zeit, seinen Ort anzuweisen. Ueberall wird es neu und hell, und verklärt steigt das lange

verkannte, verbannte, gänzlich untergegangene alte Recht mit allen Insignien der Herrschaft aus seinem unterirdischen Exile zur neuen heiteren Tageshelle herauf; die Herrschaft selbst aber wird von der Liebe in ihre Rechte eingesetzt.

Diesen drei Märchen des Altmeisters ist nun zwar ein hochpoetischer Reiz gar nicht abzusprechen; sie fördern eine Fülle von Anschauungen und hüllen in den Zauber eines phantastischen Spiels eine reiche Lebenserfahrung nnd einen Schatz köstlicher Gedanken; aber die Wirkung dieser Dichtungen ist nicht die eines Volksmärchens. Es fehlt ihnen die Einfachheit in der Auffassung von Lebensverhältnissen und die harmlose Naivetät des Ausdrucks. Und das kommt wohl daher, dass Goethe das Wesen des Märchens doch in einer Weise fasst, welche freilich in die poetischen Theorien jener Tage hineinpassen mochte, da man Märchen nicht aus dem Volksmunde, sondern nur aus verkünstelten Nachbildungen kannte, doch aber auf den Ursprung derselben ganz und gar keine Rücksicht nimmt, und wenn Goethe schon meint, man könne Märchen dichten und selber daran geht, welche zu erfinden, so steht er weitab von der Erkenntniss dessen, was so recht eigentlich im Märchen zu suchen und zu finden ist.

In den Bemerkungen zum West-östlichen Divan, Theil 6. pag. 37. (Ausgabe in 56 Bänden.) wo er von der Abneigung Mahomets gegen Poesie handelt und bemerkt, dass dieser höchst consequent auch die Märchen verboten, bezeichnet sie Goethe als Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt; er nennt sie Luftgebilde über einem wunderlichen Boden schwankend, und sagt: „Ihr eigentlicher Charakter ist, dass sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern ausser sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen.“ Aehnlich lässt er in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (Theil 15. S. 208.) Karln zu dem Alten sagen: Wissen Sie nicht uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die luftigen Gestalten, die sie

erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor, und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und der Vernunft im Widerspruch zu stehen. Sie muss sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muss uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, dass wir vergessen, dass etwas ausser uns sei, das diese Bewegung hervorbringt. Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuss an solchen Werken, dass wir ohne Forderungen geniessen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muss erwarten, was ihr geschenkt wird.“ Und in Wahrheit und Dichtung schildert Goethe noch schlagender die Aufgabe der Märchenpoesie dahin: sie habe die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heiteren Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen.

Diese Ansichten Goethes waren als Begriffsbestimmung für das Märchen in die Kunsttheorien übergegangen. Erst jetzt beginnen sie allmählig einer andern Ansicht zu weichen, da man zu erkennen anfängt, dass das Märchen nicht das Erzeugniss irgend eines phantasiereichen Dichterkopfes, nicht das geistvolle Spiel eines seine Zuhörer neckenden Erzählers ist, dass es nicht als bewusste Unwirklichkeit auftritt, die in der Berührung mit der Wirklichkeit den schillernden Glanz, den berauschenden Duft einbüssen würde. Es ist nicht allzulange her, dass, als die romantische Schule der Tieck und Genossen das Märchen in den Mittelpunkt ihres Systems stellte, man dasselbe als die emancipirte Phantasie bezeichnet und behandelt hat, die in dem willkührlichsten und ungeregeltsten

Schaffensdrang nur jedes Naturgesetz und jede sittliche Ordnung zu überschreiten brauche, um ein wahres Märchen zu schaffen. Als ob es im Märchen kein Naturgesetz, keine sittliche Ordnung gäbe! Das könnte doch nur behaupten, wer kein Volksmärchen kennt. Dass aber Naturgesetz und Weltordnung mit kindlichem Sinn, in der unbefangensten Auffassung von Personen und Zuständen, ja „von allem Wissensqualm entladen," angeschaut und aufgefasst werde, das ist die Grundbedingung im Wesen des Märchens; wie denn überhaupt die Einfachheit, Gruppirung und Motivirung, das Absehen von geschichtlich Gewordenem, weil es gewissermassen vor aller Geschichte entstand, ein Kennzeichen der Märchenwelt ist. Aber die Naturgesetze herrschen; es rinnt der Strom nicht bergan, und Sonne, Mond und Sterne fallen nicht herunter, es wächst der Baum nach oben und der Mensch geht nicht auf dem Kopf; Leben und Tod entwickeln sich aus den natürlichen Ursachen, Wollen und Können stammen aus denselben Kräften, wie bei uns. Auch eine sittliche Weltordnung spricht in Lapidarstil zu bösen Stiefmüttern und schlechten Menschen; irdische Klugheit, die den eigenen Vortheil zum Schaden der Anderen sucht, wird zu Schanden und die ewige Gerechtigkeit gleicht den Mangel geistiger Kraft durch ein überschwengliches Erdenglück aus. Märchen brechen daher nicht ab, wie dies ein blosses Phantasiespiel thut, sondern sie haben mit ihrem Ende auch einen wirklichen Abschluss. Wären sie blosse Gebilde einer müssigen Phantasie, so möchte es schwer sein, zu erklären, wie so viel Verwandtes im Ausdruck und Inhalt unter den Märchen aller Nationen, soviel Gleiches in der Anschauung in den Märchen der Völker eines Stammes liegen kann; nicht zu erklären, wie oft ein und derselbe auffallende Zug im ältesten Alterthum und in der Neuzeit, im fernsten Osten und im fernsten Westen erzählt werden kann, nicht zu erklären, wie der griechische Scribent Aelian ganz dasselbe von dem zierlichen Schuh der Rhodopis und dem Könige Psammetich erzählen kann, was das hessische Mütterchen den Grimms erzählt hat vom Schuh des Aschenbrödels und dem Königssohn: Die Möglichkeit einer Entlehnung ist nicht anzunehmen; die Verbreitung eines und desselben Märchens durch Weitererzäh-

lung ist ganz undenkbar in einer Urzeit, wo die Mittel und Wege des Verkehrs so gering waren und die Völker sicherlich, wenn sie ja etwas friedlich auszutauschen hatten, eher alles Andere, als Märchen werden ausgetauscht haben, eine geistige Waare zu einer Zeit da es noch gar keine Literatur gab und der Verkehr mit der Fremde nur Männern allein oblag, die ja, wie wir gesehen, zum Märchenerzählen die ungeschicktesten Organe sind. Finden sich daher Uebereinstimmungen in einzelnen Zügen, in Ursachen und Wirkungen, so sind in diesen die Spuren einer gleichartigen Auffassung derselben Naturanschauungen zu erkennen; gleichartig, theils weil dem Menschengeschlecht allgemein, theils weil verwandten Völkerstämmen gemeinsam. Die Uebereinstimmungen sind darum entweder allgemein menschliche, sie gehören der Gattung Mensch an; oder sie sind stammverwandte, indem sie den Völkern eines Stammes und Ursprungs eigenthümlich sind. Sie ergossen sich dann mit der Sprache selbst über die verwandten Stämme und sind so alt als die Sprachfamilien selbst; ja eine vorsichtige Behandlung dieser Uebereinstimmungen lässt, ebenso wie die Vergleichung der verwandten Sprachen, einen Blick thun auf den Culturgrad, auf dem das Urvolk sich befand, da die Spaltungen und Trennungen in den Stämmen eintraten. Einen Schatz gewisser einfachster Anschauungen nahmen die Stämme von ihrem mütterlichen Boden, die Söhne aus dem Vaterhause auf ihrem Weltgang mit. Sie hüteten ihn, sie bildeten ihn nach dem Maass ihrer Individualität aus und um. Schieden sich dann von den Söhnen die Enkel, so war der Schatz, den diese aus dem Heimathhause mit in die Welt nahmen, ein grösserer, bereichert durch die Anschauungen ihrer Väter und selber wieder der Erweiterung fähig. Aus einer Vergleichung der Märchen wird sich vielleicht später auch einmal ein Mittel ergeben, den Grad der Verwandtschaft von Völkern gleicher Abstammung zu bezeichnen, wie man es heute schon aus einer Vergleichung der Sprachen zu thun vermag, durch welche man berechtigt ist zu bestimmen, ob Stämme vor oder nach der Entwicklung zum Hirtenleben, vor oder nach der Auffindung und Benutzung der Metalle, vor oder nach dem Schmieden der Waffen von einander nach Ost und West, nach Süd und Nord von ein-

ander geschieden sind. Es wäre schon jetzt nicht allzuschwer, aus den sich täglich mehrenden Märchensammlungen die verwandten und übereinstimmenden Momente in den Märchen und Sagen der im Alter verschiedenen und im Raume getrennten Völker zusammenzustellen. Leicht würde man dann wohl finden, welche Grundanschauungen von allen Stammverwandten festgehalten, welche Züge dagegen bei den Einen unausgebildet liegen geblieben und verkümmert, bei den Andern ausgeführt und entwickelt seien. Wie oft klingt z. B. dieses Urbild in den Märchen an: Die Gattin wird wegen eines Fehls von dem vielgeliebten Gatten verlassen; reuig wandert sie durch die Welt, ihn zu suchen, sie findet ihn und söhnt sich mit ihm aus. Die hellenische Sage weiss, freilich nur in des Apulejus Bearbeitung, von Amor und Psyche zu erzählen. Sie liebt den ihr vom Antlitz unbekannten Gatten, der nur von der Finsterniss der Nacht gedeckt, ihr naht. Ihre Neugierde, ihn zu schauen, ist ihre Schuld, um deren willen er sie verlassen will. Zeus söhnt sie aus. Hier ist der Zug von der Wanderung verkümmert. — Die jüngere Edda (D. 35.) erzählt in unvollständigem Mythus, weil ihr entfallen, wohin Odhr zog und wo er geblieben, wie Freia, dem Odhr vermählt, einen Frevel begieng, der nur noch aus einem ihrer Beinamen, Hörn, zu erkennen ist. „Odhr zog fort auf fernen Wegen und Freia wankt ihm nach und ihre Zähren sind rothes Gold.“ Hier ist der Zug der Aussöhnung verkümmert, obschon diese in dem Ton der Erzählung selbst angedeutet ist, da denn die Edda die Freia als Odhr's Gemahlin bezeichnet. Ja, ist sie identisch mit Frigg und Odhr mit Odin, so findet sie den Gatten alljährlich im Mai zu neuer Vermählung wieder, nachdem sie ihn zu Johannis um die Sommersonnenwende verloren. Das Scheiden der schönen Jahreszeit ist Flucht oder Tod des jugendlichen Gottes, den seine Gattin betrauert, wie Venus den sterbenden Adonis beklagte, oder wie Eos Thränen der Sehnsucht, die wie Diamanten glänzten, um den geliebten Arion weinte, der untergieng, wenn das Sternbild des Scorpions, der ihn tödtete, heraufzog. Herr von Hahn macht in seiner Sammlung Griechischer, Albanesicher und Wallachischer Märchen mit Recht darauf aufmerksam, dass auch diese jene Züge kennen,

wie sie sich denn im Pantschatantra, der Indischen Märchensammlung, in dem 1637 von Giambattista Basile herausgegebenen Pentamerone auch finden und aus Grimm wohlbekannt sind, wo das Mär von dem singenden, springenden Löweneckerchen erzählt, wie die Tochter der Versuchung nicht habe widerstehen können und durch ihr Verschulden den geliebten Mann, da sie ihn vor dem Lichtstrahl nicht habe hüten können, verliert. In eine Taube verwandelt fliegt er sieben Jahre, die Frist der sieben Wintermonde, dahin; alle sieben Schritt lässt er einen rothen Blutstropfen und eine weisse Feder fallen, um ihr die Spur zu geben, auf der sie ihm folgen und ihn erlösen könne. Nach weiter Wege Wanderung und nachdem zum Entsetzen der Unglücklichen auch diese Spur ausgegangen, findet sie ihn am Ende der Welt und vereint kehren sie auf dem Rücken des Greif, des alten Sturmvogels, der den Frühling ins Land führt, in ihr Heimwesen zurück. Aehnlich im Mär vom Eisenofen, wo die Königstochter mehr Worte als die gestatteten drei zu ihrem Vater spricht und darüber den Gatten verliert, und nun in die Welt wandert, ihn zu suchen. Die alte Itsche gibt ihr die drei Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüsse, um über den gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein grosses Wasser zu kommen. Und wie in jenem Märchen, so findet die Gattin auch hier den Gatten, da er sich schon mit einer andern vermählen will. Selig, sich wiedergefunden zu haben, kehren sie zu Reich und Herrschaft zurück.

Solche Aehnlichkeit einzelner Züge oder die Uebereinstimmung der Hauptpunkte, die um Hunderte und Aberhunderte in Bezug auf andere Grundvorstellungen vermehrt werden könnten, wenn es die Zeit gestattete, solche Anklänge und Anmahnungen an stammverwandte Anschauungen können dem nicht fremdartig erscheinen, der den Boden, auf dem die Märchen wachsen, da sucht, wo auch der Mythus und die Sage erwächst, der in dem Märchen nicht ein regelloses Spiel der Phantasie sieht, sondern das, was sie wirklich und wahrhaftig sind, den Rest einer früher einmal in das Glaubensbewusstsein getretenen Vorstellung und Naturauffassung. Und dass wir sie so sehen können, das verdanken wir einer neuen Wissenschaft, der vergleichenden Mythologie. Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz,

Beide aus der Schule der Grimms hervorgegangen, sind ihre Begründer. Sie sind den vergleichenden Sprachforschern bis an die Wiege des indogermanischen Menschenstammes gefolgt; Götterlegenden und Volkssagen sammelnd haben sie ihr Auge geübt, die Verwandtschaft der Stämme auch aus den gemeinsamen Anschauungen der Natur, aus den ähnlichen Bildern und Symbolen der Götter auszufinden, und uns Fernblicke in die Vergangenheit aller Geschichte eröffnet, die uns bis jetzt, weil keine Schrift von ihr zeugte, versiegelt und verschlossen war. Das Studium ihrer Schriften hat auch diese Reihe von Betrachtungen angeregt, welche wenigstens die Methode ihrer Behandlung mythologischer Fragen auf das Märchen anwenden. Und wenn ich auch in einzelnen Grundanschauungen, wie dem Kundigen nicht entgehen wird, von dem „Ursprung der Mythologie" abweiche, so will ich doch nicht minder den Dank, den ich beiden, mir auch persönlich aus jungen Jahren so theuern Männern schulde, hierdurch gern bekennen.

Ich nannte das Märchen desselben Ursprungs wie den Mythus und die Sage. Ihre Wurzel ist gemeinschaftlich. Der Mythus aber ist als Erzählung von den Göttern in der durch den Cultus geheiligten oder kirchlich recipirten Form stehen geblieben und als Glaubenssatz erstarrt; die Fähigkeit der Weiterbildung ist dem Mythus durch die bekenntnissartige Formulirung verloren gegangen; sachlich war nichts mehr an ihm zu ändern. Werden aber Götterlegenden nicht als Mythen in den Cultus aufgenommen, oder verklingen sie durch das Eindringen des Christenthums in Aberglauben, so werden sie zur Sage. Diese macht die Götter zu Menschen, zu Heroen; sie kann sich weiterbilden, indem sie entweder ihre wesentlichen Züge gern geschichtlichen Personen mittheilt, die in einer, vielleicht dem Mythus verwandten oder ähnlichen Thätigkeit volksthümlich geworden sind, oder indem sie sich an geschichtliche Ereignisse anlehnt, die ein Motiv zu der Handlung hergeben können, von welcher die Götterlegende erzählte. Wodan, der in dem uralten Mythus der Germanen als Gewittergott an dem Himmel dahinjagt, wenn die Jahreszeit wechselt, wird zum wilden Jäger und alle berühmten Helden von Dietrich von Bern bis zum General Sparr zwischen Prenden und Lichterfelde ver-

treten in der Sage seine Stelle. Das Märchen aber hat nie die Absicht wie die Sage, sich der Geschichte als ebenbürtig unterzuschieben. Vom Mythus nimmt es die bildlichen Auffassungen der Naturanschauungen, die Vorstellungen, aus welchen bei jenem die Götter erwuchsen, aber es formulirt sie nicht zu einem Glaubenssatz, sondern überträgt sie, wie die Sage es thut, auf Menschen. Von dieser aber scheidet sich das Märchen so, dass es die Götter nicht zu namentragenden Heroen macht, oder gar geschichtliche Personen in den Kreis der von ihm geschilderten Ereignisse hineinzieht, sondern, indem es die Menschen in dem Gebiet des Reinmenschlichen, in ihren natürlichsten Verhältnissen, in dem Verkehr des Hauses und der Familie aufsucht, lässt sie dieselben fast namenlos und nur durch die Standesbezeichnungen von einander geschieden, sich unter und miteinander in den Formen, mit den Mitteln und Geräthen bewegen, welche, die Symbole einer alten Naturauffassung, ebenso einfach wie diese sind. Wenn auch Kaiser und Könige, Ritter und Frauen auftreten, so führen sie keinen Namen; sie sind von vornherein nicht geschichtlich bezeichnet, sondern gehören nur in die Scenerie, welche uns die Vorstellung von einer Pracht und Herrlichkeit, von Reichthum und Schönheit, von einer irdischen Glückseligkeit und Macht, welche das Maass des Gewöhnlichen bei Weitem überragt und ohne Gleichen ist, erwecken soll. Es soll durch diese Personen nur derselbe Eindruck hervorgerufen werden, den wir noch heute, freilich aus einer übernaiv kindlichen Anschauung, etwa bezeichnen mit dem knabenhaften Wort: Er amüsirt sich wie ein König! Auch dieser Ausdruck gehört leider bereits in die Märchenwelt.

Danach haben denn Mythus, Sage und Märchen dieselben Wurzeln, und es liegen somit die Anfänge der Märchenpoesie in jener Urzeit, in welcher das Menschengeschlecht auf der frühesten Stufe seiner Entwicklung die Sprache erfunden hat. Dieselbe geistige Thätigkeit, welche zu jener führte, führte zugleich die Heidenvölker, nicht zu einer Erkenntniss Gottes, wohl aber zu einer Erfassung seines Wirkens in der Natur, deren Erscheinungen sie, anstatt den Einen Gott hinter ihnen zu finden, zu Göttern nach ihrem eigenen Ebenbilde schufen.

Dem Thiere hat Gott nur den seiner Gattung angeborenen Ruf gegeben, das Grollen des Zornes, den Schrei des Schmerzes. Der Mensch aber trug von seiner Erschaffung her den Adel des Künstlers auf der Stirn, denn die Erfindung des Wortes oder des Namens für die Dinge um ihn geschah ganz mit denselben seelischen Organen, mit welchen der Künstler, wenn er in Wahrheit einer ist, noch heutigen Tages seine Werke schafft. Die Benennung der Dinge, d. h. die Bezeichnung ihrer Eigenschaft, durch welche sie wirken, ist wie das erste Menschenwerk, so auch das erste Kunstwerk. Wie das? Sicherlich nicht allein dadurch, dass der Mensch den Lauten, die er in Feld und Wald, bei Gethieren, bei Donner und Sturm und Wogenbraus vernahm, mit seinen Stimmorganen nachzuahmen und sie durch dieselben wiederzugeben suchte. Die Zahl der sogenannten Naturlaute ist in allen Sprachen eine verhältnissmässig nur geringe. Der Mensch nahm ja auch nicht bloss durch das Gehör wahr; auch die übrigen Sinne führten ihm Eindrücke zu; sollte er für diese stumm bleiben und keine Namen finden, sobald seine Seele Unterschiede an ihnen zu machen gelernt? Wahrlich, die Seele verlangte eine grössere Betheiligung an der Gestaltung des Menschen zum Menschen, als ihr durch die Aneignung der Naturtöne gegeben war. Sie suchte die Nachahmung auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete, auf welchem schon Aristoteles, wenn er von der Nachahmung der Natur als dem eigentlichen Kunstprincip spricht, das wahre Wesen der Kunst findet. Nicht die Natur zu copiren, sondern den Eindrücken der Natur einen sie vollständig deckenden Ausdruck zu geben, danach verlangte die Seele. Der Mensch, dem durch eine Naturerscheinung irgend ein Eindruck geworden, zwang seine Organe zu einem Tonausdruck, welcher in einem Mitmenschen denselben Eindruck hervorrufen sollte, welchen er selbst von der Naturerscheinung davon getragen hatte. In diesem Sinn war das erste Wort Abbild, nicht sowohl der Natur, als vielmehr des Eindrucks, den sie gemacht; es ward Symbol der Empfindung, welche die Menschenbrust bewegt. Und die Kraft der Seele, welche vorwiegend bei diesem Act der Worterfindung thätig war, war die Phantasie, welche ja in der frühesten Jugend des Menschengeschlechts sicherlich ebenso und

allein so thätig war, wie sie es noch heute in der frühesten Kindheit unserer Menschen ist.

In durchaus gleicher Weise, ja zu derselben Zeit, ja auch mit derselben Seelenthätigkeit, mit welcher das Wort gebildet worden, entwickelten sich im Urmenschen auch die ersten Mythen. Auch sie sind weiter nichts, als der Ausdruck für diejenigen Eindrücke, welche ihm die Erscheinungen der Natur zuführten. Die Phantasie, als die regste seiner Seelenthätigkeiten, drängte ihn dort zum Wort, hier aber, nicht sowohl die einzelne Erscheinung als Individuum, als vielmehr der ganze Vorgang in seinem weiten Verlaufe als Bild zu fassen. Sein Gesichtskreis aber war ein enger. Der heimische Boden gränzte sich ab, wo sich im Horizont der Himmel auf die Erde zu senken schien, wo die Erscheinungen seinem folgenden Blicke verschwanden. Wie aber der Himmel mit der Erde Eines zu sein schien, so vermochte er auch ursprünglich noch nicht das, was auf der Erde geschah, von dem zu trennen, was er am Himmel über sich vorgehen sah. Und wie ihm Gott bei der Schöpfung den aufrechten Gang und den Blick nach oben geschenkt, gewissermassen die äusseren Organe, mit denen er der Geistesentwicklung vorarbeiten sollte, so hieng auch sein Auge zuerst am Wolkenhimmel; und auf die geschäftige Bewegung desselben und auf seine unregelmässigen Erscheinungen, die plötzlich und gesetzlos hereinbrachen, denen Furcht und Entsetzen vorangieng, Tod und Vernichtung folgte, übertrug er zuerst seine Erlebnisse auf der Erdscholle, auf welcher er selber unstätt dahinjagte. Der tanzende Wirbelwind, der heulende Sturm, der schwarze Wolkenkopf, der strömende Regen, der grollende, der brüllende Donner, der feurig zuckende Blitz, sie trafen den Menschen sicherlich tiefer, als der harmonische Gang der stillen Gestirne, die in gemessener Bewegung aus der Hand Gottes ihre Bahnen rollen, gewaltiger als die lächelnde Heiterkeit des unbewölkten Himmels, die nur dann die Seele zu erfassen vermochte, wenn sie von Neuem aus dem Kampf der Elemente in tausend Regentropfen funkelnd, frisch aufathmend wieder emporstieg. Und wiederum von den Tageszeiten — welche konnte ihn innerlicher ergreifen, als die Nacht, die ihn in ihre heilige Stille einwob und doch mit tausend Zun-

gen in seinen Schlummer flüsternd hineinredete. Des Menschen Phantasie ist ja im Dunklen immer geschäftiger, der ferne Schall tritt näher, das Nächste verwischen die unsichern Umrisse; das Thier geht auf Beute, der Mensch schleicht zum Mord, und mehr geahnt als gesehen erscheint der Feind furchtbarer, die Kämpfe der Natur grausiger. Was Wunders also, wenn grade die ältesten Vorstellungen, in denen der Mensch die Vorgänge der Natur als Abbilder und Widerspiele seines eigenen Lebens erfasst, sich an die Ungewitter und an die Nacht anlehnen, wenn der Mensch sein Leben und sein Sterben, seine wilden Thaten des Jungfrauenraubes, der Jagd und des Krieges dort oben wiederfindet, wenn ihm jede der Himmelserscheinungen, soweit sie sich von einer früheren, wenn auch gleichartigen unterscheidet, eine neue Vorstellung, ein neues Bild erweckt?

So sah das gesammte heidnische Menschengeschlecht in seiner Urzeit im Blitz die züngelnde Schlange, den beflügelten Drachen mit glühendem Athem hernieder fahren; er hörte im Donner den rollenden Stein, Vorstellungen, welche in die Cultusformen aller Urvölker übergiengen. Die heiligen Steine reden davon und das Drachenorakel der Python-Schlange, ja auch die Schlangen, welche der Kassandra und dem Helenos die Ohren gereinigt, dass sie die Vogelstimmen und die Göttersprache der Natur verstanden, denn der Donner ist die Prophetie, welche aus der Wolke ertönt; und selbst die Schlange am Stabe des Aeskulap weiset, ihrer künstlerisch-hellenischen Idealisirung entkleidet, auf die Gewitter zurück, welche eine neue Frische, ein neues Heil über die lechzende Erde und den Menschen gebracht. So wühlt der Wirbelwind, der dem Gewitter voranjagt, als Eber durch das Land, es raset hinter ihm her der Sturm, die Meute kläffender Hunde, heulender Wölfe. Die nachtende Wolke, bald klein, bald gross, bald heller, bald dunkler, mit gewaltigem Kopf dahergetrieben, zieht bald als Rind, als Widder und Ziege, mit den Blitzeszacken als Geweih, bald als Hase und Katze rennend oder schleichend am Himmel dahin; sie zieht wie ein Adler mit sturmgewaltigem Flügelschlag, sie fliegt als nächtiger Rabe oder sie segelt im blauen Himmelsmeer als Schwan dahin, und wenn sie sich auflöst, singt er sein Schwanenlied, oder sie kräht als rother Hahn auf dem blitzgetroffenen

Dach. Die Gräen, die Harpyen, Stymphalischen Vögel sind ihre Formen in der griechischen Mythologie. Thiergestalten, aus diesen Elementen zusammengesetzt, werden die Hüter des Gewittergoldes, der Horte, deren Glanz im Unwetter aufblitzt. Als Bäume wachsen die Wolken vor die Sonne und verdunkeln ihr Licht; die Blitztropfen fallen wie Erbsen oder Trauben hernieder. Das Alles aber sind nicht Bilder, sondern Anschauungen; es sind Gesichte, an deren Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit der Mensch auf der frühesten Stufe seiner Erkenntniss glaubte; er hatte das am Himmel so werden und erscheinen sehen, wie er es aussprach, und hieng an dem, was er sagte, mit derselben Ueberzeugung, mit welcher der Knabe noch heute in dem Stock, auf dem er reitet, in dem Stuhl, den er anspannt, sein Pferd sieht. Die Phantasie belebt ihm das Leblose und gibt ihm den Schein einer vollen und ganzen Wirklichkeit.

Und während ein frühestes Menschenalter die Naturerscheinungen vornehmlich als Thiere fasste, zeugt es von einer höheren Stufe der geistigen Entwicklung, wenn der Mensch an dem Himmel menschliche Gestalten und menschliche Geräthe zu sehen vermochte. Was allmählig als Erfindung und Auffindung in den Bereich der menschlichen Erkenntniss trat, musste natürlich auch in den Anschauungen, wie sie die Vorgänge der Natur gewährten, wiedergefunden werden. Der Mensch lernte sein Handwerkszeug bereiten, er lernte seine Waffen schmieden, mit Schmuck und Geschmeide sein Dasein verschönern; er gewöhnte das Gethier an sein Haus, er tummelte das unbändige Ross, mit einer Gartenflur umgab er seine Heimath. Und je weiter er schritt in der Kunst des Könnens, desto mehr starben die wilden Thiergestalten am Himmel ab, desto menschlicher ward das Antlitz und der Verkehr der Naturgewalten, die ihr zügelloses Leben am Himmel und auf Erden getrieben. Die Thiere wurden entweder durch Menschengebilde allmählig ersetzt; (stierhäuptig war noch der Dionysos zu Elis; der Apoll in Lykien hatte den Wolfskopf und in Delos zeigte ihn ein uraltes Bild noch in Drachengestalt;) oder das Menschengebilde nahm das Thier, in dessen Stelle es getreten, als Begleiter zu sich, oder die Thiere wurden durch die Menschengestalten im wilden Kampfe erlegt, nicht durch Verein-

zelte, sondern durch viele Individuen derselben oder der ähnlichen Gattung, denn so oft die Erscheinung sich erneute, waren die Thiere, die Menschen andere. Es gehörte erst wieder einer späteren Bildungsepoche an, nachdem der menschliche Sinn die stetige Wiederkehr eines charakteristischen Merkmals wahrgenommen, auch die Mannichfaltigkeit der himmlischen Individuen auf eine einzige Menschengestalt zurückzuführen und den Einen mit den Zügen der Vielen auszustatten. Das von fern her heranziehende Gewitter, aus dessen nächtigen Wolkenbrauen vereinzelt hie und da der feurige Blitz blickt, es schuf ein ganzes Volk cyklopischer Riesen; himmlische Baumeister bauten die Wolkenburgen; im Sturm jagten die wilden Jäger einher, sie folgten der Windsbraut in rasender Liebesgluth; und wenn der Berge Häupter wankten, die Eichen ihre Gipfel bogen und die Thiere sich scheu verkrochen, dann spielten zauberhafte Spielleute auf Leier oder Fidel ihre Musik, der die belebte und unbelebte Natur folgen musste. Im Gewitter schmiedeten die Gewitterschmiede, die Wielante, ihre blitzenden Waffen, den Aegishelm, ein gewaltiges Geschlecht, gefrässig, weil es vertilgt, von übermenschlicher Kraft und Grösse, um die Vorstellungen der Gewalt und Stärke, die sich aus den meteorischen Kämpfen erkennen liess, an ihnen anzudeuten. Mit diesen Riesen theilen sich in mannichfachen Thätigkeiten die Zwerge das Geschäft, ja sie wachsen selbst bei annahendem Gewitter plötzlich zu Riesen heran. Wenn die schwere Wolke in der Ferne aufzieht, so erscheint sie winzig. Der Knabe sprach zu Elias: (I. Reg. 18. 44.) Siehe, es gehet eine kleine Wolke auf dem Meere, wie eines Mannes Hand. Das sind die Gewitterzwerge, die Däumlinge, die als Nibeling oder Regin, als Graumännlein und Berchtold die Gewitterschätze in den Wolkenburgen hüten, und wie die Kabiren, Daktylen und Telchinen, oder wie Hephaistos, selbst noch in historischer Zeit zwerghaft gebildet mit blitzblauer Kappe, aus den Wolkenbergen das Metall schürfen und die Horte schmelzen oder mit Blitzesschnelle hin und widerfahren, und in Luft, Wasser und Bergen ihr rühriges Wesen treiben. Sie zogen ihre Nebelkappe über die Augen, wenn es Regen gab; und wie alles irdische Wasser aus dem himmlischen stammt, so sitzen sie auch an

der Erde Quellen und Seeen, wo sie als Nixen und weisse Frauen, als die Weiber dieses wunderbaren Haushalts ihr Elfenspiel treiben.

Aber auch das Geräthe fehlt dem Wolkenhaushalt nicht. Der Regenbogen wird Sichel, wird Gürtel, der Halsschmuck, der als Preis oder als Veranlassung eines gewaltigen im Gewitter sich abspiegelnden Kampfes gewonnen wird; er wird der pfeilsendende Bogen; er wird die Brücke, die Heimdall in der Götterschlacht vertheidigt. So fährt der Blitz als Hammer und Axt aus der Hand des wilden Jägers auf den Spötter hernieder; so erscheint er als Dreizack und Haken, als Keule und Pfeil; ihn tragen als Spindel die wolkenwebenden Göttinnen. Diese Andeutungen zeigen, wie mit der anthropomorphischen Umbildung der Naturerscheinungen aus den Thiergestalten auch der ganze Vorgang am Himmel zu einer freien Handlung der Menschenwesen da oben umgesetzt wurde. Der Verlauf der Naturerscheinung wurde dem phantasiereichen Menschen ein Erlebniss, das er als ein Wirkliches und Wahrhaftiges aus voller Ueberzeugung kraft der Wahrnehmung seiner Sinne verbürgte.

Wenn es aber zunächst die ungeordneten Erscheinungen in der Natur waren, welche dem frühesten Menschen auf die Seele fielen, so dass er sein Leben in den himmlischen Gebilden wiedererkannte, so trat das Verständniss für die regelmässige Wiederkehr in den Stämmen und Völkern, welche in sich das Heidenthum auszubilden berufen waren, erst auf einer dritten Stufe seiner Entwicklung hervor. Ja, dass überhaupt der Himmel sich von der Erde löste und als eine überirdische Welt für sich erschien, kann nur aus der Zeit stammen, da der Mensch über die Begrenzung des Horizontes mit Bewusstsein hinausdrang und unter fremdem Himmel die Erscheinungen des seinigen wiederfand, oder da er anfieng im Hirtenleben einem stillen beschaulichen Dasein sich zu widmen und im Ackerbau endlich sesshaft zu werden, und als die nothwendige Regelmässigkeit der Bestellung ihn mit der regelmässig wiederkehrenden Erscheinung der Gestirne und Jahreszeiten auf das innigste verband. Hatte er früher unter dem Momenteindruck der himmlischen Kräfte mit Grauen und Schrecken gestanden,

so erwuchs nun in ihm neben der Furcht die Hoffnung und verband ihn mit der Zukunft; in der Aussaat sah er schon die dereinst gewonnene Ernte. Das ist die Zeit, da der heidnischen Welt die Götter erstehen. Im Hirtenleben und dann im Ackerbau liegt die gemüthbildende Kraft, und war man einmal dahin gekommen, in den Vorgängen am Himmel Handlungen von menschengleichen Wesen zu sehen, so musste man diesen auch freien Willen beilegen; und der Nutzen oder Schaden, den die Naturereignisse mit sich führten, wurde zu einer absichtlichen Begnadigung oder Beschädigung der Menschen auf der Erde. Dank für die eine, Abwehr durch Sühnopfer für die andre, die fromme Bitte um Hülfe und um Schonung entstand; Cultusformen schufen sich; an die regelmässige Wiederkehr der Himmelskörper, welche auch der Menschen Thätigkeit vergalten und ordneten, reiheten sich die Feste; das heimlich und traulich werdende Familienleben gewann sein Abbild dort oben, Götterfamilien wuchsen zusammen, und wie die Menschenwohnung dem gemüthlichen Verkehr sich aufthat, so erstanden die Götterwohnungen im Himmel, der Olympus, den die Iris als Botin mit den Menschen verbindet, der Asgardh, den die bebende Brücke, der Bif-röst, an die Erde knüpft; so erstanden die Häuser der Götter auf Erden, die Tempel. Die rohen Naturanschauungen traten vor der Geltung sittlicher Gesetze und Beziehungen zurück.

Aber die uralten Naturanschauungen sind nicht verloren. Veredelt werden die Naturereignisse zu freiwilligen Götterthaten; und sobald diese zu Glaubenssätzen fixirt und ihre Erzählung gläubig in den Cultus aufgenommen und durch Feste geweiht werden, ist der Mythus da, die Götterlegende. Doch nicht alle dieser alten Vorstellungen, wie sie die Natur schuf, nehmen diesen Weg und erfahren diese Wandlung. Bald drängen siegreiche Stämme mit andern Göttergebilden die der besiegten zurück; bald bleiben an den uralten, später verlassenen Sitzen wandernder Völker nur dunkle Erinnerungen eines Mythus haften. Diese verdrängten Göttergebilde, diese verklingenden Mythen geben die Sage, wenn sie sich historisch localisiren; wenn die alten Göttergestalten bei den nachrückenden Stämmen zu Königen und Fürsten einer Heroenwelt hinabsinken, und nun-

mehr unter den Einfluss der neuen Götter und ihres Mythus treten, der doch keines andern Ursprungs war, als die Vorstellung, der sie selbst ihre kurze, nun verkümmerte Hoheit verdankten. Aber ihr Götterglanz ist dahin und nur einem kundigen Ohr klingt noch aus dem Namen eines Agamemnon oder einer Medea dieselbe Vorstellung heraus, welche anderswo den Zeus oder den Mond, bei Andern anders benannt, schuf. Die verklingenden Mythen geben aber auch das Märchen, wenn sie das Gebiet des gewöhnlichen Alltagslebens erfassen und sich an die Beziehungen des Einzelnen zu Haus und Hof, zu Eltern und Geschwistern heften. Wenn die Sage ein historisches Gemälde wäre, so dürfte das Märchen als Genrebild gelten; wenn die Sage das Epos ist, so ist das Märchen die Idylle. Die mittelhochdeutsche Sprache hat für Sage und Märchen nur das eine Wort: daz maere; sie bezeichnet dadurch die enge Verwandtschaft Beider.

Wenn es verlangt würde, das Gesagte durch irgend welche Beispiele zu erläutern, so müssten wir die einzelnen Märchen durchgehen, um an und in ihnen die Spuren jener mythenbildenden Naturanschauung nachzuweisen, eine Arbeit, die, so interessant sie wäre, nur durch ein umfangreiches Werk erledigt werden könnte. Genüge es daher, nur auf Einzelnes hinzuweisen.

In der schweren weissen Wolke, die am ruhigen tiefblauen Himmel dahinzieht, erblickt die jugendliche Phantasie den still rudernden Schwan. Die Ruhe wird getrübt. Der Sturm macht sich auf, und die Jungfrauen, die Sturmgöttinnen, im grauen Wolkengewand jagen dahin. In der Vorstellung geht das eine Bild in das andere über; der Schwan nimmt menschliche Gestalt an, es entstehen jene Schwanenjungfrauen, die sich in unzähligen Sagen in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes erhalten haben. Sie sind die Walküren, welche auf Wolkenrossen, von deren Mähnen Thau in die tiefen Thäler und Hagel auf hohe Bäume tropft, — so machen sie die Felder fruchtbar — dahinjagen, die gefallenen Helden nach Walhalla zu tragen. (Willer: Mythol. Naturansch. S. 18.) Von dem himmlischen Gewitterkampf und den Streitern desselben nahm die Beziehung ihren Ausgang, welche die Schwanenjungfrauen zu Kampf und Streit und zu den Helden der Schlacht eigen ist.

Als Walküren verkünden und entscheiden sie den Kampf; sie retten und führen den Helden, wie wenn noch in später Sage Lohengrin vom redenden Schwan gezogen auf seinem Nachen dahinzieht. (Willer: Myth. N. S. 20) Die elementare Bedeutung der Schwanenjungfrauen tritt in der engen Beziehung zum Wasser, in der wir sie überall finden, zu Tage; sie kommen zum Bade geflogen, sie legen ihr Schwanenhemd ab und schwimmen in menschlicher Schöne auf dem Wasser. Wer das Gewand raubt, hat sie in seiner Gewalt. So nimmt Hagen im Nibelungenliede den drei Meerweibern die Gewande weg; sie weissagen ihm. Dass dieser Zug uralt, es beweist es das Wielant-Lied (die Wôlunder-qwida) und Brynhilds Todtenfahrt in der älteren Edda, der unversiechlichen Quelle nordischer Götterlehre und Sage.

Drei Söhne des Finnenköniges bauten sich Häuser zu Ulfdalir. Da ist ein Wasser, das heisst Ulfsiar. Früh am Morgen fanden sie am Wasserstrand drei Frauen, die spannen Flachs; bei ihnen lagen ihre Schwanenhemden; es waren Walküren. Die Brüder bemächtigten sich der Schwanenhemden und führten die Frauen mit sich heim. Sie wohnten sieben Winter zusammen: da flogen die Weiber Kampf zu suchen und kamen nicht wieder.

Ganz so wird auch Brynhild von Agnar gefangen und in Helreid-Brynhildar beruft sie sich darauf zu ihrer Rechtfertigung gegen die Riesin, die ihr die Durchfahrt durch ihre steingestützten Häuser wehren will, dass Agnar, da er ihr und ihren Schwestern das Schwanenhemd forttragen liess, sie gezwungen habe, ihm als Walküre den Sieg zu ertheilen, was ihr den Zorn Odins zuzog; denn dieser hatte dem Hjalmgunnar den Sieg bestimmt.

Wie innig stimmen mit diesen Bildern, die in die Gewitterscenerie gehören — die himmlischen Sturmwesen und vor Allen die Wolkengöttinnen sind Spinnerinnen, wie Bertha oder Leto, Amphitrite, Artemis, wie Kirke und Kalypso, die das Wolkengewaud weben und den grossen Webstuhl singend (das Lied des Sturmes) umwandeln, dass die Diele dröhnt; das Schwanenhemd ist die verhüllende Wolke, das Kleid, welches im Gewitterkampf Porphyrion der Hera zerreisst — wie innig

stimmen mit diesen mythischen Anschauungen und Bildern die Märchen. Diese sind ja die Ansätze unvollendet gebliebener oder die Reste verklungener Mythen; sie sammeln und hüten die Spuren derselben. Ich mahne da an Musaeus' Volksmärchen vom Schleierraub, an ein hessisches Märchen, in welchem eine Jungfrau als Schwan blank und silberweiss auf dem See schwimmt. Der Jäger will ihn schiessen und wird dreimal gewarnt; zuletzt schwimmt anstatt des Schwans eine schöne Jungfrau auf dem Wasser. Wenn er nie von ihrer Schönheit spricht, so kann der Jäger sie durch Beten erlösen; als er dies Versprechen verletzt, muss er sie im gläsernen Berg suchen. — Aehnlich ein Märchen bei den Grimms, das in allen seinen Zügen an die Scenerie des Gewitters, in der Wolkenjungfrau, dem Donnertrommler, dem Sturmriesen, dem Regenbogen zum Reiten, der Wolkenburg, gemahnt. Es greift jeder Zug so in den andern, dass ein Stück Mythus hier, wie in dem nächsten böhmischen Märchen greifbar vorliegt, nur dass in diesem die Taube anstatt des Schwans in dem Apparat des Gewitters erscheint. Ein Trommler findet am See ein Stückchen feines Linnen und wird dann von der Tochter eines mächtigen Königs heimgesucht, die von einer Hechse in den Glasberg gebannt, täglich sich im See baden muss, und nun kommt, ihn um Herausgabe des Gewandes zu bitten, denn „ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fortfliegen.“ Der Trommler gibt es und folgt ihr Tags darauf, um sie mit der Trommel aus dem Glasberg zu befreien. Mit einem Wirbel weckt er den Riesen und zwingt ihn durch die Drohung, dass viele Tausende mit Hämmern von Stahl im Gürtel ihm den Garaus machen würden, ihn nach dem Glasberg zu tragen. Der Riese trägt ihn zu einem zweiten, der zu einem dritten, durch den kommt er vor den Glasberg, der so hoch war, als wenn drei Berge aufeinander gesetzt wären und dabei so glatt wie ein Spiegel. Auf einem Sattel, den er gewinnt, reitet er auf den Berg. Mit Hülfe eines Mädchens löst er die drei Aufgaben der Hechse; er trocknet den See aus, er fällt den Wald und spaltet dessen Holz, er zündet die Scheiter zu ungeheurem Feuer an, dass die Lohe in die Wolken schlägt, springt getrost hinein und erringt so die Königstochter nach manchen Zwischen-

fällen, die aus einem andern Märchen herübergenommen und mit diesem verknüpft sind. — Zu St. Pölten in Oesterreich (Vernaleken: Oestr. Volksm.) wird ein Aehnliches erzählt: Ein Jüngling sieht drei Jungfrauen im Teiche sich baden. Er nimmt der Jüngsten das Gewand und eilt fort; die beiden andern fliegen als Tauben ihm nach. Vor seiner Wohnung steht aber schon die jüngste Prinzessin und bittet um ihr Gewand. Sie willigt ein, ihn zu heirathen, weiss sich aber in den Besitz ihres Kleides zu setzen und fliegt nun auch als Taube davon. Nun geht der Jüngling in die Welt, sie zu suchen; eine Teufelsmutter nimmt ihn in Dienst, zwanzig Pferde muss er hüten; Thiere helfen ihm dabei. Endlich gelangt er wieder in den Besitz der Prinzessin. Wie wunderbar klingt dies an den Rest des deutschen Wielantliedes, die alte Dichtung von Herzog Friedrich von Schwaben, an, der, nachdem er sich den Namen Wielant beigelegt, an eine Quelle kommt, zu der täglich drei Tauben fliegen, die, sowie sie die Erde berühren, Jungfrauen werden. Die Sage erzählt, wie er ihnen die Kleider entwendet und sie nicht eher zurückgegeben, bis sich Eine bereit erklärt, ihn zum Manne zu nehmen. — Ja selbst ein Neugriechisches Märchen handelt von einem Prinzen, der im Glasberg erzogen, endlich in die Welt geführt wird, und verlockt von einem Hirsch in die Waldeinöde, betrogen von einem Juden auf einen Berg kommt, in dessen Innern er einen Greis findet, der ein Schloss hütet mit vierzig Zimmern. In dem letzten derselben ist ein See. Zu dem kommen täglich drei Elfen und baden sich; sie sind sehr grimmig, denn sie zerreissen jeden, den sie erblicken. Ihre ganze Kraft steckt in den Kleidern, und wenn man diese ihnen wegnimmt, so sind sie machtlos. Der Prinz entwendet das Gewand der Jüngsten und zwingt sie, ihm zu folgen. Freilich gewinnt sie bei günstiger Gelegenheit ihr Kleid wieder; sie flüchtet in den gläsernen Berg; aber der Prinz erringt sie schliesslich doch.— In einem niederöstreichischen Märchen erscheinen die drei Jungfrauen als Enten. Da der Hans auszieht und an einen See kommt, springen drei wunderschöne Jungfrauen aus dem Wasser, werfen die Hemden über und fliegen als Enten davon. Er bemächtigt sich eines Gewandes; die Besitzerin folgt ihm; durch Un-

vorsichtigkeit verliert er sie, findet sie wieder und erlöst sie vom Glasberg, indem er unbeschädigt durch ein Feuer springt. — Das Märchen aus Rothschov in Böhmen erzählt, wie ein junger Bursch nach treuem Dienst bei einem Alten soviel Geld erhält, als er tragen kann, und eine weisse Taube, unter der Bedingung, dass wenn er in seine Heimath kommt, er sich eine Burg erbaue und der Taube drei Federn ausreisse (das Wolkenkleid nehme). Sie werde dann eine blühende Jungfrau werden, welche sein Weib sein solle. Alles geschieht so. Nach drei Jahren weiss sich aber das junge Weib in den Besitz der drei Federn zu setzen; sie fliegt davon und Hansl zieht nach, sie zu suchen. Sein früherer Dienstherr weist ihn an seinen älteren Bruder, dieser, ebenso rathlos, an den ältesten; der lässt ihn durch einen hinkenden Riesen zum goldenen Palast der drei Tauben im Meer tragen. Da findet er drei Prinzessinnen, unter ihnen seine Gattin, der er aber erst nach manchen Zwischenfällen sich wieder vereinen kann.

Wenn in diesen Märchen die Wolkengebilde als Walküren, als Sturmvögel ihr Wesen treiben, so erscheinen sie in andern als Hechsen und zwar nicht immer unter den abschreckenden Formen; es gibt auch schöne Hechsen. Erst nachdem die Anschauungen der alten Religion verwischt, wurden aus ihnen Feindinnen der Menschen und durch das Christenthum Genossinnen des Teufels, dem man ja Alles zuwies, was an das Heidenthum gemahnte. Als Odins Töchter heissen die Walküren auch Wunschmädchen d. h. Adoptivtöchter; die Hechsen heissen in Deutschland noch heute hie und da Wünschelweiber, oder Mantelfahrerinnen; jetzt freilich nimmt sie der Teufel unter seinen Mantel, während Freya als Odins Gattin und oberste Walküre Theil hatte an dessen Mantel. Sie machen das Wetter, wie die Schwanenjungfrauen. Die Hechsenprobe bestand darin, dass man sie in das Wasser warf; wer untergieng, war unschuldig, die Schuldige schwamm oben, wie der Schwan; die Hechsentänze und Hechsensabbathe werden gefeiert wie der Walküren Reigen im Geleit der Holda oder Freya; die Hechsen reiten nur auf den diesen Göttinnen von Alters her geheiligten Thieren, und wenn sie auf Besen, Ofengabeln oder dem Zauberstab einherfahren, so sind dies die Bilder des

Blitzes, auf dem die alten Sturmgottheiten dahinritten. Alle Attribute, mit denen die Märchen die Hechsen ausrüsten, gehören dem Kreise dieser an, und wir erkennen 1) wie auch hier die mythischen Erinnerungen rege und thätig geworden sind, im Märchen in die Geschicke des Einzelnen die Erscheinungen der Götter zu verflechten und deren unmittelbares Eingreifen in das Menschenloos darzustellen, und 2) wie die heidnisch-religiösen Anklänge, mannigfach gemodelt und umgestaltet, aber immer noch kenntlich, das eigentlichste Wesen, den innern Kern des Märchens kennzeichnen.

Auf Eines nur möchte ich mir erlauben noch hinzuweisen.

In den vorher berührten Märchen ist des Glasberges wiederholentlich Erwähnung geschehen. Es gehört derselbe in eine Reihe von Vorstellungen hinein, welcher wir viele schöne Märchen verdanken. — Zuerst aber die Bemerkung:

Wir lesen in den Märchen viel von Verzauberung und Erlösung. Die Vorstellungen sind uralt, so alt wie die mythenbildenden Anschauungen von der Natur überhaupt sind. Gottheiten, welche in sich Naturereignissen abbilden oder andeuten, sind dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen. Wo Odin und Freya als Gewittergottheiten auftreten, müssen sie in der Winterzeit ganz verschwinden, oder wenigstens in einer andern Thätigkeit auftreten. Diese Zeit ihrer unfreiwilligen Ruhe, ihrer Gebundenheit, wird in den Mythen durch ihren Tod oder ein Ziehen in die Ferne bezeichnet, oder durch ein Verzaubertsein in andere Wesen oder durch eine Lähmung der Kraft und Macht. Die Gewittergottheiten, die im Sommer gehaust, werden sieben Jahre lang d. h. die sieben Monate vom October bis Mai verzaubert in wilde Jäger, also in Sturmgötter, und kommen, umgeben von der Scenerie des Gewitters im Frühling wieder in ihren alten Zustand; sie werden durch die Frühlingsgewitter erlöst. Die erwachten Götter schwingen den fröhlichen Reigen auf Bergeshöhen in den ersten zwölf Nächten des Mai, worin freilich das später eintretende Christenthum nur einen Hechsensabbath auf dem Blocksberg erkannte.

Die Vorstellung der Verzauberung werden aber auch alle diejenigen Erscheinungen erregen, da momentan durch ein meteorisches Ereigniss Sonne oder Mond z. B. durch

Gewitterwolken verzaubert oder verhüllt wird. Der zuckende Blitz, der mit scharfem Schwert die Wolkenumhüllung durchschneidet, erlöst, ein jugendlicher Held, die gefangene, in ihrem Wolkenschloss verzaubert-ruhende Schöne, oder die wunderthätige Lanze Wodans, die zum Stab in der Hand des Zauberers wird, erweckt sie aus ihrer Umhüllung.

Es spielen aber in diesen Kreis von Vorstellungen noch andere hinein, die auch in den Märchen ihre Stelle gefunden haben und zur Ausmalung der Scenerie mit jenen ersteren in Verbindung gebracht sind. Das aufziehende Gewitter erscheint am Himmel, wie ein sich heranwälzendes Ungethüm, das das Licht, sei es Sonne, Mond oder Sterne, entweder in Gier zu verschlingen droht oder in brünstiger Liebe verfolgt. So wird das Gewitter der Drachen, den Sigurd der Fafnirstödter erschlägt. Es übt aber auch das Gewitter eine lähmende und einschläfernde Kraft auf den Menschen; kein Wunder daher, wenn auch die Sonne am Himmel selbst vor dem Gewitter einschläft. Es baut sich um die Schlafende der Wolkenwall, hier ein Glasberg, zu dem das Ross Wodans führt, dort die im Blitzesfeuer wabernde Lohe, das Wafurlogi, welche Wodans Schwert eröffnet, dort wieder der Gitterzaun oder die Hecke, deren Dornen Blitze sind, welche den Schlaf der zum Schlummer verzauberten Sonne hüten. Der Erlöser, der jugendliche Sommersonnenheld selbst, der die schöne Zeit wiederbringt, er naht der Geliebten, sehnsüchtig Erwünschten verkappt und unerkannt in dem hüllenden Wolkengewand, denn der neue Sommerkönig zieht im Gewitter, in nachtenden Wolken in's Land. Schon der echte Mythus vereint die wundersamen Züge. Als Asa-Thor, Odins ältester Sohn, seinen von dem Sturmriesen Thrym gestohlenen Blitzhammer wiederholte, erschien er verkappt und verkleidet in Freyas Gestalt; und in Skirnersfahrt, Skirnisför, dem vierten Liede der älteren Edda, da Skirnir für Freir um Gerda, die Riesin, wirbt, da sagt ihm Freir: „Nimm denn mein rasches Ross, das Dich sicher durch die wabernde Lohe führt; nimm mein Schwert, das von selbst sich schwingt in des Beherzten Hand.“ Er fuhr gen Jotunheim durch die flackernde Flamme zu Gymirs Wohnung. Da waren wüthige

Hunde an die Thür des hölzernen Zaunes gebunden, der Gerdas Saal umschloss. Er gewinnt dem Freunde die Braut.

Und in dem wunderbaren Fiölsvinnsmál, dem Liede vom Wächter Fiölswidr (dem Vielwisser), der die Burg der Menglada (der Spangenfrohen) hütet, als sie von Odhr, ihrem Gemahl, der in dem Liede als Swipdagr auftritt, verlassen ist. Ihr Gehöft war von einem Eisengitter, Donnerschall, umgeben, das von den Asen so künstlich geschmiedet war, dass es die ungeladenen Gäste festhielt und nicht zu ihr dringen liess, und in zweiter Linie von einem Rundwall aus gebranntem Lehm geschützt, einem klugen Werk des Wächters, und endlich von ringsum wabernder Lohe umzäunt. Mit der blinkenden Sichel des Regenbogens, mit der Blitzesruthe öffnet sich Swipdagr den Weg. Verkappt und unerkannt tritt er vor den Wächter. Vindkaldr nennt er sich, seinen Vater Warkaldr (Frühlingskalt) und seinen Grossvater Fiölkaldr (Vielkalt). Und da er die Räthselfragen des Wächters löst, thun sich die Thore selber ihm auf. Er gibt sich zu erkennen und eint sich von Neuem der langentbehrten und langersehnten Gattin. Ihr Willkommensgruss ist: „Lange sass ich auf liebem Berge nach Dir schauend Tag und Nacht. Nun geschieht, was ich hoffte, da Du heimgekehrt bist, süsser Freund, zu meinem Saal.“

Aehnlich der Mengladaburg ist die Wohnung der Brunhild beschrieben in den Heroensagen von Sigurd dem Fafnirstödter in der Edda: „Ein Hof ist auf dem hohen Hindarfiall ganz von Gluth umgeben aussen. Auf dem Steine schläft die Streiterfahrene und lodernd umleckt sie der Feind der Linde. Mit dem Dorn stach Odin sie einst in den Schleier.“ Sie erzählt es dem Sigurd selbst, da er nach Hindarfiall ritt und auf dem Berge ein grosses Licht sah, gleich als brenne ein Feuer, von dem es zum Himmel emporleuchtet. Aber wie er hinzukam, stand da eine Schildburg und oben heraus ein Banner.

Auf Aehnliches anspielend sagt Brunhild auch in ihrer Todtenfahrt zum Riesenweibe: „Odin umschloss mich mit Schilden, mit rothen und weissen; mich schnürten die Ränder. Um meinen Saal, den südlich gelegenen, liess er hoch des Holzes Verheerer entbrennen.“ Und in der Wölsungasaga heisst es: das Feuer brauste, die Erde bebte, die hohe Lohe wallte zum

Himmel. Wenige wagten da das Heldenwerk, in's Feuer zu sprengen, noch darüber zu steigen. Sigurd schlug mit dem Schwerdt den Grani; das Feuer erlosch dem Fürstlichen Helden; die Lohe legte sich vor dem Lobgierigen."

Füge ich hinzu, dass die Nordische Sage einen Glerhiminn, einen Glashimmel, kennt, in den die alten Helden reiten; dass Brynhild auch in Glarbjerg wohnt, dass im Wolfdietrich vier Glasberge, und im altfranzösischen Tristan ein Glasschloss in der Luft sich findet, so haben wir auch in diesen Sagen dieselben Züge, deren sich auch das Märchen bemächtigt hat, welches seinerseits die mythologischen Formen, in denen die älteste Germanenwelt die Erscheinungen der Natur sich aneignete, in den Verkehr des alltäglichen Lebens hineinzog, die Götter vielleicht zu Königen, Prinzen und Prinzessinnen, zu Zauberern oder Hechsen machte, sie aber in ihren Beziehungen zu der gewöhnlichen Menschheit sich in den Typen bewegen liess, welche die kindliche Phantasie als Ausdruck für den ihr gewordenen Natureindruck geschaffen hatte.

Oder mahnt uns der Schlafdorn, mit dem Odin die Brunhild, die alte Bellona, die Walküre und Kampfgöttin, zum Schlaf brachte, nicht an die Spindel, mit welcher Dornröschen sich sticht, um dann im Saal in tiefen Schlaf zu versinken? Rings um das Schloss aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die alte Waberlohe; sie ward jedes Jahr höher und umzog das ganze Schloss, dass gar nichts mehr zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Nur die Sage ging noch im Lande von dem schönen schlafenden Dornröschen. Und wie an der Menglada Gitterzaun blieben die Königssöhne, die durch die Hecke in das Schloss dringen wollten, an den Dornen hangen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Als aber nun der Rechte kam, da thaten sich, auch wie in Menglada's Burg, die Dornen auseinander; sie waren Blumen geworden. Dornröschen erwachte aus langem Winterschlaf unter dem Kuss des jungen Sommerhelden.

Und dann das Märchen von dem Schwesterchen, das seinen in einen Schwan verzauberten Bruder sucht. Sie durchzieht die ganze Welt, bis sie ihn endlich auf dem Glasberg, den sie auf der Blitzleiter erklimmt, wieder findet und erlöst.

Zu Auschwitz in Böhmen erzählt man, wie ein König, der sich im Walde verirrt, geflucht habe. Da rollten sich geschmolzene Massen zusammen, überschütteten den König, und so entstand der gläserne Berg, den jetzt aber Niemand sehen kann, weil die Sonne vor ihm steht. Der Sohn will ihn aufsuchen und muss drei Jahre hindurch Schlangengestalt annehmen, um den Vater zu erlösen. Auch die Tochter macht sich auf, wird aber auf den Gipfel des Berges gebannt, wo sie ein Hemd nähen muss, und wenn sie damit fertig sein wird, ist das Ende der Welt. Singt sie, so pfeift der Wind; weint sie, so regnet es. Nur von ihr hängt Tag und Wetter ab.

Und soll ich schliesslich auf das Schneewittchen verweisen? Das vom wilden Jäger in den Wald entführt, bei den sieben Zwergen, den Wintermonden, Schutz findet, und von der bösen Stiefmutter erst zur Ohnmacht geschnürt, dann mit dem vergifteten Kamm, wie mit dem Schlafdorn, gelähmt und endlich mit dem giftigen Apfel, dem Blitzball, getödtet wird? Auch sie liegt im gläsernen Sarg; ihre Träger stolpern über den Dorn und gewinnen sie so dem Leben wieder.

Doch genug der Beispiele. Sie genügen, wenn es den Beweis zu liefern gilt, dass die Märchen voll der ältesten mythischen Anschauungen sind, dass sie verklungene oder verklingende Töne sind, die dem heidnischen Menschen auf seiner frühesten Entwicklungsstufe die wunderbaren Geheimnisse Gottes zusangen. Sie sind Dichtungen, nicht in bewusster Kunst geschaffen, sondern nur im unbewussten Schaffensdrang mit den geistigen Organen gebildet, mit denen ein Künstler noch heute schafft; nicht Einer hat sie gedichtet, ein ganzer Stamm ist an ihnen thätig gewesen. Wie der jugendliche Schmuck eines flüchtigen Kindes an den Dornen und Hecken des Gartens hangen bleibt, so haften die Märchen an den Stellen, durch welche die wandernden Völker des Arischen Stammes gezogen; sie bezeugen die Richtung, welche die Stämme bei ihrem Auszug in die Welt genommen. Ihre Verschiedenheit bezeugt nur das Maass der Bildung und Entwicklung, der Lebensklugheit und Sittlichkeit, welche der Stamm im Stande war, in seinen Mythus zu verflechten.

Nicht mehr denn dreissig Menschenalter sind es, dass auf

der Scholle, da heut zu Tage die Kirchen Christi sich öffnen, dem Germanen in den Bildern, welche die Märchen hüten, die Natur sich als wirklich und wahrhaftig darstellte, als das geglaubt wurde, was wir heute als Aberglauben bezeichnen. Wo aber der Glauben der Völker die Erzählung schafft, da legt sich auch die ganze Volksseele in das Geschaffene. Deutsche Volksmärchen tragen denn auch, was sich je in den tiefsten Tiefen der deutschen Seele geregt, an Liebe, Sehnsucht und Treue, an Heimweh und Wanderlust, an Ruhegenuss nach Kampf und Noth. Davon schlägt ja das echtdeutsche Herz; und dieser frische Herzschlag pulsirt im deutschen Märchen in Ernst und Scherz, in Schalkhaftigkeit und Mahnung; und entzückend und nur dem kindlich gebliebenen reinen Gemüth verständlich ist in dem Vortrag der Märchen das wundervolle Farbenspiel, wenn in das Getreibe des Werktagslebens die phantastischen Gebilde der elementaren Natur hineindringen.

Noch heute sucht das müde geriebene Menschenherz Erquickung und Frische in der Waldeinsamkeit; gern lässt es sich einspinnen in dessen Kühle und Duft; so wird's in unserm Busen helle, im Herzen, das sich selbst erkennt, wenn wir uns zu Zeiten wieder in die zauberhafte Märchenwelt versenken. Sie hat Eines vor der Literatur unserer Tage voraus; sie steht ganz und voll innerhalb ihres Glaubens, sie ist durch und durch gesättigt von dessen Anschauungen. Wo ist die Literatur, die innerhalb des unsern steht, die von unserm Glauben so ganz und gar getragen wird?

Und fühlen wir diesen Gegensatz in seiner ganzen schneidenden Schärfe, so weisen die Märchen, freilich ohne dass sie es wollen, auch dahin, wo die Lösung dieses Gegensatzes zu suchen. Sie sind doch nur gerettete, verzettelte Bruchstücke eines untergegangenen, überwundenen Glaubens, in dem der Mensch seine eigenen Vorstellungen zu Göttern machte, hinter denen er den einigen Gott nicht sah. Und der uns, die Gebundenen, von diesem Zauber erlöset hat, es ist nur Einer, und sein Wort ist in heiliger Schrift geschrieben.

# Ueber Schillers Demetrius.

Unter den Dramen, zu welchen sich in dem Nachlass Schillers Entwürfe finden, erregt der Demetrius, da von diesem mehrere ziemlich vollendete Scenen vorliegen, natürlich das meiste Interesse. Bereits im Jahre 1803 hatte Schiller, durch Körner angeregt, den Plan zu diesem Stücke gefasst; aber erst am 10. März 1804, bald nachdem er den Tell beendet, entschloss er sich zur Bearbeitung desselben, indem er lange zwischen den Kindern des Hauses, dem Warbeck und dem Demetrius geschwankt. Die rüstigen Vorarbeiten, welche die ersten Monate des Frühjahrs in Anspruch nahmen, wurden zunächst von seiner Reise nach Berlin unterbrochen. Dann legte er die Arbeit bei Seite, um den Warbeck vorzunehmen; Krankheit hielt ihn indessen auch hiervon ab. Erst nachdem er bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der russischen Kaisertochter durch seine „Huldigung der Künste“ dem Hofe, an welchen er innerlich gefesselt war, einen Tribut der Dankbarkeit dargebracht, fühlte er sich aufs neue angeregt, an den Demetrius zu gehen, welcher der Bühne von Weimar Gelegenheit gegeben hätte, der russischen Fürstin die mannichfachsten Bilder ihrer Heimath vorzuführen. In dieser Beziehung kam Schiller der Aufenthalt seines Schwagers Wolzogen an dem kaiserlichen Hofe in Petersburg zu Statten. Er zog bei ihm Erkundigungen über die Quellen für sein neues Trauerspiel ein und begann die mannigfaltigsten und umfangreichsten Vorstudien, um Land, Klima, Volk und Sitten zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Da er aber wiederum vielfach von Schmerzen gefoltert wurde, so nahm er zunächst

die Bearbeitung der Phädra von Racine vor. In Beziehung auf diese schreibt er an Goethe (14. Januar 1805): „Ich bin recht froh, dass ich den Entschluss gefasst und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächsten acht Tage daran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, so werde ich eine neue, halbmechanische Arbeit hervorsuchen müssen.“ Dies war glücklicherweise nicht nöthig. Da der Plan zu dem Demetrius fertig war, so kehrte er jetzt ernstlich zu demselben zurück und begann die Bearbeitung der einzelnen Scenen. Wie lebhaft ihn die Arbeit beschäftigte, geht daraus hervor, dass er selbst in seinem Familienkreise oft darüber sprach. So sagte er eines Abends: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes za sagen.“ Indessen setzte er am anderen Tage, wo er das Gespräch wieder aufnahm, hinzu: „Nein, ich thue es nicht, die Dichtung muss ganz rein bleiben.“ Leider aber nahm sein körperlicher Zustand einen immer bedenklicheren Charakter an, so dass eben nur Bruchstücke von dieser höchst interessanten Arbeit zu Stande gekommen sind. Die Unterbrechung derselben schmerzte ihn während seiner Krankheit am meisten, in der er viel aus dem Demetrius recitirte. Den Monolog der Marfa fand Herr v. Wolzogen nach Schillers Tode auf dessen Arbeitstische; wahrscheinlich waren es die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Ueber die dem Demetrius zu Grunde liegenden historischen Thatsachen finden sich sehr ausführliche und gründliche Darstellungen in: Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten, Hamburg bei Fr. Perthes, 1846; Bd. 3. S. 450 — 481. Desgl. in Prosper Mérimée, Épisode de l'Histoire de Russie. Les faux Démétrius. Paris. Michel Lévy. 1853. Hiernach ist die geschichtliche Grundlage folgende:

Czaar Iwan IV. (nach einer anderen Zählung II.), seiner Rohheit und Grausamkeit wegen „der Schreckliche“ genannt, übrigens aber ein energischer Herrscher, unter welchem die Russen zuerst Gelegenheit erhielten, ihre Kräfte kennen zu lernen, hatte von 1533 bis

1584 regiert. Er hinterliess zwei Söhne, Feodor und Demetrius. Der damals 22jährige Feodor war von ausserordentlich schwächlicher Gesundheit, so dass sein erst zwei Jahre alter Bruder bereits als muthmasslicher Thronerbe betrachtet wurde. Feodor I., welcher zunächst den Thron bestieg und wohl einsah, dass er das von seinem Vater Erworbene nur mühsam werde zusammenhalten können, überliess die Zügel des Regiments seinem Schwager Boris Godunow, einem einsichtsvollen und kräftigen, übrigens aber ruchlosen Manne, der vor keinem Verbrechen zurückbebte, und daher ungeachtet alles Guten, das er dem Volke that, dennoch gefürchtet und gehasst wurde. Da er übrigens mit Glück regierte, so erhielt er, als Feodor 1598 kinderlos starb, die Stimmen aller Grossen zur Nachfolge, denn der junge Demetrius hatte jetzt erst sein sechzehntes Lebensjahr erreicht. Da es Boris aber darauf ankam, sich des Thrones für seine Person zu bemächtigen, so verbannte er die Czarin-Wittwe, Maria Feodorowna mit ihrem Sohne nach Uglitsch, einer Stadt, die dem Letzteren durch ein Testament Iwans als Leibgedinge bezeichnet worden war. Bald darauf indess liess er den jungen Demetrius heimlich ermorden, mit welchem auf diese Weise der achtehalbhundertjährige Rurik'sche Mannsstamm erlosch. Die Czarin-Wittwe aber zwang er, unter dem Namen Marfa den Schleier zu nehmen und sich nach dem troizkischen Kloster am See Belosero *) im nördlichen Russland zurückzuziehen. Indessen brachte ihm die Schandthat keine Frucht. Unter der Maske des ermordeten Prinzen standen kurz hintereinander fünf Betrüger auf, von denen der erste und zugleich der bedeutendste ihm den Lohn geben sollte. Es war Grischka Otrepiew (nach andern Lesarten Griska Utropeja) von einer armen adeligen Familie zu Jaroslaw, der seine Jugendzeit als Mönch in dem Tschudow-Kloster zu Moskau zugebracht und von seinem Bruder bewogen worden war, als Demetrius V. aufzutreten. Unter dem Vorgeben, dass er durch Hülfe eines treuen Dieners aus der Gewalt des Boris befreit worden, eine Zeitlang in Mönchskleidern umhergeirrt sei und endlich die Litthauische Grenze erreicht habe, trat er in Polen auf. Einige Aehnlichkeit mit dem umgekommenen Prinzen unterstützte den Betrug; überdies wies er ein russisches Siegel auf, welches Wappen und Namen des Czaarewitsch trug, so wie ein werthvolles goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes

*) Belósero, d. i. der weisse See, südlich vom Onega-See.

Kreuz, das er als Pathengeschenk erhalten haben wollte. So wurde er von den vornehmsten Herren der polnischen Republik anerkannt, die sich bereit erklärten, ihn bei der Zurückforderung seines Erbes zu unterstützen.

Boris, welcher bald von diesen Vorgängen Kenntniss erhielt, betrachtete den Demetrius anfangs als einen niedrigen Intriganten, als sich jedoch die donischen Kosaken für ihn erhoben, sah er wohl ein, dass er es mit einem Feinde zu thun habe, den er nicht verachten dürfe. Er suchte sich des Demetrius zu bemächtigen und bot den beiden Prinzen Wiszniowiecki Geld und Ländereien an, wenn sie ihm den Betrüger auslieferten. Dieses Anerbieten wurde jedoch ausgeschlagen, und einer der beiden Palatine brachte den vermeintlichen Demetrius zu seinem Schwiegervater Georg Mniszek, dem Fürsten von Sendomir, welcher ihn als König aufnahm. Hier lernte Demetrius Marina, die jüngste Tochter Mniszeks, kennen, welche durch ihre Schönheit und Anmuth einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Vater begünstigte das Verhältniss, und so wurde am 25. Mai 1604 ein Heirathsversprechen unterzeichnet, zufolge dessen Demetrius der Marina Mniszek die Städte Pskow und Nowgorod (bei Sch. die Fürstenthümer Pleskow und Gross-Neugard), seinem Schwiegervater aber eine Million polnischer Gulden bei seiner Thonbesteigung zu schenken hatte. Dieses Heirathsversprechen sollte erst zu Moskau gültig sein und nur auf ein Jahr verbindliche Kraft haben, wenn nicht nach Ablauf desselben Marina und ihr Vater es erneuerten. Nunmehr wurde Demetrius von den polnischen Grossen kräftig unterstützt und betrat den russischen Boden. Da alsbald viele Bojaren und eine grosse Menge Volks zu ihm übergingen, so gelang es ihm, das Hauptheer des Boris zu schlagen. Dieser, überrascht, gab die Hoffnung zu früh auf, vergiftete sich (1605) und überliess den Thron seinem Sohne Feodor. Inzwischen war Demetrius in Moskau eingezogen, wo er den Feodor verhaften und erdrosseln liess. Jetzt bestieg er selbst den Thron und vermählte sich am 8. Mai 1606 mit Marina. Da er aber, ebenso wie seine junge Gattin, sich an die russische Sitte und besonders an die religiösen Ceremonien nicht binden wollte, so entstand im Volke ein allgemeines Murren, das, durch die reichen und mächtigen Schuiskis genährt, schnell in eine offene Empörung ausbrach. Neun Tage nach der Vermählung brach der Sturm los; wüthende Volksmassen drangen in die Gemächer des Czaars ein, der sich durch einen

Sprung aus dem Fenster zu retten suchte, aber durch brutale Pöbelgewalt ein schmachvolles Ende fand. Jetzt wählten die russischen Grossen den Fürsten Wassilij Schuskoi, der sich aber gleichfalls nicht behaupten konnte, denn die Könige von Polen und Schweden mischten sich in die Händel, um Prinzen ihres Stammes auf den Czaarenthron zu setzen. So dauerten die Gährungen fort, bis sich endlich die Russen ermannten und im Jahre 1612 die Fremden aus dem Lande schlugen. Im folgenden Jahre wurde endlich Michael Feodorowitsch Romanow, welcher mütterlicherseits aus dem Rurikschen Hause stammte, und dessen Nachkommen noch heut das russische Scepter führen, auf den Thron erhoben und somit die Ruhe wiederhergestellt.

Von dieser historischen Darstellung weicht Schillers Demetrius darin ab, dass er kein Betrüger, sondern ein Betrogener ist; er ist über sich selbst im Irrthum und somit zum dramatischen Helden mehr geeignet als der geschichtliche Demetrius. Unserm Drama zufolge erhält nämlich der Mörder des ächten Demetrius nicht den versprochenen Lohn, sondern wird vielmehr von Boris mit dem Tode bedroht. Aus Rache greift er einen Knaben auf, der mit dem ermordeten Prinzen Aehnlichkeit hat, bringt ihn einem Geistlichen, den er für seinen Plan gewonnen, hängt ihm ein goldenes Kreuz um, das er dem unglücklichen Czaarensohn abgenommen, und so wächst der falsche Demetrius, sich selbst unbekannt, als Mönch auf. Da ihm aber das Klosterleben anfängt lästig zu werden, so flieht er, verlässt Russland und findet in dem Hause des Woiwoden von Sendomir in Polen Aufnahme. Hier geräth er in Streit mit dem Castellan von Lemberg, den er verwundet. Für dies Verbrechen zum Tode verurtheilt, soll er hingerichtet werden, wobei er an dem bekannten Kleinode als Sohn des Czaaren Iwan erkannt wird. So steigt er unmittelbar von dem Blutgerüste auf einmal zu hohen Ehren und verlobt sich sogar mit des Woiwoden Tochter Marina, die ihn antreibt, sein Reich wieder zu erobern. Von den Polen unterstützt und vom Glücke begünstigt, dringt er siegreich vor. Da entdeckt ihm in Tula der Mörder des ächten Demetrius den wahren Hergang der Sache, und plötzlich ist er wie umgewandelt. Vorher edel, würdig und ritterlich, erfasst ihn jetzt Wuth und Verzweiflung, so dass er nach einem Messer greift und den Mörder niederstösst. Nun kommt ihm Alles darauf an, sich als Czaar zu behaupten; aber statt seines offenen, unbefangenen Charakters erscheint

jetzt eine finstere, misstrauische und grausame Natur. Am meisten ist ihm daran gelegen, von der Mutter des ächten Demetrius als Sohn anerkannt zu werden; die Zusammenkunft mit der Czaarin Marfa findet statt, aber kein Zug des Herzens treibt sie ihm entgegen. Nur durch Ueberredung gelingt es ihm, sie zu veranlassen, dass sie über ihren Unglauben schweigt. So findet denn der Einzug in Moskau statt; aber unheimliche Anzeichen begleiten denselben. Dazu kommt, dass Demetrius in leidenschaftlicher Liebe für Axinia, die Tochter des an Gift gestorbenen Boris entbrennt. Diese aber verabscheut ihn, da er bereits an Marina gefesselt ist, welche ihm nach der Vermählung kalt erklärt, dass sie ihn nie für den ächten Demetrius gehalten habe. So fühlt er sich bei der höchsten Gewalt dennoch unglücklich in dem Gefühl innerer Leere. Dazu kommt das Missvergnügen bei dem Volke; eine Verschwörung bricht aus, die Rebellen stürzen in sein Zimmer und fordern von der Marfa, sie soll das Kreuz darauf küssen, dass Demetrius ihr Sohn sei. Sie schweigt — und von Schwertern durchbohrt, stürzt er zu ihren Füssen nieder. — Auf diese Weise geht der Held des Stückes innerlich an sich selbst zu Grunde, so dass neben dem Verlauf der äusseren Handlung das wahrhaft Tragische in dem Entwicklungsprozess der Seele des Helden zu suchen ist, der sich zuletzt selbst nicht wiedererkennt.

Dem Demetrius zur Seite steht Marina, die stolze hochstrebende Woiwodentochter, ein junges, anmuthiges, zugleich aber kluges und schlau berechnendes Mädchen, bei der auch die Geschichte es zweifelhaft lässt, ob ihre Leidenschaft für Demetrius eine wahre, oder eine erkünstelte gewesen sei. Sie fühlt sich zur Herrscherin geboren; sie durchschaut den König Sigismund ebenso wie den Demetrius, und beherrscht ihren Vater, so dass dieser um ihretwillen Alles aufs Spiel setzt. Entschlossen und muthig, versteht sie es, die Truppen für sich zu begeistern und wird hierdurch die Seele der polnischen Unternehmung. Mit kluger Berechnung veranlasst sie sogar den Heerführer Odowalsky, die Truppen nicht nur dem Demetrius, sondern zugleich ihr Treue schwören zu lassen. Auch ihre weibliche Eifersucht entspringt aus berechnender Vorsicht, indem sie, ohne Veranlassung dazu zu haben, den Odowalsky mit der Bewachung des Demetrius beauftragt. Als sie später aber wirklichen Grund zur Eifersucht bekommt und von der Leidenschaft ihres Verlobten für Axinia hört, da bebt ihre

Herrschbegierde auch vor einem Verbrechen nicht zurück, und sie lässt der vermeintlichen Nebenbuhlerin den Giftbecher reichen. So erscheint sie als eine höchst dramatische Natur, deren Charakterzeichnung in Schillers Händen gewiss eine Meisterarbeit geworden wäre. Ueber ihren Ausgang berichtet die Geschichte, dass das Volk zunächst an ihrer Krönung, die bis dahin keiner früheren Czaarin zu Theil geworden, deshalb besonders Anstoss nahm, weil sie die russische Taufe nicht erhalten hatte. Die stattgehabte Feier wurde geradezu als gottlose Ceremonie betrachtet. Ferner trug ihre leichtsinnige Verachtung der russischen Sitte, besonders in Betreff des Anzuges und der Speisen, wesentlich mit zu dem schnellen Ausbruch der Verschwörung bei, die ihrem Gatten das Leben kostete. Sie musste nach dem Tode desselben alle Kostbarkeiten herausgeben, und erst, nachdem ihr Vater mit Mühe eine Summe von 80,000 Thalern Entschädigungskosten zusammengebracht, durfte sie zu demselben zurückkehren.

Den beiden tragischen Gestalten, um welche sich die Handlung concentrirt, stehen die beiden reinen Seelen des jungen Romanow und der Axinia gegenüber. Diese, die Tochter des Boris, in der Geschichte Xenia genannt, trinkt lieber den Giftbecher, als dass sie dem Demetrius zum Altare folgt; und Romanow als ein geweihtes Haupt, das von der Vorsehung zum Throne berufen ist, lehnt es ab, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Durch ihn eröffnet sich am Schluss der Handlung, die einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der russischen Geschichte bezeichnet, zugleich eine erhebende Aussicht in die Zukunft.

Einzig endlich steht Marfa da, die leidende und ausharrende Heldin. Die Trauer um ihren Sohn; der nicht zu stillende Gram über den unersetzlichen Verlust; der ächt mütterliche Ausbruch der Freude bei der Nachricht, dass er noch lebe; der wahrhaft majestätische Monolog im zweiten Akt — das Alles erscheint so wahr und so lebendig, dass man mit Begierde der Katastrophe entgegensieht, wo das Unglück der bittern Täuschung über sie hereinbrechen muss.

Ausser diesen fünf Hauptgestalten sind noch der König Sigismund, der Woiwode Mniszek, der Fürst Leo Sapieha, der Kosaken-Hetman Korela und der Erzbischof Hiob als historische Personen zu betrachten, unter denen der Dichter nur bei dem letzteren von der Ge-

schichte abgewichen ist. Hiob, bei Schiller als Erzbischof und bereitwilliger Diener des Boris Godunow auftretend, ist in der Geschichte ein Patriarch, der den Grischka Otrepiew zum Diakonen geweiht und als Schreiber gebraucht hatte. Da er ihn oft mit auf den Kreml nahm, wo ihm Gelegenheit ward, die Pracht des Czaarenhofes zu sehen und mancher geheimen Unterredung über das Schicksal des Prinzen Demetrius beizuwohnen, so hatte er selbst die erste Veranlassung zu seinem nachmaligen Auftreten gegeben. Bei dem Tode des Boris suchte Hiob die Aufrührer zu beschwichtigen und für dessen Sohn Feodor zu gewinnen; ja er hatte sogar seinen ehemaligen Schreiber in den Bann gethan. Als sich aber das Glück für den Demetrius entschied, war er kleinmüthig geworden und hatte ihm gehuldigt. Nichtsdestoweniger liess ihn der neue Herrscher in der Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt öffentlich seines patriarchalischen Gewandes entkleiden und schmachvoll nach Staritza abführen. Von allen diesen Thatsachen hat Schiller nichts in seinen Entwurf aufgenommen; sie würden den raschen Fortschritt der Handlung gehemmt haben.

Der Plan des Demetrius, wie er vor uns liegt, ist ein ausserordentlich reicher. Obwohl die Haupthandlung an sich einfach ist und in mächtigem Strome den Hauptcharakter sich zum Helden entwickeln und wieder zu Grunde gehen lässt: so sind doch zugleich so viel Nebenhandlungen in das Ganze verknüpft, dass Schiller während der Arbeit gewiss Vieles mehrfach modificirt haben würde. Dass er selbst von seinem Plane in hohem Grade begeistert war, geht aus einem Briefe an Körner hervor, in welchem er seinen Demetrius in gewissem Sinne als ein Gegenstück zur Jungfrau von Orleans bezeichnet. Er hat mit dieser die feurige Beseelung und den bestimmten Entschluss zu kräftigem Handeln gemein; aber in der entscheidenden Stunde, wo der Mörder des ächten Demetrius sich ihm entdeckt, verlässt ihn der Glaube an sich selbst, und nun nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein grosses Leiden auf sich, sondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen dem Czaarenthrone zu und seinem Untergange entgegen.

Unter den vollendeten Scenen wetteifert die erste, welche uns den Reichstag zu Krakau vorführt, an Grossartigkeit des Stils mit der Apfelschussscene im Wilhelm Tell, während die Klosterscene einen das Gemüth tief ergreifenden Eindruck macht. Die Trauerklage über Schillers Tod

musste natürlich zusammenklingen mit dem Schmerz über die unvollendete Arbeit. Besonders war dies bei Goethe der Fall, dem Schiller nach seiner Gewohnheit den ganzen Plan mitgetheilt, und von dem er vielfachen Rath entgegengenommen hatte. Da ihm das ganze Stück lebendig vorschwebte, so beschloss er, die Arbeit seines Freundes zu vollenden, indem er dessen Anschauungen und Absichten „dem Tode zum Trotz bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei der Redaction eigener und fremder Stücke“ hier zum letzten Male auf dem höchsten Gipfel zeigen wollte. Aber „eigensinnig und übereilt“, wie er sagt, gab er den Vorsatz auf; oder richtiger: seine Natur war für die Lösung einer solchen Aufgabe nicht geschaffen.

Wenn somit auch der Goethesche Plan nicht zur Ausführung kam, so lag es doch nahe, dass der allgemein verbreitete Wunsch, den Demetrius über die Bühne gehen zu sehen, andere poetisch begabte Naturen in Bewegung setzte, um sich an die Ausführung der Idee zu wagen, welche der Meister unserer dramatischen Poesie seinem Volke gewissermassen als Erbtheil hinterlassen. Auf diese Weise ist eine Reihe von Demetriustragödien entstanden, auf die wir nachstehend noch einen kurzen Blick werfen wollen. Bei der vorliegenden Aufgabe konnten zwei Wege eingeschlagen werden. Entweder musste der Dichter nur das Sujet ergreifen und dasselbe seiner Eigenthümlichkeit gemäss gestalten; oder er musste das schwierigere Unternehmen wagen, die Arbeit des grossen Meisters nach dessen Plane zu vollenden. Den ersten Weg haben Hermann Grimm, Friedrich Bodenstedt und Friedrich Hebbel eingeschlagen; der zweite ist nach dem Vorgange des Freiherrn Franz v. Maltiz in unsern Tagen von Gustav Kühne und O. Gruppe betreten worden.

Was zunächst die 1853 in Berlin erschienene Bearbeitung von Herrmann Grimm betrifft, so liegt derselben eine ganz andere Fabel zu Grunde. Bei ihm wird zufolge einer von der gewöhnlichen historischen Darstellung abweichenden Erzählung der ächte Sohn Iwans gerettet, indem die gewarnte Mutter einen andern Knaben unterschiebt und diesen dem Mörder preisgiebt. Aber auch dieser Knabe wird am Leben erhalten, wodurch nun zwei Demetrius, ein ächter und ein falscher, einander gegenüber zu stehen kommen, ein Zufall, der jedenfalls mehr für ein Lustspiel als für eine heroische Tragödie passt. Diesem

Umstande besonders dürfte der geringe Erfolg zuzuschreiben sein, mit welchem die Grimmsche Bearbeitung bei ihrer Darstellung in Berlin aufgenommen worden ist.

Drei Jahre später erschien in der Deckerschen Oberhofbuchdruckerei zu Berlin eine für die Münchener Hofbühne bestimmte Bearbeitung von Friedrich Bodenstedt, die indess vor der Aufführung von dem Verfasser zurückgezogen wurde. Durch seine genauere Bekanntschaft mit der russischen Nationalität musste der Dichter sich allerdings mehr als mancher Andere berufen glauben, die einmal hingeworfene Idee von neuem aufzunehmen; indessen hat er bei seinem Bestreben, möglichst historisch treu zu sein, dem Drama eine noch breitere Basis gegeben, als der Schillersche Plan sie darbietet. Wenn der talentvolle Verfasser sich somit auch augenscheinlich bemüht, einen selbständigen Boden zu gewinnen, so blickt gleichwohl der Einfluss des ursprünglichen Fragments überall hindurch, ohne jedoch das wesentlichste Erforderniss eines tragischen Bühnenstücks, die Beziehung aller Einzelheiten auf den Haupthelden, fest im Auge zu behalten.

Der letzte Versuch einer selbständigen Demetriustragödie ist von Friedrich Hebbel gemacht, aber nicht ganz vollendet worden. Die Arbeit ist als „nachgelassenes Werk" 1864 zu Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienen. Um sein Unternehmen zu rechtfertigen, sagt der Verfasser in dem Vorworte: „Es kann eben so wenig Jemand dort anfangen, weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als Jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört." So sehr man im ersten Augenblick auch geneigt sein möchte, diesem Gedanken beizustimmen, so erscheint er bei näherer Betrachtung doch nur als eine hübsche Phrase, die alles Gewicht verliert, wenn man erfährt, wie wenig der Verfasser die Intentionen des Dichters selbst verstanden hat. Er ist nämlich der Ansicht, dass dem Schillerschen Demetrius eine ganz andere psychologische Grundlage gegeben werden müsste, indem der Dichter seinem Plane gemäss mit dem Helden, als einem Betrüger, nie vorwärts gekommen wäre. Wenn aber Schiller selbst gleich in der ersten Scene den Erzbischof von Gnesen sagen lässt:

„Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiss nicht eines Lügners!
Doch könntet ihr selbst der Betrogne sein.
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem grossen Spiel sich zu betrügen."

so sieht man deutlich, dass seine ursprüngliche Absicht keine andere war, als die bereits oben angedeutete, seinen Helden über sich selbst so lange wie möglich im Irrthum zu lassen. Ein Endurtheil über Hebbels Fragment gebliebene Arbeit lässt sich selbstverständlich nicht fällen.

Fassen wir nunmehr die drei anderen Arbeiten ins Auge, die wir als Ergänzungen oder Vollendungen des Schillerschen Torso's zu betrachten haben! Was zunächst diesen selbst betrifft, so ist durch die in ziemlicher Vollendung vorliegenden beiden ersten Akte die Anlage für das ganze Stück so ausreichend angedeutet, dass es für einen talentvollen Dichter nur des richtigen Eindringens in den Schillerschen Geist bedarf, um über seine wahren Absichten ins Klare zu kommen. Anders freilich verhält es sich mit den skizzenhaften Andeutungen für die drei übrigen Akte, denn als etwas Anderes dürften sie schwerlich zu betrachten sein. In Schillers Natur lag es nicht, vor der Bearbeitung seiner Stücke einen sorgfältig gegliederten, nach allen Richtungen reiflich durchdachten Plan aufzustellen, und nachher, wie etwa Goethe, das Ganze mit plastischer Besonnenheit zu gestalten; im Gegentheil blickt aus dem mehr aphoristisch niedergeschriebenen Dispositionsskelet an vielen Stellen der unwiderstehliche Drang hervor, mit welchem sein Genius das augenblicklich Concipirte sogleich zu gestalten strebt. Man darf daher die dem zweiten Akte angehängten Notizen nur als Bilder betrachten, wie sie seiner schöpferischen Phantasie sich augenblicklich darboten, die aber bei dem Weiterarbeiten für ihn wohl keine vollständig bindende Kraft haben sollten.

Aus dem falschen Verständniss des genannten Dispositionsskelets ist die Vollendung durch den Kammerherrn Franz v. Maltiz hervorgegangen, die zu Carlsruhe und Baden in der Marxschen Buchhandlung im Jahre 1830 erschien und in Berlin mehrere Male mit Beifall über die Bretter ging, von dem freilich wohl das Meiste auf Rechnung Schillers, sowie auf die Tüchtigkeit der darstellenden Kräfte zu setzen war. Wenngleich dem Bearbeiter sichere Bühnenkenntniss und declamatorisches Talent in der Behandlung der Sprache keineswegs abzusprechen sind, so ist es doch gewiss gerechtfertigt, dass man seine Arbeit mehrfach als einen missglückten Versuch bezeichnet hat. Dadurch, dass er sich allzu ängstlich an den vorliegenden Plan gebunden, und augenscheinlich mehr in die Breite als in die Tiefe ge-

strebt hat, sind minder wichtige Partien übermässig ausgedehnt worden, während bedeutungsvolle Momente in unnatürlich gedrängter Behandlung auftreten. Eben so ist nicht zu verkennen, dass häufig hohles Pathos die Tiefe der Gedanken und breitgedehnte Redensarten die Stelle der Charakterzeichnung ersetzen sollen. Somit erscheint das Stück weder für die Lectüre erquicklich, noch für die Darstellung brauchbar.

Als ein glücklicherer Versuch ist die Bearbeitung von Gustav Kühne zu betrachten, die zuerst im März 1858 in Berlin mit höchst glänzender Ausstattung und unter lebhaftem Beifall gegeben wurde, worauf sie 1860 zu Dresden bei Blochmann und Sohn in dem sogenannten „Schillerbuch" erschien. Die Arbeit unterscheidet sich von der vorigen zunächst vortheilhaft durch die Vereinfachung des Plans, indess ist der Fortschritt der Handlung dadurch ein so rascher geworden, dass er in der That an Ueberstürzung grenzt. Ausserdem ist der Dichter in den, bereits bei Hebbel angedeuteten Fehler verfallen, Demetrius schon im dritten Akte als den falschen, also als Verbrecher, erscheinen zu lassen. Eine Andeutung hiervon durfte für die Zuschauer allerdings gegeben werden, nur musste der tragische Held selbst noch im Unklaren über sich bleiben, wenn das Publicum den folgenden Akten mit Spannung entgegensehen sollte. Bei der Darstellung, wie sie hier vorliegt, ist der Reiz mit dem dritten Akte zu Ende, denn eine eigentliche Katastrophe ist nicht mehr zu erwarten.

Die bisher gerügten Fehler hat nun O. F. Gruppe, der Verfasser des Otto von Wittelsbach, in seiner 1861 bei A. Bach in Berlin erschienenen Bearbeitung zu vermeiden gestrebt, worauf er selbst in dem seinem Stücke nachfolgenden Anhange in ausführlicher Auseinandersetzung hinweist. Ihm kommt es mehr darauf an, die durch das Fragment sich hinziehenden Fäden getreu zu verfolgen, als sich ängstlich an die vorhandenen Aufzeichnungen zu binden. Indessen lässt auch er seinen Helden nicht bis Ende des Stückes über sich selbst im Unklaren bleiben; denn bereits am Schluss des dritten Aktes, wo Demetrius den Mörder des ächten Dimitri in einer wenig motivirten Aufwallung niederstösst, weiss er, dass er fortan nur noch die Rolle eines Betrügers spielen kann. Unserm Ermessen nach müsste nach den Verwickelungen, die der zweite Akt bereits bringt, in dem dritten die Schürzung des Knotens erfolgen, aber so, dass nur der Zuschauer über

das Ende des ächten Dimitri belehrt würde, während der falsche Demetrius seine Rolle in dem Bewusstsein seines vermeintlichen Rechtes weiter zu spielen hätte. Erst in dem vierten Akte dürfte der Letztere die Gegenwirkungen des Schicksals in allmälig sich steigerndem Grade erfahren, bis die Wucht der ihm feindlichen Gewalten in seinem Zusammentreffen mit dem Mörder ihren Gipfelpunkt erreichte. Hierauf erst könnte in dem fünften Akte die Lösung des Knotens erfolgen. Demnach scheint uns der Verfasser seine Absicht nicht erreicht zu haben, eine Vollendung des Schillerschen Fragments zu liefern, die im Stande wäre, die Zuschauer bis zu Ende in lebendiger Spannung zu erhalten. Aber auch abgesehen von der eben angedeuteten Gliederung des Stoffes, in der wir den Angelpunkt der ganzen Tragödie erblicken, entspricht die vorliegende Vollendung keinesweges den nothwendig zu stellenden Anforderungen. Während wir in Schillers beiden ersten Akten der gewohnten Hoheit seiner ganzen Denk- und Ausdrucksweise begegnen, die uns sogleich in eine gehobene Stimmung versetzt, ist die Sprache der Gruppeschen Tragödie gleich von dem dritten Akte an entschieden matt, ja nicht selten schleppend und schwerfällig. Vergebens sucht man die energischen Ausdrücke eines Leo Sapieha, vergebens den Reichthum der Bilder, die effectvolle Zusammenstellung von Gegensätzen, die mächtig anregende Tiefe der Gedanken, vergebens den Glanz und die Pracht der Schillerschen Diction überhaupt. Man glaubt an vielen Stellen nichts Anderes als versificirte Prosa zu vernehmen.

Fragen wir nun schliesslich, was wir den nach dem Fragment erschienenen Demetriustragödien zu verdanken haben, so ist es zunächst die Einsicht in die mancherlei Fehler, welche bei einer Vollendung zu vermeiden waren; ausserdem aber nöthigen sie uns das Bekenntniss ab, dass keiner der genannten Verfasser sich berechtigt glauben durfte, mit unserm grossen Meister um die Palme zu ringen. Schiller hätte uns ohne Rücksicht auf die scenische Darstellung aus dem Reichthum des vorliegenden Materials ein umfangreiches Drama geschaffen, dem es allerdings an philosophischen Declamationen nicht gefehlt haben würde, das uns dafür aber auch eine interessante und anregende Lectüre geboten hätte. Die Bühne hätte nachher im Interesse der Aufführuug immerhin beschränken und beschneiden können. Schillers Nachfolger haben von vorn herein praktisch statt ideal

sein wollen, sie haben mit dem Beschränken und Beschneiden angefangen, um eben nur ein Stück für die Bühne zu liefern, und eben darum ist es ihnen unmöglich geworden, eine Ergänzung zu liefern, der wir das Prädikat der Vollendung beilegen dürfen. Ob wir eine solche noch zu erwarten haben, das müssen wir der Zukunft anheimgeben. „Noch viel Verdienst ist übrig; auf! hab' es nur, die Welt wird's anerkennen."

L. Rudolph.

---

# Helgakvida Hundingsbana.

---

## I. Fragmentarischer Charakter der Helgilieder.

Die ältere Edda besitzt zwei Lieder unter dem Titel: Helgakvida Hundingsbana, Lied von Helgi, dem Hundingtödter. Beide erweisen sich als Bruchstücke.

Dass das erstere ein Bruchstück sei, ergiebt sich aus einer allgemeinen ästhetischen Betrachtung desselben. Es hebt mit einer im grossen Tone heroischer Poesie gehaltenen Einleitung an, mit dem Spruch der Nornen, der Prophezeihung der Raben bei der Geburt des Helden, mit einer Einleitung, die ersichtlich den Blick auf eine grosse abgeschlossene Heldenlaufbahn eröffnen soll, während der letzte Vers nichtsdestoweniger in der Mitte derselben abbricht, mit den Worten, welche Sigrûn am Abend des Tages von Frekastein ihrem Geliebten ntgegenruft.

Ist das Gedicht nicht faktisch ein Bruchstück, d. h. sind von m nicht thatsächlich Strophen, die einst vorhanden waren, in ziemch bedeutender Anzahl verloren gegangen: so müssen wir dem Dichr nachsagen, dass er sein Lied sofort nur als Bruchstück gedacht abe. Es wäre leeres Pathos, eine in der alten Poesie nicht vorkomende Verschwendung grosser Bilder, — die Art, wie der Dichter eburt und Namengebung des Helden vorführt, — wenn er nicht ie ebenso vollwichtigen Bilder, die mit dem Tode des Helden zusamenhängen, gleichfalls sofort im Sinne und für sein Gedicht in Auscht gehabt hätte.

Das erste Helgilied macht, abgesehen von seinen besonderen chönheiten und Erhabenheiten im Einzelnen, doch im Ganzen nen unbefriedigenden Eindruck. Man ist, am Ende des Liedes an-

gelangt, gerade da, wo man lebhaft wünscht, mehr zu hören. Sigrûn hat eine Schuld auf sich geladen, die gesühnt werden muss; Helgi hat sich an Sigrûn's Schuld betheiligt; augenblicklich steht der Held auf der Höhe seiner Wagnisse, wie ein kühner Wandrer am Rande einer Klippe dicht vor einem Abgrund. Sollte die Fortführung der Thaten und Schicksale Helgi's nicht von Anfang an im Geiste des Dichters gelegen haben, so würde das Gedicht zu einem Räthsel werden. Es würde unerklärlich sein, wie ein gebildeter kunstgeübter Dichter seinen Sinn für poetische Schönheit, für Tiefe des Herzens, für Grösse der Darstellung, einerseits so vollkommen und überraschend äussern, andrerseits so gänzlich verläugnen kann.

Ich nehme mit aller Sicherheit an, dass das erste Helgilied ein Bruchstück eines viel grösseren Liedes sei. —

Dass das zweite Helgilied gleichfalls ein Bruchstück ist, verräth sich sofort äusserlich aus der Einrichtung der uns gebliebenen Handschrift. Das Gedicht enthält eine Menge völlig einzeln stehender Strophen und Halbstrophen, welche ohne die prosaische Erläuterung, die ein sagenkundiger Sammler dazwischen geschoben hat, ganz unverständlich sein würden.

Der Sammler ist durchgängig mit Geschick und Kenntniss zu Werke gegangen. Die Situationen werden immer klar und durchsichtig; man bekommt einen frischen Einblick in die Gedankenwerkstätte des Dichters, man begreift sein Interesse für diese und jene Situation. Aber der poetische Ausdruck im Ganzen ist nicht gerettet, nur das Motiv des Dichters und, mit demselben, ein kleiner Zug seiner Ausführung. Ich will zur Begründung dieser Ansicht, da sie schwerlich bestritten werden kann, nichts hinzufügen.

Nur an Einer Stelle, die bisher von den Auslegern nicht bemerkt ist, will ich den fragmentarischen Charakter nachweisen. Ich meine Strophe 39, wo die Rede Helgi's mit dreimaliger Negation („nicht Sinnentäuschung, nicht Weltzerstörung, nicht Heimkehr der Helden“) gar keinen Abschluss hätte, wenn man aus den folgenden Worten der Magd an Sigrûn nicht entnehmen könnte, welcher positive Gedanke in der fortgesetzten Rede Helgi's gelegen haben muss.

Simrock übersetzt, um Sinn hineinzubringen, ganz unrichtig: „sondern Heimkehr ist den Helden gegönnt“. Die Vermuthung der Brüder Grimm, auf welche sich diese Uebersetzung stützt, dass en statt nê im Texte zu setzen sei, ist ganz zwecklos, da sich der correcte

Gedankengang sehr einfach aus Strophe 40 suppliren lässt. Uebrigens würde es dem alten Dichter, bei der Tiefe und Macht seiner Empfindung, schwerlich beigekommen sein, solch einen flüchtigen Besuch, ein Wiedersehen, das so unfreiwillig beschränkt ist, „Heimkehr“ (heimför) zu nennen. Bevor der Hahn kräht, muss Helgi ja wieder in Walhall sein.

Dies eine Beispiel giebt übrigens einen starken Hinweis auf die versteckte Art und den grossen Umfang des fragmentarischen Charakters, der beiden Liedern einwohnen mag. Auf diesen einen Fall gestützt, möchte ich immerhin die Vermuthung aussprechen, dass vielleicht alle diejenigen Strophen beider Lieder, welche von der reinen Form der vier Zeilen mit ihrer doppelten symmetrischen Theilung abweichen, nicht etwa der Willkür und Formlosigkeit des Dichters, sondern dem Zufall der Textverstümmlung, der unvollständig aufbewahrenden Tradition, zuzuschreiben seien. Es ist jedenfalls schwer zu denken, dass ein Dichter, dem die Sprache sonst so glänzend zu Gebote steht, der so beharrlich reinen Sinn für schöne rhythmische Formen zeigt, dennoch an vereinzelten Stellen so auffallende Nachlässigkeiten zumal an seinem eignen Werke dulden möchte.

## II. Verhältniss der beiden Helgilieder.

Ueber das Verhältniss, in welchem die beiden fragmentarisch auf uns gekommnen Lieder ursprünglich gestanden haben mögen, lassen sich nur Vermuthungen aussprechen. Ob eines das ältere, das andre das jüngere ist? ob, nach der Art, wie sich dies häufig in der Geschichte der germanischen Poesie findet, das jüngere durch Ueberarbeitung des älteren entstanden ist? oder ob beide, unabhängig von einander, aus einer älteren gemeinschaftlichen oder aus verschiednen Liedesquellen hervorgegangen sind? oder endlich, ob jedes von ihnen Bruchstücke Eines und desselben, im Ganzen verloren gegangnen Epos aufbewahrt? dies sind Fragen, zu deren Beantwortung die wissenschaftliche Kritik nur sehr geringe Handhaben hat.

Am meisten Wahrscheinlichkeit hat wohl die Vermuthung, dass beide als Fragmente Einem und demselben grösseren Gedichte zuzuschreiben sind.

Zur Erhärtung dieser Ansicht darf und braucht nicht Gewicht darauf gelegt zu werden, dass beide in derselben Strophenform (Starkadarlag) gedichtet sind. Denn diese vierzeilige, rhythmisch und logisch, bis aufs kleinste, streng symmetrisch gegliederte Strophe herrscht im

Allgemeinen in der Edda vor, namentlich in allen den Liedern, welche in den Ueberschriften als „Kvida“ bezeichnet sind, d. i. ausser den beiden Helgakvida noch in vielen andern: Vegtamskvida, Þrymskvida etc; ferner auch in Gesängen, welche diese Bezeichnung nicht tragen, wie Völuspâ, Hyndluliod etc. Die Strophe ist die in der Zeit der Alliterationspoesie herrschende Grundform der germanischen Epik, die Urform, auf deren Elemente sich auch die Nibelungenstrophe aufbaut.

Wichtiger für die Beurtheilung des Verhältnisses beider Fragmente sind innere Gründe.

Abgesehen davon, dass sich keine Andeutung einer späteren oder früheren Periode der Sprachentwicklung findet, der das eine oder das andere Lied angehört, begegnet man auch an keiner Stelle Widersprüchen des Sinnes und der poetischen Vorstellung. Bequem reiht sich, von den ersten bis zu den letzten Strophen beider Lieder, jedes Bild des einen an ein andres Bild des zweiten Liedes. Man kann sie ganz ohne Schwierigkeit hintereinander ordnen, wie zusammengehörige Stücke eines ursprünglichen Ganzen. Allerdings weiss von den Bildern des einen das andre Lied gewöhnlich nichts. Aber jedes lässt den Raum für die Ergänzungen des andern offen.

Die Art, wie beide mit einander verbunden werden müssen, um ein fortlaufendes Ganze zu bilden, ist folgende:

I. Die Erzählung von Helgi's Geburt nach I, 1 — 9 und nach der Prosa zu II, 1;

II. das Abenteuer aus Helgi's Knabenzeit und der Sieg über Hunding nach II, 1 — 3 und I, 10;

III. die erste Zusammenkunft Sigrûn's mit Helgi bei Brunavâgar nach II, 4 — 11;

IV. die zweite Zusammenkunft Sigrûn's mit Helgi auf der Höhe von Logaflöll nach I, 11 — 20 und II, 12 — 16;

V. Vorbereitungen zum Kampfe Helgi's mit Granmar's Söhnen und der Kampf selbst, nach I, 21 — 55 und II, 17 — 27;

VI. Helgi's und Sigrûn's Tod in ununterbrochener Reihenfolge nach II, 28 — 49.

Wenn man die Helgilieder in dieser Weise zertheilt und dann wieder zu einem Ganzen verbindet, so empfängt man den Eindruck eines grossartig gedachten epischen Verlaufs, mit folgenden Hauptmomenten des Ideenganges.

I. Ein Kind wird geboren, von edler Herkunft. Die Nornen erscheinen bei seiner Geburt und bestimmen sein Schicksal; es wächst darauf, eine Freude der Seinigen, heran.

II. Schon vor dem funfzehnten Jahre legt Helgi eine Probe seiner Keckheit ab. Dann aber, funfzehn Jahre alt, zeigt er sich in der ausserordentlichen Kraft, die ihm eigen ist; er schlägt den König, der lange der Schrecken der Lande war, den König Hunding.

III. Ganz dem Kriegshandwerk hingegeben, fängt Helgi aber an, rauh und roh zu werden. Die mildernde Regung der Liebe namentlich kennt er nicht. Ja, er sinkt in seiner Rohheit so weit, dass die Valkyrie Sigrûn, die ihm, ohne dass es Helgi weiss, von Anfang an in seinen Kämpfen beigestanden und ihn, als ihren Schützling, gewählt hat, ihr ganzes Missfallen daran hat. Sigrûn unternimmt es, ihn in seinen Sitten zu mildern. Sie kommt aus der Höhe zu Helgi herunter, redet ihn an und macht ihm Vorwürfe. Helgi jedoch, seinem Charakter gemäss, antwortet ihr trotzig, nicht achtend und zurückweisend. Da giebt Sigrûn sich zu erkennen, sie zeigt ihr Allwissen und offenbart ihm, dass er bisher durch sie, durch ihren Schutz, den Sieg über seine Feinde errungen habe. Natürlich ist diese Offenbarung von ausserordentlichem Einfluss. Sie bildet einen Wendepunkt in Helgi's Charakter.

IV. Mit Sigrûn ereignen sich bald darauf ihr sehr schmerzhafte Vorfälle. Sigrûns Vater, Högni, trifft Bestimmungen über ihre Vermählung, indem er sie mit Hödbrodd, Granmar's Sohne, verlobt. Die Valkyrie aber, die gewohnt ist, ihrem Herzen zu folgen, widerspricht dem Willen ihres Vaters, und ist entschlossen, sich nur mit Helgi zu vermählen. Dennoch sieht sie voraus, dass sie durch ihres Vaters und ihres Verlobten Macht zu dem Ehebûndniss werde gezwungen werden. In dieser Noth kommt sie zum zweitenmal zu Helgi, jetzt nicht mit Vorwürfen, sondern mit Bitten. Und Helgi, von der Liebe gestehenden Valkyrie überwunden, verspricht ihr Hilfe und gelobt sich ihr.

V. Es findet darauf ein Kampf statt: auf der einen Seite Si-

grûn's Geliebter, Helgi; auf der andern Seite Sigrûn's Vater und Verlobter, Högni und Hödbrodd. In dem Kampfe gewinnt Helgi den Sieg, und Sigrûn erreicht ihren Liebeswunsch.

VI. Aber Beide haben zugleich eine Schuld auf sich geladen: Sigrûn die erste grössere, da sie Helgi zum Kampf gegen ihren Vater aufgeregt; Helgi, die zweite, geringere, da er zum ehrerbietungslosen Kampfe seine Hand geliehen hat. Natürlich verfallen beide dem strafenden Schicksal. Helgi wird von Sigrûn's eignem Bruder getödtet; Sigrûn aber härmt sich, der unheilbaren Schuld erliegend, zu Tode.

Dies, — meine ich, — sei ein echter epischer Stoff, der, wenn er sich in solcher Weise aus den Fragmenten herstellen lässt, nirgend den Eindruck macht, als ob Ungehöriges zufällig zusammengekommen sei. Im Gegentheil, Ursache und Wirkung, die strengste Art der Begründung und Folge, herrschen in ihm von Anfang bis zu Ende.

Und dies halte ich für den Hauptgrund, durch den die Annahme gerechtfertigt erscheint, dass beide Fragmente nur zufällig zu zwei Liedern und unter zwei Ueberschriften gesondert sind, dass sie ursprünglich, der Hauptsache nach, Einem grossen epischen Ganzen angehört haben.

Nur an zwei Stellen beider Fragmente ist das Verhältniss zwischen ihnen nicht ganz rein der Art, dass man das eine ohne Weiteres für eine Ergänzung des andern, d. h. für die Abhilfe einer Lücke des andern, ansehen kann. An zwei Stellen vielmehr treffen beide Gedichte mit der Behandlung Eines und desselben Stoffes zusammen, und hier nicht in wörtlicher Uebereinstimmung, sondern mit etwas auseinandergehenden Bearbeitungen, nämlich:

I. Bei der Erzählung von Helgi's und Sigrûns Begegnung auf dem Schlachtfelde von Logafiöll (I, 15 — 20 und II, 12 — 16);

II. bei der Darstellung des Gesprächs zwischen Gudmund und Sinfiötli (I, 34 — 43 und II, 18 — 20).

Hier liegen allerdings verschiedne Relationen vor, aber keineswegs in solchem Grade verschieden, dass man für die gesammten Lieder zwei verschiedne Dichter annehmen müsste. Man hat hier Beispiele der Art, wie in der Tradition auch Kleines und Kleinstes, Halbstrophen und einzelne Verse, zufällig gerettet werden, zufällig verloren gehen.

Die Erinnerung ist über Jahrhunderte hin nicht so peinlich genau, dass alles Bewahrte dem ursprünglichen Worte des Dichters ganz gemäss bliebe. Eine halb vergessene, halb bewahrte Strophe fordert den Sänger eines späteren Geschlechts auf, die Ergänzung und Wiederherstellung des Alten zu versuchen. So sind verschiedene Relationen entstanden, verschieden in einzelnen Sprachwendungen, in grösserer und geringerer Ausführlichkeit und dergleichen. Aber Widersprechendes wird man vergeblich in jenen zwei Stellen suchen.

Zur Unterstützung dieses Urtheils, dass beide Helgifragmente ursprünglich Einem und demselben epischen Ganzen angehört haben, denke ich hier nun noch auf einen andern höchst charakteristischen Umstand aufmerksam zu machen: darauf nämlich, dass der Dichter selbst in sehr eigenthümlicher Weise seinem Epos die sprechendsten Andeutungen über die Ideen und Motive unterbreitet hat, die in seiner eigenen Seele für die Anlage und Abfassung des Ganzen bestimmend gewesen sind.

Ich meine die Symbolik der Namen, die, — wie ich nachweisen zu können hoffe, — im Helgiepos in einem weit grösseren Umfang vorhanden ist, als man bisher bemerkt hat.

## III. Die symbolischen Namen des Helgiepos.

Es ist bekanntlich ein Grundzug der im Norden ausgebildeten germanischen Göttermythen, dass ihre Ideen, ausser allen andern Mitteln poetischer Darstellung, auch in Namen gekleidet werden, in die Namen der Götter selbst, der Götterwohnungen, der Götterwaffen u. s. w. Þórr heisst „Donner"; Bilskirnir „Augenblicks hell"; Miöllnir „Zermalmer" etc.

Es ist ferner erklärlich, dass bei der nahen Berührung des Göttermythus mit der Heldensage, diese Eigenthümlichkeit, die Namen zu Trägern von Ideen zu machen, auch in die Bearbeitung der Heldensagen übergegangen, und mehr und weniger daselbst zur Gewohnheit geworden ist. Kleine Reste symbolischer Namen sind auch in solche Bearbeitungen der Heldensagen gedrungen, welche der Herrschaft des Göttermythus weit entfernter stehen, z. B. in die Heldengedichte, welche in weit späterer Zeit und auf eigentlich deutschem Boden ihre Bearbeitung gefunden haben. Hiltibrant im Nibelungenliede heisst „Kampfesbrand", Brünhilt „Panzerkampf" u. s. w. Hier sind es freilich

für das Ganze und namentlich für die allgemeine Auffassung des Gedichts, in welchem die Namen vorkommen, vereinzelte und nach dieser Seite hin bedeutungslose Reste.

Ein ganz andres Urtheil über die Bedeutung der Namen stellt sich aber fest, wenn man die beiden Helgifragmente mit Bezug darauf prüft. Denn hier ist, von Anfang bis zu Ende, der symbolische Charakter der Namen aufs stärkste vorherrschend, nicht etwa eine Symbolik für allgemeine Gedanken, die sich von selbst verstehen, für hergebrachte Gesichtspunkte, die sich in jedem Gedichte wiederholen, sondern eine Symbolik durchaus charakteristischen Gepräges und voll Hindeutung auf tiefe, geistvolle Auffassung des Dichters.

Ich gehe die Namen der Reihenfolge nach durch.

Drei Namen sind es, die in dem Gedichte dem Leben Helgi's vorangehen:

Brâlundr (= Bragalundr, vergleiche II, 7) Gesangeshain, der Name des Heimathlandes;

Sigmundr, Siegverwalter, der Name des Vaters;

Borghildr, Burgkampf, der Name der Mutter.

Diese Namen sind wie ein Proömium zum Epos. „Ein Gesang wird angestimmt werden, von Burgen, Kämpfen und Siegen."

Das Lied erzählt unmittelbar nach Helgi's Geburt, dass dem Kinde am Tage der Namengebung Länder von seinem Vater geschenkt werden. Die Namen dieser Länder sind folgende:

Hringstadir, Rundstätte;

Solfiöll, Sonnenberge;

Snaefiöll, Schneeberge;

Sigarsvellir, Siegesfelder;

Hringstöd, d. i. wiederum Rundstätte;

Hâtûn, Hochzaun, und

Himinvangi, Himmelswange.

Man sieht klar, dass es nicht eine geographische Frage nach dem Lokal der Heldenthaten ist, die durch solche Namen beantwortet wird, dass vielmehr die Absicht des Dichters dahin geht, eine grosse Idee von der Heldenbestimmung des eben gebornen Kindes in dem Leser oder Hörer des Epos möglichst stark zu erwecken. „Weite, abgerundete Länder", so würden wir prosaisch sagen, „Länder von Norden bis Süden, vom Sonnen- bis Schneegebiet; die ganze Erde, herrlich zu Kämpfen und Siegen; Ruhmesstätten, den Helden der Erde zum Himmel

zu tragen, — dies war es, was der Vater seinem Sohne anwies, was er ihm wünschte."

Die Symbolik der Namen geht weiter.

Der Name der Valkyrie ist:

Sigrûn d. h. Siegeswissen, Siegeskraft.

Es ist ersichtlich ein Name von ganz allgemeiner Bedeutung für jede Valkyrie. Höchst bedeutungsvoll aber ist, dass Sigrûn von dem Augenblicke an, da sie Helgi für sich gewonnen hat, einen Beinamen eigenthümlicher Art bekommt: Sigrûn frâ Sevafiöllum (zum erstenmal II, 23, wo die Bedeutung dadurch noch ausserordentlich erhöht wird, dass Sigrûn sich selbst in der Anrede an Hödbrodd, diesem zum Trotze, so nennt; und dann wiederholentlich II, 34. 40. 43. 46.)

Sevafiöll, d. h. Liebesberg,

— oder wie man es übersetzen mag: — sevi = Gemüth, Neigung, Liebe, Muth. Alles dies soll von Sigrûn fortan ausgesagt werden. Sie hat mit dem Gewinn Helgi's der Neigung ihres Herzens, dem Muthe ihrer Liebe genug gethan: — sie ist nur Sigrûn frâ Sevafiöllum.

Der Name des Verlobten, den Sigrûn's Vater für die Valkyrie bestimmt, ist

Hödbroddr d. h. Haderspitze.

Hödbrodd ist ja in der That des ganzen Streites, des grossen hadervollen Schicksals, das im Epos vorgeführt wird, Anlass.

Ein bei weitem stärkeres symbolisches Gepräge liegt ferner in den Namen der beiden Helden, welche dem Schicksal Helgi's, der Eine zur Ruhmeslaufbahn, der Andre zum Untergang, den entscheidenden Anstoss geben, in den Namen Hundingr und Dagr.

Die Bedeutung dieser beiden Namen hat vielleicht auf den ersten Anschein etwas Auffälliges. Ich füge deshalb sogleich die Begründung meiner Auffassung hinzu.

Hundingr heisst der Hündische, —

natürlich meine ich — im Sinne des Dichters. Denn das allgemein Lexikalische an dieser Bedeutung, das Niemand bezweifeln wird, bedarf nicht der weiteren Ausführung. Dass Hundingr auf „hundr" zurückweist; dass das Wort „Hund" in allen alten und neuen Poesien als metaphorischer Ausdruck für „schamlos, verächtlich" gebraucht wird; ferner dass speciell in der Edda das Wort „hundr" als Zusammensetzungssilbe nicht etwa im Sinne allgemeiner Verstärkung des Be-

griffs, sondern entschieden im Sinne einer unbequemen, lästigen und feindlichen Steigerung gebraucht wird, dass in diesem Sinne namentlich das Wort „hundvîss" (hundweise) für die Jötunen, die Feinde der Götter und Menschen, im Gebrauch ist, — dies Alles ist allgemein bekannt.

Was ich näher ausführen werde, geht nur darauf, dass auch der Dichter den Namen Hunding ebenso verstanden haben will, dass er ihn nicht zufällig und ohne Nebengedanken aufgenommen, sondern mit der Absicht gewählt habe, dass der Leser an diese Bedeutung „der Hündische" denken solle.

Um dies zu erweisen, erscheint es zuvörderst von untergeordneter Bedeutung, dass die Charakteristik, welche in dem ersten Helgiliede (Strophe 10) von dem Könige gegeben wird, vollkommen damit zusammentrifft. Der „harte" Hunding wird er genannt, „der lang beherrschte Land und Leute." Wie ganz anders ist die Schilderung Helgi's, die in der unmittelbar vorangehenden Strophe gegeben wird! Schönheit und Freigebigkeit werden hier hervorgehoben.

Mehr Bedeutung muss schon darin gefunden werden, dass Helgi, der Held des Epos, nach diesem Hunding seinen Beinamen „Hundingtödter" empfängt. Dies ist ein Zug, der die ganze Gestalt, zu welcher die Sage ausgebildet ist, überragt. Er fände durchaus keine genügende Erklärung, wenn man die symbolische Bedeutung des Namens „Hunding" nicht als im Bewusstsein des Dichters lebend anerkennen wollte. Fiele diese Bedeutung weg, so müste man fragen: warum von den vielen Heldenthaten Helgi's diese eine so ausgezeichnet worden? warum Helgi nicht ebensogut „Hödbroddsbani" oder sonst wie benannt worden? „Helgi, der Hundigtödter" hat eben den ehrenden Sinn: „Helgi, der Vernichter des schamlosen, verächtlichen Königthums; Helgi, die Geissel des Bösen unter den Fürsten."

Auch die Prosa des Sammlers giebt gelegentlich ein Zeugniss dafür, dass die Symbolik des Namens noch im Bewusstsein seiner Zeit gelegen hat. In der Hinzufügung zu II, 1 wird nämlich der Ortname „Hundland" auf eigenthümliche Weise in Abhängigkeit von dem Personennamen Hunding gebracht: „Ein mächtiger König hiess Hunding; nach ihm ist Hundland bekannt." Hundland ist eben ein Land, das geographisch nicht existirt, und dessen Existenz nach dem blossen Klange des Wortes Keinem glaubhaft erscheint. Da der Dichter es nichtsdestoweniger nach seiner Machtvollkommenheit dem Könige Hun-

ding zur Verfügung gestellt hat: so ist dies ein Thatbestand, zu welchem der prosaisch redende Erklärer jene Art von Commentar für zweckmässig achtet: „Hundland ist nach dem Könige Hunding bekannt.“ *)

Mit dem Vorherrschen der symbolischen Idee in Allem, was Hunding betrifft, stimmt ferner die grosse Freiheit, ja der Widerspruch zusammen, den der Dichter mit andern sehr nahe liegenden Sagen sich zu Schulden kommen lässt. Während nämlich der Sigurdsage zufolge (Sig. I, 9; II, 26) noch mehrere der Söhne Hunding's nach Helgi's Sieg über dieselben, leben, lässt unser Dichter Hunding's „ganzes Geschlecht“ durch Helgi ausgerottet werden. Hält man diesen Ausdruck für poetische Uebertreibung und also für leere Phrase? Ich glaube, die Würde des Gedichts zwingt zu grösserer Hochachtung vor dem Dichter. Nach der Idee, Helgi als Kämpfer gegen das verächtliche Königthum darzustellen, mussten alle Hundingssöhne zu Grunde gehen. Helgi rottet eben das ungerechte Königthum aus, wo es nur existirt und soweit es Wurzel geschlagen hat. Dies ist der Gesichtspunkt, unter den das Epos seinen Helden stellt.

Ein zwingender Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liegt endlich auch in einer mehrfach missverstandenen Strophe. Strophe 37 im zweiten Helgiliede lautet übersetzt:

„Du magst nun, Hunding, jeglichem Manne
Das Fussbad geben und Feuer anzünden,
Die Hunde binden, der Hengste warten
Und Trank den Schweinen geben bevor du schlafen gehst!“

Der Sammler erläutert die Situation durch folgende Worte: „Helgi kam nach Valhall. Da forderte ihn Odinn auf, mit ihm in Allem zu herrschen.“ Und Helgi sprach: „„Du magst nun, Hunding““ — u. s. w.

Es ist hierbei aufgefallen, dass ein Held in Valhall einen andern

*) So wenigstens lautet es im Urtext: „vid hann (Hundingr) er Hundland kent“. — „Kent“ heisst „bekannt, gekannt“; nicht, wie Simrock übersetzt und Lüning im Lexikon angiebt „genannt“. Wenn man der symbolischen Bedeutung der Namen Hundingr und Hundland nicht gedenkt, dann freilich hat die eigentliche Bedeutung von kenna in jenem Zusammenhang keinen rechten Sinn, dann muss man zu solch einer willkürlichen Vertauschung der Begriffe seine Zuflucht nehmen.

verspottet. Die Ehre, welche Odinn allen Helden durch Aufnahme bei ihm erweist, sollte dem Einen oder Andern nicht so willkürlich geschmälert werden. Lüning (im Commentar zur älteren Edda) glaubt demgemäss annehmen zu müssen, dass der Sammler sich mit seiner Erläuterung irre: die Worte Helgi's seien nicht in Valhall, sondern bei Lebzeiten gesprochen; es seien Worte, aus einem Zwiegespräch fragmentarisch gerissen, in welchem die Helden sich wahrscheinlich gegenseitig herausfordernde Schmähungen gesagt hätten.

Wenn man der symbolischen Idee des Namens Hunding nicht gedenkt, dann mag die Sache so zu liegen scheinen. Aber zugegeben, dass Hunding in dem Gedichte der Repräsentant des bösen Königthums, Helgi dagegen das Symbol des Ruhmesfürsten ist, dann stellt sich eine weit bedeutendere Auffassung ein. In dieser Ausweisung Hunding's aus der Ehrengemeinschaft in Valhall und in der Erniedrigung desselben zu Knechtesdiensten liegt alsdann nur die letzte nothwendige Konsequenz des Kampfes zwischen beiden. Es war ein Versehen Odinn's, eine zu weit geübte Gastlichkeit, dass Hunding unter die Helden aufgenommen war. Darum wird in dem Gedichte Helgi zur Mitregentschaft mit Odinn berufen, damit er diesen Fehler wieder corrigiren könne. Und Helgi legt die letzte Probe seines Charakters ab, indem er in Valhall mit Högni, Hödbrodd u. s. w. als mit seines Gleichen verkehrt, — aber mit Hunding nicht. „Der Verbrecherfürst mag die Schweine füttern!“ So schliesst sich mit voller naturwüchsiger Kraft in dieser Strophe die ganze Tendenz ab, welche der Dichter von Anfang an für den Kampf zwischen Helgi und Hunding beabsichtigt hat. —

Nicht minder eigenthümlich und gedankenvoll ist die Bedeutung des Namens Dagr, d. i. desjenigen in dem Heldenepos, an welchem Helgi zu Grunde geht.

Ich glaube, dass dieser Name die Veranlassung dazu gewesen ist, dass man bisher den symbolischen Faden nicht wahrgenommen hat, der wie zu einem Netze gesponnen, um das ganze Gedicht gelegt ist. Denn bei dem Namen Dagr denkt man natürlich zuerst an die Bedeutung „Tag“*). Dies ist allerdings ein Begriff, der sich auf keine

*) In dieser Bedeutung kommt der Name ohnehin in den Mythen der Edda vor: Dagr, als Sohn der Nâtt und des Dellingr (Gylf. 10); ferner in Zusammensetzungen: Svipdagr (Fiölsv 42) etc.

Weise zur symbolischen Deutung für den Zusammenhang des Gedichts verwenden lässt.

Der Name Dagr weist aber ohne allen Zwang auch auf einen andern Stamm zurück.

Dagr (dagg) ist neuhochdeutsch: Tau.

„Dagr“ bedeutet in dem Umkreis der germanischen Dialekte, welche den nördlichen, Schifffahrt treibenden Stämmen angehören, ein festes Tau oder einen derartigen Riemen, mit welchem die Züchtigung der Schiffsmannschaft vorgenommen wurde. Auch das Zeitwort daga (dagga) existirt noch: „mit dem Dag züchtigen“, eine Strafe, die dem Spiessruthenlaufen ähnlich geschildert wird.

Sollte es auffällig sein, dass in einem Gedichte, welches, wie das Helgiepos, vorherrschend von Seefahrten erzählt, ein charakteristisches Symbol gerade dem Seeleben entlehnt ist?

Oder — andrerseits — sollte der Umstand, dass diese Bedeutung des Wortes „dagr“ in den sparsamen Resten der Edda nicht vorkommt, sich vielmehr nur in den verwandten Dialekten, namentlich des Schwedischen, Dänischen und Englischen, nachweisen lässt — sollte dieser Umstand ein Hinderniss sein, an das Alter des Wortes und an seine Bekanntschaft unter den Sängern Islands zu glauben?

Die Bedenken, welche von dieser oder jener Seite dagegen erhoben werden könnten, werden durch zwei Umstände mehr als aufgewogen:

1. durch das vollkommen Zutreffende des Sinnes;
2. durch die Verbindung des Namens Dagr mit einem andern symbolischen Namen, dessen Bedeutung ganz klar und offen da liegt.

Was das Erste anbetrifft, so ist Dagr in der That, wie gesagt, derjenige in dem Gedichte, an welchem Helgi zu Grunde geht; und zwar wirklich, wie an einem Züchtigungstau. Es ist nicht das mindeste Ehrende und Heldenmässige, das von Dagr erzählt werden könnte. Ja, seine Handlungsweise hat eine stark hervortretende schimpfliche Seite. Bricht er doch, indem er Helgi tödtet, den Eid, den er ihm geleistet.

Andrerseits ist dies aber doch nicht die erschöpfende Betrachtungsweise. Dagr kann ja nicht anders handeln. Der Tod seines Vaters und seines Bruders fordert Rache. Und darin, dass der Dichter auch diese andere Seite in einen Namen kleidet, von dem Niemand sagen wird, dass er nicht symbolisch sei, darin — meine ich —

liegt die Nöthigung zu der Annahme, dass auch der Personenname Dagr zur symbolischen Andeutung eines Gedankens absichtlich gewählt sei. Das Gedicht erzählt nämlich, dass Dagr den Mord Helgi's

und Fiörturlundi d. h. unten im Fesselwalde

vollführt habe. Dagr war „im Fesselwalde“ d. h. er handelte ohne Freiheit, er war durch die Umstände widerstandslos genöthigt. Er musste seinen Vater rächen, musste den Eid brechen. So kommen wir auch von dieser Seite her auf jene Bedeutung des Wortes Dagr zurück. Er ist ein willenloses Werkzeug, das „Züchtigungstau“, an welchem Helgi zu Grunde geht.

Uebersehen wir schliesslich zusammenfassend das Ganze, so tritt uns ein völlig abgeschlossener Gedankengang entgegen, der lediglich durch die symbolischen Namen von Brâlundr bis Fiöturlundr, — vom Gesangeshain bis zum Fesselhain, — ausgesprochen wird: ein Gedankengang, den wir etwa folgendermassen prosaisch wiedergeben können.

> Ein Lied wird gesungen von einem Helden, der das Böse strafte und für Gerechtigkeit in den Kampf zog. Herrlich ist der Held. Helgi gewann dadurch Ruhm, und auch die Liebe der Sieg vermögenden Jungfrau. Mit Sigrûn jedoch kam die Schuld zu Helgi. Denn nicht nach ihrer Pflicht, sondern danach strebte Sigrûn, dass sie den eignen Wunsch auch gegen des Vaters Willen durchführte. Durch Sigrûn verfiel Helgi somit der Strafe des Schicksals; Sigrûn's eigner Bruder wurde, um der Gerechtigkeit willen, Helgi's Mörder.

Das Gedicht ist hiemit noch nicht zum Schlusse gelangt. Und ich will die geistvolle Tiefe der poetischen Anschauung nicht unerwähnt lassen, mit welcher der Dichter, streng im Charakter seiner Heldengestalten verharrend, den epischen Ausgang bildet.

Helgi nämlich sehen wir im weiteren Verlauf des Gedichts, trotz der Strafe, die an ihm vollzogen wird, doch nicht leiden. Er kommt nach Valhall; Odinn ehrt ihn durch Berufung zur Mitregierung; die Helden trinken dort köstliche Tränke; er ist froh und guter Dinge, und Niemand braucht um ihn zu weinen.

Die ganze Schwere der Strafe lagert sich dagegen auf Sigrûn. Sigrûn ist es gewesen, die Helgi in Schuld verstrickte; sie hat ihn zum Kampfe gegen ihren Vater aufgerufen. Es ist natürlich, dass der Dichter sie nun auch mehr als Helgi leiden lässt.

Ja, es ist ein Zeugniss der Tiefe und Energie seiner Auffassung, dass der Dichter ihr Leiden als völlig untilgbar, als unendlich, darstellt. Wie es für ihre Schuld keine Sühne giebt, — es ist ja eine Schuld, welche die Ordnung der Götter verkehrte, — so giebt es auch für ihr Leiden keine Erlösung. Und es ist durchaus folgerichtig in dem Gedichte, dass Helgi sich noch von Valhall herab an Sigrûn selbst als „Geissel des Bösen“ erweist, — als das, was er seinem Beinamen „Hundingsbani“ nach ist, — indem er ihr den letzten Trost, die Thränen, untersagt. Nichts als Leiden bleibt ihr, der „Sigrûn frâ Sevafiöllum“. So hat sie bis auf das Letzte die Consequenz ihres Willens.

## IV. Nachtrag von symbolischen Namen.

Die bisher erwähnten Namen enthalten den Grundriss des poetischen Gedankengangs, der dem Helgiepos zum Grunde liegt.

Ich kann zum Schluss noch eine kleine Nachlese minder wichtiger symbolischer Namen geben, — Namen, deren Bedeutung nicht über die einzelne Situation hinausgeht, innerhalb deren sie gebraucht sind. Ich füge sie hier hinzu, sowohl um die Grösse des Umfangs anzudeuten, in welchem der Dichter sich dieser Art der Charakterisirung bedient, wie auch um die Macht der ästhetischen Gewohnheit zu zeigen, die den Dichter, wie wir sehen werden, ganz und gar beherrscht.

Bei dem Abenteuer aus Helgi's Knabenzeit, — Helgi, noch nicht 15 Jahre alt, ist in Folge eines überaus kecken Wagnisses genöthigt, sich zu verstecken. Da steht er nun, in Mägdegewänder gekleidet, in der Mühle und mahlt Gerste. Bei dieser Gelegenheit geschieht es, dass einer der feindlichen Boten, die ihn zu fangen ausgesandt sind, seiner gewahr wird. Des Mannes Name ist

Blindr d. h. blind (II, 2).

Das Abenteuer läuft in der That so ab, dass sich zeigt, er sei bei sehenden Augen blind gewesen.

Helgi liegt ein andermal, — es ist bald nach dem Kampfe mit Hunding, — am Ufer mit seinen Schiffen und wartet auf Fahrwind. Der Ort heisst

Brunavâgar d. h. brennende Woge (II, 4. 5).

Es ist eben kein Fahrwind da und die Sonne brennt über den Wogen. Der Ortsname enthält die Hauptlinie der ganzen Situation.

Der Ort eines späteren Kampfes, — des Kampfes zwischen Helgi und Hunding's Söhnen, — heisst

Logafiöll d. h. Flammenberge (I, 13. 15).

Es ist derselbe Ort, wo nach dem Kampfe sich Flammen über das Feld hinschwingen, die bei grösserer Annäherung zu Valkyrien werden.

Der Name eines der Länder, welches Helgi schon als Kind von seinem Vater empfängt (I, 8), Himinvangi, wird in demselben Liede (I, 15) auch zur Bezeichnung des Lokals gebraucht, innerhalb dessen die reitenden Valkyrien erscheinen:

Himinvangi heisst eben Himmels Aue.

Der Ort ferner auf dem Meere, wo Helgi's Schiffe aus den Wogen gerettet werden, heisst:

Gnípalundr d. h. Felsenwald. (I, 30. 34).

die Gefahr, in der die Schiffe sich befanden, bestand eben darin, dass sie zwischen Felsen gerathen waren.

Der Ort des Kampfes, in welchem Granmar's und Högni's Geschlechter vernichtet werden, heisst

Frekasteinn d. h. Frassesstein (I, 43; II, 19).

Ein Frass den Wölfen ist hier bereitet. Freki ist auch der Name eines der Wölfe Odinn's.

Ich breche die Aufzählung der Namen hier ab. Es kommen ausserdem noch andre vor: Namen von Helden, — Hiörleifr (I, 23) heisst „Schwertesleib," — Namen von Rosssen, — Svipudr heisst „Leichtschwinger;" Svegiudr „Schnellspringer (I, 46); Sporvitnir, Spurwisser I, 50. u. s. w. — Es sind Namen, auf welche minder Gewicht zu legen ist, weil ihre Bedeutung sich so allgemein hält, dass sie aufhört, für den Dichter charakteristisch zu sein.

Mir scheint eine andere Fortführung des Gedankens von grösserer Wichtigkeit.

## V. Folgerungen.

Es sei mir gestattet, mit ein paar Worten das Gebiet der Vermuthungen zu betreten.

Wenn wir nämlich aus den Namen des Helgiepos diejenigen her-ssondern, welche zweifellos symbolischen Inhalts, und also Er-ıdung des Dichters sind: — auf welch einen kleinen, ja ganz scheinbaren Rest von Namen werden wir alsdann zurückgeführt! 'entlich nur auf den Namen des Haupthelden selbst, Helgi; daneben lleicht auf den Namen von Sigrûn's Vater, Högni, wiewohl auch ser in der alten Zeit gewiss noch etwas von der Bedeutung des ımmes an sich trug, aus dem er hervorgegangen, — hagr, geschickt.

Wenn wir ferner zu diesen beiden Namen noch zwei andre stellen, :en Bedeutung zu sehr allgemeiner Art scheint, als dass sich an-ımen liesse, der Dichter würde sie gewählt haben, wenn sie ihm ht überkommen wären, — ich meine die Namen Sigrûn „Sieges-ssen" und Hödbrodd „Hadersspitze," — wenn wir, sage ich, unter en den vielen Namen des Epos nur diese vier als diejenigen erkennen ınnen, von denen sich annehmen lässt, dass sie dem Dichter, als zum toffe seines Gedichtes gehörig, übergeben sind, alle anderen dagegen s diejenigen, die der Dichter erfunden und in deren Erfindung ein heil seines poetischen Schaffens gelegen hat: — wie sehr versteckt, ie auffallend umhüllt müssen wir alsdann den historischen Stoff ıden, der dem Gedichte zum Grunde gelegen hat!

Ich glaube, die Vermuthung ist naheliegend und gestattet, dass ır historische Stoff des Epos, sowohl der Zeit, wie dem Raume ıch, von der poetischen Bearbeitung desselben, wie uns derselbe er vorliegt, ausserordentlich fern zu denken ist.

Das Bild eines historischen Epenstoffes, den ein Dichter kürz-ch und aus der Nähe empfangen hätte, würde nicht so gänzlich s dem Charakter der unmittelbaren Realität in diesen romantischen ıarakter symbolischer Auffassung umgewandelt worden sein.

Ich glaube, die Beschaffenheit der Helgilieder weist somit sehr ırk darauf hin, dass ihr Stoff nicht dem Norden jenseits der Ost-d Nordsee, sondern mehr den germanischen Stämmen südlich der ge-nnten Seeküsten angehört habe.

Wenn dies der Fall ist, so bleibt der Ruhm des Nordens rum doch ein grösserer, den Stoff gerettet, ja, ihn so grossartig,

so empfindungsvoll ausgebildet, so mit dem edelsten Schmuck lebendiger Phantasie und tiefer Idee ausgestattet zu haben, als der des Südens, ihn geschaffen — und dann weggegeben oder verloren zu haben.

Werner Hahn.

---

# Zum Augsburgischen Wörterbuche.

Von

Dr. A. Birlinger.

---

Im 14. Bde. S. 387 ff. der Kuhn'schen Zeitschrift für ergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des eutschen, Griechischen und Lateinischen steht eine Rension meines schwäbisch-augsburgischen Wörterbuches von dem sserordentl. Prof. Lexer in Freiburg i. B. So sehr ich beklagen ass, dass meine Arbeit einem unausgetragenen Kinde, einer Frühgert gleicht, so froh bin ich anderseits, dass ich damit hervorgetreten ı; denn wer ein Wörterbuch schreibt, der weiss, wie einem die Zetwirthschaft und die Schachteln dazu Weg und Steg versperren und ınches Verdriessliche mit unterläuft, so dass man oft den ganzen under zum Deixel wünscht. Ich sammelte schon als Student seit 56 in meiner eigentlichen Heimat für einen Sprachschatz des schwächen Landes. So hatte ich bei meiner Ankuft in München a. 1861 ıon ein hübsches Zettelwerk beisammen. Unwiderstehlich lockte ch die Schwabensprache im Gebiete zwischen Iller und Lech an, bealders weil ich früher gedruckte Augsb. Dokumente excerpierte. Mit her Unterstützung fing ich wie wüthend an, die augsb.-schwäbische ındart zu untersuchen. Die Frucht ist mein Wörterbuch, das zu mein Troste doch schon da und dort Dienste leistete. Ich wollte dem che den misslichen Titel „Beiträge" nicht geben und gab es rund g mit Unterstützung der k. Bair. Akademie in die Welt hinaus. Dass die Sache eine Vorarbeit nenne, darum wird mich Niemand schel-; ich habe im Sinne, nach und nach den ganzen Augsb. Sprachschatz sammeln, wovon jeder Band wieder ein Ganzes für sich bildet. Es dieses Verfahren auch sein Gutes und der Blick wird für die Art viel geschärfter. Ich mache nicht viel dazu und somit bleibt jeder gen ein Urkundenwerk.

Wenn mein Hr. Recensent lebhaft bedauert, dass das Augsb. Archiv und die Bibliothek so wenig, fast gar nicht benützt ist, so ist dieses nicht ganz richtig. Anderseits habe ich es mir nicht leicht gemacht. Im Archiv und in der Bibliothek der Stadt kann jeder mit magistratischer Bewilligung jahraus jahrein Sprachstudieu machen: allein wie vieles Material und wichtigere Material, weil volksthümlicher, steckte in den Zunftladen Augsburgs! Ich sass auf dem Mezgerhaus, ich arbeitete im Weberhaus, ich suchte die Seilerzunft heim, ich schleppte vom Schusterzunft-Vorgeher Alles zusammen; ich reiste nach Mickhausen, Burgau, Günzburg, wohin jedem Fremden der Gang schwerer fällt als nach Augsburg; ich kaufte endlich viele Akten auf von Antiquaren, die längst wieder in antiquarischen Händen weiss Gott wo sich befinden: kurz ich wollte mir das Bequemere für spätere Zeit aufsparen. Ich habe alle Landpfarregistraturen durchstöbert: das konnte ich um so eher. Zudem wusste ich, dass die Stadtchroniken herausgegeben werden, und da dachte ich, weil die Textesbehandlung in so guten kundigen Händen, brauche ich mich nicht zu beeilen und der Sache vorzugreifen. Darum habe ich auch die gedruckte alte Chronik bei Mone vermieden und nur die volksthümliche Werlichische in Frankfurt gedruckte Chronik habe ich reicher ausgebeutet. Ich hätte geglaubt, ein so fein fühlender Recensent hätte das Alles von selbst herausgefunden. Wenn mir vorgeworfen wird, dass ich schrieb' „ich hörte irgendwo in Schwaben“, so ist das ungerecht; denn seit 10 Jahren habe ich persönlich geforscht an Ort und Stelle; allein manchmal will das Notizheft nicht mehr recht zu Willen sein. Das passiert jedem Sammler. Aber wenn ich etwas anführe, so ist es wahr.

Ich folge meinem Recensenten. „anzwehren“ 27b sei ungenau; unter zweren ist der Fehler gut gemacht 441b.

Meine Verweisungen auf die bekannteren Hülfswerke seien sparsam, da, wo sie oft nothwendig, fehlen sie u. s. w. Ich muss offen gestehen, dass einen die vielen Verweisungen Lexers in seinem Kärntischen Wörterbuche nicht selten aneckeln: da wird der ganze Apparat der Dialektliteratur aufgezählt ob eines oft zu unbedeutenden Wortes. Was soll damit geholfen sein? Nichts. Und statt uns etwas Originelles zu geben, wozu wir dem Hrn. Recensenten alles Zeug beimessen, wird nur citiert und immer citiert: man vermeint oft einen kleinen Theaterzettel vor sich zu haben. Sorgfältig nimmt sich Hr. Lexer in Acht etwas zu sagen, was neu wäre: er ist der reinste Automat! — Wenn

er sich die Sache genau angesehen, so würde er finden, dass absichtlich die Citate weggeblieben sind; auch die Redaktion der Sitzungsberichte war ganz damit einverstanden. Bei ablichen 12b hätte ich sollen Schmid 35b citieren: dort steht so wenig, dass ein Citat lächerlich sich ausnimmt. Warum hat mein Rec. nicht auf das Gute des betreffenden Artikels auch ein wenig Rücksicht genommen? Was sollen bei anigeln 2 Citate aus Schmid wieder helfen? Ein solches sinnloses Registriren tödtet.

Die vielen Belege für amt sollten erschöpfend sein: ich that es um so mehr, als die Wörterbücher mit Ausnahme des mittelhochd. leicht darüber weggegangen sind. Das Wort aunsar lebt heute noch im Volksmund und auch nur einige Vertrautheit mit den süddeutschen Mundarten hätte die Stelle on aunsoer nicht bemäckelt. breche ist in den Berichtigungen hinten richtig angegeben als schwach. masc. Es kann nur böswillig gemeint sein, wenn diese Berichtigungen übersehen werden.

Ueber den Passauer Wein wird sich der Recensent selbst nicht klar, das sieht man aus dem IV. Bd. der Städtechroniken, wo eine Stelle aus Wolfram's Wilehalm aushelfen muss.

Ueber Scheibenschlagen im Wörterb. noch einen genaueren Aufschluss wollen, wäre lächerlich. Man sieht, Recens. ist auch über die gewöhnlichsten süddeutschen Erscheinungen in Sprache und Sitte stets im Unklaren.

Fürtächtig 172a ist Druckfehler statt fürträchtig, wie ja dem Recens. auch Manlich statt Werlich stehen blieb.

Bei gseng Gott 193a habe ich die vollkommen richtige Angabe; der Hr. Recensent kann sich in der genannten Gegend selbst davon überzeugen; dann hätte er des citierten bequemen Reitsattels entraten können.

Haltung ist auf S. 347a gewissenhaft aufgeführt; hätte Hr. Recensent also sich die Zurechtweisung ersparen können.

Die Annahme, als ob S. 300a bei läufel, käufel, Zundel etc. l durchaus nichts mit dem bekannten Wechsel von r und l zu thun habe, ist noch nicht so geradezu hinzunehmen.

Bei walen verweisst mich mein Hr. Recensent auf Schmeller: wozu, sehe ich nicht ein. Das aus den Nürnb. Poliz.-O. mitgetheilte welzeln weiss er ebensowenig einer bestimmten Nationalität zuzuweisen: es ist Bairisch.

Bei Abschlachtung meiner Etymologie setzt der Hr. Recens. stolz und selbstbewusst mit Spott das unbarmherzige Messer an, er verweist mich auf diese und jene Schriften. Dass ich sonderbares Zeug aufstellte, ist wahr, ich habe auch mit einem Fachmanne die Sache vorher besprochen; wir kamen überein, besser ein neuer Versuch, als das ewige Alte und Einerlei! Etwas kommt immer heraus dabei. Dass fundus, funis zu buinda und verbaint ebenfalls dazu gehört, sieht Hr. Rec. nicht ein, wiewol es so ist. Dass fairguni und Vehme beigezogen, ist nicht grammatisch, sondern dem Sinn nach geschehen, denn einen solchen Unsinn wird mir der junge Professor nicht aufmutzen wollen.

Beim Worte eichen, das ich mit icare zusammenstellte, gibt sich der Rec. eine Blösse, die gar arg ist. Selbst die einfachsten süddeutsch. Lautverhältnisse wirft er durcheinander: eichen (î) und Eiche (ái)! S. 157, Ferchenmarkt. In Augsb. gab es nie einen Forellenmarkt; der Hr. Recensent müsste denn die Forellen nur dort sich hindenken am Lech, wohin der Bürgermeister, der Vogt sein Laüble tragen zu lassen genöthigt waren.

Die erste Sammlung der Augsburger Stadtchroniken, der ganzen Reihe IV. Bd., bringt die ältesten Schriften dieser Art. Wie bei den vorhergehenden Bänden hat auch hier Herr Prof. Lexer den Text bearbeitet und ein Wörterbüchlein beigefügt. Weinhold's treffliche Grammatik und mein Augsb. Wörterb. werden als Hilfsmittel aufgeführt und sehr oft citiert. Aber auch hier wird mir mein H. Recens. nicht übel nehmen, wenn ich ihm sage, er suchte auf mich loszupoltern, wo eine der vielen verwundbaren Seiten meines Buches eine Gelegenheit darbot. — Ich muss mir überhaupt hier eine Frage erlauben hinsichtlich der Städtechroniken: nützt dieser beigegebene Sprachapparat etwas? In dieser Weise angelegt, glaube ich nicht; wie denn auch eine sehr achtungswerthe Lit. Ztg., wenn ich nicht irre, es betonte. Ich frage — ich beschränke mich blos auf diesen IV. Bd. — geht es an, schwäbische und bairische Denkmäler über einen Kamm zu scheeren und die Welt glauben zu machen, sie hätte einen Beitrag zum schwäbisch-augsb. Sprachschatze?

Im vorliegenden Buche, d. h. im sprachlichen Anhang, finden wir antlazztag für Grünendonnerstag. Schlagen wir S. 302, 2 des Textes auf, so müssen wir augenblicklich die bairische Heimat einer der Quellen entdecken. aff = auf, ist ebenfalls bairisch; Affenbald = Afranvald ist bairische Form; denn b f. w und umge-

kehrt im An- und Inlaute ist spezif. bairisches Kennzeichen. Bei den Formen: gelêtt, angelêtt, wäre statt Schmeller zu citieren, eine Hinweisung auf das See-Alemannische besser am Platze gewesen.

Warum ist auszen = assen nicht unter dem Diphtong au (â) aufgeführt, wohin es allein gehört?

Die Verhärtung des w im An- und Inlaut in der ersten Beilage zu Wahraus Chronik zu b ist aufgeführt S. 361, allein es ist nirgends darauf hingewiesen, dass das gar nicht schwäbisch, sondern bairisch ist. Darum hätte dieses Document eigens behandelt werden sollen. Bei plapphart dürfte füglich die spezif. alem. Heimat des Wortes nicht vergessen werden: ich meine Freiburg i. B. und Basel.

Unter preche ist meine falsche Angabe wieder mit Haaren herbeigezogen: in den Berichtigungen habe ich mich ja corrigiert. Zu puntze hätte das Augsb. Wb. 71a einen Beitrag gegeben; das Wort kommt noch in städtischen Ordnungen bis c. 1800 vor in Augsb. In Lauingen v. 1680: Mehlbenzle. derbrechen ist bairisch und wieder aus der Wahraus'schen I. Beilage.

„daz eis gefror 112, 22.“ Hier ist eis, glacies gemeint; mir kam diese chronikalische Notiz schon des öftern vor; es zu eis ist schwäb. undenkbar. Mit der blühenden Vesper hatte ich buchstäblich Unglück (373a); ich verlor die Belegstelle und erhielt auch auf mein schriftliches Ersuchen die falsche Stelle. Bei h S. 378 hat das augsburgische Wort gewiss auch ein Recht neben Weinhold citiert zu werden. Bei harsch ebenfalls. Das hobel = Sarg ist heute noch im Lauingischen volküblich. S. 384a leich ist bairisch.

S. 399a werde ich beschuldigt, wuche für die urspr. Form zu halten; ich bitte H. Lexer nur unter ah S. 16b meines Wörterbuches nachzuschlagen; bei w ist blos das Unterscheidungszeichen Schuld am Misverständnis.

So angenehm es mich berührt, von Herrn Prof. Lexer so oft genannt zu werden, so bitte ich denselben, doch nicht gerade alles Mangelhafte bei jeder Gelegenheit herauszukehren und auf mich los zu puffen: denn die Rittersporen lassen sich so nicht verdienen; am allerwenigsten aber haben es Leute wie R. Bechstein nöthig, so linsenspaltende Ausfälle zu machen; denn es ist nur zu gut bekannt, dass solche gestrengen Herren ihr Nichtswissen damit verbergen. Es ist nur gut, dass man solche Hohlheiten zur Genüge kennt.

---

# Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

## Studium der neueren Sprachen.

---

109. Sitzung vom 14. März 1865. Herr Mahn sprach über den Ursprung und die Bedeutung des Namens der Stadt Brandenburg, welchen er, unter Zurückweisung und Widerlegung der bisher versuchten Deutungen aus dem Slavischen und Deutschen, aus dem Celtischen als Königsburg, und folglich die Stadt selbst für einen uralten celtischen Königssitz, erklärte. Seine Etymologie erhielt dadurch noch mehr Beweiskraft, dass sich auch der ehemalige Name der Altstadt von Brandenburg, nämlich Parduin, nur aus dem Celtischen (= eingezäunte Viehweide) erklären lässt.

Herr Friedberg sprach über Tasso's Gemüthszustand: indem derselbe umständlich auf das ganze Leben des Dichters einging, verfolgte er die Anzeichen der Krankheit von ihren ersten Anfängen an, die sich bei Tasso's Reise mit dem Cardinal Ludwig von Este an den französischen Hof in seinem 27. Jahre in dem Argwohn zeigten, dass man ihn verfolge und um die Gunst seines Fürsten zu bringen suchte; dies steigerte sich zu der Einbildung einer förmlichen Verschwörung gegen seinen dichterischen Erfolg und Ruhm: Briefe aus jener Zeit zeigen, dass er den Feind in sich selber deutlich erkannte: es gesellten sich peinigende Religionszweifel hinzu, in Folge deren er sich von Andern der Hinneigung zur Ketzerei bezichtigt glaubte; obgleich der Inquisitor von Ferrara, der auf des Herzogs Befehl ihn examinirte, ihn vollständig freisprach, so erregte die Umgehung der strengen Form hierbei neuen Verdacht in Tasso. Inzwischen stellen sich neben tiefer Melancholie Anfälle von Tobsucht ein. Aus dem Franziskanerkloster, in das er auf eignen Wunsch 1577 gebracht war, mit Zurücklassung aller Effekten entwichen, übersteht er bei seiner Schwester eine körperliche Krankheit, die seinem Geiste momentane Erleichterung verschafft: doch abermals nach Ferrara zurückgekehrt, benimmt er sich so rücksichtslos, dass bei Hof ihm der Zutritt verweigert wird; er verlässt

ıselben grollend ohne Abschied, kehrt aber 1579 am Vorabend der rmählung des Herzogs mit seiner dritten Gemahlin zurück, und da n die früheren Vorrechte verweigert werden, stösst er auf öffentıem Markte so wüthende Beleidigungen gegen den Hof aus, dass · Herzog ihn in's Hospital bringen lässt. In einem Briefe aus dieser it (1583) klagt er über Hallucinationen; er sieht Poltergeister und ·spenster, hört fortwährend Heulen, Pfeifen, Glockenläuten, hat Vinen der Jungfrau Maria, und schafft trotzdem poetische und philoɔhische Werke. Sein Gedächtniss wird schwach: von innerer Unıe getrieben giebt er gesicherte Stellungen auf und lebt, bald demüthig, ld trotzig, jetzt an Höfen, jetzt in Hospitälern. Er hat Unterredungen t Geistern, und zieht Freunde als Zeugen zu solchen zu, in denen die Reden und Erwiderungen selbst spricht; schon völlig geistig zerttet, zog er 1585 zur Dichterkrönung nach Rom, wo er an den Foln einer Indigestion stirbt. — Herr Michaelis sprach über den ersuch einer naturgemässeren Schreibweise des Englischen. Wenn England 5 Millionen nicht lesen, 8 Millionen nicht schreiben könɪn, so liege dies jedenfalls zum Theil an der capriciösen Orthograıie. Isaac Pitman in Bath machte unter Beistand von Alex. John llis einen grossartigen Versuch, der auf der ersten Ausstellung Aufıhn erregte, und auf den Max Müller neuerdings die Aufmerksameit zurückgelenkt hat. Doch geht Pitman zu weit, und wenn Müler selbst auf 4 Generationen rechnet, nach denen erst das System urchdringen könne, so rechnet er jedenfalls zu wenig. — Das Unassende der Orthographie rührt daher, dass die Sprachen von fremden ölkern Schriftzeichen übernahmen, die die Laute ihrer Sprache nicht lecken, und dass nach der ersten Fixirung der Wörter in der Ausprache Aenderungen vorgehen, denen die Schrift nicht folgt. Für ie Herstellung einer rationellen Schrift sind Etymologie und Phonetik ie nothwendigen Grundlagen: der usus könne nur zum Deckmantel er Trägheit dienen (wird fortgesetzt).

110. Sitzung vom 4. April 1865. Ausgehend von einer Beachtung über die Schwierigkeit, gewisse Redensarten, die als Citate rscheinen, auf ihre Quelle zurück zu verfolgen, gab Herr Büchmann ne eingehende Beleuchtung der „Propos de Labiénus“, von Rogeard, e sonach aus einer fortlaufenden Reihe von Citaten aus Seneca, Virl, Horaz, Juvenal, Tacitus, Sueton, Voltaire, Andrieux (Meunier de ınssouci), Napoleon I., Guizot, Louis Philippe, Napoleon III., über ner historischen Grundlage aus Sueton bestehend charakterisirt wurde. er Verfasser zeige sich als geschickter Schüler des Meisters Napoleon, dem er vollständig auf die Idee des Cäsarismus eingehe, nur dass er lles bei der Beleuchtung der suetonischen Lampe sehe. Schliesslich ıb Herr Büchmann eine scharfe Kritik der bei Springer erschieınen Uebersetzung des Buches, welche dieselbe als ein mit fürchter-

licher Unwissenheit gefertigtes, von sinnentstellenden Irrthümern strotzendes Machwerk darstellte. — Herr Quintescu sprach über die sogenannten Nebenformen der Participien privo, domo, desto, welche als in der Poesie angewandte Abkürzungen von privato, domato, destato erklärt werden. Dies könnte nur durch eine höchst seltsame Synkope domto u. dergl. geschehen: vielmehr seien die Wörter als wirkliche Adjectiva zu fassen, die, mit dem Verb von gleichem Stamme, das als dauernden Zustand ausdrückten, was das Particip als vollendete Handlung: für die eine Art, wie manifesto, lasso, decoro, sei ein lateinisches Stammwort, wie manifestus, lassus etc. wirklich vorhanden, von andern, wie adorno, sei anzunehmen, dass nach der Analogie jener ein solches Stammadjectiv fingirt worden sei: der ursprüngliche Sinnesunterschied, wie zwischen wach und erwacht, schlaff und erschlafft, enclin und incliné, sei dann geschwunden. Die Annahme finde Bestätigung in analogen Erscheinungen des rumänisch-wallachischen. — Herr Mahn sprach sich für Beibehaltung der alten Ansicht aus, während von andrer Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, dass Fictionen wie die angedeuteten, allerdings vorkämen; wie wenn Formen wie „breitgestirnt“, „gehörnt“, auritus, cornutus von bloss idealen Verbalstämmen gebildet würden. — Herr Altmann gab als Fortsetzung eines früheren Vortrages Uebersetzungsproben aus Dichtern neuerer Sprachen. Nach einer kurzen Kritik der Leistungen von Schack, Daumer, Dorn für orientalische Sprachen, derer von Schiefner und Reinthal für tschudische, derer von Kertbeny für magyarische Sprache, gab er Uebersetzungen aus dem Ungarischen, Italienischen, Russischen und Französischen in reicher Fülle. Herr Hoppe las als Proben eines Gegenstückes zu der Theorie des Herrn Altmann Uebersetzungen von Stücken aus Ovid und horazischen Oden von L. Nikisch in modernen Rhythmen.

111. Sitzung vom 25. April 1865. Herr Mahn begründete seinen Widerspruch gegen die in voriger Sitzung entwickelte Ansicht des Herrn Quintescu in Betreff der italienischen Nebenformen privo, domo zu privato, domato u. a. Einmal lasse in vielen Fällen, z. B. bei Participien wie „gekauft, gefunden“, der Begriff das Bestehen eines Adjectivs neben dem Particip nicht zu. Zweitens beweist der Umstand, dass 9 dieser Formen (cerco, dimentico u. a.) mit avere, nicht, wie jedes Adjectiv es muss, mit essere verbunden werden, die erhaltene Participialnatur: denn in keiner Sprache könne ein Adjectiv durch Verbindung mit avere Participbedeutung erhalten. Verbindungen wie egli è dal tempo stanco — tocco da rispetto beweisen den passiven Sinn. Die Syncope comprto anzunehmen, liege kein Grund vor, da Ausstossungen in der Mitte von Worten sich stets auf Vocal und Consonant zugleich erstrecken. — Nach kurzen Bemerkungen der Herren Büchmann und Büchsenschütz behält Herr Quintescu sich vor, auf

den Gegenstand noch einmal zurückzukommen. — Herr Michaelis gab in Anschluss an den in der 109. Sitzung gehaltnen Vortrag Andeutungen über Gesichtspunkte für Erzielung einer rationelleren Schreibweise des Englischen. Hauptgrundsatz müsse sein: was phonetisch und etymologisch ungerechtfertigt erscheint, muss als widersinnig verworfen werden: bei einem Widerspruch beider Principien müsse das phonetische höher gestellt werden. Ein Wort colonel zu schreiben, während sowol Aussprache wie die Abstammung vom spanischen coronel ein cornel oder curnel fordert, ist unsinnig. Das stumme e zu schreiben, ist an sich ungerechtfertigt, doch kann es praktisch sein, um den weichen oder scharfen s-Laut zu bezeichnen, so dass man hous neben to house, promis neben to promise schriebe. Wirklich phonetische Bedeutung hat es als Dehnzeichen des vorigen Vocals: es wäre also richtig to liv neben adj. live zu schreiben; wonach sich zugleich schwierige Unterschiede vereinfachten; also finite, aber infinit; aquiline, aber elephantin; minute, aber minut. Ganz grundlos sei die der Aussprache grade entgegengesetzte Schreibung der Wörter mit wh; rough und nicht ruf zu schreiben liege kein Grund vor. — Herr Mahn erinnert, dass für Wörter wie is, was, his ein neuer Buchstabe für weiches s am Ende erfunden werden müsste. — Herr Herrig erlässt eine Einladung zur Subscription auf die hinterlassenen Schriften des Prof. Städler, und empfiehlt eine Uebersetzung Byrons von Neithard, indem er zugleich eine Reihe sinnloser und unverständlicher Stellen aus den Uebersetzungen von Böttcher und Gildemeister vorführt. — Es folgen Mittheilungen über die am 13. Mai im engern Kreise zu veranstaltende Dantefeier.

112. Sitzung.

## Dante-Feier

der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen

am 13. Mai 1865.

Die Gesellschaft versammelte sich am Abend des 13. Mai, um den sechshundertjährigen Geburtstag des Dichters zu feiern, zu einer ausserordentlichen Sitzung. Dieselbe eröffnete Herr David Müller mit einem Vortrage über Dante und den germanischen Geist. Er untersuchte, warum die Deutschen Grund haben, an diesem Tage ihm, dem reinen Italiener und Romanen, einen Kranz um seine Büste zu winden. Er fand die Gründe einmal in dem Umstand, dass die Germanen in der Gegenwart die Erbschaft der Romanen angetreten haben in der Aufgabe, das universelle Geistesleben zu umfassen und darzustellen (der Vortrag stellte in dieser Beziehung Goethe's Faust mit Dante's Divina Commedia in Parallele); ferner in dem Geiste der religiös-philosophischen Freiheit, der den Dichter durchdringt, und den

der Vortrag an einzelnen Gestalten und Gruppen des grossen Gedichtes entwickelte; einem Zuge der Verwandtschaft selbst mit unsrem Lessing; so dass man mit Fug von einem protestantischen Element in Dante sprechen kann, das er, obgleich in Dogmen intakt katholisch, in seinem vollständigen Abweichen von aller mönchischen Engherzigkeit, in seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Zweifels, dem er selbst nicht fremd ist, in seiner Feindschaft gegen hierarchisches Wesen äusserte, die ihn zwar nicht als radikalen Pfaffenfeind, aber als freien Beurtheiler in der Verwerfung jeglichen Ablasswesens, in entschiednem Hass der weltlichen Herrschaft der Kirche erscheinen lässt; eine stets wiederkehrende Klage, die ihren Abschluss in der Strafrede St. Petri im Paradiese findet. Eine heilige Liebe treibt den Dichter auf eine Neugestaltung und Reinigung der Kirche zu dringen: aber was ihm zu erreichen nicht bestimmt war, vollzog der deutsche Luther, der ihm die Fackel aus der Hand nahm. Der innige Zusammenhang des kirchlichen mit dem politischen Standpunkte verhindert den Dichter nicht, zu bewundern, selbst wo er hasst, und die Grösse überall anzuerkennen: er verherrlicht unsre Helden, die Hohenstaufen und namentlich den Lützelburger Heinrich VII.; und auch dies bringt ihn uns nah. Aber das Zeitalter der Helden ging vorüber: was im Liede noch leben konnte, musste in der Wirklichkeit dahinsinken: Roma die Wittwe erwartete vergeblich ihren Caesar, sich ihr zu verbinden: die Römerzüge der Neuzeit waren nur die der Geisteshelden, von Lessing bis Cornelius: der Oelzweig des Friedens, nicht mehr das Schwert des Erobrers knüpfte nunmehr Italien und Deutschland zusammen. — Hiernächst feierte Herr Altmann in begeistertem Gedichte Dante's Ruhm und Dichtergrösse, worauf Herr Mahn in längerem gelehrten Vortrage die Stellung Dante's zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen, und zwar sowol Provençalen als Italienern betrachtete. Die Anfänge der provençalischen Litteratur liegen um 100 Jahre denen der italienischen voraus, welche sich sogleich als Kunstdichtung, obgleich ohne Anstrich von Gelehrsamkeit, in entschiedenem Anschluss an jene in Sicilien, und besonders am Hofe Friedrich's II., dann in Toscana entwickelte. Neben dem der Troubadours zeigt sich ein Einfluss der Minnesinger, der sich aber auf Form und Technik zu beschränken scheint: nach 1300 schwindet auch ersterer, der, obgleich eine bedeutende Anzahl Italiener wirklich provençalisch dichteten, sie nie zu blinden Nacheifrern machte: namentlich zeigt sich bei den Italienern eine Veredlung des erotischen Elements, das sich bei ihnen entschieden ethischer gestaltete: eigenthümliches entwickelte sich auch in Vers und Strophenbau, während die Sprache selbst durch das Provençalische auf's Entschiedenste beeinflusst wurde. Wie sich nun die Altitaliener zu den Provençalen, so verhält Dante sich zu beiden: er dichtete selbst provençalisch und legt im Purgatorio eine Stelle in dieser Sprache dem Arnold Daniel in den Mund; er schätzt die Troubadours hoch; aber

er tadelt seine Zeitgenossen, welche die eigne Sprache gegen die fremde vernachlässigen. Dass ihn von diesen überhaupt eine nicht zu überbrückende Kluft trenne, ist falsch, da er sich selbst als Schüler Einzelner bekennt. — Die Liebe wird bei Dante zum reinen platonischen Gefühl gesteigert, das allen Verhältnissen und dem Tode zum Trotz in seiner Innigkeit sich erhält, und zu dem Streben begeistert, durch erhabne Werke sich seines Gegenstandes würdig zu machen; während die der Troubadours, stets vermählten Frauen gewidmet, ceremonieller und zugleich sinnlicher ist. In einem besondern Excurs ging die Betrachtung auf die psychologische Möglichkeit einer Liebe wie des 9jährigen Dante zur 8jährigen Beatrice ein — die 9 Jahre sich in gleicher Glut erhält, bevor ihm der erste Gruss zu Theil wird, und trotz beiderseitiger Verheirathung in gleicher Reinheit fortbesteht: aus falscher Auffassung dieser Verhältnisse sind manche schiefe Urtheile entstanden. Nach einem Bilde von der umfassenden Gelehrsamkeit Dante's behandelte der Vortragende die Gründe, warum Dante trotz der unvergleichlichen und originellen Natur seines Gedichtes nie populär werden könne, und warum selbst Naturen wie Goethe sich ihm nicht befreunden konnten: er fand die Gründe in der Tiefe und Dunkelheit, in den steten und tiefgreifenden Bezügen zu zeitgenössischen Verhältnissen, welche weitläuftige Commentare nöthig machen, die trotzdem nie erschöpfen können, endlich in der immer noch zu mangelhaften Kenntniss des Provençalischen, welcher eine grosse Menge von irrthümlichen Auffassungen und Erklärungen Dante'scher Stellen zuzuschreiben ist. Herr Mahn gab Beispiele aus seiner vollständigen Sammlung alles hierher Gehörigen und schloss mit einer dringenden Empfehlung des Studiums des Provençalischen zum Zweck des Verständnisses Dante'scher Dichtung.

Zum Schluss folgte der Vortrag der Schlussscene des ersten Aktes aus Herrn Märker's fünfaktiger Tragödie Dante durch den als Gast anwesenden Königl. Hofschauspieler Herrn Berndal, eingeleitet durch Worte des Verfassers. Bei dem sich anschliessenden Festmahl brachte Herr v. Holtzendorff den Trinkspruch auf die anwesenden Italiener, erwiedert von Herrn Dr. Pellegrini aus Florenz, Herr Märker den auf die Gäste und den anwesenden Künstler, Herr Goldbeck den auf den Dichter der Tragödie aus.

113. Sitzung vom 12. September 1865. Herr Büchsenschütz zeigte an 1) Dr. C. Hense: Die poetische Personification in den griechischen Dichtern. Unter Anerkennung des reichen Materials und der im Uebrigen zweckmässigen Behandlung wurde bemerkt, dass eine Scheidung des vom einzelnen Dichter frei Gefundenen von dem in den allgemeinen Sprachsatz Aufgenommnen wünschenswerth gewesen wäre. 2) Mittelhochdeutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten v. Heintze; der Hauptnachdruck wird in dem Buche auf den ethischen und natio-

nalen Gesichtspunkt gelegt. Ein Lesebuch aber, das den litterarischen Werth unberücksichtigt lässt, erfüllt eben den Zweck eines solchen nicht. Auffallend erscheint das Fehlen von Proben aus Wolfram v. Eschenbach, Hartmann v. d. Aue, Gottfried von Strassburg u. A., wofür es doch nicht als Entschuldigung dienen kann, dass man keine Bruchstücke mittheilen wolle. Ob durch das Gegebne der an die Spitze gestellte Zweck erreicht werde, sei fraglich; wir fühlen uns in der That mit den Helden des Nibelungenlieds nicht mehr national verbunden. Mit den Arbeiten von Wackernagel und Weinhold kann sich das Buch nicht messen. 3) M. Isaaci Gilhusii Marpurgensis Grammatica, eine von den Schülern in Marburg aufgeführte, 1579 gedruckte Komödie, von Gilhausen veröffentlicht. Von dem äusserst barocken Inhalt wurden Proben mitgetheilt. — Herr Mahn sprach über den Ursprung der Wörter ruzzare, schäkern, (von kymrisch ruis: vigorous, lively) — zucca, Kürbis (von *σικύα*) — peltro, Zinn (vom celtisch-kymrischen pallater, Metallglanz) — lonza, Panther (von *λεόντιος*) — conto, geschmückt (mit doppeltem Ursprung: cognitus und comptus). Herr Rudolph machte Mittheilungen zur Empfehlung des von ihm und Herrn Goldbeck herausgegebenen Städler'schen Nachlasses, und überreichte für die Bibliothek den 4. Theil seines Handbuchs für den Unterricht in deutschen Stilübungen. — Herr Herrig machte Mittheilung über folgende eingesandte Schriften: Prof. Hjort in Kopenhagen: sprachliches Dänenthum, 2) Blaunfeldt: Offnes Sendschreiben an den Minister v. Bismark-Schönhausen, 3) die von Herrn George Gibbs übersandte Schrift der Smithsonian Institution in Washington vom März 1863, enthaltend ein Dictionär des Chinook-Jargon, einer Mischsprache, welche sich am Oregon, ganz ähnlich der Lingua Franca und dem Pigeon-English in China, gebildet hat, zunächst durch Pelzhändler, welche am Nootka-Sund an der Nordwestküste von Nord-Amerika Wörter der Eingebornen sich aneigneten, und diese an den Oregon brachten, wo sie zufolge der alten Seeverbindung mit jenen Gegenden Verständniss fanden. Schon 1806 fanden Lewis und Clarke die Sprache in einiger Form vor, der in Folge der Expedition von Astor ein neuer Impuls durch Einführung von Wörtern aus dem Englischen und dem Patois-Französisch von Canada und Missouri gegeben wurde: die Sprache des benachbarten Stammes der Chihalis lieferte neue Zuthaten: aus den Sprachen der Wilden wurden die am leichtesten zu sprechenden, aus dem Französischen und Englischen die Bezeichnung neuer Begriffe aufgenommen, und dabei die Aussprache von beiden Seiten modificirt, so dass z. B. die europäischen Sprachen ihr den Wilden unaussprechbares f und r mit p und l vertauschen, die der Eingebornen ihre harten Gutturalen opfern mussten. Die grammatischen Formen wurden abgeschliffen, die Flexionen durch Composition mit Formwörtern ersetzt. So wurde die Sprache der Northwest- und Hudsons-Bay-Company schon für den Verkehr von wesentlichem Nutzen,

und diente selbst zur Vermittlung zwischen Amerikanern und Canadiern; so dass sie jetzt von allen Stämmen zwischen dem 42. und 57. Breitengrade verstanden wird. Trotz der Armut und des Mangels an grammatischen Formen besitzt die Sprache viel mehr Geschmeidigkeit, als man ihr zutrauen sollte; und erfüllt in der That alle Zwecke einer Sprache für den Umgang. Von den 500 gegebenen Wörtern gehören 67 dem Englischen, 94 dem Canadisch-Französischen an, unbekannten Ursprungs sind 18, onomatopoetisch gebildet 6, etwa 300 entstammen den verschiedenen Sprachen der Eingebornen, worunter das eigentliche Chinook mit 200 figurirt.

114. Sitzung vom 10. October 1865. Herr Rudolph las über Schiller's Demetrius. Nächst der Entstehungsgeschichte des Drama's und dem Bericht über die Ursachen der Nichtvollendung gab er quellengemäss das Historische des Stoffes mit Vergleich der Abweichungen, die Schiller behufs der künstlerischen Gestaltung desselben sich erlaubt, woran sich eine eingehende Charakteristik der einzelnen Personen und eine ästhetische Würdigung des Ganzen, sowie eine Erwähnung der Fortsetzungen schloss, von der (unterbliebenen) Goethe'schen bis auf v. Maltitz, Hebbel und Herm. Grimm. — Herr Sachse zeigte an: Dr. Menzel's Biographie Walther's von der Vogelweide: ein höchst verdienstliches, in jeder Beziehung lobenswerthes Buch; es umfasst in vier Abtheilungen Walther's Eigenthümlichkeit, Charakter und Leben; Untersuchungen über sein Geburtsjahr (wo Menzel's Ansicht nur für subjectiv gültig zu halten ist), Heimat (unter den 8 Ländern, die sich um ihn streiten, hat keins so viel Wahrscheiulichkeit für sich, wie das durch Pfeiffer neu hinzugebrachte Tyrol, wegen des Orts Vogelweide, 1 Stunde von Sterzing), Lehr- und Wanderjahre, Alter und Tod. Bedauert wurde nur die auch in diesem Buche sich geltend machende unglimpfliche Beurtheilung des Charakters Lachmann's. — Herr Mahn stattete Bericht ab über die auf Witte's Aufforderung in diesem Jahre am 14. September in Dresden geschehne Stiftung einer deutschen Dante-Gesellschaft; die Feier wurde im Ganzen von 22 Personen besucht (aus Berlin Herr Mahn und Prof. Sieber; aus Florenz Prof. Giugliani); es wurde die Herausgabe eines Dante-Jahrbuches und die Stiftung einer Dante-Bibliothek beschlossen, die sich an die bereits existirende Sr. Maj. des Königs von Sachsen anschliessen soll, deren Schätze derselbe schon für diese Gelegenheit huldvoll öffnete. Derselbe hat das Protektorat der Gesellschaft übernommen; Herr Giugliani wurde Ehrenmitglied. Die alle September stattfindende General-Versammlung soll sich an die Sitzungen der Philologen anschliessen. Der Vorstand wird auf 3 Jahre gewählt. An diesen Bericht schloss Herr Märcker eine Mittheilung über die im Decker'schen Verlage erschienene neue Uebersetzung Dante's durch K. Witte, indem er die dazu gehörige Einleitung so wie die Anmerkungen besprach. Die Ueber-

setzung hat die poetische Form der Terzine aufgegeben, und erscheint in reimlosen Jamben. Damit ist die Kunstform des Gedichtes gefallen; es entspricht aber diese neue Bearbeitung Dante's den Anforderungen eines trefflichen Commentars, weil der Verfasser seine Uebertragung auf Grund seiner kritischen Textausgabe und seiner vielfachen gelehrten Forschungen gemacht hat. Nach dieser Seite hin wird die Arbeit Witte's zum tiefern Verständniss des Dichters wesentlich beitragen. — Herr Michaelis zeigte an: Mittheilungen aus der Magdeburger Schöppenchronik. Ein Beitrag zur Kenntniss städtischen Lebens im deutschen Mittelalter, und zugleich Ankündigung einer Ausgabe der Schöppenchronik von Dr. Carl Jaenicke (Mitglied der Gesellschaft), Magdeburg 1865. Die Chronik, deren hohen sprachlichen Werth Jac. Grimm anerkannte, wird neben dem kritisch gesichteten Texte eine geschmackvolle Uebersetzung und ein ausführliches Glossar enthalten. — Es wurde Mittheilung gemacht von dem Ausscheiden des Mitgliedes Herrn Henckel, und beschlossen, demselben den Dank der Gesellschaft durch den Präsidenten auszudrücken.

115. Sitzung vom 26. October 1865. (Stiftungsfest.) Nachdem der Vorsitzende die Gäste, namentlich die anwesenden Damen, begrüsst, und der Schriftführer den Bericht über die wissenschaftliche Thätigkeit der Gesellschaft im letzten Jahre abgestattet hatte, hielt Herr Mahn einen Vortrag über die sociale Stellung der Frauen bei den verschiedenen Völkern. Nachdem er die charakteristischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen festgestellt, warf er einen Blick auf die hervortretendsten Frauenerscheinungen in Mythus und Geschichte, von Isis, Zenobia, Dido, Semiramis bis herab auf Catharina und das Mädchen von Saragossa, von den Amazonen bis auf die Frauenregimenter des Königs von Dahomey; auf die Frauen in der Wissenschaft und Kunst, von der Aebtissin Roswitha und Sabina von Steinbach bis auf Charlotte Birch-Pfeiffer und die Prinzessin Maria von Orleans, und zeigte, wie sie sich am meisten in der Kunst der Darstellung, Gesang, Tanz und Schauspiel hervorgethan. Als leitender Gedanken ergab sich, dass Lage und Stellung der Frauen auf's innigste mit der jeweiligen Culturstufe zusammenhängt, so dass sich von einer niedern Stellung des Weibes auf Rohheit des Volkes schliessen lässt: wesentlich dabei sei das Gesetz der Monogamie: Polygamie zeuge entweder von einer niedren Culturstufe oder von Entartung der Civilisation: selbst unter den Muhammedanern finde sich kaum bei einem unter tausend mehr als eine Frau: der Grundgedanke wurde dann bei den Culturvölkern von der ältesten Zeit herab nachgewiesen und besonders bei Griechen und Römern verweilt, und gezeigt, wie bei den letztren der Verfall des Staates unter den Kaisern mit der Entartung der Frauen Hand in Hand ging. Die hervorragende Stellung der Frauen bei Celten und Germanen bahnte dem Christenthum den Weg, welches das

Verhältniss der Geschlechter zuerst sittlich begründete, durch das Gebot der Liebe für die Männer und das der Unterthänigkeit für die Frauen: in Maria erschien das höchste weibliche Ideal, und so bildete sich die schwärmerische Verehrung des mittelalterlichen Ritterthums: als besondre Erscheinung tritt das Gesetz der Huldigung fremder Frauen bei den provençalischen Dichtern hervor, das auch nach Deutschland drang, aber nicht festen Fuss fassen konnte. Der Frauendienst fand seinen Untergang in den Zeiten des Faustrechts, Ausartungen zeigen sich im Cicisbeat, in der Gestalt des cavaliere servente, der Entwicklung der französischen Galantrie bis herab auf das Demi-monde-Wesen. Die naturgemässeste Stellung habe das Weib in Deutschland gefunden; „keine Emancipation“ müsse auch für die Zukunft Losungswort sein, doch thue noch eine grosse Umbildung in der Erziehung des Weibes Noth; derselben fehle bis jetzt noch die nöthige Harmonie und Abrundung, welche durch die übliche Aneignung äusserlicher Fertigkeit, z. B. in fremden Sprachen, nicht erreicht werde, es müsse mehr Bildung durch Litteratur hinzukommen: so sehr auch das Haus und seine Geschäfte den Wirkungskreis der Frau bilde: einer der wichtigsten Theile derselben, die Kindererziehung, werde nur von der am tüchtigsten gebildeten am besten verwaltet werden. — Hierauf trug der Königl. Hofschauspieler Herr Berndal den ersten Akt der Tragödie „Dante“ des Mitgliedes Märker mit bekannter Meisterschaft vor, woran sich ein Vortrag des Herrn Püschel schloss. Beginnend mit einer Betrachtung des anscheinend ausser allem Zusammenhang mit den andern Litteraturen stehenden Aufblühens der provençalischen Dichtung, die ihrerseits vom entschiedensten Einfluss auf die Entwicklung der italienischen Poesie war, fand der Vortragende den Grund ihres unvermuthet schnellen Verfalls weder in dem Ueberwuchern der letztren, noch in den Albigenserverfolgungen, sondern in dem Umstande, dass dieselbe, lediglich Hofpoesie, eine ausschliesslich aristokratische Richtung bewahrte, und nie Wurzeln im Volke trieb, ja dem Volksleben keinerlei Berücksichtigung angedeihen liess: der chevalereske Anstrich des Vornehmen artete so in niedrigen Egoismus aus: beim Mangel aller tieferen, namentlich politischen Begeisterung blieben die Gefühle an der Oberfläche haften, und bei aller Formgewandtheit sei selbst die Glut der Frauenverehrung nur Coquetterie. Mit der Poesie sank auch die Sprache zum blossen Patois herab: die Frage, welchen Entwicklungsgang die Litteratur genommen hätte, wenn die provençalische Sprache die herrschende geworden wäre, könnte müssig scheinen, wenn nicht das provençalische Patois mit seiner ausserordentlichen Mannichfaltigkeit der Formen der abgeschliffnen und für die Tonleiter der Leidenschaft kaum ausreichenden französischen noch heut für die Vergleichung sich böte, und einzelne verspätete Erscheinungen zeigten, was sich hätte entwickeln können. Als Repräsentant der Letztren wurde Pierre Goudulin näher betrachtet (1579 in

Toulouse geboren, † 1649) dessen Name zu seiner Zeit am Hofe und in literarischen Kreisen vernachlässigt, unter seinen Landsleuten noch heut den besten Klang hat, und dessen Lieder, durch Tiefe der Empfindung und Kernigkeit der Sprache ausgezeichnet, in den Thälern der Pyrenäen und an der Küste der Provençe noch heut gesungeu werden. Als Probe seiner Kunst wurden Stellen aus der Ode auf den Tod Heinrichs IV. in prosaischer Uebertragung mitgetheilt. — Der Sitzung schloss sich ein heitres, durch musikalische Vorträge und mannichfache Trinksprüche belebtes Mahl an.

---

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Wayside Warbles; by Edw. Capern.

London 1865.

Unter diesem Titel liegt uns ein Band meist lyrischer Dichtungen vor, welche von der englischen Presse vielfach und günstig beurtheilt worden sind. Der Grund dieser mehr als gewöhnlichen Beachtung ist weder in erhabenem Inhalte noch in der künstlerisch vollendeten Form zu suchen, vielmehr in der Ursprünglichkeit derselben und in dem Umstande, dass der Verfasser eine Stellung einnimmt, wo man sonst weniger eine Beschäftigung mit der Poesie erwartet. Capern ist nämlich Landbriefträger in Bideford, Devonshire. Durch seine Thätigkeit in die Natur und zu stets wechselnden Scenen des ländlichen Lebens geführt, gestaltete seine poetische Anlage diese Erscheinungen zu eben so vielen Gedichten, die dadurch ein höchst werthvolles Gepräge objectiver Wahrheit erhalten; wenn nun sein Gemüth so recht warm alle Reize der ihn umgebenden Natur zu erfassen im Stande ist, wenn er den warmen Sonnenschein in durstigen Zügen trinkt und beim Anblicke des endlosen blauen Himmels aufjauchzt, wenn diese Natur sich für ihn belebt, der Vogel mit ihm singt und er in ihren Chor einstimmt zum Preise des Frühlings oder des Schöpfers, so müssen wir gestehen, dass ihm auch subjectiv das gegeben sei, was den Dichter macht. Wie aber seinen auf den Amtsgängen entstandenen und hingeworfenen Gedichten meist irgend ein kleines Ereigniss zu Grunde liegt, so war es bedingt, dass die meisten derselben, da sie erzählend anheben, einen epischen Anstrich erhalten, und viele, trotz ihres lyrischen Gehaltes zu wirklichen Balladen wurden; mehrere sind reine Balladen ohne lyrische Beimischung; doch sind ihm diese nicht sowohl als jene gelungen.

Neben diesem Inhalte, dem frohen Genuss der schönen Natur, dem Preise seines reizenden Landes, der Schilderung ländlicher Scenen, bietet das Bändchen in seiner zweiten Hälfte unter dem Titel „Willow Leaves“ eine Reihe eben so rührender Gedichte als sie das Erzeugniss eines wahren, tief empfundenen Schmerzes sind. Der Dichter hat nämlich die Freude seines Alters, sein einziges Töchterchen verloren, und die Klage um den Verlust der kleinen Milly tritt uns unter den verschiedensten Formen entgegen. Bald erinnert er sich ihrer Reize, ihrer kindlichen unschuldigen Spiele, ihrer Anhänglichkeit an ihn, bald klagt er, wer ihm nun seine Lieder vorsingen werde, bald legt er irgend einen mit dem Sterben der Kinder in Verbindung stehenden Volksglauben zu Grunde, so in den Balladen The Robin is weeping und The Yeth-Hounds. Wie tief er aber auch den Verlust fühlt, seine Klagen sind gemildert durch einen festen frohen Christenglauben, dass er einst, was er hier verlor, im schönern Glanze jenseits wiederfinden werde. Auch im Sonette hat der Dichter sich versucht, zwar ungern, da er fühlte, dass die beschränkte feste Form seinem ungebundenen Fluge nicht zusage, wie er es denn selbst recht glücklich in dem ersten Sonette ausdrückt; doch sind ihm einige recht wohl gelungen, so „Non-recognition“ der Ge-

danke, dass wir das Gute erst dann recht erkennen, wenn wir auf dem Punkte stehen es zu verlieren; auch „Ephemera“ darf als gelungen bezeichnet werden, ein Sonett, in welchem er das dauernde Wirken des wahren Dichters gegen den Eintagsglanz der grossen Masse stellt; es scheint zwar fast, als ob er sich mit diesem auch ein monumentum aere perennius habe weissagen wollen.

Wenn Capern seine Ansprüche auf eine hohe Stellung in der Reihe der Dichter nicht ausspricht, so giebt er doch auch seine Berechtigung als solcher nicht auf:

„Do not minor minstrels sing
Sweetly with the forest king?
So may my untutor'd lay
Swell the music of the day.“

Allerdings ist seine Sprache im Ganzen einfach, der Reim gelingt ihm gut und das Ganze liest sich so schön, so melodisch, dass man gern die Mängel der Technik übersieht; diese aber bestehen vielfach in mangelhafter Versifikation, trochaische Zeilen wechseln mit jambischen, Anapaeste und Daktylen vertreten nicht selten die Stelle der Jamben; eine Strophe hat weibliche, die andern männliche Reime.

Auch in der Gedankenverbindung erregt manches Anstoss, ich erwähne nur einer Strophe, worin er Devon besingt, als:

„Mother of heroes, my best song be thine,
Beauty, ineffable beauty is mine;
Ringdoves that glow with each orient hue,
And highlands enveloped in visions of blue.“

Mehr noch aber stösst man sich hie und da an der Incongruenz seiner Sprache und hierin übertrifft ihn (wie in Vielem) Burns bei Weitem. Nicht unbekannt mit der poetischen Literatur seiner Sprache, ja er macht sogar Parade mit seiner Belesenheit, bringt er in seinen Gedichten einfachen ländlichen oder häuslichen Inhalts manchmal Ausdrücke an, die ihren Ursprung aus irgend einem Buche höhern Inhalts nicht verläugnen können, wir erwähnen nur zenith, zephyr, nymph of love and beauty für Mai u. s. w.

Diese unbedeutenden Aussetzungen, die wir an den Gedichten machen können, hindern indess nicht, dieselben als eine recht freundliche Erscheinung zu begrüssen; sie stehen weit über dem Alltäglichen und wohl mehr als eines derselben dürfte werth sein in einer Sammlung englischer Dichtungen eine Stelle zu finden, wozu sie sich vorzüglich auch wegen ihres sittlichen und christlichen Inhalts eignen.

Die kleine Auswahl, welche wir hier folgen lassen, möge zur Begründung des oben Gesagten dienen, doch wurden die Stücke hauptsächlich gewählt, um ein Bild des Dichters und seiner Richtung zu geben.

Aus der „Dedication“

True to my instincts, both in woe and mirth,
I've follow'd Nature, learning her sweet art,
Finding more sweets than bitters on the earth,
And made the fancy handmaid of the heart.

---

A Spring Ditty,

Hark! the missel-thrush is singing,
Singing on the tree;
All around his notes are ringing
Ringing merrily.

Sitting in the spray above,
  Thus he warbles to his love,
„Cheer, my darling birdie, cheer!
  Joy and thy true love are near.“

Now a wand'ring bard is trilling,
  Trilling out his song.
Heaven's high vault with music filling
  As he trips along.
Happy as the bird is he,
  And he carols cheerily,
Love's own joy is in thy strain,
  Sing, my bonny bird, again.

---

My Song.

When the lusty Spring appears
  All mirth and melody,
I shout, „This is no time for tears,
  Whate'er my woe may be;“
And when the Summer trips with grace
  Across the fields of June,
I strive to wear a brighter face
  And pipe a gayer tune.

    Thus year by year I sing, you see,
    Light-hearted as a boy;
    The wheels of life move heavily
    Without the oil of joy.

Then Autumn comes with harvest-time,
  The tribute of the year,
And Winter rings its Christmas chime
  Of fellowship and cheer.
Yet whatsoe'er the change may be,
  I keep my heart as green
As when I whisper'd tenderly
  My love to blushing Jean.

    Thus year by year I sing, you see,
    Light-hearted as a boy;
    The wheels of life move heavily
    Without the oil of joy. —

---

More happy than a King.

Give me the bright bird palaces,
  Where Joy delights to dwell,
The fragrant grove of sycamore,
  The odour breathing dell.
'Tis there, with rapture in my soul
  I sit in bliss and sing,
„Good bye to care, for here I feel
  More happy than a king.“

Yes, I have known the ecstasy
  Which comes in sunny days,
Of gazing on the silent heavens,
  Till I was dumb with praise:

To quaff the sunshine of the skies
  Till drunken with its wine,
Then, shouting, tell the listening world
  The draught was most divine.

Aye! and this pleasure thou may'st share,
  If thou wilt only go
Where Nature is the antidote
  Of half our mortal woe.
With hearty purpose in thy soul
  Go, hear the minstrels sing,
And thou shalt feel, as I have felt,
  More happy than a king.

---

### The Robin is Weeping.

The robin is weeping, my baby dear;
  Woe, sweet baby, woe to me!
Mine eye is dim with the swelling tear:
  My heart is big with a new-born fear
Lest the little bird weeps for thee.
  Weet, weet, weet, the robin is weeping.

Weary, oh! weary the day-time wore;
  Wearily wears the night for me.
Now the house-dog howls outside the door;
  Again he howls and my heart is sore,
'Tis a death-howl, babe, for thee
  Weet, weet, weet, the robin is weeping.

The robin is weeping upon the wall,
  And a tiny new-made grave I see.
The sexton has been with a little black pall;
  Four maidens in white-fair, sad and tall —
Are bearing it tenderly.
  Weet, weet, weet, the robin is weeping.

The robin is now on the garden gate;
  The mother is weeping „woe is me!"
Her husband is mourning their childless state,
  O God it is hard to suffer our fate;
God help us to bear it! cries he.
  Weet, weet, weet, the robin is weeping.

Auf dem Volksglauben in North Devon beruhend, das kranke müsse sterben, wenn das Rothkehlchen seinen eintönigen melancholi[s] Gesang in der Nähe hören lasse.

---

### Who now will sing my Songs to me?

In love with Nature more than fame
  I play'd the minstrel's part,
And penn'd my ditties as they came
  Fresh bubbling from the heart.
And there was one who loved my lays,
  And, warbling like a flute,

Oft carold them in bygone days —
  But now her voice is mute:
Thus my sad burden hence must be,
  Who now will sing my songs to me?

A vision in the future shone
  Which hope had painted fair,
I saw my little loving one
  Smooth down my silver hair:
Then sitting by my ingle side,
  Trill out my strains to me;
But she the glory of my pride
  Sleeps by the willow tree:
Hence forth my burthen here must be
  Who now will sing my songs to me?

I drop in by a neighbour's fire,
  And hear his children sing,
And mark the matron and the sire
  As happy as the Spring;
But every note is strange, and Oh
  I feel so sad and lone;
For no one sings my „Patty Rowe"
  In Milly's cheery tone:
And thus my burden e'er must be
  Who now will sing my songs to me?

And yet I think, when in my grave
  My head is lying low,
They'll say my songs were sweet and brave
  And chaunt them as they go.
If not, no matter, for mine eyes
  Will view a brighter sphere
While one sweet voice in Paradise
  Shall charm my ravish'd ear:
Till then my burden e'er must be,
  Who now will sing my songs to me?

---

Sonnet.

I did not like the sonnet, for to me
Who love the wildness of our Devon lanes
Fantastic as the flowers on frosted panes —
Through which I roam the freest of the free,
It seem'd the very prison-house of thought;
A cage in which no mounting lark should sing,
Lest he should mar the plumage of his wing,
And pipe a tamer note by being caught:
Yet I must own poor Hartley Coleridge wrote
Choice music in its little sunny cell,
An that on Wordsworth's melody I dote
Who made his bee hum in its foxglove bell;
And now to pay it homage I am prone,
Such is the classic and convincing tone.

(!)

---

Non-recognition.

The soul is the divinity of man,
A thing to subtile for our mortal sight;
The grosser part of us our fellows scan
Pleased with the lamp and careless of the light.
The Summer with her Countenance so bright
Shines oft in vain and vainly shows her flowers
Till winter comes with his tempestuous showers,
And trailing garments darkling as the night;
So is it with the sun when in his might
He proudly marches through the noontide sky,
Few pause to view him in his raiment white,
More haste to see him, steep'd in crimson, die;
The mint smells sweetest 'neath the crusher's tread,
And grass gives little scent till it is dead.

Aachen. Dr. Kovenhagen.

---

Graf Joseph Maistre von J. C. Glaser. (Separatabdruck aus den Jahrbüchern für Gesellschafts- und Staatswissenschaften.) Berlin 1865.

Zu den geistvollsten und gewandtesten Vertheidigern des Legitimitätsprincips und besonders des Ultramontanismus gehört Joseph de Maistre. Wie wenige seiner Gesinnungsgenossen hat er die Gefahr erkannt, welche der römisch-katholischen Kirche aus dem grossen Auflösungsprocess erwuchs, in den die romanische Staatenwelt durch den Sturz der französischen Monarchie hineingerissen wurde; wie wenige hat er mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen, getrieben durch eine unerschütterliche, oft abenteuerlich erscheinende Hoffnung auf Sieg für die Kirche und für die, seiner Ueberzeugung nach, allein geeignete Grundlage derselben, die legitime Monarchie gekämpft. Seitdem durch die Ereignisse der letzten Jahre jene Gefahr abermals, wie in der Zeit des ersten Napoleon, in die nächste Nähe des römischen Stuhles gerückt worden, haben die Schriften dieses Mannes wieder eine grössere Bedeutung gewonnen, da sie ganz besonders geeignet sind, einen Einblick in den innern Hergang der Verhältnisse thun zu lassen. Erleichtert und in gewissem Sinne vervollständigt wird dieser Einblick durch die Veröffentlichung der wesentlichsten Theile der politischen Correspondenz des Grafen Maistre, (1. Mémoires politiques et correspondance diplomatique de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques par A. Blanc. Paris 1858. — 2. Correspondance diplomatique de J. de Maistre de 1811 — 1817, recueillie et publiée par A. Blanc. Paris 1860.), welche hauptsächlich auf Veranlassung der Begründer des italienischen Königthums nach dem folgenreichen Feldzuge des Jahres 1857 geschehen ist.

Auf Grund dieser neuen, wie auch einiger andern (Lettres et opuscules inédits. Paris 1851. — Quatre chapitres inédits du comte J. de Maistre. St. Pétersbourg 1858. — Quatre chapitres inédits sur la Russie par le comte J. de Maistre, publiés par son fils R. de Maistre. Paris 1859.) bisher unbenutzten Hilfsmittel hat es der Herausgeber der Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften unternommen, eine Darstellung der politischen und schriftstellerischen Thätigkeit des Grafen J. de Maistre zu geben, „um dadurch die grossen Fragen, mit deren Lösung die Gegenwart sich beschäftigt, dem allgemeinen Verständniss zugänglicher zu machen.“

In 15 Capiteln erhalten wir ein Lebensbild, welches zum grösseren Theil aus den eigenen Aufzeichnungen de Maistre's geschöpft mit entsprechender Lebhaftigkeit und Schärfe einen klaren Einblick in die diplomatischen Verhandlungen und Intriguen, deren bedeutendste Frucht die heilige Allianz, deren höchstes Ziel die Wiederherstellung der Staaten nach dem Legitimitätsprincip war, verschafft. Wir sehen in demselben, wie J. de Maistre den grossen Einfluss, den er durch gründliche wissenschaftliche Bildung, durch ausserordentliche staatsmännische Begabung und, wohl nicht zum geringeren Theile, durch seine unbedingte, entsagungsvolle, man könnte fast sagen fanatische Hingebung an die Sache, der er sich gewidmet hatte, am Petersburger Hofe ausübte, neben der Betreibung der Interessen seines Fürsten dazu benutzte, die Wiederherstellung, resp. Erweiterung der geistlichen Autorität zu bewerkstelligen. Als ein bedeutender Zug in diesem Gemälde erscheint vor vielen andern seine Bewunderung, man möchte fast sagen Verherlichung der französischen Nationalität. „Obgleich nicht Franzose von Geburt und dem französichen Staate nicht angehörig, fühlt er sich doch stolz und beglückt, durch das Band der Sprache der französischen Nation anzugehören und ihre künftige Herlichkeit verkünden zu können. Er freut sich über jeden ihrer Siege, wenn sie auch unter der Leitung eines Napoleon, oder gar eines Robespierre erfochten werden, wie ihn nichts tiefer schmerzt, als ihre Unterwerfung, wäre es auch zur Wiederherstellung der rechtmässigen Ordnung und zur Unterdrückung der ihm verhassten revolutionären Gewalten.“ Sowie er die Franzosen als die einzig competenten Richter seiner litterarischen Arbeiten betrachtet und bei allem ernsten Streben es oft nicht unterlassen kann, den Eindruck zu berechnen, den seine Paradoxa in der Pariser Gesellschaft machen werden, ebenso ertheilt er ihnen auch die Führerschaft in der wiederhergestellten mittelalterlichen Weltordnung, wie er sie verkündet; „es ist das der Beruf, zu dem sie Gott dadurch vorbereitet hat, dass er ihre Sprache zur Universalsprache gemacht, ihnen einen unvertilgbaren Bekehrungseifer eingepflanzt und eine unwiderstehliche Siegeskraft über die andern Völker verliehen hat.“ Dieser Zug tritt um so greller hervor, als im Gegensatz zu demselben nicht minder grell eine ausserordentliche, wenn man so sagen darf, italienische Antipathie, ja Erbitterung gegen Oesterreich bei jeder Gelegenheit hervorblickt, die wohl den beredtesten Ausdruck in einem Briefe J. de Maistre's an den sardinischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft Vignet des Étoles aus dem Jahre 1794 erhält, wo eine durchaus zu Gunsten der Franzosen ausfallende Parallele zwischen diesen und den Oesterreichern gezogen wird.

Nach einem raschen Ueberblick über Erziehung und Ausbildung Maistre's folgt der Verfasser der vorliegenden Schrift demselben auf seinen ersten halb diplomatischen Posten in Lausanne, wo er nach Abtretung Savoyens an Frankreich den vertraulichen Auftrag hatte, sich den Lokalbehörden gegenüber seiner ausgewanderten Landsleute und insbesondere der jungen Leute anzunehmen, welche sich heimlich über die Alpen begaben, um in das Piemontesische Heer einzutreten. Von Lausanne aus sah er der furchtbaren Tragödie zu, welche in Frankreich durch die Schreckensherschaft aufgeführt wurde, unterrichtete sich durch persönlichen Verkehr mit Flüchtlingen über die Einzelheiten derselben, überblickte zugleich aus ziemlicher Nähe den Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze und begann allmälich, die reichen Kenntnisse und Einsichten, die er durch Studium und Nachdenken gewonnen, zu schriftstellerischen Arbeiten zu benutzen und die revolutionären Bestrebungen zu bekämpfen. So entstanden endlich nach vielen kleineren Aufsätzen seine bekannten „considérations sur la France“, in denen er sich zum Kampfe gegen die ganze revolutionäre Bewegung erhob. Dieses Buch, welches den ersten vollen Ausdruck seiner Lebensanschauung giebt, wird nach Veranlassung und Inhalt im zweiten Capitel einer eingehenden Betrachtung unterworfen. Im folgenden erhalten wir Maistre's

Ansichten über den Krieg in Frankreich, die er selbst dahin zusammenfasst, dass die Herschaft der Coalition über Frankreich und die Theilung dieses Reiches eines der grössten Uebel sein würde, welche der Menschheit widerfahren könnten, eine Ansicht, die bei ihm theils aus der übergrossen Abneigung gegen Oesterreich, theils aus seiner Voreingenommenheit für den civilisatorischen Beruf Frankreichs herzuleiten ist. Capitel vier, Verhalten des sardinischen Hofes zu dem Kriege von 1796 — 1800, führt uns bis zu der Vereinigung Piemont's mit der Italienischen Republik (am 11. October 1802), zu deren Präsidenten sich Bonaparte schon im Januar desselben Jahres hatte ernennen lassen. Zurückgreifend bis in das Jahr 1796, dem der Thronbesteigung Karl Emanuel's IV., zeigt Capitel 5. Maistre auf der Insel Sardinien. Nachdem er durch treues Festhalten an der Sache seines Königs sein Besitzthum eingebüsst, sieht er sich mit einem Jahrgehalt von 2000 Livres belohnt, wird aber bald durch das siegreiche Vordringen der Franzosen zu neuer Flucht genöthigt, führt in Venedig mit seiner Familie ein entbehrungsreiches Leben, bis er nach der Vertreibung der Franzosen aus Turin durch Suworoff und der darauf erfolgten Wiederherstellung des Königreichs zum Präsidenten der grossen Kanzlei mit einem Einkommen von 20000 Livres ernannt wird. Seine neue Stellung ist eine sehr schwierige nicht nur wegen übergrosser Arbeit, sondern auch namentlich wegen des Mangels an Bildungsfähigkeit bei den Sarden, von denen er in seinen Mémoires politiques ein durchaus trauriges Bild entwirft, und die, seinem Urtheile nach, höchstens von den Engländern cultivirt werden könnten.

Im Jahre 1803 wird er zum Nachfolger des Grafen Valosa, des sardinischen Gesandten am russischen Hofe, ernannt. ohne indess einen officiellen Titel zu erhalten. Wie schwierig in Folge des letzteren Umstandes seine Stellung in Petersburg war, zeigt er selbst indem er klagt: „Ein Jäger auf dem Anstande, der, wenn ihm ein Wild in den Schuss kommt, erst nach Hause schriebe, ob er abdrücken solle, wäre weniger lächerlich als ich, der, wenn sich eine Gelegenheit bietet, um einem Minister ein passendes Wort zu sagen, erst eine Instruction von Rom oder London einholen soll.“ Was die Wiedereinseszung seines eigenen Königshauses anbetrifft, so betrachtet er das Schicksal desselben als mit dem der französischen Bourbons eng verflochten, und wenn auch für den Augenblick durch die Errichtung des Kaiserthums jede Aussicht für dieselbe vernichtet ist, so erblickt er gerade in dieser Errichtung die Vorbereitung zur Rückkehr. Diese Ansicht wird näher begründet in einem Briefe an die Baronin de Pont in Wien, in welchem Maistre die Behauptung aufstellt, dass in der Geschichte kein Beispiel davon zu finden sei, dass ein Privatmann auf einmal bis zum höchsten Range gestiegen und eine neue Dynastie angefangen habe. „Ich halte mich also für berechtigt zu glauben, dass es der Auftrag Bonaparte's ist, die Monarchie herzustellen und die Augen zu öffnen, indem er Jacobiner und Royalisten gleichmässig erzürnt; dann wird er verschwinden, er oder sein Geschlecht.“ Es tritt hier der seine Schriften durchziehende, ihm eigenthümliche Glaube an eine geheime, von den allgemeinen Gesetzen der sittlichen Welt unabhängige Leitung der menschlichen Geschicke hervor. Seine Ueberzeugung aber, dass die Bourbonen zurückkehren und in Frankreich die Regierung wieder übernehmen werden, beruht auf der Annahme, dass die Verdienste des Königshauses so gross seien, dass sie durch die Fehler einiger Mitglieder desselben nicht haben verwirkt werden können; „Gott wird sie daher seiner Zeit, nachdem die Reinigung des Volkes durch Busse und Bekehrung erfolgt sein wird, wieder in ihr Reich einsetzen.“ In Capitel 8 (der Coalitionskrieg von 1805) sehen wir Maistre eifrig bemüht, durch ein kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten dem russischen Cabinet überreichtes Memoire auf die Wiedereinsetzung seines Königs als einen Akt politischer Klugheit und strategischer Nothwendigkeit für den Fall einer Wiedereroberung Piemonts hinzuweisen. Zugleich bekämpft er die Idee einer Aus-

dehnung der österreichischen Herrschaft in Ober-Italien. Die Mächte dahingegen, die sich an der dritten Coalition betheiligten, vereinigten sich in der Ueberzeugung, dass der Besitz der Lombardei durch Oesterreich eine Bedingung der Sicherheit und Unabhängigkeit der europäischen Staaten sei.

Der bald erfolgende Sieg der französischen Waffen bei Austerlitz vernichtete indessen auf lange Zeit die Hoffnung des sardinischen Königs, in sein Land zurückzukehren, was Maistre jedoch nicht hindert, seine Freude über die Demüthigung Oesterreichs und den Sieg der Franzosen auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit unterwirft er denn auch Preussen, wo der Charakter des Fürsten, die Grundsätze des Cabinets und selbst der nationale Geist ihm jede Hoffnung eines grossen Gedankens zu verbieten scheinen, einer scharfen Kritik, welche in feindselige Verkleinerung nicht nur der preussischen Monarchie im Allgemeinen, sondern auch besonders ihres grössten Regenten, Friedrichs II., ausartet.

Capitel 10 (Maistre und sein Hof) zeigt Maistre von seiner rühmenswerthesten Seite. Trotz der Schwierigkeiten seiner diplomatischen Stellung, die zu bekämpfen eine fruchtlose Arbeit war und blieb, trotz der Undankbarkeit, mit der ihm bei all seiner Aufopferung von seinem Hofe in den geringsten Dingen gelohnt wurde, lässt er doch nicht ab, immer neue Pläne zu ersinnen, um dem Hause Savoyen eine seiner Grösse angemessene Herrschaft wiederzuerringen. Da durch den Tilsiter Frieden die Aussicht, durch Russland auf Frankreich zu wirken, abgeschnitten war, so versuchte er es durch sich selbst und auf eigene Verantwortung mit Napoleon in Verbindung zu treten, um für seinen König zu wirken. Sein Plan scheiterte an der Weigerung des Kaisers, überhaupt wegen dieses Punktes zu verhandeln, und so hatte Maistre noch obenein von seinem Hofe die stärkste Missbilligung zu erfahren. Ein anderes Projekt, welches darauf ausging, von Oesterreich für Piemont Venedig zu erhalten, und wegen dessen er im Begriffe stand, mit dem österreichischen Gesandten in Verbindung zu treten, ist wohl von seinem Hofe nicht gebilligt worden, es geschieht desselben in der mitgetheilten Correspondenz nicht weiter Erwähnung. Eingegeben war ihm dieses Projekt durch die Ueberzeugung, dass das Haus Savoyen nie hinreichende Mittel besessen, um der „Wächter der Alpen“ zu sein, dass hingegen Oesterreich, welches übrigens stark Verlangen trug nach dem Besitze Piemonts, allein im Stande sei, mit grosser Heeresmacht diesen Posten einzunehmen.

Durch die Lage der Dinge zur Unthätigkeit gezwungen, wandte sich Maistre wieder mehr wissenschaftlichen Studien zu, um seinen Geist in Uebung zu erhalten, ohne jedoch dabei die politischen Ereignisse aus dem Auge zu verlieren, wie uns in Capitel 11 (Maistre's Betrachtungen über die Lage der europäischen Verhältnisse von 1809 — 1811) gezeigt wird.

Spanien lenkte damals aller Augen auf sich durch den Heroismus und die Einmüthigkeit, mit welcher es sich gegen den Usurpator erhob. In einem Memoire vom Oktober 1809 giebt Maistre seine den voraussichtlichen Ausgang dieses grossen Vorganges erwägenden Betrachtungen; hier zeigt er sich als richtig schauender Prophet der Zukunft, weil hier bei der spanischen Nation seine Voraussetzungen am meisten Richtigkeit enthalten; hier lässt er auch der öffentlichen Meinung ihr volles Recht widerfahren, indem er sagt: „Man kann von der Weisheit des Volkes, das in der modernen Zeit den meisten Beruf zur Gesetzgebung hat, erwarten, dass, wenn es zu weit geht, es wenigstens einem Strome gleichen wird, der über die Ufer tritt ohne die Richtung seines Bettes zu verlassen, während die Franzosen vom ersten Augenblicke an aus Rand und Band gegangen waren.“ Wenig erfreut ist er aber über die Verbindung der Spanier mit England, namentlich darüber, dass sie sich eine der englischen nachgebildete Verfassung geben wollen; dadurch wird denn auch seine Zuversicht auf den glücklichen Ausgang des Kampfes wieder erschüttert, wie denn zu

gleicher Zeit seine Hoffnung auf Wiederherstellung der früheren Ordnung der Dinge noch weiter hinausgeschoben wird durch die Entthronung Gustav's IV. und die Erwählung Bernadotte's, den er nur als die Verlängerung (ein Lieblingsausdruck Maistre's, wie er denn z. B. auch den Adel eine Verlängerung des Königthums nennt) Bonaparte's ansieht, und dessen Erhebung ihm eine Befestigung der Revolutionsgrundsätze zu sein scheint.

Zusammenfassend giebt Maistre die allgemeinen Gesichtspunkte, auf denen seine siebenjährige Correspondenz sich bewegt, in einem Memoire an den König vom Jahre 1810 ungefähr folgendermassen: „Die Revolution hat eine so grosse Ausdehnung gewonnen, dass ihre Grenzen die der Welt sind. Sie kann nicht mit einer Rückkehr zu dem alten Zustande der Dinge, sondern nur mit einer Rektifikation des Zustandes, in den Europa verfallen ist, enden. Nichts kündigt noch das Ende der Revolution an, um so weniger als man in Europa kein junges Talent bemerkt, welches sich dem Strome entgegenstellen könnte. Tausend Gründe der verschiedensten Art vereinigen sich zu der Ueberzeugung, dass nur von Frankreich die Ruhe der Welt kommen kann. Bonaparte ist nur eine unendliche Null, ein allmächtiges Nichts, er reinigt nur den Boden für die künftigen Baumeister. So lange er lebt, ist die Rückgabe der sardinischen Staaten an den König eine Unmöglichkeit; man darf sie indess nie aus den Augen verlieren. Das Haus Savoyen ist zu gross für einen kleinen Staat; nur die vortreffliche Lage und die Uebereinstimmung seiner Länder machten ihn zu einem der kostbarsten Staaten in Europa. Daher würde es für das Haus Savoyen besser sein, grössere Staaten in Italien oder selbst ausser Italien zu besitzen, als nur über einen Theil der seinigen zu gebieten; was es aber vor Allem suchen muss, ist Unabhängigkeit.“

Während durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse die diplomatische Thätigkeit Maistre's fast ganz aufhörte, trat er in nähere Beziehung zu dem Kaiser Alexander und zu den von demselben unternommenen Reformen. (Capitel 12.) Während aber Speransky, der Sohn eines Popen und Geheimsecretair des Kaisers, einer der hauptsächlichsten Rathgeber desselben bei Durchführung dieser Umgestaltungen und deswegen Gegenstand des Hasses der altrussischen Partei wurde, stand Maistre, der Zögling der Jesuiten, mit dieser Partei in so enger Verbindung, dass er die Feder ergriff, um als Schriftsteller gegen jene Neuerungen aufzutreten, zugleich auch durch Rücksichten auf seine eigene Kirche dazu bewogen. Durch die Theilung Polens und die dadurch zu Russland gekommene römisch-katholische Bevölkerung nämlich hatte die römisch-katholische Kirche eine Thür gefunden, durch die sie in Russland eindringen konnte und auch einzudringen begann. Einen ernsten Widerstand fand sie dabei weniger in der griechischen Kirche mit ihrem rohen, ungebildeten Priesterstande, als vielmehr in der sich zugleich ausbreitenden protestantischen Bildung und deutschen Philosophie. Diese zu bekämpfen und der Miliz seiner Kirche, den Jesuiten, einen freieren Spielraum zu verschaffen, machte sich daher Maistre zur Hauptaufgabe. Unter solchen Einflüssen und mit diesen Bestrebungen entstand der Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, dessen Thema der Satz bildet, dass die Verfassung eines Staates und überhaupt jeder Gemeinschaft nicht aus allgemeinen Begriffen entworfen und in einer geschriebenen Urkunde niedergelegt werden könne (für die mosaische Gesetzgebung allein wird eine Ausnahme zugegeben), sondern ein Werk sei, welches durch göttliche Kraft ins Leben gerufen und erhalten werde.

Während diese Schrift bei seinen Freunden Beifall fand, auf die Verhältnisse aber gar keinen Einfluss übte, erzielte er bei Alexander einen bedeutenden Erfolg für die katholische Kirche durch fünf Briefe über einen

neuen im Jahre 1810 berathenen Unterrichtsplan, die er an den Cultusminister, den Grafen Rasumowsky richtete. Von diesen fünf Briefen sind die beiden letzten der Auseinandersetzung der Verdienste des Jesuitenordens und der Vortheile, welche Russland aus demselben ziehen könne, gewidmet. Durch die weitere Entwicklung derselben in einem Memoire: „Quatre chapitres inédicts sur la Russie“ bestimmte er den Kaiser, die Jesuiten dem besondern Schutze des Ministers zu empfehlen, und ihnen für ihr Seminar zu Polock die Privilegien einer Universität zu verleihen.

Das Ansehen, welches so Maistre beim Kaiser gewann, und die ausgesprochene Absicht des Letzteren, ihn für Russland zu gewinnen, veranlassten ihn, ohne gerade seine Stellung als Gesandter seines Königs aufzugeben, halb und halb in russische Dienste zu treten, wodurch ihm nach langen Entbehrungen die Mittel geboten wurden, für seine Familie, die er damals erst nach Russland kommen liess, nachdem er vorher schon für seinen Bruder Xavier eine Anstellung im russischen Heere erwirkt hatte, in ausreichender Weise zu sorgen. Was er bei dieser Aenderung in seiner Lebensstellung nicht ausser Acht liess, war, dass er nun mit noch mehr Erfolg für die katholische Kirche wirken zu können hoffte; die russische Regierung hingegen gedachte sich seiner Feder in den mit Frankreich beginnenden Verwicklungen zu bedienen. In der zweiten der beiden vertrauten Unterredungen, die er mit dem Kaiser hatte, und über welche er an seinen Hof berichtet, bemühte er sich wieder vornehmlich, die Verdienste der Jesuiten und ihre grosse Nützlichkeit für Russland in das hellste Licht zu stellen.

Da kam der Krieg mit Frankreich zum Ausbruche; auf den Gang der nun rasch auf einander folgenden Ereignisse hatte Maistre gar keinen diplomatischen Einfluss, denn sein Hof spielte keine Rolle bei der Befreiung Europa's, und er selbst, wie überhaupt das diplomatische Corps, befand sich nicht in der Nähe des Kaisers. Auch sein persönlicher Einfluss kam zunächst in's Stocken, obgleich die reformatorische Partei durch die Ungnade und den Sturz Speransky's beseitigt und die altrussische Partei zu Macht und Ansehn gelangt war. Man bedurfte seiner nicht mehr; und als die Jesuiten bald nach Erlangung ihrer ausgedehnten Privilegien einen grossen Bekehrungseifer entwickelten, durch den sie die altrussische, orthodoxe Partei verletzten, so war die letzte Folge der unausgesetzten Thätigkeit de Maistre's für sie, dass er in den Verdacht gerieth, diesen Eifer bestärkt zu haben. Als daher nach Beendigung des Krieges und der Rückkehr des Kaisers in seine Hauptstadt durch kaiserlichen Ukas die Jesuiten zuerst aus den Hauptstädten und bald aus dem ganzen Reich verbannt wurden, wurde Maistre selber durch diesen Schlag schwer getroffen; derselbe berührte nicht nur sehr hart die Sache, welche ihm die höchste und heiligste war, sondern auch seine persönliche Stellung. Obgleich ihn der Kaiser keine Art der Ungnade empfinden liess, so fühlte er doch sogleich, dass seine Stellung in Petersburg unhaltbar geworden sei, und während er sich noch wenige Jahre vorher darauf eingerichtet hatte, sein Leben in Russland zu beschliessen, betrieb er jetzt seine Abberufung sehr entschieden. Im Frühjahr 1817 erfolgte dieselbe denn auch, und er kehrte mit seiner Familie nach Turin zurück, wo man ihm, doch erst nach einigem Zögern, die Stelle eines Präsidenten der grossen Kanzlei mit dem Titel eines Ministers verlieh.

Die Restauration mit ihren der englischen nachgebildeten Verfassungen genügte ihm nicht, Ludwig XVIII. war ihm nicht auf den Thron seiner Vorfahren, er war auf den Thron Bonaparte's gesetzt worden; die Revolution war nicht beendigt, sie war nur königlich geworden, nachdem sie zuerst demokratisch, dann oligarchisch, dann tyrannisch gewesen war. Auch

die Wendung der Dinge in Spanien entsprach seinen Hoffungen und Pr
phezeiungen nicht; statt mit der Rückkehr der königlichen Familie zu ve
schwinden, zeigte sich der constitutionelle Geist schon so tief im spanisch
Volke wurzelnd, dass gerade von hier neue tief greifende Bewegungen au
gingen. So starb Joseph de Maistre am 26. Februar 1821 mit der il
betrübenden Ueberzeugung, dass die, von denen er die Schliessung der R
volution erwartete, von dem Schwindel derselben ergriffen waren.

H. Crouze.

# Programmenschau.

---

**Beiträge zum schwäbischen Sprachschatz von Franz Reiser. Jahresbericht über die Königl. höhere Bürgerschule zu Hechingen für das Schuljahr 1864—65. Hechingen, Ribler'sche Hofbuchdruckerei 1865. 4°. 28 S.**

Es ist ein erfreuliches Zeichen in unsern Tagen und höchst bedeutungsvoll, dass gerade jetzt, wo man mit Hilfe der vollendeten Thatsachen so rasch mit der ganzen Vergangenheit bricht, dass gerade jetzt so sehr alle Perlen der Vorzeit gesammelt und aus kleinen und grossen Wassern herausgefischt werden. Und seit 1848 hat man auch mehr Sinn für die Volkssprache bei den höheren Ständen verspürt. Gesammelt wird jetzt allerorten, theils mit theils ohne Allerhöchste Unterstützungen. Eine reine Liebhaberei ist auch der ältern und neuern Volkssprache nachzugehen bei unserm Herrn Verfasser. Er giebt hier den Buchstaben B aus seiner Sammlung innerhalb zollerischer Landesgränzen. Es sind recht hübsche Beiträge und auch culturhistorisch nicht uninteressant. Ganz vortrefflich ist gleich der erste Artikel über die Nebenbegriffe, die man mit gewissen Weibs- und Mannsnamen verbindet. Das Geschwätzige haftet der Katherina an; das Kaffeetrinken der Luzei; das Schnapstrinken der Liesel u. s. w. — Wir begegnen dem Worte Baik, Trommeln, was wol mit dem Rotweiler Baigler im dortigen Stadtr. zusammenhängt (Weinbaigler, Weinausrufer). Auch Baindt kommt in zollerischem Gebiete vor (z. lat. fundus, funis = das Umschlossene, Grund und Boden beim Hause.) Balmudt = der ungerechte Vormund. Auch das Wort Todtenbaum für Sarg hat das Heft aus Ostrach. Ich mache darauf aufmerksam, wo letzteres Wort jetzt noch üblich, da haben wir alemannisches Gebiet. Die k. zollerischen Lande gehören der alten Berchtoldsbaar an und haben urkundlich und heute noch volküblich mehr oder minder deutliche Spuren. Ein Theil von Siegmaringischem Gebiete gehörte der alten Folkoltsbaar an. Ganz gut alemanisch ist eben noch die Gegend von Ostrach.

Das uralte Wort bîsen = mit aufgerektem Schweife bei der Sonnenhitze nach Kühlung und Labung springen, v. Weidevieh üblich, hat sich alemanisch nur noch erhalten (Allgäu). Wahrscheinlich hat der Verfasser es nach der Ostracher Gegend. Am Neckar kennt man es nicht.

Das auf dem Wasserspiegel übliche Blättchenwerfen heisst hier blaia. in Hechingen fleigern; sonst Teufelen werfen, blätteln u.s.w. In der Jenischen Sprache reden heisst blaisla.

Bei Bräutlen tadelt mich der Herr Verfasser ob einer Deutung der Sitte, indem er sagt „sie streife an Fiktion". Ich muss Hrn. Reiser aber darauf aufmerksam machen, dass ich mich in meinem Volksthümlichen fast alles Deutens enthielt, dagegen aber die Volksdeutung beibehielt. Der Bröller S. 17a ist jener Weltendebrunnen, von dem in meinem Volksthümlichen I. Bd. zu lesen ist. Das Wort Burren (burjo) kommt auch hier vor, Die ächten Schwaben zwischen Iller und Lech kennen es nicht. —

Dank dem Verfasser. Soviel verlautet, bekommen wir nächstes Jahr wieder eine Probe.

München. Dr. A. Birlinger.

---

# Miscellen.

## Randglosse.

Vergl. Bd. 37. S. 18: Die Bildsäule des schlummernden Satyrs.

Satyr, dich schlummerte ein, nicht formete dich Diodorus
Rührt man dich an, du erwachst, schlummerumfangnes Erz. (Plato)

Vergl. ebd: Die Bildsäule der knidischen Aphrodite:

Nicht Praxiteles und nicht stählerner Meissel erschuf dich,
Stehst, wie dem Urtheilsspruch dar du gestellt dich, allhier. (Plato)

Vergl. ebd. S. 19: Die Bildsäule des olympischen Zeus.

Himmelherab kam Zeus sein Bild dir zeigend entweder,
Phidias, oder hinauf stiegst du und schautest den Gott. (Philippus)

Vergl. ebd. S. 20: Die Bildsäule der knidischen Aphrodite.

Deiner Gestalt Abbild dir weih ich, das schönheitumstrahlte,
Kypris; als deine Gestalt Schöneres hab' ich ja nicht. (Lucian)

Vergl. ebd. Dieselbe.

Nackt hat Paris mich nur und Anchises gesehn und Adonis,
Einzig die Drei, wie ich weiss; aber Praxiteles wann?

Verg. ebd. S. 17: Die Statue der Niobe.

Aus der Lebendigen schufen mich Götter zum Stein. Aus dem Steine
Hat Praxiteles mich wieder lebendig gemacht.

Vergl. ebd. S. 15 ff. Die hier aufgestellten Grundsätze können für ..e Uebersetzung nicht maassgebend sein. wohl aber für eine Nach-..chtung, wonach z. B. das Epigramm des Simonides lauten dürfte:

Abraham Lincoln:

Tausende fielen im Krieg; es beweinen wohl Jeden die Seinen;
Aber um Lincoln's Mord weint das verwaisete Land.

Dan. Sanders.

---

Es ist doch recht erfreulich für den deutschen Gelehrten, wenn seine ..beiten im Gebiete einer fremden Sprache bei der Nation, welche diese ..rache redet, Anerkennung finden. In ungewöhnlich starkem Masse ist ..lche Anerkennung neuerdings zum Ausdruck gekommen in:

The Student's Specimens of English Literature. Choice Specimens of English Literature, Selected from the Chief English Writers, and arranged chronologically By Thomas B. Shaw, M. A., Author of the Student's Manual of English Literature. Edited, with Additions, By William Smith, L. L. D., Classical Examiner in the University of London. London, John Murray, Albemarle Street, 1864. The right of Translation is reserved.

Der Herausgeber hat für englische Literaturbeflissene grossentheils dieselben Musterstücke ausgewählt, wie Herrig in seinen British Classical Authors für Deutsche, was bei einem Werke, dessen Verdienst grösstentheils in der Auswahl besteht, ein grosses Compliment für den Geschmack unseres Landsmannes ist, ein um so grösseres, als es unbewusst [?!] dargebracht wird, indem der Engländer Herrig's Namen nicht nennt, also auch ohne Zweifel nicht kennt, da im letzteren Falle gewiss ein Wort des Dankes für die ersparte Mühe in der Vorrede zu finden wäre. Das Buch war nur sehr kurze Zeit in unseren Händen, doch haben wir uns nicht versagen können, es möglichst genau mit der fünften Auflage von Herrig, die uns gerade zur Hand war, zu vergleichen. Wir fanden auf seinen 525 Octavseiten folgende Musterstücke, die ebenfalls in den Classical Authors stehen:

| Shaw. Seite | | Herrig. Seite |
|---|---|---|
| 8 | Gower, The Tale of the Coffers or Caskets | 12 |
| 11 | Chaucer, The Prologue to the Canterbury Tales | 1 |
| 18 | „ The Tale of Meliboeus | 34 |
| 28 | Surrey, Description of Spring | 14 |
| 33 | The ancient Ballad of Chevy-Case | 14 |
| 39 | „ „ „ „ Sir Patrick Spens | 28 |
| 47 | Spenser, Angelic Guardianship | 43 |
| 54 | Drayton, Queen Mab's Chariot | 45 |
| 61 | Sidney, The Defence of Poesy | 102 |
| 81 | Marlow, The Tragical History of Doctor Faustus | 57 |
| 88 | Shakspeare, King Richard II. | 78 |
| 103 | Ben Jonson, The Witch | 95 |
| 104 | „ „ Towering Sensuality | 95 |
| 122 | Herrick, To Daffodils | 47 |
| 150 | Milton, L'Allegro | 123 |
| 152 | „ Il Penseroso | 124 |
| 153 | „ Satan's Recovery from his Downfall | 118 |
| 154 | „ The Meeting of Satan and Death | 120 |
| 162 | „ On his own Blindness | 122 |
| 163 | „ Liberty of the Press | 146 |
| 168 | Butlar, Description of Hudibras | 126 |
| 175 | Dryden, On Milton | 132 |
| 182 | „ Alexander's Feast | 129 |
| 187 | „ Shakspeare | 165 |
| 187 | „ Ben Jonson | 166 |
| 213 | Pope, The Dying Christian to his Soul | 176 |
| 218 | Swift, Thought on Various Subjects | 196 |
| 218 | Prior, The Cameleon | 171 |
| 219 | Gay, The Hare and many Friends | 177 |
| 223 | Young, On Procrastination | 180 |
| 225 | Addison, The Political Upholsterer | 185 |
| 227 | The Vision of Mirza | 189 |
| 230 | Reflections on Westminster Abbey | 1. Aufl. |
| 233 | Temple, Against excessive Grief | 166 |
| 239 | Montague, Vienna, October 1, 1716 | 285 |
| 241 | Defoe, The Great Plague in London | 204 |

| Shaw. Seite | | Herrig. Seite |
|---|---|---|
| 243 | Fielding, The man of the Hill | 219 |
| 244 | Smollet, The Soldier's Return | 233 |
| 246 | Sterne, The Story of Le Fèvre | 226 |
| 248 | Goldsmith, The disabled Soldier | 240 |
| 252 | „ A Fable | 243 |
| 255 | Hume, Character of Elizabeth | 249 |
| 258 | Robertson, Execution of Mary | 259 |
| 263 | Gibbon, Charlemagne | 252 |
| 265 | „ Mahomet | 253 |
| 277 | Chatham, On American Affairs | 658 |
| 279 | Burke, Sympathy, a Source of the Sublime | 292 |
| 280 | „ Marie Antoinette | 288 |
| 291 | Thomson, Evening in Summer | 291 |
| 292 | „ Evening in Autumn | 301 |
| 293 | „ The Traveller lost in the Snow | 301 |
| 294 | „ Reflections suggested by Winter | 301 |
| 296 | Shenstone, The Shepherd's Home | 317 |
| 298 | Akenside, Genius | 316 |
| 299 | Gray, Elegy written in a Country Churchyard | 308 |
| 308 | „ The Bard | 310 |
| 315 | Cowper, On the Loss of the Royal George | 307 |
| 315 | „ School Days | 308 |
| 317 | „ John Gilpin | 304 |
| 320 | Macpherson, The Songs of Selma | 322 |
| 325 | Chatterton, Resignation | 327 |
| 325 | Crabbe, Story of a bethroted Pair | 441 |
| 328 | „ An English Peasant | 442 |
| 329 | Burns, Farewell to the Highlands | 342 |
| 330 | „ To a Mountain Daisy | 342 |
| 331 | „ To Mary in Heaven | 342 |
| 332 | „ John Anderson | 343 |
| 332 | „ Bannockburn | 343 |
| 354 | Scott, The Chase | 399 |
| 361 | Byron, The Eve of Waterloo | 430 |
| 366 | „ The Giaour | 1. Aufl. |
| 367 | „ Greece | 430 |
| 373 | „ The Prisoner of Chillon | 427 |
| 376 | „ The Shipwreck | 433 |
| 282 | Moore, Paradise and Peri | 447 |
| 386 | „ To the last Rose of Summer | 456 |
| 386 | „ Forget not the Field | 456 |
| 387 | „ Those Evening Bells | 458 |
| 388 | Shelley, To a Skylark | 439 |
| 391 | „ Returning Spring | 440 |
| 393 | Keats, To Autumn | 421 |
| 396 | „ Moonlight | 422 |
| 397 | Campbell, Hope triumphant in Death | 445 |
| 400 | „ Ye Mariners of England | 446 |
| 399 | „ Battle of the Baltic | 446 |
| 410 | Wordsworth, To a Skylark | 461 |
| 412 | „ We are seven | 460 |
| 419 | Coleridge, Hymn before Sunrise | 472 |
| 423 | „ The ancient Mariner | 466 467 |
| 430 | Southey, The Evening Rainbow | 465 |
| 431 | „ Lord William and Edmund | 464 |

| Shaw. Seite | | Herrig. Seite |
|---|---|---|
| 438 | Montgomery, Home | 390 |
| 492 | Pitt, On the Abolition of the Slave-Trade | 659 |
| 499 | Fox, On American Affairs | 666 |
| 501 | „ On the Overtures of Peace | 668 |
| 504 | Grattan, Against Napoleon | 668 |

Nach dieser Aufzählung, zu der wir die Herrig'schen Ueberschriften genommen haben, weil das englische Buch, in welchem dieselben zum Theil abweichen, nicht mehr in unseren Händen war, wird der ungeduldige Leser ausrufen: Aber was steht denn sonst noch darin? Ja, der englische Herausgeber hat häufig kleine Bruchstücke gegeben, wo Herrig's doppelt so starke und halb so theure Sammlung viel vollständiger ist, und hat dadurch Raum für Anderes gewonnen, was zum Theil recht hübsch ist, zum Theil aber auch gar nicht in ein solches Buch gehört. Welchen Zweck die etwaige Uebersetzung haben soll, warum also in Betreff derselben ein Vorbehalt nöthig war, ist nicht recht abzusehen.

van Dalen.

---

Als Curiosum theilen wir folgendes Schreiben mit, welches kürzlich die „Gazette des Tribunaux" enthielt.

Mossieure. Nous y avons une chose trait grave a vidé ensemble pour lézavantage dont auquelle vous jouissé auprès de Mlle. Agathe. Vous zètes un brave à ce que j'ai zentendu dire, ou que vous n'avez jamais neculIé devan t'un coup de tampon. Si vous serié toujours dont la même condicion dun home qu'à pas peur de se trouvère en fasse son samblable pour une explication que deux home de coeure peuve t'avoir pour celle dont ils éprouve le sentiment le plus purre. Donque ce soir, je vous attant à 7 heures, sur le boulevart en fasse la maison No. 10.

---

## Die erste römische Handschrift von Goethe's „Egmont."

Am 6. September 1787 sandte Goethe von Rom aus seinen ganz umgeschriebenen „Egmont" nach Weimar, damit Herder und die übrigen Freunde ihn lesen möchten, ehe er von dort nach Leipzig zum Drucke abginge. Eine Handschrift hatte er zurückbehalten, wie er selbst berichtet (B. 24, 150). Gerade so hatte er es mit „Iphigenie" gehalten, von welcher er zwei ziemlich gleichlautende Handschriften hatte, eine, wahrscheinlich die Abschrift, zum Abdrucke nach Deutschland schickte. Obgleich Goethe bemerkte, er habe eine „Copie" des Stückes zurückbehalten, so dürfen wir doch wohl annehmen, er habe eher die Abschrift als die an manchen Stellen verbesserte Urschrift zum Drucke und zur Mittheilung an die Freunde bestimmt. Diese Urschrift hat sich erhalten; denn die auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche Egmonthandschrift, in klein Folio auf sehr weissem Papier von Goethe's eigener Hand geschrieben (sie enthält 82 Blätter), ist ohne allen Zweifel jene Urschrift, wie sich aus einer Vergleichung derselben mit dem ersten Druck unzweideutig ergibt. Denn sie enthält manche Verbesserungen, die Goethe über die ursprüngliche Fassung geschrieben hat, und die sich bereits in der ersten Ausgabe finden; auch anderes zeigt, dass es keine Reinschrift, sondern der frische Erguss des Dichters ist, der freilich das vollständig schon vorhandene Stück zu Grunde legte.

Die bedeutendste Veränderung findet sich am Ende des vierten Aufzuges. Goethe hatte ursprünglich Alba's Rede: „Halt, Egmont! — Deinen Degen! — Der König befiehlt's, Du bist mein Gefangener," durch kein Wort Egmont's unterbrochen, sondern diesen „nach einer Stille" erwiedern lassen: „So nimm ihn u. s. w." Aber beim Wiederlesen schien ihm nach „Deinen Degen!" eine Zwischenrede Egmont's, sowie nach: „Du bist mein Gefangener," der schmerzliche Ausruf: „Der König? — Oranien, Oranien!" gefordert zu sein, und so klebte er ein Blatt auf, welches die Stelle in dieser Weise änderte; die Worte: „Der König?" schrieb er aber erst nachträglich zwischen die Zeilen. Höchst bemerkenswerth ist, dass er S. 154*) nach der letzten Rede Machiavell's zuerst noch geschrieben hatte: „(ab). Margarete allein," was er sofort strich, da er es aufgab, Margareten noch etwas reden zu lassen. Sonstige spätere Zusätze der Handschrift sind S. 160 „wenn sie von ihm erzählten," S. 207 „rief er mir entgegen", S. 226 und einem Glas Wasser" und „sie setzt das Glas auf den Tisch," S. 223 grüssenden zwischen freundlichen Wort, S. 231 „sie geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser," S. 242 „Süsser Schlaf." Statt der Worte Ferdinand's (S. 217): „das eure Leute gebracht haben, euch abzuholen," hiess es zuerst „auf dem ihr hergeritten seid. Es steht noch unten, ich hab es lange betrachtet." Diese Motivirung schien ihm später unpassend. Zugesetzt ist auch das Wort ganzen in „den ganzen freien Werth" (S 178), er in „errathen" (S. 177), „Jung" in „Jungfrauen" (S. 183). Selbst durchstrichen hat Goethe in unserer Handschrift das e in „zeigte" (S. 148), auch nach „ich weiss" und sehe nach „empfindlich ist" (S. 154), das vor „höre" (S. 207), t in „bleibt" (S. 210), hinter Leben (S. 225) die Worte „Und wie vorm Grabe wi," da ihm die Erwähnung des Ruhebettes erst darauf einfiel, „kriegerischen" vor „Siegessymphonie" (S. 244). Blosse Verbesserungen von Schreibfehlern sind „an der See hin" statt „an die See hin" (S. 142), „Kerker" statt „Körper" (S. 158), „alle" statt „aller Segen" (S. 225). Von den Veränderungen bemerken wir zunächst „Egmont's Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die Dir bezeichnet sind: ist es gethan" (S. 206), wofür er zuerst geschrieben hatte „das Beschlossene zu thun. Wie sie gefangen sind," „Willkür ab, sie zu verlassen" (S. 211) statt „Willkür, ob und wie bald er sie verlassen will." S. 212 stand ursprünglich die Einheit „War ein König," „Wird er," und so auch „der," „seiner" statt der jetzigen Mehrheit „Waren Könige" u. s. w. S. 152 war ursprünglich geschrieben „ich müsste auch "statt „ich könnte," S. 153 „wird" statt „macht sich," S. 163 „bei unsern Rechten und Freiheiten schüzt" statt „das unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält," S. 188 „Mischung" statt „Schattirung," S. 192 „das Kleid" statt den „Mantel," S. 203 „Dagegen ist nichts zu sagen" statt „Gut! Gut!" S. 207 „voreilig" statt „zu schnell," S 208 „im Schloss" statt „am Thore," S. 209 „Er ist's" statt „Er ist es," S. 210 „zu fahen" statt „gefangen zu haben," S. 211: „Wann ist ein König sicherer" statt „Wann darf sich ein König sicherer halten," S. 215 „Durch eine Folge von Zeit" statt „in einer Folgezeit," S. 216 „auflösen sollte" statt „auflöste," S. 217 „Bürgen" statt „Zeugen," S. 225 „starrt (statt „scheut") der Fuss," 227 „mit Dir" statt „wie Du," S. 233 "gebracht" statt „geführt," S. 237 „Was bewegt" statt „Wie bewegt," S. 238 „zu wissen" statt „zu sehen," S. 243 „ernstes" statt „himmlisches." Dass uns hier die römische Urschrift Egmont's vorliege, wird hiernach gar nicht in Zweifel gezogen werden können.

Aber wie verhält sich hierzu die zum Abdrucke nach Weimar gesandte Handschrift? Vergleichen wir zur Beantwortung dieser Frage unsere Handschrift genau mit dem ersten Drucke, so stellt sich Folgendes heraus. Auffallend ist zunächst der Ausfall eines Wortes an drei Stellen in Egmont's schönem Monolog S. 224 ff. In der Stelle: „Wo — durch die Himmel

*) Nach der vierzigbändigen Ausgabe.

wehend alle Segen der Gestirne einhüllend uns umwittern" (S, 225) fehlt schon im ersten Drucke einhüllend. S. 226 ist rächend ausgefallen in „Dem alten Freund rächend erretten" und belebend in „welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie belebend ergoss." Kaum ist anzunehmen, dass die Wörter aus Versehen im Drucke weggeblieben: Goethe tilgte sie als ungehörig, besonders auch den schönen Rhythmus störend. Aehnlich verhält es sich S. 223, wo unsere Handschrift nach sittsam noch gefaltet hätte. S. 193 hiess es früher „diesmal ist sie auseinander, sie ist ausser Fassung;" die gesperrten Worte tilgte Goethe vor dem Abdruck. S. 176 stand nach empfangen noch das lästige gleich, S. 172 und zwischen grösste, unwiderstehlichste. S. 195 sich nach kniet, das vielleicht vom Setzer getilgt ward. In der Handschrift fehlende, aber im ersten Drucke mit Recht eingeschobene, unentbehrliche Wörter sind doch S. 177 vor kaum, S. 241 nach zuletzt, für S. 200 zwischen Rippen ihn, um S. 203 vor zu entfliehen, auch S. 206 vor über das, immer S. 222 möchten sie immer. Dagegen sind an andern Stellen die eingeschobenen Wörter nicht durchaus nöthig, ja man würde sie zuweilen lieber vermissen. S. 217: „Du denkst gering vom König, verächtlich von seinen Räthen," steht jetzt Könige und. S. 234 fehlte früher und nach mit Würfeln spielte, S. 145 oder in den Worten: „in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Ganzen sich verbergen oder durchschleichen kann," S. 235 aber in dem Gegensatz: „Wer ihm traut, mag es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr Dir zu vertrauen?" S. 236 das zweite um in den Worten „um Dich's zu versichern, um Dich zu bejammern." S. 227 habe in „viel gehört und nichts emfunden habe", S. 240 das zweite erhalten in „erhalten können, erhalten sollen." Diese nicht nothwendigen Aenderungen kann der Dichter nur in der letzten Abschrift selbst vorgenommen haben. Nicht so entschieden wird man behaupten können, das vor Schneider, Krämer, Holländer, Friesländer (S. 139 f.) eingeschobene ein rühre von Goethe, nicht von dem Setzer her; in den beiden ersten Fällen hat Goethe es in der zweiten Auflage wieder getilgt. Ebenso könnte in der scenarischen Bemerkung, S 224 allein vom Setzer zugesetzt sein. Statt sollest ist richtig solltest schon im ersten Druck. Veränderungen des Ausdrucks, wo meist der edlere an die Stelle des gewöhnlichern getreten, sind folgende: S. 15 stand Kannegiessern statt Schwätzen, S. 152 sein (statt ihm) gehörte, in Clärchen's Lied S. 155 f. Da (statt Wie) klopft, naus statt aus, hinterdrein statt darein*), S. 169 übel Anzeigen statt übles Zeichen, S. 172 von auswärts statt auswärts her, S. 177 zu erhalten statt festzuhalten, S. 178 schon mehr statt schon öfter, S. 184 ungleich (statt unwürdig) von ihm denkt, mit meinen statt mit den meinigen (Augen), bis dahin siehst Du statt siehst Du indess, S. 188 erinnert jede Unruhe statt erinnert an jede Unruhe, S. 194 auseinander statt aus der Fassung, S. 200 hält fürn Narren statt hat zum Narren, S. 217 vergebner statt vergeblicher, S. 223 zu was statt wozu, S. 242 bedeutet statt andeutet, eines (statt einer) der, rührt statt regt, liegen kommt statt liegt, S. 243 anmasst, hinweg statt anmasst, weg. Einigemal ist die Wortstellung geändert. So stand S. 163 so zuerst denkt jeder, während jetzt zuerst am Ende steht, S. 172 sie soll auch wie die andern, statt sie auch wie die andern soll, S. 215 sich vor jedes statt vor verändern, S. 224 sich vor Ast statt vor kniend, S. 242 nicht vor durch statt nach glaubtest. Die Veränderungen in den Formen mögen nicht immer vom Dichter selbst ausgegangen, sondern vom Setzer gemacht worden sein. Diesmal schrieb Goethe S. 179

*) In der dritten Ausgabe hat Goethe 'naus und dadrein hergestellt; vielleicht waren aus und darein Druckfehler.

statt dasmal, wogegen diesmal S. 184 sich erhalten hat. Ohngefähr, ohngebeten, ohnerfleht finden wir statt der vom Setzer eingeführten Formen mit un, Turn statt Thurm S. 203, guldne S. 192, während sonst die Form mit o steht, Werkeltagen statt Werktagen S. 169, Majestätenschänder statt Majestätsschänder S. 188, ihrentwillen statt ihretwillen S. 219, für statt vor, was wohl dem Setzer gehört, S. 171 (für Ungeduld), 225 (fürm Ruhebette und für dem Grabe), 239 (für diesem Jammer), verschrecken, verlischt, verlöschen statt der Formen mit er, löschen statt erlöschen S. 229, heurathen statt heirathen, nützt statt nutzt S. 153, wogegen Nutz statt nütz S. 166, nirgends statt nirgend S. 149, dräus statt daraus S. 176, thörig statt thöricht, Psalmen statt Psalm S. 145, Egmonten statt Egmont, den Egmont S. 157. 205, während sonst Egmont auch im Accusative steht, Heinrichen S. 233, Schmerzens statt Schmerzes, was wohl nur dem Setzer angehört, S. 242, lädt statt ladet S 205, seyen statt seyn S. 148, die Tropfen statt die Tropfe (später Tröpfe) S. 167, sechse statt sechs S. 172, Geschwätze statt Geschwätz S. 202, Kommine statt Comines, wie S. 149 richtig steht, S. 173. Von dem Wechsel im Gebrauch der Formen sind zu bemerken: „es würden (statt würde) schwere Händel setzen“ S. 162, riefen statt rief nach eine ganze edle Schaar S. 176, säh' statt seh S. 171, hielte nach häufigem Gebrauch statt hielt S. 25 neben erhielt daselbst, einen Bündel statt ein Bündel, wie das Bündel S. 242 richtig steht, S. 176, „er hatte die Hand über dem (statt den) Erdboden“ und „in (statt im) Prunk und königlichem Staate“ S. 141, statt Mäusen (nicht Mäuse) S. 199, von weiten, neuen statt von weitem, neuem S. 185. 206. 242, allerlei und mehr Volks statt Volk S. 164, meines Bruder Doctors Kästchen statt meines Bruders Doctorkästchen S. 162, Dich's, ihn (statt Dir, ihm) versichern S. 173. 236. In seine nützliche Hände S. 212 ist nützlichen im ersten Drucke hergestellt, aber in andern Stellen die Form auf e erhalten, wie diese willkürliche Veränderungen S. 215, eure arme Väter S. 221. Sein glücklich (statt glückliches) Blut steht S. 154, ein verlohren (statt verlornes) und fruchtloses Unternehmen S. 181, sein angebohren (statt angebornes) Recht S. 225. Im Imperativ hat Goethe das e ausgelassen, wo der erste Druck es setzt, in löss', sag', fahr' (S. 228. 236 ff.), ebenso im Indicativ in fass, fordr vor Vokalen (S. 208. 217), wogegen umgekehrt sitze statt sitz' S. 145, in widmet' statt widmete S. 227. Lieb Clärchen statt liebes Clärchen S. 221. Knie statt Kniee S. 220, still statt stille S. 164, eh er statt ehe er S. 171, dagegen wie es statt wie's S. 146, wäre es statt wär es S. 195, Thüre statt Thür S. 227. 241. Die Dative Tuche, Tische, Heile, Unglücke, Augenblicke, Schlafe hat Goethe statt der Formen ohne e, dagegen König S. 217, Haus S. 229, Gewand S. 242 statt Könige, Hause, Gewande. Einigemale statt einigemal S. 232, süssten statt süssesten S. 243, dagegen Königes statt Königs S. 212. Lang statt lange lesen wir S. 180, doch daselbst Ursache statt Ursach. Im Innern des Wortes lässt Goethe das e, welches der erste Druck hat, regelmässig aus, so in freisten, ehrnen, Zutraun, stehn, sehn, geschehn (wogegen nur S. 177 stehen, S. 200 gesehen), andrer, sichrer, bessre, ünsre, gehaltener, rechtschaffner, eigner, verräthrischer u. s. w, nur schwankt er zwischen Herrn und Herren;***) die Formen mit e, wie auch

***) So schreibt er auf derselben Seite (164) euch Herren und viele Herrn, S. 166 einem Herren, S. 218 des Herren, aber S. 187 von den politischen Herrn. S. 210 lesen wir Ihr scheinet, aber entsetzt, nicht entsetzet, S. 238, naht S. 242.

blutiger, muthigem, gehören dem Setzer an, der die in der Druckerei angenommene Schreibung und Satzzeichnung überall gleichmässig durchzusetzen bestrebt war. In unserer Handschrift lesen wir, wie in Goethe's Briefen der Zeit, eures, eurem, edlen, grade, meynen, schröcklich, ergötzen, nötig, fröhlig, holen, zertretten, mäsig, groser, schossen, müssen, Genosse, Bischöffe, Mayestät, Volck Gedancke, Schwerdt, Gendter, Trähne, Trohn, und vieles andere, was erst im Drucke, nicht in der zum Drucke eingesandten Handschrift geändert ward. So ist auch bei den scenarischen Bemerkungen der Drucker von der oft ungenauen Bezeichnung Goethe's abgegangen, der diese in Klammern einschloss und sie mit einem kleinen Anfangsbuchstaben begann. Bei der Anführung der Personen hatte Goethe mehrfach Margarethe statt Regentin, ebenso Zimmermann statt Zimmermeister; hier hat der Druck Gleichmässigkeit eingeführt, nicht aber auch in allen andern Fällen. S. 206 steht in der Handschrift „Alba mit seinem Sohne hervortretend;" der Drucker schrieb „mit seinem Sohne Ferdinand," und so im folgenden überall Ferdinand, wo Goethe in der Personenangabe regelmässig Sohn hat. Im fünften Aufzuge hat freilich schon die Handschrift Ferdinand. Die unrichtige Personalbezeichnung Jetter statt Vansen vor der Rede „Gevatter Tropf!" (S. 199) findet sich schon im ersten Druck verbessert. Die Anrede in der Einzahl lass ist S. 197 in lasst berichtigt.

Die Kenntniss dieser Urhandschrift*) des zu Rom umgeschriebenen „Egmont" ist nicht ohne Bedeutung, wenn sie uns auch keine neue Lesart an die Hand gibt und Vermuthungen über Versehen (so hat sie S. 171 das von mir bezweifelte gebrandt) und eigene Einschiebungen nicht bestätigt. Hätten wir noch die Urhandschrift derjenigen Gestalt des Stückes, welche Goethe am 5. Mai 1782 an Möser's Tochter schickte, so würden wir darüber entscheidender urtheilen können. Ob diese sich in Goethe's Archiv zu Weimar befindet, wissen wir leider nicht. Die vollständige Vergleichung der Lesarten in den Ausgaben des „Egmont" habe ich in meiner Schrift „Goethe's Götz und Egmont" (1854) S. 409 ff, gegeben, wo auch die hier in Betracht kommenden Eigenheiten der Goethe'schen Sprache besprochen sind; seine Rechtschreibung und Satzzeichnung und die Art seiner Verbesserungen findet man in meiner Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's „Iphigenie" näher bezeichnet.

---

*) Die vollständige Vergleichung derselben verdanke ich der stets bewährten Güte meines Freundes Herrn Regierungsrath von Löper in Berlin, der sie im Jahre 1859 in ein Exemplar des ersten Druckes eintrug, das er mir zur Verfügung gestellt hat. Es gereicht mir zur Freude, bei dieser Gelegenheit auf die anziehende Entdeckung von Löpers in Gosche's „Jahrbuch für Literaturgeschichte" I, 199 in Bezug auf Egmont zu verweisen.

H. Düntzer.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

che, Jahrbuch f. Literaturgeschichte. 1 Bd. (Leipzig, Engelmann.) 3 Thlr.

k der ältesten deutschen Literaturdenkmäler. 1. u. 2. Bd. gr. 8. lerborn, Schöningh.) 3²/₃ Thlr.

## Grammatik.

·. Koch, historische Grammatik der englischen Sprache. 2 Bde. Satzlehre der englischen Sprache. (Göttingen, Wigand.) 3 Thlr.

reysig, Auszug aus der deutschen Grammatik für untere und mitt- Klassen höherer Lehranstalten. (Posen, Merzbach.) ¹/₆ Thlr.

ke, Anleitung zur englischen Aussprache nebst einem systematisch ·dneten Wörterverzeichniss zur Einübung der Aussprache. (Prenz- Kalbersberg.) ¹/₄ Thlr.

.lard, Grammaire de la langue française à l'usage des classes ›rieures. (Dresden, Wolf.) ¹/₃ Thlr.

aldow, Handbuch der französischen Aussprache. (Berlin, Nicolai.) ¹/₂ Thlr.

## Lexicographie.

s, Dr., Dan., Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen Luther bis auf die Gegenwart. 34. Lfrg. gr. 4. (Leipzig, O. Wi- d.) n. 24 Thlr.

englisch-deutsches u. deutsch-englisches Wörterbuch mit besonderer ksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Literatur und Wissen- .ft. 2 Bde. Deutsch-engl. 14. Hft. Lex.-8. (Bremen, Schünemann's .) ¹/₂ Thlr.

ıeues Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache Schulgebrauche. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr.

ıues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache zum Ge- ıch für alle Stände, enth. alle gebräuchl. u. neuen Wörter beider ıchen, nebst ihrer Erklärung u. Angabe ihrer verschiedenen Bedeu- ; im eigentl. u. figürl. Sinn. Ebend. 2 Thlr.

nann, a dictionary of the english language of the 13, 14 und 15 uries. (Krefeld, Gehrich & Co.) 1¹/₆ Thlr.

r, deutsches Sprichwörter-Lexikon. 11. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) ²/₃ Thlr.

, Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst den gebräuchlichsten ndwörtern, Angabe der Betonung u. Aussprache u. einem Verzeich- e der unregelmäss. Zeitwörter. (Leipzig, B. Tauchnitz.) 2 Thlr.

## Literatur.

Heliand. Christi Leben und Lehre, nach d. Angels. v. Simrock. 2. Aufl. (Elberfeld 1866, Friderichs.) $^3/_4$ Thlr.
F. Müller, deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. 236 S. gr. 8. (Hermannstadt 1864, Steinhaussen.) 1 Thlr.
P. Cassel, der Grâl u. sein Name. 28 S. gr. 8. (Berlin, v. Decker.) $^1/_4$ Thlr.
O. Schade, altdeutsches Lesebuch. 2 Thle. (Halle 1866, Buchhandl. d. Waisenhauses.) 4 Thlr.
J. G. Rönnefahrt, Schiller's dramatisches Ged. Don Karlos Infant von Spanien. (München, Kaiser.) $^1/_2$ Thlr.
A. W. Grube, aesthetische Vorträge. 2 Bdchn. (Iserlohn 1866, Bädecker.) $1^1/_6$ Thlr.
H. Hettner, Literaturgeschichte d. 18. Jahrhunderts. 1. u. 2. Thl. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.) $2^2/_3$ Thlr.
J. T. Loth, Album der schönsten Blüthen deutscher Dichtkunst. 404 S. (Leipzig, Brockhaus.) $1^2/_3$ Thlr.
F. Kreyssig, Geschichte der französischen Nationalliteratur. 1. Lfrg. gr. 8. (Berlin 1866, Nicolai.) $^5/_6$ Thlr.
J. L. Klein, Geschichte des Drama's. III. gr. 8. (Leipzig, J. O. Weigel.) 4 Thlr.
Shakespeare's sämmtliche Werke; durchgesehen von M. Moltke. 1 — 38 Lfrg. (Leipzig. Shakespeare-Verlag.) à 1 Sgr.
Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Deutsch von A. Tanner. 1. u. 2. Lfrg. (München, Fleischmann.) 1 Thlr.
v. C. (König Carl XV. von Schweden) aus dem Schwedischen von A. v. Winterfeld. (Berlin, 1866, Behr.) $^2/_3$ Thlr.

## Hilfsbücher.

F. Paulisch, Hand-Fibel. 2 Thle. Poetische und prosaische Lesestücke. Für die Unterklassen der Volksschulen. (Berlin, Oehmighke.) $7^1/_2$ Sgr.
Johs. Meyer. Deutsches Sprachbuch für höhere allemannische Volksschulen. 1. Cursus. (Schaffhausen, Brodtmann.) 12 Sgr. (42 Xr. rh.)
F. W. R. Fischer. Kleine Grammatik der deutschen Sprache. (Berlin, Nicolai.) 18 Sgr.
R. Fischer, Orthographisches Uebungsbuch. (Bromberg, Aronsohn.) 3 Sgr.
Ch. Frdr. Koch. Deutsche Elementargrammatik für höhere Lehranstalten etc. (Jena, Mauke.) $^1/_4$ Thlr.
Emil Otto, Materials for translating english into french with grammatical notes and a vocabulary. (Heidelberg, Groos.) 24 Sgr.
— — Materials for translating english into german with grammatical notes and a vocabulary. (Ebendaselbst.) 24 Sgr.
— — Kleine englische Sprachlehre für Anfänger. (Ebendaselbst.) 12 Sgr.

# Thiers,

## der Geschichtschreiber des ersten Kaiserreichs, und die Reaction gegen seine Geschichtschreibung.

> Derjenige, welcher furchtlos, ohne Verblendung und ohne Zorn die Logik und Verkettung der Dinge in der Geschichte Napoleon's wiederherstellte, würde der öffentlichen Meinung einen wahren Dienst leisten. — Aus der alten Verblendung musste man doch einmal sich herausreissen, wenn es wahr ist, dass die Geschichte nicht ein Blendwerk, sondern Wahrheit ist.
>
> Edgar Quinet, Feldzug v. 1815.

In der pompösen Einleitung zum zwölften Bande der Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs, worin Thiers mit grossem rhetorischen Aufwande die Frage behandelt, welche Eigenschaften ein Geschichtschreiber haben soll, sagt er, dass es nicht eine, sondern zwanzig Arten gibt, Geschichte zu schreiben, dass man sie schreiben könne wie Thukydides, Xenophon, Polyb, Livius, Sallust, Cäsar, Tacitus, Commines, Guichardin, Machiavell, Saint-Simon, Friedrich der Grosse, Napoleon, und dass sie also auf vorzügliche, wenn auch verschiedene Weise geschrieben sei. Mit Ausnahme des letzten Namens ist hier in der That eine Reihe von ausgezeichneten, ja den vornehmsten Historikern zusammengestellt; ob aber Thiers selbst denselben beizuzählen sei, dürfte zum Mindesten eine offene Frage bleiben. Und doch, welche Triumphe hat nicht sein Geschichtswerk gefeiert, mit welcher Ungeduld und Aufmerksamkeit ist nicht ein jeder Band desselben, nicht in Frankreich allein, sondern im Auslande sogar, erwartet, aufgenommen und bewundert worden! Das Werk ist freilich auch in der That ein ganz bedeutendes; es ist die Frucht jahrelanger fleissiger Arbeit, geschrie-

ben von einem der berühmtesten Staatsmänner und dem hervorragendsten Redner, den die parlamentarischen Regierungen Frankreichs seit der Restauration der Bourbonen hervorgebracht haben. Es ist ferner ein Werk, das in literarischer und stilistischer Beziehung einen sehr hohen Rang einnimmt, wo die Gabe des Erzählens, die Klarheit und Lebendigkeit der Schilderung und die Schönheit der Sprache von Jedermann anerkannt wird — Eigenschaften, welche in Frankreich von je (an und für sich) literarische Triumphe bereitet haben.

Allein hier muss mit dem Lobe angehalten werden. Denn lassen wir einmal diese äusseren Vorzüge, die Berühmtheit des Verfassers, den Fleiss der Arbeit und die stilistische Schönheit bei Seite, und forschen wir nach dem innern Gehalte des Werkes und der ganzen ethischen Anschauungsweise, die demselben zu Grunde liegt, so werden wir ein anderes Urtheil fällen müssen, als der grosse Haufe der Bewunderer, und der Zauber, den die lebendig dahinfliessende Erzählung und der rhetorische Glanz auch auf den Unbefangensten (wenigstens bis zum sechsten Bande, Tilsiter Frieden) ausgeübt hat, wird einer entschiedenen Missbillung weichen.

Wenn es einem modernen Geschichtschreiber kaum möglich ist, in absoluter Objectivität zu verharren, wenn er anders mit denkendem Kopfe die Ereignisse betrachten, die Verkettung der Ursachen und Wirkungen erkennen, die Tragweite der Handlungen und den Charakter und Werth der handelnden Personen beurtheilen will, ohne welche Kritik er sich kaum über den Rang eines Logographen oder trockenen Annalisten erheben würde; wenn die subjective Anschauungsweise, das Gefühl, das Herz des Historikers trotz aller Zurückhaltung dennoch durch die Darstellung hindurch sichtbar wird, weil er bewusst oder unbewusst Partei nimmt, für das, was ihm gut und schön und grossartig scheint, wie denn sogar bei den objectiven Alten so etwas wie Parteinahme nicht undeutlich hindurchschimmert, bei Thukydides die Bewunderung für Athens Grösse, bei Xenophon die Vorliebe für Lakedämon, bei Livius der leidenschaftliche römische Patriotismus und Carthagerhass (Hannibal nulla fides — Punica fides etc.); so verargen wir es keinem Historiker, dass er für gewisse Männer und Ereignisse eine

gewisse Vorliebe zeigt, die wir dem Patriotismus, den auch wir für uns in Anspruch nehmen, zuschreiben, sobald der Schriftsteller die Grenzen der Wahrheit nicht überschreitet und die Begriffe von Tugend und Recht nicht leichtsinnig trübt oder gar zerstört. Wenn aber der Geschichtschreiber Napoleon's seinen Helden zu einem Halbgotte erhebt, ihm alle Tugenden zuerkennt, alles mögliche Gute und Grosse zuschreibt, das mit und trotz seinem Zuthun geschehen, seine Fehler und Verbrechen kaum erwähnt, oder mit so schonender Rücksicht und entschuldigenden Beschränkungen anführt, dass sie als winzig klein und fast null erscheinen, wenn zu solchem Zwecke der vollsten Admiration die sichersten Thatsachen verschwiegen oder entstellt werden, wenn endlich — wir nahen uns jetzt der Grundidee, der Hauptsache — zuerst heimlich angedeutet, dann offen ausgesprochen wird, dass der Erfolg das Urtheil über den Werth einer Handlung abzugeben habe, dass eine Thatsache, welche glücklich gelungen ist, auch darum gut sei,*) wenn, mit einem Worte, die Adoration der materiellen Gewalt, das Recht des Stärkeren, das Faustrecht und damit eine jesuitische Moral die Grundpfeiler der moralischen Begriffe eines Geschichtsforschers unserer gebildeten modernen Welt bildet, dann ist diese Subjectivität nicht mehr eine erlaubte, dann soll sie öffentlich und laut gerügt und verdammt werden.

Ausserordentlich ist allerdings die Geschichte der fünfzehn ersten Jahre unseres Jahrhunderts, ausserordentlich das Schicksal des Mannes, der vom Range eines einfachen Artillerieoffiziers sich zum absoluten Beherrscher Frankreichs aufgeschwungen hat; der Europa durch den Schrecken seiner Waffen erzittern machte; den von den Stürmen der Revolution zerschmetterten Thron wieder aufrichtete, um sich darauf zu setzen; der seinen Brüdern und Waffengefährten wie Vasallen die eroberten Länder vertheilte; im neunzehnten Jahrhundert den mittelalterlichen Traum einer

*) Ueber August sagt Dio Cassius 45. 4: „ἔκτ τῆς εὐτυχίας καί ἐξ ὧν ἐπικατώρξοσε, καὶ ἀνδρείας ὄνομα προσεκτήσατο. Πολλὰ γὰρ ἤδη τινὲς οὐκ ὀρθῶς ἐπιχειρήσαντες, δόξαν ὅτι ἐπετυχεῖς αὐτῶν ἐγένοντο, εὐβουλίας ἔσχον· καὶ ἕτερα ἄριστα τινὰ προελόμενοι, μωρίαν, ὅτι μὴ κατέτυχον αὐτῶν, ὦφλον.“ Die Admiration des Successes ist also schon eine alte Sünde in der Geschichte der Menschheit.

Universalmonarchie zu verwirklichen versuchte; dann den vereinigten Waffen aller europäischen Mächte unterlag, und, der einstige Beherrscher Frankreichs und Europas, die kleine Insel Elba als Ersatz erhielt, dieselbe aber bald wieder verliess, um noch einen Augenblick in den Tuilerien zu erscheinen; dann wieder besiegt, auf einer weit entfernten, einsamen Insel des Atlantischen Ozeans die fünf letzten Jahre seines Lebens als Gefangener zubrachte, und daselbst sterbend, einen Namen hinterliess, der gleich denjenigen Alexander's und Cäsar's in aller Mund geblieben ist und die Phantasie aller Völker beschäftigt hat. Es ist begreiflich, dass eine so wunderbare Laufbahn jedes Gemüth mit Bewunderung und Erstaunen erfüllen und zahllose Dichter begeistern konnte; begreiflich, dass unzählige Panegyriker erstanden; begreiflich, dass sogar ernste Geschichtschreiber von dem poetischen Zauber des Gegenstandes ergriffen worden sind — es ist sogar erklärlich, dass die Geschichte Napoleon's nach und nach zu einer Legende, in Folge der poetischen Ausschmückungen, der traditionellen Anekdoten, der stereotyp gewordenen Charakteristiken und Zuthaten zu einem Mythus werden konnte, welcher, von Dichtern und fanatischen Panegyrikern von einem Menschenalter auf das andere übertragen, von der historischen Wahrheit und Moral nicht viel mehr als den Namen oder den Schatten führte. Dass aber ein hochgestellter Staatsmann und Geschichtschreiber in seinem zwanzigbändigen Werke, der Arbeit eines ganzen Lebens, das schon durch seinen Umfang auf wissenschaftlichen Ernst und durch die Ausführlichkeit und sorgfältige Ausarbeitung auf den Ruhm eines bleibenden Monuments, einer für alle Zeiten giltigen, authentischen Chronik Anspruch macht, dem traditionellen Mythus folgen konnte, im Zauber der poetischen Ausschmückung verstrickt blieb, sich in der moralischen Beurtheilung zum Echo eines Patriotismus machte, der in seiner Uebertreibung sich bis zum Fanatismus steigert; dass er sich so weit vergessen konnte, sich zu den Anbetern des nationalen Fetischs zu gesellen, für welche die gloire française das höchste beneidenswertheste Ideal ist, und welchen mithin, um es zu erreichen, alle Mittel und Wege gut erscheinen, auch wenn sie über Brandstätten und Menschenblut führen — das scheint uns nicht mehr begreiflich

und wir müssen das Geschichtswerk von Thiers, trotz seiner glänzenden Eigenschaften, als ein gefährliches, bedauernswerthes Ereigniss betrachten, gefährlich, weil es in ähnlicher Weise wie einst die philosophischen Elukubrationen des J. J. Rousseau, durch seine Beredsamkeit, mit welcher Wahrheit und Trug auf das Engste gemischt werden, auch die Unbefangensten zu bestechen und zu verblenden vermag.

Doch beruhigen wir uns. Bereits hat der Trug seine Rächer, Thiers seine ihm gewachsenen Gegner gefunden, und eine bedeutsame Reaction gegen die traditionellen Fabeln zu Gunsten der Wahrheit ist eingetreten. Und zwar spreche ich hier nicht von deutschen oder englischen Darstellungen der napoleonischen Geschichte, welche entweder durch ihren Patriotismus und ihre antifranzösische Gesinnung, theils durch wahren wissenschaftlichen Ernst und unparteiische Strenge jene Ereignisse in einem andern Lichte erscheinen lassen: denn diese Quellen würde der französische Nationalstolz sogleich von der Hand weisen; sondern im eigenen französischen Lande, ja aus den Reihen der französischen Armee selbst sind einige Schriftsteller erstanden, welche sich mit aller Macht und unangefochtener Sachkenntniss für die Wiederherstellung der Wahrheit erhoben haben. Wenn Hermann Grimm in einer Rezension der Biographie Friedrich's des Grossen von Carlyle ausspricht, dass der Friedrich der Grosse des englischen Historikers nicht der echte, Lewis Goethe nicht der wahre deutsche Goethe sei, dass, mit andern Worten, ein grosser Mann, Herrscher, Feldherr oder Dichter nur von einem Landsmann im gehörigen wahren Lichte könne dargestellt werden; und wenn diesem Satze die Berechtigung nicht kann abgesprochen werden, so ist die gegen Thiers entstandene Reaction ein um so bedeutungsvolleres Ereigniss, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte. Und wenn wir auch als Zeitgenossen des noch lebenden Geschichtschreibers noch nicht befähigt sind, sein Werk und jene Geschichtsepoche unparteiisch zu prüfen und zu beurtheilen, wie man eine weiter zurückliegende, gänzlich abgeschlossene Geschichtsperiode beurtheilen kann, weil wir gleichsam noch unter dem Drucke jener Ereignisse leben und uns daher der ruhige ungetrübte Standpunkt abgeht, so ist es doch eine nicht

ganz vergebene Mühe und ein Gewinn unserer Erkenntniss, wenigstens die vorhandenen Thatsachen zu constatiren. Dies ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Bevor wir zu den französischen Schriftstellern übergehen, ist es, der vollständigen Uebersicht wegen, nicht überflüssig, in Kürze wenigstens die hervorragendsten Beurtheilungen Napoleon's aus dem Auslande anzuführen, da sie durch Uebersetzungen in Frankreich bekannt und von verschiedenen französischen Autoren beachtet worden sind.

Zuerst veröffentlichte der Amerikaner Channing im Jahre 1828 „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonaparte's," welche durch Walter Scott's „Leben Napoleon's" hervorgerufen waren. Bekanntlich gilt Walter Scott's Buch bei jedem guten Franzosen traditionsgemäss für ein langes Pamphlet gegen Napoleon; Channing wirft hingegen demselben Mangel an Reife des Urtheils, Oberflächlichkeit und namentlich den Fehler vor, dass Walter Scott sich, theils aus Furcht, dem Landesfeinde gegenüber ungerecht zu erscheinen, theils in Folge seiner grossen Bewunderung für die glänzenden Eigenschaften Napoleon's, hinreissen liess, dessen Verbrechen zu verhüllen und im Leser einen günstigeren Eindruck hervorzurufen, als es die Wahrheit zulässt. Channing's Beurtheilung fusst auf einer aufrichtigen, echt menschlichen und christlichen Gesinnung.

Mit ebenso hohem Ernste und moralischem Gefühle hebt Emerson, Channing's Landsmann, Napoleon's ungeheuren Egoismus und den Mangel jedes moralischen Prinzips hervor, welche die Grundlage des Charakters dieses so bedeutenden Mannes bilden.

Voll patriotischer Leidenschaft und doch zugleich voll hohen moralischen Ernstes ist das Gemälde Napoleon's, das Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation entworfen hat; wie denn auch schon früher Frau von Staël in verschiedenen Schriften sich gegen den Usurpator erhoben hatte, dem auch die Stimme dieser schwachen Frau so unliebsam wurde, dass er die Schande nicht fürchtete, sie mit Drohungen und Verbannung zu verfolgen.

Thiers' grosses Geschichtswerk, die Fortsetzung seiner Geschichte der französischen Revolution (in sieben Bänden), erschien von 1843 — 1860. Nicht lange dauerte es, so erschien

das erste bedeutende Correctiv, die Geschichte des Feldzugs von 1815 von Oberst Charras, von der bereits die vierte Auflage mit bedeutenden Zusätzen kurze Zeit vor des Verfassers leider zu frühem Tode herausgekommen ist. Charras hat mit gewissenhafter Zuratheziehung aller einschlägigen Quellen, der deutschen (Damitz, Klausewitz, Plotho), englischen (Gurwood, Posonby, Siborne), holländischen (von Löban Sels), Berichte der officiellen Actenstücke des Kriegsministeriums und den nach und nach veröffentlichten Correspondenzen von Gurgoud, Gruchy, Jomini, des Herzogs von Elchingen (Ney's Sohn), nach eigner Anschauung der Oertlichkeiten und Benutzung der mündlichen Aussagen noch lebender Augenzeugen, den ganzen Feldzug von 1815 vollständig wieder dargestellt, jene denkwürdige dreitägige Schlacht, welche zwischen Ligny, Waterloo und Namur stattfand, in allen ihren Peripetien, Stunde für Stunde geschildert, und in überzeugendster Weise dargethan, dass Waterloo nicht ein von dunkelm Fatum verhängtes Martyrium, sondern die gerechte Züchtigung eines schuldbeladenen Despoten ist, dessen ungezügelter Ehrgeiz seinen unbestrittenen Ruhm als Feldherrn durch die Fehler seiner rücksichtslosen Politik zu Grunde richtete. Dieses Werk ist nicht nur in militärischer nnd technischer Hinsicht ein höchst bemerkenswerthes, sondern es zeichnet sich auch in der Form, in stilistischer und sprachlicher Beziehung vorzüglich aus.

Ein anderer Autor, der sich schon durch verschiedene historische und philosophische Schriften einen ehrenwerthen Namen in der modernen französischen Literatür erworben hatte, Edgar Quinet, veröffentlichte im Jahre 1862 in gleicher Weise eine neue Geschichte des Feldzugs von 1815. „Die zweite Invasion,“ sagt Edgar Quinet im Eingange des vierten Kapitels, „führt mich nach Waterloo. Hier will ich stehen bleiben, da ich seit sechs Jahren (er schrieb dies 1857) dieses Schlachtfeld als einzigen Horizont habe, und in diesem langen Zeitraume mehr Gelegenheit als irgend Jemand gehabt habe, über diese Niederlage nachzudenken und ihre Ursachen zu erforschen. Ich auch, ich kenne diese Grabstätte, weil ich sie bewohne. Wenn solche Unglücksfälle sich Schlag auf Schlag wiederholen, so ist es nicht sehr vernünftig, sich einzubilden,

dass sie durch einen zufälligen Umstand, einen vergessenen oder vernachlässigten Befehl, ein Ungewitter oder einen hartnäckigen Regen verursacht worden sind . . . . Es musste ein tiefer, unheilbarer Schaden in den Dingen und im Manne selbst vorhanden sein . . . nicht ein Fehler allein, sondern eine Anhäufung von Fehlern, die wegen ihrer grossen Zahl sind unheilbar geworden.“ Und weiter sagt er: „Einige wenige schüchterne Notizen nur hatte die Wahrheit im Verlauf eines Vierteljahrhunderts über die erdichteten Berichte von St. Helena errrungen; so sehr fürchtete man sich davor, Napoleon zu verkleinern oder ihm zu widersprechen. — — Und doch musste dieser Verblendung (incautation) ein Ende gemacht werden, wenn es wahr ist, dass die Geschichte nicht Täuschung, sondern Wahrheit ist. — — Der eingewurzelte Irrthum wird nicht auf einmal zerstört; es braucht mehr als einen Anlauf, um ihn niederzuwerfen. Der beste Beweis vom Verdienste und der Lebenskraft eines Buches, wie dasjenige des Oberst Charras, wird immer der sein, dass es nicht allein zu einer unfruchtbaren Beistimmung, sondern zu anderen Arbeiten auffordert, welche von derselben Aufopferung für Frankreich und von Gerechtigkeit gegenüber dem Auslande beseelt sind.“ So sind in der That noch mehrere und wohlbekannte Schriftsteller theils ausschliesslich, theils gelegentlich auf diesen Gegenstand gekommen.

Duvergier de Haurannes bespricht in seiner „Geschichte der parlamentarischen Regierungsform“ den am 18. Brumaire inaugurirten Despotismus. In seiner „Geschichte der Restauration“ schildert Lamartine den Kaiser vom Jahre 1812 in sehr gelungenen Zügen, welche den Davidschen Darstellungen nicht mehr sehr ähnlich sind, aber der Wahrheit um so näher liegen, wenn auch Ste. Beuve in einer causerie du lundi geglaubt hat, als neuer Adept des neuen Kaiserreichs sie mit seinem offiziösen Witze bespötteln zu müssen. — Auch Charras hat im Eingang seiner Geschichte das Aussehen und körperliche Befinden des Kaisers im Jahre 1815 nicht übergangen. Und wenn man diesem Buche Lamartine's nicht mit Unrecht zuviel rhetorischen Aufwand und poetische Ausschmückung vorgeworfen hat, wovon keine der historischen Schriften des Dichters frei ist, so ist dennoch die ganze Haltung und der Totaleindruck des Gemäl-

des richtig. In der vierundvierzigsten Vorlesung seines „Cours familier de littérature“ unterwirft ferner Lamartine die Geschichte des Consulats und Kaiserreichs einer Kritik, welche die Fehler derselben vortrefflich hervorhebt und dessen ganze Tendenz verurtheilt. —

Dieselbe Aufgabe haben sich gestellt Eugen Pelletan in der „Revue de Paris“ (1856, April) Tanfrey in der „Revue nationale“ (Juni 1861), Conrad Scherer in seinen „Kritischen Studien über die gegenwärtige Literatur“ (Paris 1863), Chauffour-Kestner in der „Revue germanique“ (1863, Januar), welch letztere Arbeit als besondere Broschüre unter dem Titel „Thiers, historien“ erschienen ist. Nicht übergehen dürfen wir ferner den neuen Roman von Eickmann „Chatriaut et le Conscrit de 1813“, der in einschneidender Weise die Miseren der Conscription der letzten Jahre zur Anschauung bringt, in der Schilderung der Schlachten vor, bei und nach Leipzig, in der Behandlung der Verwundeten auf dem Felde und in den Spitälern, beinah zum ersten Male den Schleier lüftet, den sonst die französischen Novellisten über die Blutscenen der Napoleonischen Zeit auszubreiten pflegen. (Dumas, Sue etc.)

Ausser diesen hervorragendsten Arbeiten wären noch zahlreiche andere gelegentliche Artikel und Rezensionen zu nennen, welche in deutschen, englischen, (namentlich der „Edinburgh Review“) und andern Zeitschriften zerstreut sind, für die Hauptsache aber, die wir hier vor Augen haben, nicht von wesentlichem Belange sind, weshalb wir sie übergehen. Endlich ist noch, theils als Ergänzung und Vermehrung, theils als Resume und leicht nachzuschlagende Uebersicht des in den vorbezeichneten Arbeiten gegebenen Stoffes, das Buch des H. Prf. Barni „Napoléon et son historien M. Thiers“ anzuführen, welches vor nicht langer Zeit in Genf erschienen ist. Obschon letzteres Buch hier und da leidenschaftliche Gereiztheit durchschimmern lässt, welche in gegenwärtigen politischen Verhältnissen ihren Grund haben mag, denn wir vermuthen, dass Barni (wie Charras und Quinet) ein in Folge des Staatsstreichs verbannter Franzose ist, so ist doch nirgends der einem ernsten Schriftsteller geziemende Ton und Anstand verletzt und zeugt jedes Kapitel von Scharfsinn, von fleissiger Forschung und na-

mentlich von strengem moralischen Gefühl, dem Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, Sittlichkeit und Charaktergrösse unerlässliche Bedingungen sind.

Die umfangreichsten aller genannten Schriften, diejenigen von Charras und Quinet, behandeln ausschliesslich den Feldzug von 1815 und berühren nur gelegentlich Fragen aus der früheren Zeit Napoleon's. Lamartine und noch vollständiger Barni folgen hingegen Thiers Band für Band und weisen an den früheren Handlungen und Unternehmungen Napoleon's nach, wie sie in der Wirklichkeit aussehen und der Wahrheit nach zu beurtheilen sind. Es ist dies auch der Weg, den wir eingeschlagen haben; denn wie bei allen grossen geschichtlichen Ereignissen das eine aus dem andern hervorgeht, eine Handlung naturgemäss die Consequenz vorausgegangener Thatsachen ist, so erfolgt auch in Napoleon's Lebenslauf ein Faktum aus dem andern.

Viele der gegen Thiers gerichteten Beschuldigungen werden freilich zugleich auf Napoleon's eigene Aeusserungen zurückfallen; denn es ist bekannt, dass Napoleon zwanzig Jahre lang nicht nur die Geschichte gemacht, sondern sie auch erzählt hat und zwar auf seine Art. Er war keiner jener schweigsamen Despoten, welche die Erde unterjochen ohne zu reden; und vielleicht hat es nie einen Mann der That gegeben, der so viel gesprochen, raisonnirt und über seine Thaten geschrieben hat. Dass seine Schriftstellerei dann zur Entwicklung der napoleonischen Legende beigetragen hat und seine Aussagen wie Orakel aufgenommen wurden in einer Zeit, wo Alles verstummte und er allein redete, wird Niemanden in Erstaunen setzen. Es ist aber auch Niemandem mehr unbekannt, wie behutsam Napoleon's Berichte aufzunehmen und wieviel Irrthümer absichtlich in dieselben gekommen sind, hauptsächlich in der doppelten Schilderung der Tage von 1815. Auffallend mag es auf den ersten Blick sein, dass seine Memoiren, worin er mit sichtlichem Wohlgefallen seine ersten Feldzüge erzählt, mit Marengo plötzlich abbrechen und erst mit dem Jahre 1815 wieder aufgenommen werden. Allein diese Lücke, die das ganze Kaiserreich umfasst, muss wohl darin ihren Grund haben, dass jene erste Epoche, die schönste seines Lebens, ihm einen reinen, ungetrübten Ruhm darbot, die letzte, welche ihm den Untergang

brachte, ihn zwang, sich vor der Nachwelt und vor sich selbst zu rechtfertigen, während die mittlere, welche Namen enthält wie Wagram, Eilau, Moskova, oder Enghien, Palm — — ihm allzu schwierig oder zukunftsschwanger erscheinen mochte.

Der erste der zwei genannten Berichte, durch den General Gurgaud von St. Helena herübergebracht und auch unter dessen Namen erschienen, ist derjenige, welcher die allgemein angenommene Tradition festgesetzt hat; alle die Männer, welche dieselbe beschuldigt hat, sind ohne weitere Prüfung in der öffentlichen Meinung verurtheilt geblieben.

Der andere Bericht, welchen der Kaiser mit viel grösserem Fleisse, viel ausführlicher und namentlich mit der erstaunenswürdigsten Kunst der Erzählung, mit Kraft, Lebendigkeit und hinreissender Begeisterung verfasst hat, überrascht noch mehr als der erste den unbefangensten Leser und fesselt ihn wie durch einen Zauber. Doch ist derselbe unbemerkt geblieben, nur von einzelnen Fachmännern gelesen worden, und wird noch oft mit dem Memorial des Las Casas verwechselt. Es ist natürlich, dass Napoleon, auf der fernen Insel von seinen Offizieren und Getreuen getrennt, in dieser Erzählung viele Dinge, die er gar nicht wissen konnte, in seiner Einbildungskraft erfinden und die gröbsten handgreiflichsten Irrthümer in Bezug auf Zeit, Ort und Distanzen begehen musste. Erst im Jahre 1840 hat der Herzog von Elchingen, Ney's Sohn, in der ehrbaren Absicht, das Andenken seines, ungerechter Weise beschuldigten Vaters zu retten, die authentischen Schriftstücke, die Papiere des Generalstabs Ney's, die Marschordern, Angriffsbefehle, Briefe und Instructionen Napoleon's herausgegeben; es war diess die erste solide Grundlage für eine militärische Geschichte des Feldzugs von 1815. Und so mächtig war auch damals noch der alte Zauber des napoleonischen Mythus, dass Niemand es bemerken wollte, wie Elchingen's Angaben die Napoleonischen gänzlich umwarfen: Jomini erst war es, der diese wichtige Veröffentlichung benutzte. Gehen wir nun zum Einzelnen über.

Napoleon's Herrschaft beginnt mit dem 18. Brumaire. Dieser dies nefastus, wie ihn Duvergier de Haurannes nennt, wird im letzten Kapitel des letzten Bandes der Geschichte der Revolution erzählt, und Thiers findet diesen Staatsstreich sehr

gut und gesetzlich, weil er ihn als nothwendig ansieht. Gleich hier beginnt der Angriff der meisten Gegner Thiers, und wenn auch Napoleon sich in St. Helena rühmte, sich zur höchsten Macht emporgeschwungen zu haben, ohne ein Verbrechen zu begehen, so stimmen alle Kritiker darin überein, jenen Staatsstreich für ein Verbrechen, für ein Unglück zu erklären, weil derselbe das Kaiserreich in sich schliesst und das Kaiserreich wiederum alle folgenden Ereignisse nach sich zieht, die Invasionen von 1814 und 1815 bis zum völligen Sturze des Machthabers und der Demüthigung Frankreichs. „Allerdings," sagt Barni, „liess die Regierung und selbst die Verfassung, welche Bonaparte, nachdem er leichtsinniger Weise seine Armee in Aegypten desertirt hatte, umzustürzen sich beeilte, Vieles zu wünschen übrig. Obgleich ich weit entfernt bin, alle vom Urheber und den Mitschuldigen des 18. Brumaire gegen das Directorium gerichteten Anschuldigungen zu unterschreiben, so verhehle ich mir dennoch dessen Fehler und Schwachheiten nicht, ebensowenig als die Schäden der damaligen Verfassung; aber wie sie auch beschaffen sein mochte, so war diese Regierung eine in der regelrechtesten und gemässigtesten Form errichtete constitutionelle Regierung, welche die Republik geschaffen hatte; und wenn Bonaparte von wahrem Patriotismus wäre beseelt gewesen — denn Thiers nennt den Staatsstreich eine That des Patriotismus und Ehrgeizes — so hätte er sein Genie und seine Macht dazu angewendet, die republikanischen Einrichtungen der Revolution zu befestigen und zu verbessern. Es wäre dies keine Unmöglichkeit gewesen, aber es war nicht nach seinem Geschmacke, denn nicht ein Washington wollte er werden, sondern ein Cäsar." Alle die lügenhaften Versicherungen Napoleon's dem Directorium gegenüber, sein heimliches, wohl berechnetes, treuloses Spiel und die schmähliche Mithilfe des eitlen und interessirten Sieges — alle die versteckten Machinationen, von denen die Memoiren des Präsidenten Gohier Nachricht geben, hat Thiers wohlweislich verschwiegen, um nur das seiner blinden Bewunderung für den „Retter Frankreichs" Zusagende anzuführen. Es wäre indessen zu weitläufig, alle die Einzelheiten, welche die Geschichte jenes Complotts ausmachen, hier zu wiederholen. Hören wir, was Channing als Endbetrachtung

darüber sagt: „Derjenige, welcher eine vatermörderische Hand gegen die Rechte und Freiheiten seines Landes erhebt, welcher dreissig Millionen seiner Mitbürger den Fuss auf den Nacken setzt, in seiner einzigen Hand die Macht eines ganzen Reiches vereinigt, dessen Schätze verschleudert, das Blut des Landes wie Wasser vergiesst, um die übrigen Nationen zu unterjochen — — der verdient von der Menschheit in die Acht erklärt und auf der Stirne mit keinem anderen Male bezeichnet zu werden, als demjenigen, mit dem Mörder bezeichnet werden."

Es versteht sich, dass Thiers consequent bleibt, und wie er in der Geschichte der Revolution den 18. Brumaire verherrlicht hat, so lobt er auch die Politik des Consulats und die bekannte Constitution des Jahres VIII, welche fünfundvierzig Tage nach dem 18. Brumaire das Licht der Welt erblickte, den Zwecken des neuen August vollkommen angemessen war, heutzutage aber von Jedermann nur mit Lächeln kann angesehen werden; denn es gehört ein gutes Quantum Verblendung und Leidenschaft dazu, nicht zu merken und nicht zugestehen zu wollen, dass Tribunal, Corps législatif und Sénat conservateur nur Namen, republikanische schönklingende Namen waren, womit die thatsächliche Concentrirung aller Macht in den Händen des ersten Consuls verdeckt wurde und dass die ganze Organisation des Systems nichts anderes war, als eine bis auf die Namen vollständige Wiederholung der Usurpation des ersten römischen Cäsaren. Selbst diejenigen, deren politische Anschauungen dahin führen, die Errichtung des Consulats als eine, für die ruhige Entwicklung Frankreichs nöthige Sache anzusehen, die Aufhebung des Directoriums und alle durch die Revolution errungenen Freiheiten als etwas Nützliches zu betrachten, obschon sich Napoleon nebst seinen Anbetern stets als das Kind und den Repräsentanten der Revolution proklamirte, selbst solche Politiker, sagen wir, werden nicht leugnen können, welche Betrügereien, welche Lügen und Gewaltthätigkeiten mussten in's Werk gesetzt werden, um „das neue Gebäude" aufzuführen. Der gemeinste Servilismus ward in der Besetzung der obersten wie der niederen Behörden eingeführt, die Gerichtsbarkeit wie die administrative und executive Gewalt dem freien Ermessen der Alles leitenden Hand und ihrer Helfershelfer über-

lassen, die Freiheit der Presse wie des Gedankens gänzlich unterdrückt. So wurde also die natürliche Fortsetzung des 18. Brumaire, das Consulat, durch die gewöhnlichen arcana imperii (wie Tacitus in der Geschichte der Claudier sich oft ausdrückt), Lüge und Gewalt, Corruption und Schrecken erreicht. Sonderbarerweise, wie Barni richtig hervorhebt, gibt Thiers zu, dass die gemeine Sollicitation von Ehrenstellen, das Kriechen um die wohlbezahlten Beamtungen und der allgemeine Servilismus dem neuen Herrscher gegenüber, sich bis zum Ekel steigerte, aber es fällt ihm nicht von ferne ein, die Verantwortung und Schuld dem Urheber, seinem Helden, beizulegen. So kostete es weiter keine Mühe mehr, das zuerst zehnjährige Consulat auf Lebenszeit auszudehnen und die soeben so gerühmte Verfassung des Jahres VIII auf's Neue umzustürzen. Ebenso leicht erfolgte darauf die Austheilung der Belohnungen und vorzüglich die Gründung der Ehrenlegion, die Thiers als eine grande pensée erklärt, während sie doch nach Napoleon's eigenem Ausdruck nichts als ein Spielzeug, ein hochet ist, „womit die Menschen sich leiten lassen, wie man will.“ Mit der Bestechung ging das Terrorisiren Hand in Hand, Internirung in entfernte Départements, Deportation nach Cayenne, Errichtung von speciellen Militärcommissionen, die geheime Polizei mit ihren Spionen und agents provocateurs, welche Massregeln von Thiers theils verschwiegen, theils höchlich gebilligt werden, und als Krone dieses ganzen Systems erfolgt noch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Diese abscheuliche That ist bis in alle Einzelheiten zu sehr bekannt, als dass ich es wagen dürfte, sie wieder zu erzählen; aber im Buche des Herrn Thiers trägt sie einen so eigenthümlichen Charakter, ist sie mit so vielen Reticenzen, mit so wenigen Ausdrücken des Abscheus erzählt, dass wir in dieser einzigen Beurtheilung beinah den moralischen Charakter des ganzen Werkes repräsentirt finden. Denn sollte man es glauben! Nachdem Thiers einige Ausdrücke der Missbilligung hervorgebracht hat, benutzt er diese (sage diese) Gelegenheit, um zu erklären, dass das Herz des ersten Consuls edel und gut war! Ausserdem empfindet Thiers für die Richter und Exekutoren des Mordes ebensoviel Mitleid und Rührung als für das Opfer selbst! Charras, welcher in einer Note

der vierten Auflage auf dieses Ereigniss zu sprechen kommt, ermangelt nicht, zugleich die schmähliche Rolle Caulaincourts (Napoleon's Adjudant) zu kennzeichnen und an der Hand der im Kriegsministerium vorgefundenen Papiere nachzuweisen, welche Irrthümer Thiers sich hat zu Schulden kommen lassen. Uebrigens hat schon im Jahre 1823 Dupin, der jetzige, seit ich diese Zeilen geschrieben nun gestorbene Generalanwalt am Cassationshofe, in einer Broschüre über die Ermordung des Herzogs von Enghien diese That in ihrem wahren Lichte dargestellt, und heute wissen wir, dass dieser Act des Terrorismus ausser dem Terrorismus auch den Zweck hatte, die erste Stufe zum Kaiserthron zu bilden. Am 22. März 1804 stirbt Enghien, am 18. Mai dieses selben Jahres war Napoleon Kaiser.

Nach der Einrichtung der Consularregierung erfolgte die Ordnung und Massregelung der kirchlichen Angelegenheiten, nämlich das Concordat, von dem Thiers naiv und ganz richtig sagt, dass es keinen andern Zweck hatte, als die Kirche in demselben Masse einzurichten, wie den Staat, wobei die gewöhnlichen Epitheta „bewundernswerth, sehr schön“ nicht fehlen. Nicht naiv hingegen, aber sophistisch klingt Thiers Vertheidigung Bonaparte's; „nur Verläumder haben als einziges Motiv seines Handelns in dieser Sache den Ehrgeiz aufwerfen können; er hatte nur das allgemeine Wohl im Auge; und ohne Zweifel, wenn er als Belohnung des gethanen Guten eine Vermehrung seiner Macht erhalten konnte, so muss ihm diess verziehen werden.“ *) Es ist auch nur eine schöne Phrase desselben Geschichtschreibers, wenn er sagt, dass Napoleon die von der Revolution umgestürzten Altäre Ludwig's des Heiligen, Karl's des Grossen und Clodwigs wieder aufgerichtet habe, denn nach Thibaudeau's Memoiren über das Consulat wurde der katholische Cultus schon vor dem Consulate öffentlich und frei ausgeübt und herrschte überhaupt die durch die Verfassung des Jahres IV proklamirte religiöse Freiheit. Des Conkordats innerster Grund war die des Usurpators Interessen sehr dienliche Einheit der katholischen Kirche und die ihm des ganzen Klerus Anhang und des Papstes Unterstützung versprechende Einsetzung der

*) Siehe auch Pelletan: „Die Kirche und die französische Revolution.“

römisch-katholischen Kirche als Staatsreligion. Lächerlich ist es vollends, wenn Thiers noch Napoleon lebhaftes religiöses Herzensbedürfniss als weitere Unterstützung seiner Verherrlichung des Concordates anführt, denn über die religiösen Gefühle Napoleon's ist man nachgerade doch etwas aufgeklärt. Auch hierüber hat ein sehr geachteter Schriftsteller, H. v. Pressensé, die nöthigen Aufklärungen gegeben. Es spricht auch die Art und Weise, wie Napoleon den Papst behandelt hat, nicht sonderlich für seine religiöse Ehrfurcht.

Auf das Concordat folgte der Code civil, seit 1807 Code Napoléon getauft, welcher unter der Restauration abgeschaffene Name mit dem zweiten Kaiserreich wieder offiziell geworden ist. „Man kann mir, hat Napoleon in St. Helena gesagt, die Ehre dieser Bücher der Gesetze, welche ich geschaffen habe, (ce code de lois que j'ai créés) nicht entreissen.“ Die Getreuen haben nicht ermangelt, ihm diese Schöpfung zuzuerkennen; diese höfische Schmeichelei, die zur allgemeinen Meinung geworden ist, hat Thiers getreulich wiederholt. Es ist, wie Barni zeigt, nur eine lächerliche und banale Uebertreibung, wofür die Beweise vorliegen. Schon im Juli 1790 beschloss die constituirende Versammlung die Durchsicht der alten bestehenden Gesetze und die Sammlung derselben, welche Bestimmung in die Verfassung von 1791 aufgenommen wurde. Ebenso besorgt für die Aufstellung eines Gesetzbuches zeigte sich die legislative Versammlung und endlich erklärt die Convention 1793, dass der Civil und Criminalcodex für die ganze Republik derselbe (uniforme) sein sollte. In vielen Sitzungen besprochen, Dank namentlich der Thätigkeit von Cambaceres, wurde die Redaction unter dem Directorium einer Commission übergeben, welche fleissig an der Ausarbeitung arbeitete, als der 18. Brumaire hereinbrach und die Consularregierung darauf sogleich eine neue Commission zusammenberief. Was wahr ist, muss gesagt werden: Bonaparte ermunterte auf das Kräftigste die begonnene Arbeit und nahm thätigen Antheil an den Discussionen des Staatsrathes, wobei seine ihm eigene Klarheit des Geistes und Originalität des Ausdrucks laut genug gerühmt wurden, so dass schon 1804 der neue Code vom legislativen Corps promulgirt werden konnte. Aber Napoleon allein die

Schaffung dieses Gesetzbuches zu vindiziren, als wenn es fertig aus seinem Kopfe entstanden wäre, wie einst Minerva aus Jupiters Haupt, ist eine willkürliche und unbillige Verneinung Alles dessen, was vorher geschehen war; liegt es ja doch schon in der Natur eines solchen Werkes, dass es nicht viel mehr ist, als Sammlung, Sichtung, Zusammenstellung, Ordnung des durch Jahrhunderte angehäuften Stoffes. Diese Arbeit ist freilich schon an und für sich eine recht verdienstliche, aber vindiziren wir dem Code Napoléon keinen höheren Ruhm als dem Codex Theodosianus.

Die viel gerühmte Errungenschaft des Code Napoléon, die vollständige Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz wie in der Gesellschaft, erlitt indessen bald einen argen Stoss durch die 1808 erfolgte Wiederherstellung der Nobiliartitel und der Majorate — eine neue Frucht des 18. Brumaire! — Die über letzteres und die äussere Politik des Consulats geübte Kritik der Schriftsteller müssen wir als hier zu weitläufig übergehen.

Auf das Consulat folgte das Kaiserreich. „Vulgäre Geschichtenerzähler (narrateurs vulgaires)“ sagt Thiers, „sind diejenigen, welche behaupten, dass die oberste Gewalt der beständige Gedanke Bonaparte's gewesen sei, nicht nur seit den italienischen Feldzügen, sondern sogar seit dem 18. Brumaire; sein Ehrgeiz war stufenweise grösser geworden, wie sein Glück.“ Dieser Behauptung Thiers' stellt Lamartine einfach die Thatsache gegenüber, dass kurz nach der Promulgation der aus dem 18. Brümaire hervorgegangenen Verfassung, Bonaparte sich feierlichst in den Tuilerien, im Palaste der Könige, installirte, als wolle er, so lautet des Dichters Ausdruck, die Monarchie bis durch die Mauern ahnen lassen. Und am Tage nach dieser festlichen Installation sagte er zu seinem Secretär Burrienne: „Nun, Burrienne, da sind wir jetzt in den Tuilerien! Bleiben wir auch darin! (Maintenant il faut y rester).“ Und als einen weiteren Commentar führt Barni die in den Memoiren Miot de Melitas erzählte Conversation an, welche Bonaparte, der General der italienischen Armee, einst mit dem Grafen und dem vornehmen Mailänder de Melzi im Garten des Schlosses von Montebello hatte, worin er seine ehrgeizigen Pläne ohne

allen Rückhalt äusserte. Thiers sagt freilich (v. pg. 59), dass die Errichtung des Kaiserreichs ein Act der Eitelkeit Napoleon's war, der sich mit zu grosser Gier darnach sehnte, er tadelt sogar an verschiedenen Orten die Politik des Kaiserreichs, — aber dass das Consulat, diese „weise und politische That" nichts anders, als der erste Act des folgenden Dramas, dass dieses nichts als die natürliche Entwicklung des ersteren ist, das fällt ihm nicht bei, eingestehen zu wollen. Die Comödie, welche für die Erwerbung der erblichen Kaiserwürde gespielt wurde, lässt sich bei Thiers zwischen den Linien leicht erkennen; und schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie die factische Macht mit ihren materiellen Reizen, ihren Auszeichnungen und Goldspendungen die Gemüther corrumpirt hatte, dass nur eine einzige Stimme, diejenige Carnots im Tribunale, gegen die Neuerung sich vernehmen liess. Aber dieser schreckliche Grundsatz, „bestechen um zu unterjochen," sollte später seine schrecklichen Früchte tragen, sobald einmal der Glücksstern des Machthabers zu dunkeln und zu schwinden anfing. Die Volksabstimmung, die nach Thiers dreieinhalb Millionen Ja und zweitausendfünfhundert Nein-Stimmen ergab, war durchaus nicht so glänzend enthusiastisch, wie man es gern behauptet, und trotz der wohlberechneten Vorsichtsmassregeln aller Art zeigte sich an mehreren Orten, sogar in der Armee selbst, entschiedener Widerwille und Widerstand, wie aus verschiedenen Berichten und Briefen aus jener Zeit hervorgeht (z. B. Paul Louis Courrier, Mai 1804 aus Piacenza etc.). Die Krönungsceremonie, welche im Schosse der kaiserlichen Familie manche heftige und thränenreiche Scene zwischen Brüdern und Gemahlin verursacht, theils vor und in Folge der von Josephinen mit List erlangten kirchlichen Einsegnung ihrer Civilvermählung mit Bonaparte, theils wegen des Schlepptragens in der Kirche, wobei wir noch auf die taschenspielerisch geschickte Eskamotirung der Krone aus des Papstes Händen, um als Kaiser sie sich selbst auf das Haupt zu setzen, aufmerksam machen, diese uns heute abgeschmackt erscheinende, aber für das neue Feudalsystem wichtige Ceremonie, nach welcher, wie Thiers sich ausdrückt, der Kaiser „auf das Buch der Christen (das Evangelium) den Eid schwur, welcher die grossen Prinzipien der französischen

Revolution enthielt" — diese Krönungsfeierlichkeit entlockt Thiers folgende Bemerkung, die wir zu kennzeichnen unterlassen wollen: „Es war nicht einer der geringsten Triumphe unserer Revolution, diesen aus ihr selbst hervorgegangenen Soldaten von dem Papste geweiht zu sehen, der ganz express die Hauptstadt der christlichen Welt verlassen hatte. In dieser Hinsicht namentlich sind solche Pompe würdig, die Aufmerksamkeit der Geschichte auf sich zu ziehen." Wir theilen vollkommen Barni's Entrüstung, wenn er im Rückblicke auf die Krönung und die Wiederherstellung der alten Titel Prinz, Hoheit, Graf, Baron, Ritter u. s. w. sagt: „Es ist dies eine eigene Art, an der Regeneration eines Volkes zu arbeiten, wenn man damit anfängt, die Corruption in ihm zu entwickeln und ein sonderbares Zeichen von Genie, wenn man, um die Menschen zu regieren, sich einzig auf ihre gröbsten und gemeinsten Instincte stützt, als wenn es keine zarteren und edleren Hebel gäbe, die das wahre Genie in Bewegung zu setzen weiss." Auch in der Beurtheilung dieser letzten Institution weiss Thiers nichts Besseres, als mit Sophismen um sich zu werfen.

Der Kaiserthron war also gegründet. Allein die Verschwörungen Morreau's und Pichegrü's hatten den Kaiser zu sehr aufgeregt, als dass er nicht gesucht hätte, die als Consul begonnenen Einrichtungen im Gerichtswesen weiter auszubilden. Eine neue Criminalprozedur wurde eingerichtet, welche dem Machthaber vollste Gewähr der Verurtheilung bot, wenn er sie nöthig erachtete; ebenso entstanden Ausnahmegerichte, Spezialgerichte und ein Decret über acht neue Staatsgefängnisse (acht Bastillen nannte sie das Volk), und damit nichts fehle, wurde die Presse gemassregelt, die Bücherzensur eingeführt, und endlich der Literatur der hohe Schutz und die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers zugesichert. Jedermann weiss nun, in welchem traurigen Zustande die französische Literatur während des Kaiserreichs sich befand, so dass Thiers sogar sagen muss: „Die französische Literatur war trotz Napoleon's Einfluss null und ohne Inspiration." Doch begegnet ihm hierbei ein etwas auffallender lapsus calami: er findet einen Trost darin, dass Napoleon selbst, wie einst Cäsar, der unsterbliche Schriftsteller

des Zeitalters sei und ruft dann aus: „Eigenthümliches Schicksal dieses wunderbaren Mannes, der grösste Schriftsteller seiner Zeit zu sein, während er zugleich deren grösster Feldherr u. s. w. war. Da ihm die Nation an einem Tage der Ermattung die Sorge überlassen hatte, für Alle zu wollen, zu befehlen und zu denken, so hatte sie ihm einigermassen mit demselben Privilegium die Gabe ertheilt, besser als Alle zu denken und zu schreiben.“ Wenn Napoleon also der Einzige war, der dachte und schrieb, so scheint es uns doch fast nicht anders möglich, als dass er am Besten von Allen sprechen und schreiben musste.

Den erwähnten Gesetzen folgten bald neue über den öffentlichen Unterricht und die kaiserliche Universität. Genaueren Aufschluss hierüber gibt Barni, wobei ich namentlich auf den offiziellen Katechismus vom Jahre 1811 verweise, aus dem mehrere pikante Fragen und Antworten als Musterstücke, die den Geist des ganzen Katechismus characterisiren, mitgetheilt werden. Dabei ist es höchst pikant, den französischen Katechismus, worin Napoleon als Gottes Ebenbild auf der Erde dargestellt wird, dem spanischen entgegen zu stellen, wo derselbe Napoleon die Fleischwerdung des Teufels genannt wird (Mignet, Geschichte der französischen Revolution II, pg. 336).

Für Napoleon war die Herrschaft über Frankreich allein nur die Hälfte seines Ehrgeizes: er musste noch das alte Reich Karls des Grossen, das Empire d'Occident verwirklichen — überhaupt er, sein Temperament, sein System, konnte nur durch den Krieg bestehen. Die ersten Anfänge des grossen Vasallenreichs beginnen in Italien mit Annexion der schon längst dazu bestimmten Provinzen. Darauf folgte Boulogne; England sollte an die Reihe kommen. „Die Vorsehung,“ sagt Thiers, „wollte nicht, dass er siegte.“ Wir sind ihr dafür den heiligsten Dank schuldig, wenn Thiers das Misslingen bedauert. Dann folgt der Krieg gegen Oesterreich, die unwürdige Demüthigung der Besatzung von Ulm, die Besetzung Wiens, Austerlitz, der Pressburger Friede; die Einsetzung Josephs in Neapel, Ludwigs in Holland, Berthiers in Neuenburg, der Rheinbund — kaum dürfen wir uns im Vorbeigehen erlauben, die machiavellischen In-

ıctionen über die Beherrschung der eroberten Länder zu ähnen, die er seinen gekrönten Marschällen ertheilt, worunter ıentlich diejenigen, an Eugen Beauharnais gerichteten, an barei und despotischer Grausamkeit ihres Gleichen nicht en. Auch folgt bereits ein Gewaltact auf den andern — Mord des Herzogs von Enghien sollte nicht der einzige ı; und wenn Thiers dieselben verschweigt, so hat er sie h nicht aus dem Gedächtniss der misshandelten Völker ver-nen können, wo sie einen unauslöschlichen Hass gegen den rannen und die französische Nation entflammt haben.

)6 Mord Palms — von dem Thiers so kurze Erwähnung thut, dass er nicht einmal den Namen des unschuldigen Opfers nennt, und wobei er nur die beklagenswerthe Strenge der Militärgesetze anklagt.

)7 Der Mord des Marchese von Rodio in Neapel. (Brief P. L. Couriers, Juli 1807 und Memoiren Josephs II, 144 sqq.)

l0 Mord Andreas Hofers (Memoiren Eugens VI. — und die deutschen Berichte, z. B. von Leipzig, Brockhaus, 1845. II. 534) von denen Thiers darum keine Notiz nimmt, weil er die viel glänzenderen und wichtigeren Hochzeitsfeierlichkeiten für Marie Louise zu erzählen hat.

Wir freuen uns, dass diese Schandthaten nun endlich auch nal in Frankreich werden bekannt werden, Dank den Be-ıungen der neueren Schriftsteller, welche die dort sonst un-annten Berichte darüber theils im Auszuge, theils ganz be-nt gemacht haben.

Nun kam die Reihe an Preussen, welches die unselige ırheit begangen hatte, im vorigen Kriege sich Oesterreich ıt anzuschliessen. Jena, Auerstädt, Einzug in Berlin, dann au, wo der scheussliche Anblick des Schlachtfeldes den ser mit solchem Ekel erfüllt, dass er für immer die weissen formen, mit denen er zum Versuche einige Regimenter be-det hatte, gegen die blauen vertauscht, um das Menschen-den weiter fortsetzen zu können. Dann kommt Friedland Tilsit, wobei Thiers sich in sonderbare Widersprüche ver-

liert; denn er hält den Frieden von Tilsit, d. h. die Eroberung und Annexion Preussens, die Gründung des Königreichs Sachsen, der westphälischen Monarchie Jeromes und den Bund mit dem hirnlosen Alexander von Russland für eine unkluge und chimärische That (VII. 675), zerstört aber gleich darauf wieder diesen Tadel, indem er findet, „dass der Ruhm ein Licht ist, das Alles verschönert und dass er den Ekel eines blutbedeckten Schlachtfeldes dadurch aufwiegt, dass er ihn in seine blendenden Strahlen einhüllt."

Oesterreich und Preussen einmal unterjocht, konnte Napoleon dem Continentalblokus eine grössere Ausdehnung geben. Allein, fragen wir mit Barni, ob, abgesehen von dem unmittelbaren Drucke auf die untern Volksklassen, den die Vertheuerung und an tausend Orten grausam ausgeübte Zerstörung der nothwendigsten Lebensmittel übte (in Genf und Neuenburg weiss jetzt noch das Volk von jenen Autodafes zu erzählen), ob diese Massregel eine politisch nützliche war, so ist die Antwort eine entschieden verneinende, wie es Frau von Staël in ihrer Betrachtung über die französische Revolution deutlich dargethan hat (IV. 13). Hier spricht also der Erfolg nicht für die That, um so mehr, als der Continentalblokus den Kaiser nach Süden hintreibt, wo der portugiesische und spanische Krieg neue Verwicklungen und Gewaltthätigkeiten nach sich zieht, die Thiers selber den Schurkereien des XV. Jahrhunderts vergleicht. Aber es beginnt jetzt schon die Zeit der Rache für so viel Hochmuth und Perfidie und nichts ist peinlicher, als die Correspondenz des armen Josephs zu lesen, der das spanische Land nach seines Bruders Willen regieren sollte. Auch wird die Verwicklung der Dinge so gross, dass der Urheber derselben sie bereits nicht mehr allein lenken kann. Während er persönlich in Spanien seine Soldaten für einige Zeit zum Siege führt (freilich auch nach schrecklichem Gemetzel bei Saragossa), bricht 1809 in Deutschland eine neue Coalition, eine neue Erhebung aus: Landshut, Eckmühl, Esslingen, Wagram sind deren blutige Beseitigung; aber wenn der Eroberer nicht blind gewesen wäre, hätte er das überall glimmende Feuer des Hasses in Deutschland bemerken können, das seinem masslosen Ehrgeize Halt

zurief. Dies zeigt die Geschichte von Staps, die Thiers nicht übergeht, aber auch nicht der Wahrheit gemäss erzählte. (Rapp — Memoiren; dazu Memoiren von Brousset und von Burrienne); die Ruhe, Geistesklarheit und Unerschrockenheit dieses modernen Mucius Scävola sollen übrigens, entgegen der Behauptung Thiers, „dass Napoleon von diesem Zwischenfall wenig berührt wurde," die Schliessung des Wiener Friedens beschleunigt haben. Doch verlöschte die Heirath mit der österreichischen Kaiserstochter nur zu bald diesen Eindruck, der Napoleon hätte sage (weise) machen können, um Thiers Wort zu gebrauchen, und trotz des unglückseligen spanischen Krieges, in dem er in wenig Jahren mehr als 300,000 französische Soldaten aufopfern liess, (600,000 hatte er dorthin geschickt), beschloss er in wahnsinniger Verblendung den russischen Krieg, der mit Lügen und echt corsischer Verschmitztheit eingeleitet wurde, was Thiers schamloser Weise „diplomatische Vorsichtsmassregeln zu den militärischen hinzufügen" nennt. Ueberhaupt überbietet sich Thiers hier in der Beschönigung und Gutheissung aller von Napoleon angewendeten, das Völkerrecht und Ehrgefühl verhöhnenden Massregeln, die sich unter Anderen bis zur Fabrikation falscher Papierrubel verstieg.

Endlich aber hatte die Schicksalsstunde geschlagen; und in dem furchtbaren Rückzuge aus Russland vermochte der vielgerühmte „grösste Feldherr" aller Zeiten nicht einmal die militärische Ehre zu retten, da er seine dezimirte, aufgelöste, fliehende Armee schmählich verliess, für welche That indessen Thiers, obschon er sie nicht ganz gutheisst, das rechte Wort Desertion nicht finden kann. „Es hätte," sagt er freilich, „den Impuls eines moralischen Gefühls bedurft, um den Verlust des Thrones dem Verlassen einer Armee vorzuziehen, die man in eine solche Niederlage gestossen hatte." Aber dieses moralische Gefühl hat Napoleon nie gekannt, selbst bei Waterloo nicht, wo doch Alles verloren war! Im Gegentheil suchte sein Stolz, man sollte es nicht glauben, Nahrung sogar in der Grösse der Niederlage: „Wenn man nie besiegt worden ist," sagte er zum General Jomini, „so muss die Niederlage so gross sein als das bisherige Glück." Diese Phrase hat Thièrs getreulich wiederge-

gegeben, aber nicht beigefügt, dass so nur ein herzloser Despot sprechen kann, der das Blut von Tausenden und die Thränen der Wittwen und Waisen für nichts achtet.

Mochte auch Napoleon mit schamloser Abgeschmacktheit in einer Rede an den Staatsrath das Unglück seiner Niederlage der „Ideologie“ (mit diesem Schlagworte bezeichnete er Alles, was ihm nicht ergeben war) zuschreiben, so nahten nach und nach seine Werke der Reife. Deutschland erhob sich, der Sieg bei Leipzig und Napoleons stolze Zurückweisung aller Friedensvorschläge führten den Einzug der Allirten in Paris, und da er sich von seinen Getreuen verlassen sah, die vollständige Abdikation herbei, worauf derselbe grosse Mann, dessen religiöses Gemüth von Thiers so gerühmt wurde, einen Selbstmordversuch machte.

Das Mitleiden der Allirten, die ihm das kleine Elba als Ruhesitz für sein Alter angewiesen hatten, wurde übel belohnt. Der Gedanke, noch einmal das Schicksal Frankreichs auf das Spiel zu setzen, um seinen Thron wieder zu erlangen, hatte nichts Zurückschreckendes für ihn. Auch hier können wir nicht unterlassen, die weitherzige Moral des französischen Geschichtschreibers hervorzuheben: „Ich gebe zu,“ sagt Thiers, „dass die wahre Aufopferung für Frankreichs Wohl darin bestanden hätte, auf Elba zu sterben; aber diese Aufopferung hätte so viel Tugend erheischt, wie man sie einem Sterblichen nicht zumuthen kann. In diesem Falle,“ wird noch hinzugesetzt, „hätte es auf der Welt nie Prätendenten gegeben, d. h. keinen Ehrgeiz im Herzen der Menschen!“ Gefälliger kann wohl Niemand mit seinem Helden durch Dick und Dünn gehen!

Nach der Comödie des Acte additionnel, dessen scheinbare Freisinnigkeit von den Kritikern genugsam aufgeklärt wird, eilte Napoleon der zweiten Invasion der Allirten entgegen: es waren nach Charras mehr als eine Million Soldaten, die Frankreich überschwemmen sollten. Aber, wie Charras, Quinet und Barni mit nothwendigem Nachdruck darthun, war der körperlich angegriffene, langsam gewordene, an sich zweifelnde, zögernde, unsichere Napoleon von 1815 nicht mehr im Stande, diesem An-

pralle zu widerstehen; Waterloo wurde verloren und Napoleon selbst, Napoleon allein trug die Schuld davon.*) Thiers, der in der zweiten Hälfte seines Werkes, von Tilsit an, seinen Helden strenger beurtheilt, wiewohl ohne Consequenz, folgt in der Schlacht von Waterloo wieder der alten hergebrachten Tradition, wonach alle möglichen Umstände, und namentlich die unglücklichen Lieutenants am Verlust der Schlacht schuld sind, und die sich nicht scheut, die heldenmüthige Aufopferung der tapfersten Soldaten, wie eines Rey, Derlon, Ney durch aus der Luft gegriffene Vorwürfe und Anschuldigungen in Frage zu stellen. Wir dürfen nicht in Einzelheiten eintreten, aber constatirt ist es als eine sichere Thatsache, dass Grouchy, auch wenn er Gérards Aufforderung, der Kanonade beim Mont-Saint-Jean entgegen zu gehen, obschon Napoleon's mündliche und schriftliche Instruktionen nichts darüber enthielten, gefolgt wäre, er doch wegen der Distanz zu spät gekommen wäre, um die schon vollendete Vereinigung Blücher's und Wellington's zu verhindern, es muss laut ausgesprochen werden, was Thiers (XX, 294) selbst wieder zugesteht, dass Napoleon der Urheber der Niederlage ist, dass in seiner ganzen Regierung, in dieser Regierung von 15 Jahren, wo er Alles missbraucht, wo er Frankreich, seine Zukunft, sein Genie missbraucht hat, die letzte und wahre Ursache zu suchen ist.

Es ist ferner auch eine Pflicht der neuen Darsteller Waterloo's gewesen, woran weder die Tradition noch sonstige frühere Geschichten nur gedacht haben, die schmähliche Art zu kennzeichnen, mit der Napoleon von Waterloo bis Paris floh und seine ganze Armee, die für ihn ja geblutet hatte, im Stiche liess, — anstatt sie zu sammeln, ein wenig zu ordnen und durch seine Gegenwart zu kräftigen. Den Ruhm eines Xenophon oder eines Moreau, einen Rückzug zu leiten, der in solchen Verhält-

*) Ségur, der doch kein Verkleinerer noch Feind Napoleon's ist, sagt schon im Rückzuge von Moskau, livre IX. ch. 11: „Celui de nos chefs, que jusque là on avait vu le plus rigoureux pour le maintien de la discipline, ne se trouva plus l'homme de la circonstance, — — il fut saisi de désespoir — — et, jugeant avant les autres tout perdu, il se sentit lui-même prêt à tout abandonner.“ Und an mehreren andern Stellen.

nissen von einem Schlachtengewinner zu erwarten wäre, den hat Napoleon dreimal verscherzt; denn dreimal hat er sein Heer, das er für sich auf fremde Schlachtfelder führte, desertirt: in Aegypten, in Russland und Waterloo.

Mit Waterloo ist die napoleonische Legende nicht abgeschlossen: im Gegentheil hat die lange Gefangenschaft auf St. Helena noch einen neuen Glanz auf das ausserordentliche Schicksal des Helden geworfen, ja sie hat vielleicht allein zur Folge gehabt, den um jene Zeit der fremden Invasion fast allgemein verhassten Namen in der Phantasie des Volkes wieder zu Ehren zu ziehen und der Poesie zurückzugeben. Wer weiss, wie es mit Napoleon's Ruhm gegangen wäre, wenn Blücher seine in Müffling's Memoiren als glaubwürdig aufgezeichnete Drohung ausgeführt hätte, ihn in demselben Graben erschiessen zu lassen, wo der Herzog von Enghien war füsilirt worden? Auch von St. Helena aus hat übrigens Napoleon und haben seine Getreuen Alles ins Werk gesetzt, um ihre Lage so unglücklich als möglich, die Behandlung von Seiten der englischen Behörden im schwärzesten Lichte erscheinen zu lassen, so dass auch hier wieder sich eine märchenhafte Tradition ausgebildet hat, welcher sich Thiers nicht hat entziehen können. Denn wenn er auch einige Punkte als erdichtet verwirft, sind seine Angaben doch nicht wahrheitsgemäss. Aber auch hier hat endlich die Wahrheit ihr Recht erlangt.

Schon allererst wird die Arrestation auf dem Bellerophon als ein Bruch des Völkerrechts proklamirt: der Capitain Maitland hatte Napoleon ausdrücklich erklärt, dass er durchaus keine Vollmacht habe, und nichts weiteres thun könne, als ihn nach England zu führen, wo die Regierung dann nach ihrem Gutdünken beschliessen würde. Thiers erkennt an, dass die Gefangennehmung auf Recht und Nothwendigkeit gegründet war, tadelt aber die englische Regierung, dass sie ihrem Gefangenen den Kaisertitel verweigert! Thiers vergisst aber hierbei, wie Napoleon I. selbst, als er noch Sieger war, gehandelt hatte, wie er den tödlich verwundeten Herzog von Braunschweig nur mit dem Generaltitel anzureden affektirte, weil er im Begriffe stand, sein Herzogthum zu confisciren, wie er ferner den Kur-

fürst von Hessen und so viele Andere behandelt hatte, ohne nur im Geringsten an Völkerrecht, an Recht überhaupt zu denken! Die von Montholon zuerst erzählte und von Thiers wiederholte pathetische Scene der Degenabforderung erweisst sich jetzt auch als eine Lüge, und endlich ist man auch über das, nach der napoleonischen Legende scheusslichste aller Scheusale, Hudson Lowe, auch vollständig aufgeklärt.*) Aus den zahlreichen veröffentlichten Schriften und Dokumenten geht nämlich hervor, dass Hudson Lowe durchaus nicht jener gemeine Kerkermeister war, den man aus ihm gemacht hat, sondern ein ehrenwerther Charakter, ein Mann, der in hohem Grade Pflichtgefühl und Menschlichkeit vereinigte, der, wenn er auch im Umgange nicht sonderlich gewandt und geschickt war, doch in vielen schwierigen Fällen eine anerkennenswerthe Milde und Mässigung an den Tag legte, der die löblichsten Anstrengungen machte, um vom englischen Ministerium eine Milderung der Befehle zu erlangen, die ihm übertragen wurden, und sehr häufig, von sich aus, deren Ausführung milderte, so weit er es thun konnte, ohne seiner Pflicht ungetreu zu werden. Aber Napoleon und seine Gefährten — und das geht auch aus den genannten Berichten hervor — hatten ein eigentliches System ausgedacht, den englischen Kommandanten zu ärgern, zu beleidigen, als einen Sbirren und Mörder darzustellen, um das öffentliche Mitgefühl in Europa wach zu erhalten, zu steigern, die Opposition in England aufzuhetzen, und so an einer Aenderung ihres Schicksals zu arbeiten — diese Dinge zeigen eben nur zu deutlich, mit wie wenig Seelengrösse und Würde Napoleon Unglück ertrug.

Was schliesslich die religiösen Conversationen in St. Helena, die gewagte Behauptung darüber in Thiers, das Aeussere, das Porträt Napoleon's, worüber natürlich auch eine allgemein geglaubte Tradition existirt, die légende craniologique, wie sie

---

*) Histoire de la captivité de Napoléon à St. Hélène, d'après les documents officiels inédits et les manuscrits de sir Hudson Lowe, p. William Forsyth, trad. en français. — Revue des deux Mondes, 15 févr, 55: Sir Hudson Lowe et la captivité de St. Hélène. —

Barni nennt, und das Testament betrifft, so muss ich auf das vorletzte Kapitel von Barni verweisen.

Das letzte Kapitel des 20. Bandes der Geschichte Thiers enthält eine allgemeine Beurtheilung Napoleon's als Feldherr, Politiker, Herrscher, Mensch und eine — man kann sagen die gewohnte — obligate Vergleichung mit Alexander und Cäsar, ausserdem mit Turenne, Friedrich dem Grossen u. s. w. Wenn der ganze Ton dieser Abhandlung nicht zu orakelmässig pompös wäre, so könnte man sie pikant finden, denn es ist immer eine schöne Aufgabe für einen geistreichen und stilistisch gewandten Schriftsteller, ein solches Charakterbild zu entwerfen. Leider wird einem der Genuss nur zu bald verdorben durch die ununterbrochene Admiration, welche sich nur in Superlativen bewegt und mithin auch nur oberflächlich bleibt. Ganz anders lauten die Urtheile Lamartine's, Quinet's, Barni's und der übrigen Neueren. Wir wollen nur einige Hauptpunkte hervorheben.

Schon Fichte hat in seinem Gemälde Napoleon's ausgesprochen, dass Napoleon kein Franzose sei, und an verschiedenen hervorragenden bösartigen Eigenschaften des Tyrannen diesen Satz weiter ausgeführt und bewiesen. Nach Thiers freilich „war Napoleon's Genie für Frankreich, wie Frankreich für ihn geschaffen.“ Aber Edgar Quinet hat den Fichte'schen Gedanken, wahrscheinlich ohne es zu wissen, wieder aufgenommen, und namentlich in Bezug auf Napoleon's universalmonarchische Chimäre dessen florentinische, ghibellinische Herkunft betont. Jedenfalls ist die italienische Abstammung an seiner Schlauheit, Verschlagenheit und Verschmitztheit deutlich erkennbar und wird man nur zu oft in seinem Leben an Machiavell erinnert. Auch dürfte, wie Barni passend erwähnt, das Wort, das Pius VII. in Fontainebleau über Napoleon aussprach, ein ganz hervorstechendes Merkmal sein und bleiben; dieses Wort lautet: Comediante.

Von verschiedenen moralischen Eigenschaften, die Thiers herausfindet, wird unter Andern die furchtbare Gefühllosigkeit, die Napoleon beim Anblicke der Schlachtfelder zeigte, als eine angelernte oder äusserliche, auf den Effekt bei den Soldaten

berechnete dargestellt; darauf hat schon Frau von Staël geantwortet, und erwidern auch die Neueren, dass Napoleon allerdings nicht grausam war, dass ihm aber das Leben der Menschen gänzlich indifferent war und er es erbarmungslos seinem Ehrgeize opferte. Ueber diesen Mann, der, geschehener Berechnung gemäss, in den Kriegen des Consulats und des Kaiserreichs gegen zwei Millionen Franzosen, und vielleicht drei (oder vier) Millionen Menschen anderer Nationen, also fünf (sechs) Millionen Menschen hat morden lassen, über diesen Mann des Bluts macht Thiers folgende rührende Phrase: „Gott hatte ihn, nachdem er ihn so gross gemacht hatte, auch gut gemacht!" Hierauf wäre es passend, einige wenige Schilderungen aus Chatrian-Erkmann oder aus Ségur's Hist. de la grande armée folgen zu lassen, wenn es nöthig wäre, nur einige von den tausend Blutscenen in unserm Gedächtnisse aufzufrischen.

Die schmähliche Scheidung von Josephine, die Thiers ganz natürlich und sogar delikat in's Werk gesetzt findet, zeugt von Napoleonischer Herzlosigkeit auch in den intimern Familienbeziehungen. Wie viel wäre hier noch aus Thiers herauszuheben, das die Unzuverlässigkeit und die Widersprüche seines Urtheilsvermögens darthut, aber wir würden nicht fertig werden. Es genüge uns, die für alle Freunde einer gerechten, einsichtigen und moralischen Geschichtschreibung, für jeden Freund der Wahrheit erfreuliche Thatsache constatirt zu wissen, dass in Frankreich selbst der traditionelle, fanatische, blinde, bramarbasirende und moralisch so gefährliche Bonapartismus seine Gegner gefunden hat, Gegner, von Sittlichkeit und moralischer Kraft beseelt, welche zwar noch klein an Zahl, doch nach und nach der Nation die Augen öffnen werden, der französischen Nation, welche vielleicht nicht mehr schlimme als gute und edle Eigenschaften besitzt, wenn diese einmal durch bessere politische Einrichtungen und bessere Erziehung und Bildung zu ihrer richtigen Ausbildung kommen könnten.

Eine Frage, womit wir Thiers mit seinen eigenen Prinzipien schlagen wollen, da er ja den Grundsatz des Erfolges aufgestellt hat, wodurch ihm gelungen ist, so vieles Schlechte gut zu finden — eine Frage muss nun gestellt werden, am

Ende der Laufbahn dieses so bewunderten Helden — was hat er für Frankreich schliesslich gethan, was ist von seinen Werken geblieben? Was dankt ihm das französische Volk? — — Diese Fragen zu beantworten, bin ich überhoben; ein wohlberühmter französischer Schriftsteller hat sie schon gestellt. —

„Die Geschichte," sagt Edmund Scheerer (Etudes critiques sur la littérature moderne), „wird seine Laufbahn eine unfruchtbare und traurige nennen. Wenn man sich Rechnung zu geben sucht über das, was er schliesslich gewollt, was er gethan, was er hinterlassen hat, so findet man nichts. Er hat ohne Ziel gehandelt, dem Zufall gelebt und sich im Leeren bewegt. Seinen grossen Geist hat er keiner grossen Idee gewidmet, seinen Namen keinem Werke gegeben. Er hat der Menschheit keinen Dienst geleistet. In der Geschichte repräsentirt er nichts.*) Eine wahnsinnige und barbarische Sache hat er gemacht, Krieg um des Krieges willen. Er hat nach Art der alten Despoten des Orients Eroberungen auf Eroberungen gehäuft. — — — — — — Napoleon ist das Genie im Dienste des Wahnsinns. Er ist kein Staatsmann gewesen, weil er keine politische Idee hatte. Und was müsste man sagen, wenn, anstatt uns auf den Standpunkt der französischen Politik zu stellen, wir ihn vom Gesichtspunkte der Civilisation beurtheilen? Die Civilisation besteht aus moralischen Ideen, und er hat sie alle missachtet. Welche Verachtung gegen die Menschheit, welche Verkennung ihrer Instincte und Bedürfnisse. Welche Unkenntniss der modernen Gesellschaft! Welche Verachtung für Alles was Geist heisst! Er hat nur die Gewalt gekannt, und im Reiche des Gedankens nur die Gedanken, welche der Gewalt dienstbar sind. Alle Rechte hat er mit Füssen getreten. — — — — — — — — Er ist einer jener südlichen Naturen, bei denen der moralische Mensch ganz einfach fehlt. Darum ist er zugleich so gross und so klein, so erstaunenswürdig und so vulgär."

---

*) Die Geschichte hat Friedrich dem Grossen den ehrenden Beinamen des Grossen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beiname nur das Vorrecht grosser Kulturheroen ist." Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. 32, pg. 32.

Sehr passend schliesst endlich Barni sein Buch mit folgenden Worten, denen wir vollkommen beistimmen: „Man hat mich vielleicht strenge gefunden: ich glaube nur gerecht gewesen zu sein. So geneigt ich sein mag, das Talent zu bewundern und der Thatkraft meine Anerkennung zu zollen, so habe ich doch ein Werk beurtheilen müssen, das in Bezug auf Moralität, Logik und historische Kritik so viel zu wünschen übrig lässt; das trotz allzuspäter und immer ungenügender Beschränkungen, dem Napoleonischen Götzendienst so viel opfert; das endlich in hohem Grade diesen gefährlichen Irrthum zu verbreiten beigetragen hat und noch beiträgt. Ja, ich sage es zum Schlusse, nach diesen zwanzig Bänden und trotz ihrem ungeheuren Erfolge ist die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs noch zu machen. „Exoriare aliquis," möge Jemand erscheinen, der endlich ein wirklich historisches Denkmal errichte, anstatt der von Thiers wiederholten und akkreditirten Legende; er wird sich nicht nur um Frankreich, sondern um die Menschheit verdient machen."

Ein solches Werk hätte noch manche, bis jetzt kaum erwähnte Punkte aufzudecken, von denen wir nur einige hier zum Schlusse angeben wollen:

Die unmoralische, heillose Ausnutzung seiner Generäle und Marschälle, die Tödtung ihrer Selbständigkeit, die Zerstörung ihrer besseren Gefühle, welche sich denn auch an ihm schrecklich rächte, als sein Stern dem Untergang sich neigte;

die treulose Art, wie er mit Polen umgegangen;

die unverschämte Art, wie Thiers die Ereignisse, die sich auf die Schweiz beziehen, schon in der Geschichte der französischen Revolution unrichtig darstellt, die Dienste der Schweizer und ihre, bei vielen Schlachten, in Spanien und Russland bewiesene Tapferkeit und Aufopferung total verschweigt. Hierüber ist bereits der Anfang vorhanden in der Bibliothèque de Genève, Dec. 64.

Napoleon's militärische Unfähigkeit in Niederlagen und Rückzügen, und überhaupt seine Schwachherzigkeit im Unglücke.

Hauptsächlich auch müsste gezeigt werden, dass die gabe eines Herrschers der modernen Welt nicht Schla ruhm, nicht Machtentfaltung nach Aussen, nicht Erol noch Unterdrückung, sondern Hebung, Unterstützung, ] rung und Kräftigung der intellektuellen, moralischen un teriellen Zustände seines Volkes ist und sein soll.

Basel. Dr. Fr. Meiss

# Rein phonetisch oder zugleich historisch?

Das Thema, auf welches ich die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken mir erlaube, ist entlehnt aus dem Gebiet der Orthographie und lässt sich in der kurzen Frage zusammenfassen: Rein phonetisch oder zugleich historisch? Die Frage ist eine ganz allgemeine, sie bezieht sich nicht auf die Schriftweise eines besonderen Volkes, sondern auf die Schriftweise überhaupt; die beiden Schlagwörter, die ich gewählt habe, bezeichnen zwei verschiedene Richtungen, welche im Laufe der Entwicklung der Schrift bei vielen Völkern hervorgetreten sind. Um aber zu der Lösung dieser allgemeinen Frage zu gelangen, um die allgemeinen Betrachtungen gleich immer an einem besonderen Beispiel zu erläutern, ist es rathsam, sich an die Schriftweise eines Volkes anzulehnen, und es bedarf wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn ich dazu die deutsche Schriftweise gewählt habe.

Doch noch von einer andern Seite ist es nöthig, das vorliegende Thema näher zu bestimmen. Man muss eben den Boden, auf dem man sich bewegt, gründlich kennen; man muss den Streitpunkt, um den es sich hier handelt, klar zu erfassen suchen. Der Hauptgegenstand, mit dem die Kunst der schriftlichen Bezeichnung der Laute sich zu beschäftigen hat, ist offenbar die Wiedergabe der einzelnen Lautbestandtheile und ihrer Beschaffenheit. Hier sind Fragen zu entscheiden, wie die: Soll die Verwandtschaft der Laute auch in der Gestalt der dafür gesetzten Zeichen sich wiederspiegeln, und darf man es daher wohl billigen, wenn zwei so verwandte Laute wie die durch: „f“ und „w“ bezeichneten durch zwei so verschiedene Zeichen, wie

„f“ und „w“ sind, angedeutet werden? Ferner: Soll die Klassifikation der Laute nicht auch in der Anordnung der Zeichen ihren Wiederhall finden, oder soll man mit einer solchen Zusammenstellung sich begnügen, wie sie in unserem Alphabet gegeben ist, wo alles bunt durcheinander geht: „a“ (Vokal), „b“ (weiche Labiale), „c“ (harte Gutturale, zum Theil wenigstens), „d“ (weiche Dentale), „e“ (Vokal) u. s. f. Diese Fragen und ähnliche wie die, ob es statthaft ist, ein und dasselbe Zeichen für zwei verschiedene lautliche Erscheinungen zu gebrauchen, also einmal das Zeichen: „h“ für den selbständigen Laut, das andere Mal bloss zur Bezeichnung der Länge des vokalischen Lautes zu setzen, oder die, wie weit man in der Andeutung des lautlichen Unterschiedes gehen soll, ob es z. B. nöthig ist, die Länge und Kürze der Vokale anzugeben und, wenn dies der Fall ist, auf welche Weise — alle diese Fragen stehen mit der vorliegenden Frage: Rein phonetisch oder zugleich historisch? in keiner wenigstens unmittelbaren Berührung; wir lassen daher dieselben hier unberücksichtigt und wenden unsere Aufmerksamkeit dem Theile der Orthographie zu, auf dessen Boden die Streitfrage, die uns hier beschäftigt, entsprossen ist. Es ist dies der Theil, der da hinblickt auf die schriftliche Wiedergabe der aus den einzelnen Lautbestandtheilen hervorgegangenen Lautgebilde oder Wörter.

Es mag in der That seltsam erscheinen, dass bei der Bezeichnungsweise, die an den Laut sich heftet und in der Wiedergabe des Lautes ihre Eigenthümlichkeit hat im Unterschiede von derjenigen, die unmittelbar an den Begriff sich anzulehnen strebte, man die Bezeichnungsweise der Lautgebilde noch besonders betrachten soll, obgleich man die das Lautgebilde konstituirenden Lautelemente zu bezeichnen vermag; dass man nicht fertig sein soll, wenn man für die Grundbestandtheile eines Wortes die betreffenden Zeichen gesetzt hat. Freilich hat ursprünglich diese einzige Rücksicht bei dem Schreiben obgewaltet, aber nur zu bald ist diese einfache Schreibweise durch andere Rücksichten getrübt worden, die bei dem einen Volke in grösserem, bei dem andern in geringerem Grade jener ersten, ursprünglichen, dieser ganzen Bezeichnungsweise naturgemäss innewohnenden Rücksicht zur Seite getreten sind, ja hier und da dieselbe überwuchert

haben. So kann man denn auch in unsrer deutschen Schrift eine grosse, vielleicht die überwiegende Anzahl von Wörtern nach allgemein verbreiteter Ansicht nicht richtig schreiben, wenn man bloss die das Wort bildenden Lautbestandtheile wiedergibt; vielmehr ist bei solchen Wörtern diese einfache Schreibweise mit dem Vorwurfe des Ungebildetseins wie mit einem Banne belegt. Man hat eben mehr und mehr die unumschränkte, konsequente Herrschaft des einen, einfachen, phonetischen Gesetzes beschränkt und auf dem Gebiete der Schrift andere Gesetze eingeführt, die mit jenem ersten sich oft wunderlich kreuzen.

Wenn nun auch das bewusstlose oder wenigstens begründungslose Abweichen von der einfachen, durch das phonetische Gesetz allein beherrschten Schreibweise leicht erklärlich ist, da Gewöhnung an eine bestimmte Bezeichnung eines Wortes es gar nicht merken liess, dass der Laut in seiner Entwicklung bereits fortgeeilt sei, die schriftliche Bezeichnung dagegen noch bei dem früheren Laute stehe, oder da man aus Bequemlichkeit es nicht für nöthig hielt, mit dem Laute fortzuschreiten, so muss das aber auffallen, dass Männer, die sonst auf Vereinfachung der Schrift drangen, in diesem Theile die Vereinfachung nicht wollten. Im Gegentheil steigerten sie hier das Komplizirte der Schreibweise oder erstrebten doch eine konsequentere Durchführung der neben dem phonetischen bestehenden andern Gesetze. Wer gedächte hier nicht an den deutschen Sprachforscher, der in der neusten Zeit auf unsere Orthographie so mächtigen Einfluss geübt hat und dem grade Gelehrte in ihrer Schreibweise sich angeschlossen haben. An Klagen über den Wust und Unflath der deutschen Orthographie hat er es gewiss nicht fehlen lassen. So sehr er aber auch sonst durch seine Reformen die Schrift zu vereinfachen bemüht war, in dem Punkte, der uns hier beschäftigt, schwebte ihm ein anderes Ideal vor.

Nach jenem Ideal nämlich, welches die sogenannte historische Partei der Orthographen erwählt hat, kommen bei der schriftlichen Darstellung der Wörter neben dem phonetischen Gesetz noch drei andere in Betracht und zwar sind dies folgende:

1) Bei der schriftlichen Darstellung eines Lautes ist die frühere Gestalt desselben zu berücksichtigen.

2) Ist der Laut aus einer andern Sprache entlehnt, so ist die in jener Sprache herrschende Schreibweise des Lautes als Norm anzusehen.

3) Bei den flektirbaren Lauten ist die Grundform massgebend.

Nach jener Partei ist also nicht nur die Beschaffenheit des jedesmal gegenwärtigen, gesprochenen Lautes zu berücksichtigen, sondern auch die Entstehung desselben und sein Zusammenhang mit andern Lauten. In die Tiefe wie in die Breite muss man gehen, in die historische Entwicklung wie in den Bau der Sprache muss man einen Einblick gewonnen haben, um die Laute richtig schreiben zu können.

Die vorliegende Streitfrage bestimmt sich somit näher dahin: Sollen bei der schriftlichen Darstellung der Wörter neben der Forderung, für die Elemente, aus denen ein Wort besteht, die betreffenden Zeichen, so weit sie ausreichen, zu setzen, noch jene drei anderen Forderungen zulässig sein? Soll das Gesetz: „Schreibe wie du sprichst," nur Grundgesetz oder vielmehr alleiniges Gesetz sein? — Wir wollen bei dem Versuche, diese Frage zu lösen, uns für diesmal auf die Prüfung der drei aufgestellten Nebengesetze, ihrem wissenschaftlichen Werthe nach, beschränken. Wir behalten uns für ein anderes Mal die Prüfung der wissenschaftlichen Bedenken vor, die man gegen die Alleinherrschaft des phonetischen Gesetzes geltend gemacht hat. Als ein dritter Theil des Versuches, jene Frage zu lösen, bleibt uns dann die Erwägung der aus der Verwirklichung des einen oder andern Ideals sich ergebenden praktischen Vortheile oder Nachtheile.

Das erste Nebengesetz befielt also, bei der Schreibung eines Lautes die frühere Gestalt desselben zu berücksichtigen. Es hat dies Gesetz als Anhänger besonders solche Leute gefunden, die daran Gefallen hatten, in der gegenwärtigen Schrift Spuren oder Fortwirkungen ehemaliger Laute zu sehen. Es gab ihnen die Herrschaft dieses Nebengesetzes in den geschriebenen Wörtern zugleich Urkunden für ihre frühere Lautung. So soll im Deutschen bei den reduplizirten Verben nach dem „i" des Präteritums das „e" festgehalten werden, um die Stelle anzugeben, wo ehemals der Stammvokal lautete; z. B.: halten, hielt (früher: hialt.) — So soll nach einigen Anhängern der histo-

rischen Partei das verdoppelte scharfe „s" nicht in allen Wörtern auf gleiche Weise bezeichnet werden, obgleich dem Laute nach für uns kein Unterschied vorhanden ist. Man soll nämlich in der Schrift den Fall, wo das verdoppelte scharfe „s" ein geminirtes, aus „t" entstandenes „ss" ist, unterscheiden von dem Fall, wo es ein geminirtes, ursprüngliches „s" ist; z. B.: das verdoppelte scharfe „s" in: „essen" soll anders geschrieben werden als in „küssen." Man vergleiche z. B. in der Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar (7. Aufl.): „beßer," „Wißenschaft," „Abgeschloßenheit," aber: „intereſſant," „Erlebniſſe" u. dgl. Der verschiedene Ursprung eben, denn im Laute fallen beide Arten zusammen, soll auf diese Weise in der Schreibung anschaulich gemacht werden.

Beachtenswerth schon ist es, dass in der Ausführung dieses Gesetzes, der Berücksichtigung der ausgestorbenen Lautgestalt, die Anhänger desselben selbst nicht übereinstimmen, so dass der eine Theil derselben schon dadurch sich mit einem Vorwurfe belastet, nämlich dem der Inkonsequenz. Ja selbst bei den am weitsten gehenden herrscht dennoch eine so grosse Inkonsequenz, da viele Stellen, wo ehemals Laute waren, ohne derartige Grabsteine gelassen werden, dass Einem ganz natürlich die Frage auftaucht, warum in dem einen Falle der frühere Laut zu berücksichtigen ist, in dem andern dagegen nicht. Jedenfalls gewährt es von dem Werthe eines Gesetzes kein gutes Vorurtheil, wenn die Anhänger desselben eine konsequente Durchführung nicht erstreben.

Doch dies nur vorläufig. Der eigentliche Gegengrund gegen dieses Nebengesetz fliesst aus der Bedeutung der Schrift überhaupt, aus ihrem Verhältniss zum Laut. Ist denn die Schrift etwas Selbständiges neben dem Laut oder ist sie vielmehr nur die Dienerin des Lautes? Steht sie nicht in demselben Verhältniss zum Laut wie dieser zum Gedanken? Der Gedanke wird durch den artikulirten Laut hörbar, der artikulirte Laut durch das Schriftzeichen sichtbar. Wenn nun der Laut fortschreitet, soll er dann nicht das Recht haben die Schrift mit fortzuziehen? Stimmen die Schriftzeichen nicht mit dem lebenden Laute überein, dann ist die Schrift eine todte, denn nur in dem Leben des Lautes ruht auch ihr Leben.

Wenn daher jene Vertheidiger des historischen Rechtes auf dem Gebiete der Orthographie nichts einwenden gegen das Fortschreiten des Lautes, warum suchen sie mit solcher Aengstlichkeit die Schrift in ihren alten Formen festzubannen? Müsste nicht vielmehr ihr sehnsüchtiger Blick nach der guten alten Zeit in dem Reiche des Lautes zum Vorschein kommen? In der That, man sieht es nicht ein, warum gerade die Schrift leiden soll, während der eigentliche Urheber, der Laut, ungeschoren bleibt.

Als völlig unberechtigt erweist sich daher ein Ausfall, den Weinhold bei Gelegenheit seiner Darlegung des verschiedenen Ursprungs des verdoppelten scharfen „s" gegen die phonetische Partei macht. Er sagt: „Von Männern, welche den Satz: schreib' wie du sprichst — entweder ohne weiteres oder nur verhüllt zum Grundgesetz der Lautbezeichnung machen, ist allerdings keine andere Ansicht zu erwarten und mit ihnen lässt sich nicht rechten; mögen sie ihre Schreibweise nach jedem Jahre und nach jedem Hause ändern! Ich aber glaube noch an eine Geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes Leben der Sprache und habe Ehrfurcht vor ihr als der Schöpfung des ewigen Geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen Belieben und nach der Biegung seiner Zunge ändern darf." — Was hat wohl in diesen Worten der letzte Satz mit dem vorangehenden zu schaffen? Muss denn derjenige, welcher für die Schrift keine andere Norm hinstellt als den gesprochenen Laut, darum den Glauben an die Geschichte und das innere fest und fein gegliederte Leben der Sprache, darum die Ehrfurcht vor ihr verloren haben? Die Geschichte und das Leben der Sprache ist doch die Geschichte und das Leben des Lautes. Nun beweist der Phonet doch wahrlich mehr Ehrfurcht vor dem Laute, er der jenes Leben des Lautes, jene Entwicklung desselben auch in die Schrift eingraben und durch die Schrift in recht weiten Kreisen zum Bewusstsein bringen will. Von gleicher Verwirrung zeugt es, wenn Weinhold dem Phoneten vorwirft, dass er es jedem anheimstelle, die Sprache nach seinem Belieben und nach der Biegung seiner Zunge zu ändern. Den Laut lässt der Phonet völlig unangetastet; ja auch die Schrift giebt er nicht im entferntesten dem Belieben des Einzelnen preis; er will nur, dass die Schrift dem

Laute in seinen Entwicklungen folgen, nicht aber bei einem Entwicklungsstadium desselben stehen bleiben soll. Wenn daher der Phonet wirklich, um mich jener Uebertreibung Weinhold's zu bedienen, nach jedem Jahre und nach jedem Hause seine Schreibweise ändern müsste, so würde er hierzu doch nur durch die Veränderlichkeit des Lautes gezwungen werden. Wenn aber gegen jene Veränderlichkeit des Lautes man sich nicht sträubt, wenn man dagegen keine Hemmungen zu bereiten strebt, so bleibt es in der That unbegreiflich, warum Veränderungen der Schrift, die doch nur dazu da ist, den Laut sichtbar zu machen und dadurch zugleich festzuhalten und zu verbreiten, mit so missgünstigem Auge aufgenommen werden.

Wir kommen nun zu dem zweiten Nebengesetze, nämlich dem, welches man hinsichtlich derjenigen Laute aufgestellt hat, die ein Volk von einem andern Volke herübernimmt. In der Praxis finden wir hier ein eigenthümliches Schwanken, das sich oft auf die seltsamste Weise äussert. So zeigt sich bisweilen in deutschen Schriften, dass in einem Fremdworte ein und derselbe Buchstabe, wenn er zweimal darin vorkommt, einmal durch das fremde, das andere Mal durch das einheimische Zeichen angedeutet wird. Z. B. fand ich: „**C**onfli**k**t“ (Vossische Zeitung vom 31. Dez. 1865: Die Geschichte der Geographie im 16. Jahrh.); „Blut**z**ir**k**ulation“ und zugleich: „Blut**c**ir**k**ulation“ (Magazin f. d. Lit. d. Ausl. v. 16. Sept. 1865: Der Zusammenhang der menschlichen Empfindungen mit dem körperlichen Herzen); „**C**lassifi**k**ation, **C**lassifi**z**ierung, Präjudi**c**ierende, **C**onjun**c**tionen, Disjun**k**tivfragen“ (Zeitschr. f. d. Gymn.wesen, hrsg. v. Jacobs u. Rühle. Febr. 1866, S. 116 f.) Im Ganzen lässt sich jedoch von der Praxis sagen, dass in ihr immer mehr und mehr bei Wörtern, die unsrer Sprache eingebürgert sind, die einheimische Lautbezeichnung sich geltend macht.

So finden wir denn auch bei Theoretikern auf diesem Gebiete, dass sie, nur bei solchen Wörtern, welche noch nicht eingebürgert oder deren Lautverhältnisse den deutschen nicht anbequemt sind, verlangen die fremde Schreibweise treu wiederzugeben. Nicht genug kann man sich freilich bei einigen dieser Theoretiker wundern, welches Urtheil sich in ihrer Praxis über

das Eingebürgertsein oder Nichteingebürgertsein eines Wortes kund giebt. Sie scheinen hier dem Grundsatze zu huldigen, einem Fremdlinge das Bürgerrecht so lange wie möglich vorzuenthalten. So schreiben sie: „Pun**k**t,“ aber: „Vo**c**al“, „**C**onsonant“; „Conc**u**rs“, aber: „G**ou**vernante“; „S**i**lbe“, aber: „S**y**stem“. Selbst ein Wort wie **Ch**arakter erscheint bei ihnen noch immer mit „ch.“ Ja sie sprechen ihre Neigung zur Beibehaltung der fremden Schreibweise wohl auch aus und gestehen uns z. B. bei Wörtern, die aus dem Lateinischen stammen, dass sie das „c“ gern als charakteristisch beibehalten möchten, obwohl dem allmählich fortschreitenden Gebrauche von „k“ und „z“ für „c“ wohl kaum Einhalt gethan werden könne.

Entschiedener tritt dagegen eine Partei auf, der besonders altklassische Philologen angehören. Nach ihnen soll die fremde Schreibweise streng und konsequent festgehalten werden. So schreiben die neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Masius in ihrem ersten Theile, der sich bekanntlich von dem zweiten in der Schreibweise unterscheidet, bei jedem Worte lateinischen Ursprungs beharrlich „c“ und geben durch die Schreibweise die griechische oder lateinische Abstammung eines Fremdwortes an. Also: „**C**lasse,“ aber: „pra**k**tisch;“ „**C**apitel,“ aber: „synta**k**tisch.“

Welcher Richtung sollen wir uns nun anschliessen? Sollen wir bei Fremdwörtern die fremde Schreibweise unberührt lassen und dadurch das Fremdwort, obgleich wir es zu uns herübergenommen haben, dennoch stets als Fremdling kennzeichnen oder sollen wir es, eben weil wir es bei uns aufgenommen haben, es auch als unser betrachten und behandeln? Um diese Frage zu entscheiden, ist es gut auf das Motiv zu achten, welches eine Anzahl von Männern zu der Aufstellung eines solchen Nebengesetzes für die Schrift geführt hat, das von der alleinigen Aufmerksamkeit auf den in unserm Munde lebenden Laut abzieht. Es ist dies wohl hauptsächlich ein gewisses Gefühl der Achtung, das mit fremdem Gute nicht wie mit eigenem schalten zu dürfen glaubt. Allein dies Gefühl der Achtung ist doch hier, wie mir scheint, schlecht angebracht. Man stelle sich nur einmal die Sachlage klar vor! Aus dem Lautschatze eines fremden Volkes entlehnen wir Laute, um unsere Gedanken

damit zu bezeichnen. Entspringt nun freilich auch häufig die Herübernahme eines fremden Lautes aus der Eitelkeit, die nach dem Seltnen, Aussergewöhnlichen hascht, so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, dass auch der empfundene Mangel eine Macht ist, die uns treibt, anderwärts Laute zu entnehmen. Ja es kommt sogar vor, dass wir gezwungen sind, Laute zu borgen, sobald wir Begriffe herübernehmen, die auf fremdem Boden entsprossen sind. Ich erinnere an den Begriff des Naiven. Muss nun nicht ein Volk darüber Stolz empfinden, wenn ein andres das von ihm entlehnte Gut ganz wie sein eignes behandelt und nicht als fremdes kalt von dem eignen absondert? Umgekehrt aber von dem Standpunkte des entlehnenden Volkes, wird man die von ihm gemachte Entlehnung nicht dann erst recht billigen, wenn sie ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist? Wenn wir ferner andre Erzeugnisse eines fremden Landes nach unsern Bedürfnissen, nach unsern Interessen verarbeiten und verwerthen, warum sollen wir es mit den ausländischen Lauterzeugnissen nicht ebenso machen?

So finden wir denn auch, dass, was den Laut betrifft, sich die einheimischen Lautgesetze bei der Aussprache häufig gebrauchter Fremdwörter bald geltend machen, weil sie den Organen naturgemäss innewohnen. Z. B. sieht man es im Deutschen bei dem anlautenden „s," welches hier ein weiches ist. Wie oft hat dasselbe bei Fremdwörtern das anlautende scharfe „s" verdrängt! Man vergleiche nur die Aussprache des „s" in dem französischen Worte: „salade" mit der in dem davon herkommenden deutschen Worte: „Salat." Man beachte auch in demselben Beispiele, wie das weiche auslautende „d" in „salade" bei dem Uebergang in's Deutsche zu einem harten: „t" geworden ist, eine Veränderung, die gleichfalls auf einem der deutschen Zunge innewohnenden Naturgesetze beruht, nämlich dem, dass weiche Laute, wie: b, g, d, w im Deutschen nur als Anlaute, nie aber als Auslaute einer Silbe gesprochen werden können. Glücklicherweise hat bei dem genannten Beispiel die Veränderung des Lautes auch in der Schrift Berücksichtigung gefunden, da das französische „de" durch „t" ersetzt worden ist. Wenn man nun gegen solche Veränderung im Laute nichts einwendet, ja nichts einwenden kann, warum soll es dann ver-

boten sein, sie auch in der Schrift bemerkbar zu machen? Was soll daher jene Aengstlichkeit, mit der man z. B. bei den aus dem Griechischen stammenden Wörtern das „ph“ für das griechische „φ“ festzuhalten sucht. Dem Laute nach klingt das griechische „φ“ im deutschen Munde wie „f“ und es kann nicht anders klingen, da dem Deutschen als Aspirata zu „b“ und „p“ von Natur kein andrer Laut als das „f“ gegeben ist. Diese lautliche Veränderung ist also keine willkürliche, sondern eine durchaus gesetzmässige. Wenn man Achtung vor dem Fremden hat, so dünkt mich, müsste diese sich in der Reinerhaltung des fremden Lautes offenbaren, nicht aber auf dem untergeordneten Gebiete der Schrift. Für die Reinerhaltung des fremden Lautes aber, wofern sie nach den einheimischen Lautgesetzen möglich ist, hat sich die Beibehaltung der fremden Schreibweise nur schädlich erwiesen, indem man die fremde Schreibweise nach einheimischer Art gelesen hat. Dies würde bei der Wiedergabe des fremden Lautes durch die einheimischen Schriftzeichen vermieden werden. Fremde Schriftzeichen wären demnach nur dann festzuhalten, wenn sich unter den einheimischen Schriftzeichen keine entsprechenden fänden, weil eben die betreffenden Laute nicht in dem einheimischen Lautsystem vorhanden sind.

Es bleibt uns endlich noch die Prüfung des dritten Nebengesetzes, welches für die Rechtschreibung aufgestellt worden ist. Es befielt uns dasselbe, bei zusammengehörigen Lauten den Grundlaut als normativ für die Schreibung der übrigen Laute zu betrachten. Es gilt dabei die durch eine vokalische Endung verlängerte Gestalt des Stammes als Grundform und die hier sich zeigende Stammesform soll in der Schrift unverändert festgehalten werden. Demnach soll bei „lob-en“ in allen durch die Flexion entstehenden Formen stets das „b“ geschrieben werden, obgleich es dem Laute nach in mehreren Formen zu „p“ wird; z. B. in: „gelo**b**t.“ So soll ferner in: „seh-en“ das „h“ stets bleiben, obgleich es am Ende oder vor einer konsonantischen Endung nicht gesprochen wird wie in: „sa**h**,“ „sa**h**st.“ Dasselbe findet bei Hauptwörtern statt. Man soll z. B.: „Glie**d**“ schreiben, weil das „d“ in „Glie**d**-er“ gesprochen wird, es also dem Stamme eigen ist.

Es ist nun freilich völlig richtig, dass in Wörtern wie: loben, biegen, Glieder das weiche: „b,“ „g“ oder „d“ dem Stamme eigen ist, dass also der Stamm in der That einen weichen Auslaut hat, denn sonst könnte bei der Flexion durch das Hinzutreten einer vokalischen Endung der weiche Laut nicht zur Erscheinung kommen. Aber wie geschieht es, dass dieser weiche Auslaut, sobald eine konsonantische Endung hinzutritt oder der Stamm ohne Endung ist, verschwindet und der harte an seine Stelle tritt? Ist dies denn etwas Zufälliges oder Willkürliches? — Vielmehr beruht diese Erscheinung auf einem unsern deutschen Sprachorganen innewohnenden Naturgesetze! In der deutschen Sprache herrscht nämlich, wie wir bereits sahen, das Gesetz, dass weiche Konsonanten nur als Anlaute einer Silbe, nicht aber als Auslaute auftreten können. Es unterscheidet sich hierin die deutsche Lautweise z. B. von der französischen, wie wir es an einem einfachen Beispiel sehen können. Wir sprechen den Namen des berühmten israelitischen Königs David so aus, dass wir am Ende den harten Laut „t“ hören lassen, der Franzose dagegen kann den weichen Laut auch als Auslaut sprechen und sagt daher in Uebereinstimmung mit dem Schriftzeichen: Davi**d**. Wir werden es deshalb auch den Deutschen, die da anfangen französisch zu lernen, nicht so sehr verargen dürfen, wenn sie die weichen Auslaute der französischen Wörter der ihnen eignen, von Natur gegebenen Lautweise gemäss mit harten vertauschen, da bei ihnen zum Aussprechen eines weichen Auslautes eine besondere Anstrengung oder doch wenigstens Aufmerksamkeit erforderlich ist. Dieses Naturgesetz also, welches der deutschen Sprache innewohnt, ist die Ursache davon, dass wir die weichen Auslaute der Stämme nur dann als weiche sprechen können, wenn sie durch das Hinzutreten einer vokalischen Endung zu Anlauten geworden sind, wie in: „lob-en.“ Sobald aber der Auslaut des Stammes nicht zum Anlaut wird, wie es bei dem Mangel jeglicher Endung oder bei dem Hinzutreten einer konsonantischen Endung der Fall ist, so muss der weiche Auslaut dem harten den Platz räumen und man muss sprechen: „lo**p**,“ „lo**p**st.“

Warum soll nun dieses Lautgesetz, das wie alle Naturgesetze mit unerbittlicher Strenge seine Macht ausübt, in der Schrift, die den Laut abzubilden oder doch wenigstens anzudeuten berufen ist, ignorirt werden? Warum stellt man den Stamm mit weichem Auslaut in der Schrift als unveränderlich hin, während als Laut er veränderlich ist und zwar nach einem Gesetze, nicht nach Willkür? Es wird sich in der That schwer ein stichhaltiges Motiv für solche graphische Unveränderlichkeit finden lassen; denn, um die Ableitung oder Zusammengehörig-

keit allgemein zum Bewusstsein zu bringen, bedarf es dieser Unveränderlichkeit in der Schrift wahrlich nicht. Dass „loben," „lop," „lopst" u. dgl. zusammenhängen, das legt der Laut zu grob zu Tage, als dass eine besondere graphische Andeutung dazu erforderlich wäre. Wusste etwa der Lateiner nicht, dass scri**p**si und scri**p**tum mit scri**b**o, scri**b**ere zusammenhänge, obgleich er, dem Laute folgend, das b in der Schrift in p verwandelte? Oder brachte es etwa den Griechen in Verwirrung, wenn er z. B. im Indikativ des Perfekti Passivi von *τριβω*: *τε τριμ-μαι, τε τριψαι, τε τριπ-ται, τε τριμ-μεθον, τε τριφ-θον, τε τριμ-μεθα, τε τριφ-θε, τε τριμ-μενοι εισιν* in einem Grade die Schreibung wechselte, wie es im Deutschen gar nicht einmal möglich wäre, da hier der entsprechende Lautwechsel nicht so stark ist? Im Gegentheil wird durch solche graphische Unveränderlichkeit, wie sie durch das dritte Nebengesetz gefordert wird, dem Bewusstsein von den tiefgreifenden Lautgesetzen ein Hinderniss in den Weg gelegt bei Leuten, die wegen eines anderweitigen Berufes der Sprache und ihren Gesetzen besondere Aufmerksamkeit nicht widmen können. Wem daher die Verbreitung des Bewusstseins von den Naturgesetzen, die im Reiche des Lautes allmächtig walten, am Herzen liegt, der muss, sollt' ich meinen, anstatt von ihnen durch die Schrift abzulenken, vielmehr durch sie darauf hinzuarbeiten suchen; der wird, anstatt dem so natürlichen Drange, beim Schreiben dem Laute nachzufolgen, zu wehren und denselben durch jahrelanges, mühevolles Wegkorrigiren abzustumpfen oder gar zu unterdrücken, ihm vielmehr jeglichen Vorschub leisten und in seiner Ausbildung und Vertiefung die Seite der menschlichen Bildung suchen, die man in der Beobachtung unhaltbarer, verwirrender Nebengesetze zu sehen allgemein nur zu sehr gewohnt ist.

Wenn ich nun durch solche Prüfung der für die Schrift neben dem phonetischen Gesetze aufgestellten drei andern von dieser Seite her die Alleinberechtigung des phonetischen Gesetzes nachzuweisen gesucht habe, so war damit nur beabsichtigt, Klarheit in die Theorie der Schrift zu bringen, über das Ideal einig zu werden, das allein berechtigt ist, jedweder orthographischen Reform zum Zielpunkt zu dienen. Ich habe dies in der Jetztzeit für um so nöthiger gehalten, da Bestrebungen auf diesem Gebiete aufgetaucht sind und Verbreitung gefunden haben, die von der Erreichung jenes Ideals durch die Aufstellung eines andern ablenken. Eine andre Frage aber ist es, wie das von mir vertheidigte Ideal nach und nach verwirklicht werden soll, welche Mittel zu ergreifen sind, um die Schreibweise demselben zuzuführen. Die Lösung dieser Frage wollen wir für jetzt andern überlassen.

Berlin. Ernst Jung-Möller.

---

## Ueber die Nothwendigkeit,
beim
## Jnterricht im Englischen die Lehre von der Aussprache
als
einen besonderen Zweig des Lehrstoffes zu behandeln,
und
eine Bezeichnung der Aussprache anzuwenden.

---

Seitdem der englische Unterricht durch die Vermehrung r Realschulen und durch die Organisation derselben vom ctober 1859 eine grössere Bedeutung als Unterrichtsgegen- ınd höherer Lehranstalten erlangt hat, ist wohl Veranlassung wesen, die Frage in Betracht zu ziehen, in wie weit das ıglische durch jene Modification betroffen würde. In der Ter-, der Klasse, in welcher der Unterricht beginnt, ist die Zahl r Lehrstunden seitdem vermehrt, theilweise verdoppelt wor- n. Naturgemäss sind dadurch die Anforderungen gewachsen. ı ist aber in diesem Vortrage für mich nur von beiläufigem teresse, Grammatik, Lectüre und die anderen Verzweigungen s Unterrichtsstoffes zu betrachten; ich habe mir zur Aufgabe stellt, auf denjenigen Theil des betreffenden Unterrichts ein- gehen, welcher sich mit dem Lehren der Aussprache be- häftigt.

Die Schwierigkeiten der Aneignung der englischen Aus- rache sind nicht leicht unterschätzt worden. Eher hat man, Gegentheil, dieselben von jeher meist so stark betont, dass ın eine Art traditioneller Furcht hervorgerufen hat.

Die Aussprache nach Regeln zu lehren, konsequent und der Weise, wie man die ebenso zahlreichen Schwierigkeiten der Formenlehre, der Syntax und in der Ueberwältigung des cikalischen Gebietes einer Sprache anzugreifen pflegt, hat man t als ungeeignet bezeichnet. Aus dem Gebrauch dagegen

die einzelnen Laute und ihre Schattirungen aufzufassen, aus dem Munde eines Engländers oder eines mit der Sprache genau bekannten Deutschen die Eigenthümlichkeiten der Pronunciation abzuhören, — aus der Lectüre, durch Sprechübungen, durch Memoriren von Abschnitten, in welchen die Aussprache jedes einzelnen Wortes zuvor vielfach mündlich eingeübt worden war, zur Sicherheit im Aussprechen zu gelangen: hat man in den meisten Fällen für den rathsamsten Weg gehalten.

Wenn man sich gescheut hat, mit dem Anfänger eine lange, bunte Reihe von Regeln, Ausnahmen und Beobachtungen durchzugehen, wie man sie zu Anfang grösserer Grammatiken findet: so hat man daran recht gethan.

Wenn man, andererseits, geglaubt hat, ohne Regeln durch den Usus und durch die richtige Aussprache des Lehrers seinen Zweck zu erreichen: so hat man sich geirrt.

Man ist in beiden Richtungen zu weit gegangen.

Man hat zwar niemals verkannt, dass die Aneignung der Aussprache einer besonderen Sorgfalt bedürfe; getrieben aber von dem Wunsche, den Lernenden so schnell als möglich mit Form und Inhalt des englischen Wortes bekannt zu machen, ihn zu befähigen einen englischen Satz zu verstehen, und einen Gedanken in der fremden Sprache selbständig auszudrücken, hat man die Aussprache als ein Zweites, Accessorisches, behandelt, als etwas, was sich mit der Kenntniss des Wortes zugleich einfinde. Bei dieser Anschauung und der sich daraus ergebenden Praxis muss selbstverständlich nach Absolvirung der Formenlehre und des Wichtigsten aus der Syntax der reale Inhalt des Sprachstoffes beim Unterricht die Oberhand gewinnen. Der Schüler, welcher zu Anfang zwar die Unterschiede der einzelnen Laute, den Werth offener und geschlossener Silben und sonstige Einzelheiten, die keine Methode des Unterrichts entbehren kann, gehört hat, welchem aber nicht die Gesetze der Aussprache als ein zusammenhängendes Ganze, als ein besonderer Theil des Sprachstoffes übermittelt worden sind, wird hinsichtlich seiner Vervollkommnung in der Aussprache im weiteren Verlauf des Unterrichts auf die mehr oder minder beiläufigen Verbesserungen des Lehrers angewiesen sein. Da aber auf der höheren Lehrstufe der Inhalt der

Sprache, das Verstehen des Schriftstellers, die Uebung im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache in den Vordergrund treten, so wird allmälig und unmerklich das Eingehen auf die Aussprache seltener werden, und nur noch in so weit Berücksichtigung finden, als falsche Aussprache zu beiläufiger Verbesserung nöthigt. Dabei kann auch unter Umständen der Fall eintreten, dass der Lernende einen gewissen Rückschritt in der Genauigkeit der Aussprache macht, indem sich nach und nach die unterscheidenden Nüancen der Laute seiner Aufmerksamkeit entziehen, so dass schliesslich eine Aussprache erscheint, der man anmerkt, dass eine Menge von Einzelheiten und Beobachtungen fehlt, ohne deren Kenntniss und Verständniss es nicht gut möglich ist, annähernd richtig auszusprechen.

Gesetzt jedoch, man unterrichte zwar nicht so, dass man dies Erlernen der Aussprache continuirlich als einen besonderen Theil des Lehrstoffes mit Benutzung einer brauchbaren Zusammenstellung von Regeln und Beobachtungen behandele, verwende dagegen ununterbrochen in den Lehrstunden möglichst viel Sorgfalt auf die Aussprache durch Bemerkungen, zu welchen der gerade vorliegende Stoff und die Individualität der verschiedenen Schüler Veranlassung bieten: so muss man allerdings zu einem besseren Resultat gelangen, wird aber auch oft genug Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, dass Aufmerksamkeit und Gedächtniss eines Theils der Schüler nicht intensiv genug ist, um die eingestreuten Einzelheiten zu behalten und zu verwerthen. Ich erinnere dabei an die Aeusserung eines bekannten Schulmannes. „Beim Schulunterricht“, sagt er, „wo viele oft sehr verschiedene Schüler in wenigen wöchentlichen Stunden möglichst gleichmässig zu behandeln sind, treten die Schwierigkeiten des Gegenstandes in ihrer ganzen Lästigkeit hervor. Der Lehrer übt in jeder Stunde mit seinen Schülern ein kleines Lesestück sorgfältig ein; er spricht, nach den nöthigen Bemerkungen über die Natur der Laute und die Bedeutung und Verbindung der Schriftzeichen, wiederholt jedes Wort vor und lässt es von Allen und von Einzelnen nachsprechen; er beachtet und verbessert die Mundbewegungen und Laute, welche Jeder macht; er syllabirt und buchstabirt vor, wo es nöthig ist, oder bezeichnet schwierige Lautverbindungen an

der Schultafel; er bearbeitet die Schwächeren individuell — und — erinnert sich bei seiner Arbeit oft an das Gewebe der Penelope.“ So weit seine Worte.

Kann man aber wirklich mit dem erzielten Erfolge zufrieden sein, so wird man sich bei ruhiger Prüfung nicht verhehlen können, dass man selber einen Aufwand von Zeit und Kraft gemacht hat, der die Frage rechtfertigt, ob man nicht besser gethan hätte, planmässig zu Werke zu gehen, die Lehre der Aussprache, neben dem anderen Unterrichtsstoff, systematisch zu treiben, und bei zweckmässiger Vertheilung des einzuprägenden Gebietes diejenigen Regeln und Beobachtungen (Principles of English Pronunciation) als ein geordnetes Ganze zu geben, die man nach obiger Darlegung vereinzelt und zerstreut, und demnach mit geringerer Wirkuug mittheilt.

Man pflegt dagegen einzuwenden, dass die Besonderheiten der englischen Aussprache die systematische Einübung nicht rathsam erscheinen lassen. Ich kann freilich die Schwierigkeit nicht wegleugnen, die Lehre von der Aussprache practisch und, um mich so auszudrücken, schulmässig zu redigiren. Aber diese Schwierigkeit ist doch nicht der Art, dass man nicht durch zweckmässige Vertheilung und Beschränkung des Stoffes das Material für Erzielung einer guten Aussprache und einer möglichst umfassenden Kenntniss von Wörtern, deren Aussprache leicht verfehlt wird, übersichtlich und zum Gebrauch beim Unterricht geeignet, zusammenstellen könnte. Ich werde noch auf diesen Punkt zurückkommen, da ich zuvor Ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes lenken möchte, das meiner Ansicht nach von grossem Einfluss auf das Erlernen der richtigen Aussprache ist.

Ich meine die Anwendung einer durchgängigen Bezeichnung der Aussprache, sowohl in dem Lehrbuche, nach welchem der erste Unterricht ertheilt wird, als auch von Seiten des Lernenden bei den schriftlichen Vorbereitungen, namentlich für die Lectüre.

Eine solche Methode ist keine ungewöhnliche, wenn ich anders aus dem Umstande darauf schliessen kann, dass eine Zahl von Lehrbüchern das Hülfsmittel der Bezeichnung bieten. Es fehlt aber viel daran, dass sie allgemein anerkannt wäre;

im Gegentheil, namhafte Gelehrte und Schulmänner halten dieselbe nicht für geeignet, ihre Verwerthung für unbequem, und unterrichten ohne Aussprachebezeichnung. Es möge mir gestattet sein, die Gründe dafür und dagegen einer kurzen Prüfung zu unterwerfen.

Sobald der Lernende mit den Vocalen und Consonanten bekannt geworden ist, wird man während und gleich nach der Erlernung des Declinationsverhältnisses und der Conjugation durchweg den Unterricht so angelegt finden, dass englische Uebungssätze ins Deutsche, entsprechende deutsche Sätze ins Englische übersetzt, und sonstige mündliche Uebungen damit verbunden werden. Sobald als möglich wird man auch an zusammenhängende Lectüre denken, und wenigstens auf Realschulen bald eine Sonderung der Stunden eintreten lassen. Wie sich aber auch die Anordnung gestalten mag, überall wird es zunächst darauf ankommen, den Lernenden in den nöthigsten Wortvorrath einzuführen und ihm zur Kenntniss möglichst vieler Wörter zu verhelfen. Dabei kann man einen doppelten Weg einschlagen. Entweder erspart man dem Schüler selbständige Vorbereitung und nimmt in der Stunde selbst die Uebungsstücke so durch, dass man ihm Aussprache und Bedeutung der Wörter zugleich giebt, und das betreffende Stück so lange durcharbeitet, bis es in seinem Gedächtniss haftet. Demnach würde sich auf der ersten Stufe des Unterrichts bei solchem Verfahren die eigene Thätigkeit des Schülers auf Wiederholung des Durchgenommenen und etwa auf schriftliche Uebersetzungen erstrecken. Diese Behandlung des Sprachunterrichts halte ich für unrichtig. — Oder man verlangt von dem Lernenden von Stunde zu Stunde selbständige Vorbereitung, d. h. zunächst Präparation auf neue Uebungsstücke, Wissen, also vorheriges Lernen der darin vorkommenden Vocabeln, und, was auf der ersten Stufe bei der Einfachheit des benutzten Materials ohne Schwierigkeit ist, Verständniss des Inhalts. Viele Lehrbücher mit und ohne Aussprachebezeichnung kommen dabei dem Lernenden zu Hülfe, indem sie bei den einzelnen Uebungsstücken die bezüglichen Wörter zusammengestellt geben, so dass, da das Aufsuchen im Wörterbuch fortfällt, überdies der Inhalt solcher Stücke meist ein leicht verständlicher ist, nur die Mühe des vorhergehenden

Erlernens der Vocabeln erfordert wird. Erweitert der Lehrer in dieser Weise die häusliche Thätigkeit des Schülers, so findet er natürlich für die Verwerthung der Lehrstunde eine andere Basis, als wenn er Alles selber geben muss. Es liegt in der Natur der Sache, dass auf diesem Wege mehr geschafft werden kann, als wenn sich der Schüler nur receptiv und reproductiv verhält. Will man mir zunächst diese letztere Behandlung des Unterrichts als die geeignetere zugestehen, so stelle ich sofort die Frage: „Ist der Schüler im Stande, obigen Anforderungen zu genügen und für die englische Stunde so vorbereitet in die Klasse zu kommen, dass er die zum Lernen aufgegebenen Wörter sprechen kann?" Wenn sein Lehrbuch ihn nicht mit einer Bezeichnung der Aussprache unterstützt, oder wenn er nicht gelernt hat, die in seinem Dictionär angewandte Bezeichnung zu verstehen, oder wenn er vielleicht gar ein Wörterbuch benutzt, welches keine Bezeichnung der Aussprache enthält: so wird er eine solche Aufgabe mangelhaft erfüllen, wenn ihm auch schon im Verlauf der Lehrstunden genug Erkennungsgründe für die richtige Aussprache gegeben sein mögen. Daher, um mit Sicherheit englische Wörter zu lernen, muss der Lernende für einen Theil derselben eine vollständige Bezeichnung, für einen anderen die entsprechend nothwendige Angabe eines Vocals oder eines Consonanten, und für die meisten mehrsilbigen vor allen Dingen die Accentbezeichnung haben; sonst lernt er trotz aller vorangegangenen Bemerkungen Falsches und Richtiges durcheinander. Ja, diese Uebelstände würden so sehr hervortreten, dass man, ohne Anwendung einer Aussprachebezeichnung, von der selbständigen Vorbereitung des Lernenden für die Aussprache Abstand nehmen müsste.

Wie verhält es sich nun mit der Lectüre? Unterrichtet man ohne Aussprachebezeichnung, so giebt man bei der Präparation auf den zu übersetzenden Abschnitt die richtige Aussprache der darin vorkommenden Wörter mehr oder weniger dem Zufall preis. Denn ich wiederhole, dass man trotz aller allgemeinen Kenntniss der Gesetze, nach welchen sich durchschnittlich die Aussprache eines englischen Wortes erkennen lässt, selbst bei ziemlich langer Uebung, den Schüler oft im Un-

klaren und unsicher finden wird, zumal da für die Stelle des Accents häufig alle Beobachtung und Analogie täuscht.

Benutzt man dagegen eine Bezeichnung der Laute, so ist der Lernende in den Stand gesetzt, in der Lectüre so vorbereitet zu sein, dass man ihn auch für die Aussprache des präparirten Abschnitts verantwortlich machen kann.

Und nun vergleiche man die beiden Wege, die sich einschlagen lassen! Wählt man den ersteren, ohne das Hülfsmittel der Bezeichnung der Aussprache, so lässt man dem Lernenden einen zu geringen Antheil eigener Thätigkeit und Selbstbestimmung. Man hält ihn in fortwährender Abhängigkeit von der Berichtigung seiner Fehler in der Aussprache durch den Lehrer. Man verzichtet auf sicheres Lernen des Wortschatzes in vorbereitender Weise. Man muss bei der Vorbereitung auf die Lectüre die Anforderung, „dass sich der Schüler auch auf das richtige Lesen des aufgegebenen Abschnittes präparire", die ihm fehlenden Wörter also nicht bloss der Bedeutung, sondern auch der Aussprache wegen im Dictionär aufschlage, fallen lassen. Hört dann, nach Abschluss der Schulbildung, der persönliche Verkehr mit dem Lehrer auf, so ist Jemand, der Veranlassung hat, sich noch weiter mit dem Englischen zu beschäftigen, doch schliesslich genöhigt, eine Aussprachebezeichnung kennen zu lernen, um die Stelle des Lehrers zu ersetzen.

Die Sache liegt aber in einem Punkte noch schlimmer. Es kann nicht fehlen, dass sich der Schüler während mehrerer Jahre des Unterrichts verwöhnt, weil stets der Lehrer mit Berichtigung der Aussprache zur Hand ist und ihn vielfach des Selbstfindens überhebt. — Jahrelang gewöhnt, ohne grosses Zuthun seinerseits, Englisch aussprechen zu lernen, um mit einem gewissen Vorrath eingelernter Wörter und Wendungen ausgerüstet, ist er gerade auf der höheren Stufe des Unterrichts und vollends später, wenn er etwa aus Neigung das Englische weiter treiben sollte, gar zu leicht veranlasst, beim Aussprechen aller ihm noch fremden Wörter sich auf Analogie zu verlassen, herumzurathen und herumzutasten.

In den meisten Fällen begnügt er sich mit der Summe der richtig eingelernten Wörter und verlässt sich für das Weitere auf das Sprachgefühl. So zeigt sich denn bei so Vorgebil-

deten, wenn sie Veranlassung haben, ihr Englisch hören zu lassen, beim Lesen oder Sprechen jene eigenthümliche englische Aussprache, der man es bald anmerkt, dass der Usus und die Länge der Zeit das Beste haben thun sollen, deren relative Richtigkeit aber in keinem Verhältniss zu dem Aufwand an Zeit und Mühe steht, welcher vorangegangen ist.

Namentlich habe ich diese Beobachtung bei Leuten gemacht, welche ihr ganzes Vertrauen darauf gesetzt hatten, durch Unterricht und fortgesetzten Verkehr mit Engländern, die sich meines Wissens hier in Deutschland selten oder gar nicht einer konsequenten Lautbezeichnung bedienen, Englisch gut aussprechen zu lernen. Genau besehen, beschränkt sich bei den Meisten, die Englisch ohne zwingenden Anlass treiben, die richtige Aussprache auf ein bescheidenes Mass häufig vorkommender Wörter. Die erste beste Seite eines Schriftstellers, die sie lesen, verräth, wie es in dieser Hinsicht mit Wissen und Gelernthabenbestellt ist.

Betrachten wir nun die Ergebnisse, welche sich beim Gebrauch einer Bezeichnung der Aussprache herausstellen! Wird der Lernende von der ersten Stunde an mit Hinzuziehung unterscheidender Kennzeichen unterrichtet, -- prägt er sich z. B. die verschiedenen Vocallaute mit Hülfe von Musterwörtern ein, die ihm nicht bloss durch den Laut, sondern auch durch ein einfaches Merkzeichen im Gedächtniss bleiben, so wird es ihm ermöglicht, überall, wo er dieselben Zeichen findet, jedes neue Wort auf das Musterwort zurückzuführen. Ist er nun erst im Stande, die Laute in den Musterwörtern (key-words) annähernd richtig und gewohnheitsmässig zu treffen, so kann er der Unterweisung des Lehrers durch eigene Vorbereitung zu Hülfe kommen. Dann macht es ihm keine Schwierigkeit, Vocabeln zu lernen, und wenn er auch bei der Vorbereitung auf die Lectürestunden anfangs mehr Mühe hat, als wenn nur Kenntniss der Wortbedeutung von ihm verlangt wird, so wird dadurch doch, unabweisbar, sein Verständniss der Aussprache schneller und nachhaltiger gefördert, als wenn er hierin nur auf den Lehrer angewiesen ist.

Jede Bereicherung unseres Wissens wird selbstbewusster, gründlicher, wenn sie mit aus eigener Mühe und Arbeit hervorgeht. Wo wir selber suchen und vergleichen, entsteht in

uns ein weit sichereres und festeres Ergreifen und Durchdringen, als wenn wir aus fremder Hand empfangen, und unserem Geiste durch fremde Arbeit die Mühe des Suchens und Entdeckens abgenommen wird. Um eine Sache gut zu lernen, muss Mühe und eigene Betheiligung vorausgehen. So ist es auch mit dieser Mühe, welche allenfalls durch Benutzung der Aussprachebezeichnung dem Lernenden erwächst. Sie gereicht ihm nur zum Vortheil, weil er mehr aus sich selber heraus die Schwierigkeiten einsehen und überwinden lernt. Indem er fortwährend beim Aufsuchen oder Lesen der Wörter mit der Lautangabe zum Zurückgehen auf die in den Musterworten enthaltenen Laute gezwungen wird, und sich jedes einzelne Wort mit eigener Mühe seinen Lautbestandtheilen nach für die Aussprache klar macht, muss das Ergreifen der eigenthümlichen Laute der englischen Sprache für ihn weit lebendiger und nachhaltiger sein, als wenn er Alles durch den Lehrer erhält.

Uebrigens bietet die Verwerthung einer praktischen Aussprachebezeichnung gar keine Schwierigkeit. Nach wenigen Stunden, wenn die Musterworte im Gedächtniss haften und zwar der Reihe nach genannt werden können (17 oder 19 reichen vollkommen aus) findet sich die Gewöhnung ein. Da man ausserdem zu Anfang die Aussprachebezeichnung durch Lesen einüben kann, und das Mass dessen, was man den Anfänger an Vocabeln lernen, oder an Abschnitten für die Lectüre präpariren lässt, zuerst ein geringes ist: so wird ihm Musse gelassen, sich mit der fremdartigen Bezeichnung zu befreunden.

Absichtlich habe ich bisher von einer Aussprachebezeichnung nur im Allgemeinen gesprochen. Es ist für den Inhalt dieses Vortrages zunächst indifferent, welche unter den vorhandenen Bezeichnungen den Vorzug verdienen. Ohne jedoch damit anderen Ansichten entgegen treten zu wollen, erkläre ich, dass man am besten thun wird, sich entweder der Walker'schen Ziffern oder der Worcester'schen Zeichen zu bedienen. Ich habe die beachtenswerthesten Bezeichnungen, wie sie in England und Deutschland in Wörterbüchern, orthoëpischen Schriften und in Lehrbüchern seit circa 1770 vorliegen, verglichen; namentlich Buchanan, Kenrick, Sheridan, Walker, St. Jones, Entick, Enfield, Fulton and Knight, Jameson, Know-

les, Worcester, Smart mit allen mir zur Hand gekommenen deutschen Büchern verglichen, in welchen Aussprachebezeichnung angewandt ist, und habe mich aus Gründen, welche ich in diesem Vortrage nicht darlegen kann, für die Walker'sche Bezifferung, wie sie z. B. in den Wörterbüchern von Kaltschmidt, Thieme, Jvory Lucas und den ältern von Hilpert und Grieb gebraucht ist, entschieden, dieselbe Jahre lang beim Unterrichte benutzt, und werde mich in diesem Schlusstheile meines Vortrags auf diese Methode beziehen, da ich zu meiner weiteren Auslassung ein bestimmtes Bezeichnungssystem zu Grunde legen muss.

Nachdem ich bisher versucht habe, die Vortheile darzulegen, welche die Benutzung einer Aussprachebezeichnung gewährt, will ich jetzt die Art und Weise im Umriss darstellen, wie ich mir das Lehren der Aussprache denke. Ich wähle dazu die Verhältnisse der Realschule. Nach meiner Idee hätte man damit zu beginnen, an den Musterwörtern Walker's die Vocale zu lehren, dieselben der Reihe nach auswendig lernen zu lassen, dann die beiden th und die abweichenden Consonanten zu erörtern. Zur Einübung dieses ersten Materials müsste man ausser den key-words andere Beispiele, zu jedem Vocallaut 6 — 8, und zwar mit der Bezifferung gedruckt zur Verfügung haben, um denselben Laut gleich an mehreren Wörtern vorzuführen, und um das Auge an die Bezeichnung zu gewöhnen. Hiernach kann man sofort zum Deklinationsverhältniss und zur Conjugation übergehen. Kann man sich eines Lehrbuchs bedienen, welches zu den grammatischen Abschnitten und zu den Uebungsaufgaben die Aussprachebezeichnung consequent bei allen neu auftretenden Wörtern beifügt, so wird dadurch dem Lehrer und Schüler der Unterricht eben so sehr erleichtert, als andererseits die Genauigkeit der Aussprache gefördert wird. Hat man das Wichtigste der Vocale, der Consonanten und der combinirten Vocale gelehrt, — hält man darauf, dass die Vorbereitung auf Lectüre die Aussprache mit umfasst: so schreitet der Unterricht nothwendig ohne erhebliche Schwierigkeit weiter vor. Nimmt man hinzu, dass während der Lehrstunde häufig auf das Gesetzmässige und Analoge in der Aussprache aufmerksam gemacht wird, beispielsweise auf die Stel-

lung und auf die Wirkung des Accents auf den Lautwerth der Silben, so wird man bei consequentem Verfahren befriedigende Resultate erzielen. Diese müssen aber weit günstiger ausfallen, wenn man sich nicht mit mündlichen, bei Gelegenheit eingestreuten Bemerkungen zu begnügen braucht, sondern über ein gedrucktes Material verfügen kann, in welchem die Hauptbestimmungen des Regelmässigen und des Abweichenden in der englischen Aussprache übersichtlich und schulmässig geordnet, überall mit möglichst vollständiger Bezeichnung der Aussprache zusammengestellt sind.

Versuche der Art liegen vor. Ich erinnere an das Buch von Schmitz: „Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung. Berlin 1849," welche Schrift freilich vortreffliches Material, aber nicht in solcher Anordnung giebt, dass es für den Unterricht bequem zu verwenden wäre. Neuerdings ist von Dr. Gaedike unter dem Titel „Anleitung zur englischen Aussprache" ein Buch erschienen, welches einen ähnlichen Zweck verfolgt, aber mehr in der Art eines English Spelling Book verfasst ist. Eine vorzügliche Beachtung verdient die „Methodische Anleitung zur Erlernung und Einübung der Aussprache" in der Englischen Grammatik von Dr. Sonnenburg zu Danzig. Die beiden erst genannten Bücher sind besondere Leitfäden, während in dem Buche von Sonnenburg das gesammte Aussprachematerial mit dem grammatischen Inhalt des Werkes verschmolzen ist in der Weise, dass die einzelnen Lectionen, in welche die Arbeit eingetheilt ist, bis zur 40. stets mit einem Abschnitte über die Aussprache beginnen. Dem Ganzen ist eine Uebersicht der Hauptregeln der Aussprache hinzugefügt. Wie gesagt, diese Arbeit verdient die vollste Beachtung. Nur fragt es sich, ob es nicht zweckmässiger ist, die Lehre von der Aussprache als ein zusammenhängendes Ganze, getrennt von dem übrigen Inhalt des Lehrbuchs, entweder als einen einzelnen Abschnitt desselben, oder als ein besonderes kleines Hülfsbuch zu haben. Mir scheint das Letztere angemessener.

Wie begegnet man nun dem Einwande, dass ein solches Verfahren viel Zeit in Anspruch nehme? Ich ging von der Erklärung aus, dass ich zunächst den Unterricht höherer Lehr-

anstalten, speziell der Realschulen im Auge habe. Denkt man sich nun die oben angedeutete Behandlung der Aussprachelehre über III und II vertheilt, — verlegt man die Lehre vom Accent als den schwierigsten Theil, behufs eingehender Erörterung nach I; — verwendet man jede Woche eine halbe, oder alle 14 Tage eine ganze Stunde auf diesen Zweig des Unterrichts: so thut man damit nur etwas, was der Begriff einer höheren Lehranstalt nicht nur rechtfertigt, sondern auch erheischt. Mit Recht können Anstalten, welche zum Theil mit Gymnasien rangiren, einem anerkannt so wichtigen Gegenstande, wie es die Lehre von der englischen Aussprache ist, eine Rücksicht zu Theil werden lassen, welche den unterscheidenden Character höherer Schulen documentirt. Beiläufige und mit dem Nöthigsten sich begnügende Berücksichtigung eines so wichtigen Zweiges steht dem Privatunterricht frei, der mehr die speziellen Wünsche und Verhältnisse der zu unterrichtenden Person, als den Werth der Sache zum Ausgangspunkte nehmen darf. Schulen aber höheren Ranges haben nicht bloss die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, consequenter und methodischer Behandlung der Aussprache besondere Zeit zu widmen, um so mehr, da dieser Aufwand an Zeit neben dem Verständniss der Gesetze der Aussprache bedeutend zur Wörterkenntniss beiträgt, ein Gesichtspunkt, den man wohl beachten muss, da trotz aller Lectüre und trotz der mannigfaltigen mündlichen und schriftlichen Uebungen der Schule das lexikalische Wissen des Schülers oft ein wenig ausreichendes bleibt.

Und gesetzt auch, dass die eingehende Behandlung der Aussprache die den anderen Uebungen zugemessene Zeit in etwas beschränke, so leistet man dadurch dem Lernenden noch in anderer Hinsicht einen wichtigen Dienst. Hinter der Schulzeit können Mängel, sei es in Betreff der Lectüre oder der grammatischen Kenntniss oder auch in der Gewandtheit des mündlichen Ausdrucks, leicht beseitigt werden, wenn anders der Wunsch dazu vorhanden ist. Wer aber hinsichtlich der Aussprache seit Jahren gewöhnt ist, ohne regelrechte Behandlung derselben, ohne Anwendung einer Bezeichnung sich auf das zu verlassen, was er durch den Gebrauch gelernt und durch Auffassen und Abhören des Klanges allmälig an Worten gesammelt

hat, wird späterhin meist nur auf diese zufällige und äusserliche Aneignung des gesprochenen Wortes angewiesen bleiben. Da er nicht geübt ist, mit Hülfe des Wörterbuchs sich selber die Aussprache herauszusuchen, fällt es ihm später um so weniger ein, diesen Weg einzuschlagen, weil er die Unbequemlichkeit scheut und der Gewöhnung entbehrt. Hierzu kommt leicht der Glaube, genug von der Aussprache zu verstehen, ohne solcher Mittel zu bedürfen, und will er ein Uebriges thun, so meint er, der Verkehr mit einem Engländer mache Alles gut. Hierauf trete ich wieder mit der Behauptung vor, dass ohne Kenntniss der Gesetze der Aussprache selbst ein längerer Umgang mit Engländern keine Sicherheit, kein selbstbewusstes Können erreichen lasse — es müsste denn durch jahrelanges Verweilen im fremden Lande die perpetuirliche Einwirkung das Nöthige thun. Ich finde, dass solche Leute, welche durch die Annahme eines englischen Mentors allein ihrer Aussprache die elegante Färbung zu geben denken, sobald sie aus dem Kreise der Wörter des alltäglichen Lebens heraustreten, in der Aussprache auf gut Glück herumrathen, mit der Ueberzeugung, ihr Sprachgefühl werde sie auf das Richtige führen.

Meine Ueberzeugung dagegen ist, dass die Benutzung eines eigenen Hülfsbuches, welches die Eigenthümlichkeiten der englischen Aussprache übersichtlich und schulmässig als ein zusammenhängendes Ganze enthält, nebst der consequenten Anwendung einer Aussprachebezeichnung von der ersten Stunde an bis zum Ende des Unterrichts am besten zum Ziele führt.

Was ich bisher über den Gegenstand gesprochen habe und ausserdem zu berühren hätte, fasse ich in folgenden Andeutungen und Behauptungen zusammen:

1. Die englische Aussprache ist methodisch, als ein besonderer Zweig des Unterrichts zu lehren, und erfordert eine selbständige Behandlung bis zu dem Ausgangspunkte des Unterrichts.

2. Dem Unterricht in der Aussprache des Englischen muss eine Bezeichnung des Accentes, der Vocale und gewisser Consonanten zu Grunde liegen.

3. Die gewählte Lautbezeichnung darf keine beliebige sein,

sondern muss mit der in einem guten und verbreiteten Wörterbuche angewandten übereinstimmen.

4. Das für den ersten Unterricht benutzte Lehrbuch muss in ausgedehntem Masse von einer solchen Lautbezeichnung Gebrauch machen. Dasselbe gilt von einer methodischen Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache.

5. Ein deutsch-englisches Vocabulär ist nur dann von praktischem Werthe, wenn den Wörtern die Aussprachebezeichnung hinzugefügt ist, und wenn die gewählte Bezeichnung mit derjenigen übereinstimmt, welche man in einem geeigneten Wörterbuche findet.

Berlin.

---

# Zur englischen Orthographie.

(Nachtrag zu dem Auffatze: Über das Bedürfnis nach einer Vereinfachung der englischen Orthographie, Bd. XXXVII, Heft 2.)

---

19. Ein groſser Übelstand der gegenwärtigen englischen Rechtschreibung ist die weite Ausdenung der Vocalverbindung *ea*, teils für langes *i*, was jetzt als der normale Laut anzufehen ist, teils für langes *e*, teils für kurzes *e*. Wenn schon das Collidiren der beiden ersten Fälle ein groſser Übelstand ist, fo wird derfelbe durch das Hinzukommen des dritten Falles, wo ein graphischer Doppelvocal für einen einfachen kurzen Laut steht, noch erheblich gesteigert, und es ligt nahe, dass, wenn man hier an eine Verbesserung der englischen Vocalbezeichung gehen will, man damit anzufangen habe, den letzten, jedenfalls am wenigsten berechtigten Fall zunächst zu befeitigen, indem man überall da, wo *ea* für den Laut des kurzen *e* steht, auch difes dafür einfürt.

Um dis näher nachzuweifen, lasse ich zunächst die hierher gehörigen Fälle in der Ordnung, wie Mätzner (Gramm. I, 26—27) fie anfürt, folgen:

a) in geschlossener Silbe und namentlich, wenn dem *ea* mer als ein Confonant folgt (in der Pofition): *breast*, *health*, *stealth*, *wealth*, *breadth*, *realm*; in Verbalformen: *dreamt*, *leant*, *meant*, *dealt*, *leapt* und in *cleanse;* in den Compofitis *cleanly* c. deriv.; im Compofitum *breakfast*, und in *treadle*. Die Ableitungen von seam bleiben unverkürzt, obwol man auch *sempster* neben *seamster* schreibt. Steht in difem Falle r unmittelbar nach ea, fo trübt fich ĕ vor dem r: *earn*, *learn*, *yearn*, *earnest*, *earl*, *pearl*, *early*, *heard*, *earth*, *dearth*, *hearse*, *search*. Vor einfachen Confonanten, meist auf *d*, *t*, *th* und eins auf *f* endend: *lead*, *read*, (von rēad), *bread*, *dead*, *dread*, *tread*, *thread*, *stead*, *spread*, *head; threat*, *sweat; death*, *breath*; *deaf*; also auch in *leaden*, *ready*, *deaden*, *threaden*, *threaten*, *deafen*, *dreader etc.*

b) in offener Silbe in: *heavy*, *leaven*, *heaven*; *leather*, *feather*, *weather*; *treachery*; *peasant*, *pheasant*, *pleasant*; *meadow*; *weapon*; *endeavour*; *zealot*; *measure*, *pleasure*, *treasure*.

Was nun den Ursprung difer *ea* betrifft, fo verteilt fie Mätzner (a. a. O. S. 100—101) in folgender Weife:

### A. Germanische Wörter.

1) Ursprünglich lange Vocale.

1) angelf. eá: *deaf* (deáf), *threat* (þreátjan), *lead* (leád), *death* (deádh);
2) angelf. æ: *dread* (dræd), *thread* (þræd), *breath* (brædh), *health* (hældh), *weapon* (væpen, vêpen), *cleanse* (clænsjan), *early* (ærlice);
3) angelf. eó: *breast* (breóst);
4) angelf. â: *sweat* (svât), *ready* (von râd).

2) Ursprünglich kurze Vocale.

5) angelf. e: *heavy* (hefig) etc.;
6) angelf. ĕ, eo, i: *tread* (trĕdan), *weather* (vĕder), *feather* (fidher, feodher, fĕdher), *earl* (eorl, ĕrl), *earnest* (eornost), *earth* (eordhe), *learn* (leornjan, liornjan), *heaven* (heofen) etc.;
7) angelf. ea, ä: *pearl* (pärl, pearl), *earn* (earnjan), *meadow* (meadu, mädu).

### B. Romanische Wörter.

8) altfranz. ai: *peasant* (païsant), *pheasant* (faisan, altengl. fesaunt) etc.
9) altfranz. e: *search* (cercher, cherchier), *measure* (mesure), *treasure* (trésor), *leaven* (levain) etc.;
10) altfranz. i: *treachery* (tricherie, trecerie);
11) altfranz. a: *jealous* (jalous und engelus);
12) altfranz. ea: *realm* (realme, reaume, doch altengl. auch resme, reme).

Alfo ein Her von 12 verschidenen Ursprüngen für das einzige ea mit dem Laute des kurzen e. Betrachten wir nun dife Wörter und Fälle näher, fo werden wir uns leicht überzeugen, dass die Schreibung mit ea in den meisten Fällen nicht einmal scheinbar gerechtfertigt ist und dass wir dafür besser einfaches e schreiben würden.

Fassen wir zunächst die phonetische Seite der Sache ins Auge, fo fehen wir, dass überall in der Sprache das phyfiologisch begründete Bestreben stattfindet, vor merfacher Confonanz den Vocal zu kürzen. Dis zeigt fich namentlich deutlich in der Bildung der Präterita und ist auch hier bereits vilfach zum naturgemäßen schriftlichen Ausdruck gekommen. Man schreibt schon jetzt:

cleave — cleft; bereave — bereft; weep — wept; sleep — slept; keep — kept; creep — crept, etc.

Das mächtige Gefetz der Analogie fordert danach offenbar auch zu schreiben:

mean — ment; lean — lent; leap — lept; deal — delt; dream — dremt; hear — herd.

Wie man ferner bei auslautendem Dental mit Unterdrückung, aber Nachwirkung des zweiten Dentals schon jetzt richtig schreibt:

lead — led; bleed — bled; speed — sped; feed — fed; meet — met,

fo hat man auch offenbar zu schreiben:

read — red,

und indem dife Kürzung von dem Präterito aus bis in das Präfens vordringt:

spred — spred.

Ganz dasfelbe, was in den genannten Fällen die den Stamm belastende Präteritalflexion bewirkt, bewirken in andern Fällen andere Ableitungsconfonanten oder fonstige Beschwerungen des Wortes an feinem Ende durch Ableitung und Zufammenfetzung. So entsteht mit Verkürzung oder resp. Confervirung der ursprünglichen Kürze des Stammvocals:

line — linen, wide — width, sieve — sift; thief, thieve — theft, deep — depth, white — whitster, dear — darling, goose — gosling, sheep — shepherd, house — husband, etc.

Die Analogie mit allen difen Fällen fordert one allen Zweifel auch: weal — welth, broad — bredth, dear — derth, steal — stelth, heal helth, clean — clense, seam — semster, semstress; hear — hersal, ere — erly, zeal — zelous, zelot; break — brekfast.

Überall ist vor der merfachen Confonanz, entstehe fie durch Flexion oder Zufammenfetzung, zuweilen auch selbst vor vocalisch anlautender Ableitung, die Verkürzung des Vocals nach demfelben Princip entstanden, und die Schrift hat difer gefetzmäßigen Kürzung, wie fie ir bereits in Hunderten von Fällen den berechtigten Ausdruck gegeben hat, auch in den Fällen, wo fie es noch nicht getan hat, fo gut wie allen andern in der Sprache waltenden Gefetzen, Rechnung zu tragen und kann fich nur zu irem eigenen Nachteile in einem Zwispalt mit den Naturgefetzen befinden.

Was dann die einfilbigen Wörter mit einfacher Confonanz am Schlusse betrifft, fo erkannten wir es als das Grundgefetz der englischen Orthographie an, dass auch die einfache Confonanz am Schlusse one De-

nungszeichen das Kennzeichen der Kürze des vorangehenden Vocales ist und alſo proſodisch mit unſerer neuhochdeutschen Conſonantengemination am Schlusse gleich steht. Wie ſich danach z. B. das Präterit. *led* zum Präſ. *lead* verhält, ſo hat ſich auch *led* (Blei) zu *lead* (füren) zu verhalten. Ähnlich *bred* (Brot) etc. Das ea gibt allen diſen Wörtern ein ganz naturwidriges Anſehen.

Wo nun aber *ea* in der angeblich offenen Silbe für kurzes e stehen ſoll, wie in *weather*, *feather* etc. — da ist es ja noch vil naturwidriger und den Grundgeſetzen der Orthographie widersprechender, die offene Silbe, welche kurz ſein ſoll, gar noch durch eine diphthongische Bezeichnung hervorzuheben. Aber es ist auch noch ſer fraglich, ob man diſe Silben wirklich mit Recht zu den offenen Silben rechnen kann. Wie wir im Deutschen *ch*, *sch* nicht verdoppeln, weil wir es leider in unſerer Schrift noch immer nicht zu einfachen Zeichen für diſe Laute gebracht haben, und sch meist aus einer Doppelconſonanz sk entstanden ist, ſo entziehen ſich auch im Englischen wie in andern Sprachen gewisse Conſonanten, wie *v*, *th*, *ch* etc., teils aus graphischen, teils auch etymologischen Gründen, der Gemination, und auch ſonst erleidet das Princip der Conſonantengemination manche Ausnamen; aber ich würde doch Bedenken tragen, die Vocale in Wörtern wie *heavy*, *meadow*, *weapon*, *measure* etc. für offene zu erklären, ebenſo wie wir Bedenken tragen müssen, die erste Silbe deutscher Wörter, wie wachen, waschen, als offene anzuſehen; ſie erscheinen nur als ſolche durch die Mängel unſerer Orthographie.

Aber auch ſelbst vom etymologischen Standpunkte aus würde, wenn wir die Geſamtheit der hier in Rede stehenden Wörter ins Auge fassen, die Schreibung mit *e* immer noch besser ſein, als die mit *ea*. Sehen wir uns die 12 Ursprünge für diſes *ea* an, ſo folgt schon aus der groſʒen Zal und der ſer verschidenen Natur derſelben, dass durch die Schreibung mit *ea*, ſelbst ganz abgeſehen von der Colliſion mit den Fällen, wo ea langen Vocal darstellt, gar nichts gewonnen ist.

Zunächst wird es wol keinem Zweifel unterligen, dass in allen obigen romanischen Wörtern (höchstens villeicht mit Ausname von *realm*) das e weit besser ſein würde als *ea*, und fast alle diſe Wörter ſind auch früher im 13., 14, 15. Jarhundert überwigend mit bloſʒem e geschriben. Das einzige romanische Wort, in welchem ea eine gewisse etymologische Berechtigung haben könnte, wäre, wie geſagt, realm; aber auch da ſind die Gründe für *ea* wol kaum durchgreifend. Der

Stammvocal ist hier offenbar nur e, wärend das a einer Ableitungsſilbe aus zu ſupponirendem regalimen, realimen (vgl. Diez Lex. Etym. I. 343) angehört. Aus ſolchem realimen entstand zunächst durch Abschleifung der Suffixe realm, welches dann denſelben geſetzlichen Einflüssen des zuſammengeſetzten conſonantischen Auslautes unterligen musste, wie wir ihn oben ausfürlich besprochen haben, ſo dass auch hier die etymologischen Bedenken vor dem unzweifelhaften phonetischen Geſetze die Segel wol werden streichen müssen. Die altengl. Formen resme, reme gehören wol nicht direct mit realm zusammen, sondern gehen zurück auf regimer, franz. régime, pr. regismn. (Vergl. Diez a. a. O.)

Betrachten wir dann die germanischen Wörter, ſo wird zunächst für alle die Fälle, wo ursprünglich kurzer Vocal, angelſ. e, ë, eo, i, ea, ä stand, kein Zweifel obwalten können, dass für alle diſe, ſo weit ſie den kurzen e-Laut haben, besser einfaches e geſetzt wird, wie man auch z. B. schon quern (angels. cveorn) schreibt. Allenfalls könnten pearl, earn, meadow noch zweifelhaft ſein. Bedenken wir aber, dass hier der Laut von ea durch ä zu e übergeht, ſo wird auch hier jeder Zweifel schwinden.

Es bliben nun endlich die Fälle übrig, wo der Laut des kurzen e einem angelſächsischen langen Vocale entspricht, entweder eá, oder eó, oder æ, oder â. Hier ist aber widerum klar, dass die Kürzung aus æ oder â jedenfalls naturgemäßer und besser durch e als durch ea dargestellt wird, denn aus einem einfachen langen Laute, ſei er der Grundlaut â oder der Umlaut æ, wird durch Kürzung doch unmittelbar immer nur wider ein einfacher Vocal, hier e, und die betreffenden Wörter werden durch die Schreibung mit ea irem Ursprunge weit mer entfremdet als durch die Schreibung mit bloßem e, welches in allen Sprachen als die natürliche Kürzung zu æ ſich geltend macht.

Für angelſ. eó haben wir nur das Wort breast, welches man früher schon mit bloßem e: brest geschriben hat, zu welcher besseren Schreibung zurückzugehen, wol nirgends großen Widerstand finden dürfte.

Und ſo bliben uns denn schließlich nur noch ein par Wörter übrig, welche angelſ. eá hatten, nemlich deaf, threat, lead, death und head. Für diſe würde man wol allein respectable etymologische Gründe für ea geltend machen können, und wenn jemand ſie allein (villeicht auch noch mit Hinzuname von realm) mit ea aufrecht erhalten wollte, ſo würde man ihm vom etymologischen Standpunkte aus immerhin beitreten können; allein auch hier dürfte der Umstand, dass

factisch das ursprünglich lange ea in den Laut eines kurzen e unwiderbringlich übergegangen ist, mit überwältigenden phonetischen Gründen dafür sprechen, dass man besser: def, thret, led, deth, hed schreiben würde; denn wo phonetische und etymologische Gründe, d. h. lebendig waltende Aussprache und nach den Wurzeln und Ursprüngen forschende Gelerſamkeit zu schroff contrastirenden Reſultaten füren, da muss doch immer zuletzt, wie im Anfange, dem phonetischen Princip, als dem wissenschaftlichen Fundamente der ganzen Lautschrift und dem allein volkstümlichen, der lebendigen Fortentwicklung und Regeneration der Sprachen Rechnung tragenden, die Palme zuerkannt werden, und alle etymologischen Schreibungen, welche mit der neuern lebendigen Sprachentwicklung in grellem Widerspruch stehen, können, wie hoch wir auch die wissenschaftlichen Gründe irer Vertreter achten, doch immer nur als Übergangsstadien angeſehen werden, welche eine jede Nation in geeigneter Stunde wider von ſich auszustoßen bemüht ſein muss, wie dis auch schon mereren Nationen glücklich gelungen ist, und es ist eine Pflicht der Gelerten und der Statsbehörden, ir hierin die helfende und heilende und vor Übereilungen bewarende Hand nicht zu entziehen.

Berlin, im März 1866. G. Michaelis.

---

# Zur Kunde der ältern süddeutschen Mundarten.

## I.

## Proben der baierischen Mundart im XV. Jahrhundert

von Dr. A. Birlinger.

(cod. germ. 456 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.)

---

F. 71a: Nu wan ein mensch peichten wil, so sol er nicht vnbèdacht für den peichtiger lauffen als ein vnvernünftigs tier, sunder er sol sich vorhin bol wedenken an einem tag oder zwen tag oder ein bochen oder ein ganz maned bas er peichten bil.

F. 71b: So sol er dan ansachen vnd mit sunderheit sagen, bas er getan hât von bort zw bort — so soll er sein gebissen fleissichleichen erfaren vnd ersuochen.

F. 72a: vnd die sünd sol er eben merken bie und bie vill vnd bie offt vnd auch wo er sich daran verschuldet hat vnd er das auch alls nach einander klarleich vnd merkleichen sagen nach seynem pesten vermügen vnd wekennen an list.

F. 73a: gedenk, lust, gunst oder verhengnuss, pegerumb pöser ding, pöser oder verkerter syn oder will, vngetrewykait, vermessung oder frävel, verzbeiflung, arkban, has, neyd, zarn, knechtleiche forcht, frewd in seines nagsten vngelück layd oder wetrübnüss in meines nagsten gelück, verschmächung der armen aufnemung oder vnderschidung der person, mistrawrumb, begerumb leipleicher frewd, vnzimleich frewd oder gailhait, trawrikait der berlt, vngedult, geitikait, hoffart, verstrickung vercherumb, poshait, verdrossenhait gůter berich — begerumb bol zw gefallen, schamheit guter berch. —

F. 73b: geböndleichs oder emssichleichs schwören manayd, schberer oder schberen gotscheltung, den namen gotz vnbirdichleichen

F. 74a: nemen got lernen bitern und andere ding bider got mürmeln nachred zwizunkleich, schmeiken lüg — törissh verhaissung —

droumb oder lesterumb, bidersprechung — bidersprechumb der gehorsam, verspottumb gueter berich; tadingung und klaffen an gebeichten stetten, einen menschen zw zoren bebeget.

F. 74b: — fürbitzige bort, bernemung, — hurrische wort, mürmeln weltleicher red, lieder singen, in götlichem gesang quintiern u. s. w. frâsshait, trunkenhait vnchewsch, symoney an gebeichten stetten, stelen, lossberffung, pruch der feiertag, vnbirdichleichen emphahen der heiligen Sacrament. —

F. 75a: prennen, betriegumb oder buecher spil — spillewten gâb zw gebn, abzuprechn die notturft — gebanhait zw sünden, bider in die sünd fallen — dem obern biderspennig sein, dy vndern vertrachen.

F. 75b: oder zw lassen solich vmbstentikait, dye dye sünd beschwärent: als ob an heiligen zeiten oder an gebeichten stetten in vngebondleicher beiss.

F. 76b: die genad nicht prauchen noch wehalten, seinen billen nich geleichen dem göttlichen.

F. 77a: die vnbissunden nicht lernen. es ist zwayerlai hoffart: die inbendig vnd die aussbendig

F. 78a: die auss hoffart geschiecht in den dingen dye dem leyb zwgehorent alsô vil vnd alsô manigveltickleichen mit vberflüssiger

F. 78b: maniger vnnotorftiger zier der clayder von dem haupt wiss zw den fuessen; mit den mentlen vnd mit röcken, mit dem hâr, mit krenzlein vnd mit heftlein, mit hawben vnd mit kappen, mit schlayern vnd mit stürczen, mit gürtln und mit taschen, mit pewtlen vnd mit furzügen, mit fingerlein vnd mit messern, mit schuechen vnd mit hosen vnd darzw mit dem hauss gerät zw pet und zw tisch, mit trinkwassern vnd mit klaynaten; mit mancherlay bunderleicher chosperleicher speis vnd mit getrank vnd mit vill andern dingen an zal.

F. 79a: darzw geschiecht sy auch mit singen und mit sagen, mit siczen vnd mit sten, mit reyten vnd mit gen, mit gepär vnd mit hoffiern, in manigerlay beiss u. s. w. Gott der almethtig selbs in seiner kraft beishait und barhait.

F. 79b: von den zbeliff staffeln der hoffart.

F. 80a: die newnt ist falsche peicht vnd dye birt pebart mit schwerer puess, dye ainem gegeben birt. die zehent ist biderspennikait gegen den obern vnd seinem nagstem. die aindleft ist freyhait zw [illegible] s. w. item zw der hoffart gehorent, die ir sal u. s. w.

F. 80b: warsager vnd dye zawbrer vnd diser berdent hye vierzechne erzellet, bie bol das ist, das ir noch vil mer ist. die ersten ind, die sich barsagens oder zauberns annement mit dem fewer. die andern — mit dem wasser; die vierten die mit dem ertreich; die fünften mit dem pösen geist und die haissend phitones. Sô gent die seksten mit der schbarzen kunst vmb — die siebenten nement sich barsagens n von dem schnarchen der

F. 81a: menschen oder der vnvernunftigen tier; die newnten sind lie so von den treymen haltend dass sy bar berden. die zechenten ind die dô lôs berffent. die aindlefften wellen verporgne ding erfaren n den psaltern oder andern püechern. die zbeliften bellen künftige ing wissen durch das gestirn des himels, dye dreyzehenten wellent das vissen mit frâg vnd antburt von dem posen geist. die vierzehenten ind dye do von den verborffen tägen halten oder von andern zeiten. tem zw dem irsal

F. 81b: und zw dem falschen gelaaben gehorent all falsch erzney, hlaster, pant, segen, lupperey und alles das die bebarten arzt vererffent u. s. w.

F. 82a: die fünft ist hertbissikait d. i. wenn ainer seinen irsal eschirmet mit borten vnd mit rechthaben bill —; die sibent ist new-undikait der bort oder der berch; hye merk ain yeglicher vernünftiger hristenmensch bie bandlber, bie behend vnd bie verderblich ist der eist der hoffart vnd der eytelen êre: darumb sol sich yedermann dar or gar bol bebaren u. s. w.

---

## II.

## Alemannische Mundart.

### Aus dem Rotweiler Stadtrecht.

a.

### Aus dem Erbrecht.

(Stadtr. v. 1545.)

Wer erbt, der güllt. wir haben ouch ain recht: wer erbet, es eye litzel oder vil, der sol ouch gellten (bezalen). zeucht er sich aber on dem erbe, so gillt er nit: es seyen weib oder kindt.

wann ain frow ires mannes erbe nit annemen, sonder sich entschlahen und ongeerbt usgeen will.

Item wann ain mann stirbt oder abschwaiff wurt und die frow nd kindere nit erben wellent, so soll die frow von der grebt nit in ir

haus gen. darnach soll ain rath one verzichen zů dem verlassnen gůt zwen mann verordnen, die sollendt die frowen ainen ayd schweren lassen, alles das zů ögen, das ir mann verlassen hat. das soll dann beschriben werden und under die gleubiger frembd und haimbsch nach dem gleichesten gethailt werden und bedarf man fürbass nit mer verbieten. und ain jeglicher glaubiger soll sein schuldt waar machen mit seinem ayde was nit gichtig und brieff darumb sind. — gleichformig soll es mit denen gehalten (werden) die von der stat Rotweil abschwaiff werden.

Wer sich zů seinem erbe inzühet in jaresfrist, der soumbt sich.

Wo unsere burger, es seye frow oder mann stirbt und der erben lasst, zeucht sich der erb nit zů dem erbe in jar und in tage mit clag und mit andern dingen, der sol fürbass kain recht darnach haben zů dem erbe ob der erb innerhalb lannds oder zů seinen tagen kommen ist und anderst nit.

Wie man nach ainem todten ain güllt bezewgen solle.

Wer ains unnsers burgers erben umb ain güllt anspricht, der soll erzeugen, das die güllt da war, do der, von dem die güllt gefallen ist zejüngst im leib war und haben das recht gegen ainandern, die gesessne burgere zů Rotweil sindt.

Das kain beraten gaistlich mensch soll erben.

Wir haben ouch gesezt wer beraten wurt, es seyen knaben oder töchteren in das closter zu Rotenmunster zu St. Johanns, zun prediger oder in ain annder closter, clossnen oder sammlungen, das hie umb dise statt gelegen seye oder anderswo, so dem sein almuesen da hineingegeben wirt, das im gelobt würt oder sein leibgeding: ob ime dann leibgeding gelobt wurde ze geben, so soll es nit erben kain gůt, wie das genant ist, weder von vatter noch von mueter noch von kainem frewnde, one alle gewerde (1361)

Welcher ain kind gaistlich machet. der soll zů erb verzeyhung willen han.

in dem 1503. jare ist man ratig worden, welcher unser burger ain kind gaistlich machen will und in ain closter oder closinen versehen, der soll willen haben von dem obern desselbigen closters damit sich dieselbig person vätterlichs mueterlichs und bruederlichs und ander erbs verzeyhen, welcher aber unser burgern das überfeert, der soll zu straff halb als vil geben als er um die pfrund des gotshauses, darin er sein kind gethan bezalt hat onablässlicher peen.

Wie man abgegangene kind soll erben.

Wir haben ouch ein recht gesezt, wo aines unsers burgers kind stirbt one leiberben und gůt lasst, das guot soll nit allain an seine geschwisterige, wie vor allhie bisher im brauch gewesen, sonder ouch an seine rechten vatter oder mueter so die baide oder dero ains, so aber dero kains vorhanden an seine rechten eni oder anen, wo die noch in leben weren, fallen. also das ainem jeden geschwisterig ain sonderer tail und vatter oder mueter, oder wo die nit weren enin oder anen, sover die rechte mueter, vatter, anen oder eni weren ouch ain tail werden und zůsteen. geschehe aber, das ain sollich kind stürbe und guet liesse und nit geschwisterig rechte noch ain halb, noch vatter noch mueter hette und daweren vettern oder basen von dem vatter oder oeheim oder muemen von der mueter, die sollent ouch gleich zů erben gen zů des kindes guet und also uss und uss, die die nehsten und gleich seind an der sipp und an dem glid, es seye von dem vatter oder von der mueter die sollemdt ouch gleich gen zů dem erbe.

Rechte geschwisterige erben ainandren für die ainthalb geschwisterig sind.

Rechte geschwisterige sollent auch ainandren erben für geschwistergit die ainthalb geschwistergit sind an den guetern, die billich zů erbe verllendt oder vallen müget, one alle rede. — dass enklin fürohin erben sollen unnd allwegen an jres vatters oder mueter statt sten, ir seyen wenig oder vil.

b.

## Vom Veldtgericht. *)

(Rotweiler Stadtrecht von 1545.)

Und diewil das veldtgericht vormalen das hofgericht genennet worden, so soll dasselbig fürohin nit mer das hofgericht, sonder allain das veldtgericht genennt und gehaissen werden.

Von des veldtgerichts ordnungen.

Item zu disem gericht gehörendt auch die Banwarten; was aber derselben ampt und was die zu schwören pflegen, stet oben u. s. w.

Bl. 197b: ainen solchen nottel hat das hoff- oder veldtgericht uff der kürsinloubin.

---

*) Sieh I, 47. Unter I ist die Abhandlung „die Sprache des Rotweiler Stadtrechts“ zu verstehen. 1865. Sitzungsberichte der Akademie.

Anno Domini millesimo quadringentesimo tricesimo quarto uff freytag vor Sant Catharinentag habenndt Hans Walther, genant Gruerer; Hainrich Rotenbach, Konrat Hessinger, Hans Bern der Müller und Hans Ott, wann sye von dem hovegerichte darzue geben und erwöllt sind, etlich desselben hovegerichts nodtdürftigisten recht und herkomen angegeben und bevolhen zů beschreiben, darumb das deren in künftigen zeiten nit vergessen werde.

Das erst veldtgericht wird umb den maytag gehalten.

Des ersten, so ist es von alter also herkommen und gewelten gehallten worden, das man alle jare das erst veldtgericht hat uff den nechsten sonntag oder nach dem maytag ungevarlich.

Des ersten wirt gefragt, was des veldtgerichts gewonhait.

Und alsdann zů demselben ersten veldtgericht wirt, so das gericht gesitz, so vraget ain hoverichter zum ersten, was des hof- oder veldtgerichts recht und gewonhait seye und welchen er under den richtern also vraget, der spricht und offnet des veldtgerichts recht und gewonhait und herkommen als hienach geschriben stat; darumb das maniglich, der da zegegen stat merk und verstande sich darnach ze richten und vor schaden zu hueten.

Wer den andern übermeet oder überveert.

Des ersten, wer den andern über offen marken überveert, übermeet, überschneit und überhewet*) und darum geruegt wirt, der kombt als dick ers tuot umb V lib. hllr.

Wer dem andern schaden tuet.

Item wer dem andern uff dem veldt an dem seinen schaden tuet, bei nacht und bei nebel und darumb geruegt wirt, der kombt umb XV lib. hllr.

Wer onerloubt holz howt.

Wer in der burger hölzer onerloubt holz howt, der kombt umb V lib. hllr.

Wann viech in guetern schaden tuet.

---

*) Mit der Gränzfälschung durch Verrücken oder Ausgraben eines Marksteines ist überall in den Quellen in Verbindung gesetzt die Schädigung des Feldgebietes des Nachbarn oder der Früchte des Feldes durch überveren, überschneiden, übermähen überzönnen — meistens ist dies als ein geringerer Feldfrevel behandelt.

Osenbrüggen, Alem. Strfr. S. 343; wo noch ähnliche Beispile beigebracht stehen.

Item, wer das jemants vich jemant in seinen gärten, wisen, somen oder korn gienge, oder jemant selbs darinn hielte;*) ouch wer dem andern durch sein garten, wisen, somen oder korn fert oder rit zwischen dem maytag und St. Gallentag: ist er ain burger, so kombt er umb V ß hllr.; ist er aber ain ussmann, so kombt er umb X ß hllr. was aber darnach beschicht zwischen St. Gallentag und dem maytag, so kombt ain burger oder des vich das thet umb III ß hllr. (f. 198b); aber ainem ussmann, der jemant durch sein Garten, wissen, somen oder korn gefaren oder geritten were, mögen die bannwarten ime umb aynigung als sye wollen, hoch oder nieder, wann sollich winterainigung von ussleuten den bannwarten und nit dem stab zů-gehördt.

Wer mit seinem vich an ainem eschweg haltet.

Wer ouch mit seinem vich an ainem eschweg haltet, dieweil derselb eschweg nit offen were, ist der ain burger, der kombt umb III ß hllr. ist er ain ussmann, sein vich an seiner handt mit ainem sail hette, das niemant kain schad davon beschehen mochte, der keme nit ze schaden.

Wie man ainem guet über das ander soll weggeben.

Anno Domini millesimo quadringentesimo vicesimo quarto uff freytag.

Vor assompt. Mariae hat das veldtgericht an ain rate gebracht, wie das menige jar vil tag clag für das veldtgericht sei kommen, von wesswegen als in der stat ze Rotwil bennen ain guet über das ander weggat ze rechten ziten im jar unnd seye da zwayung was rechte zeit im jar haisst oder seye undt hat das veldtgericht vor jaren die urteil geschoben in dem rathe dem veldtgericht ain leuterung ze geben wie das veldtgericht daruff sprechen solle das recht zeit im jar haisse oder seye oder wie und wann man ab ainem guet uber das ander faren solle, das den weg darüber hat. des hat sich der gross rathe erkennet und gesezt fürbass also zehalten. — wo ainer über den andern weg hat uud über jn thungen will, der soll das thun zwischen St. Gallentag und den tag umb Sant Jorgentag uff den dann das veldt verbannen wirdt und fürohin nit me bis zu St. Gallentag. da aber ainer weg über den andern hat, sein frücht ab seinem stuck über diese ze fieren — der mag und soll das thun, wann er sein frucht uff seinem guet gehaymet,

*) Sieh I, 51a.

das sie ferig worden ist ongevarlich und sol das thun, wo es dem alleronschedlichsten ist, über den er weg hat und ouch an den ennde da er weg hat ongevarlich.

Bl. 199 b. Und ist das der frucht uff seinem stuck hat, über das man dann faren solle, demselben soll der, der da faren will vorhin gnueg zeit verkunden, das er faren wölle, darumben das der des die frucht ist sein frucht, ob er wölle haymsen möge an dem ennde, da dieser faren solle und uff dise leuterung und entschaidung söllen auch die veldtrichter hie ze Rotweil armen und reichen und meniglichen das zum rechten erkennen und sprechen, wo es also gestalt ist alles one geverde.

Wo ain boum in guetern uff den andern hanget, wie es mit den früchten daran soll gehallten werden.

Item von den gärten und obsbeumen wegen soll es mit dem underschid wie hernach geschriben stat gehalten werden. welche gärten bei und an ainandren ligen oder stossen haben, darinnen obsbeum stand, welchem tail dann von seines nachburen boum das obs herab in sein garten reiset oder selbs herabfallet, das soll dem, in des garten es also für sich selbs gefallen ist, beleiben unnd wann der, des der boum oder stammen ist sein ops, so das reiff oder zeitig were, schütten oder abbrechen thete, was obs dann von seinem boum in disen seines nachburn garten fellt, soll der, des der stamm des boumes ist, die zwen tail und diser sein nachbur den dritten thaill desselbigen abgeschnitten obs, so seinem nachburn in seinen garten gefallen ist haben nnd nemen, one ir jetliches intrage und widerrede, getrewlich und ongevarlich.

---

c.

## Zur Kunde der ältern Rotweiler Volks- und Gerichtssprache.

### I.

#### Zur Geschichte und Grammatik des Stadtrechts.

Das alte rote Rechtsbuch, das schon im 14. Jahrh. in Rotweil giltig war, und dessen Reformation a. 1545, weil es formell und materiell nicht mehr genügte, vorgenommen werden musste, kann unmöglich das älteste Statutenbuch gewesen sein. Dem müssen wieder ältere, vielleicht sich stark an den Schwabenspiegel lehnende Statuten voraufgegangen sein, da es kaum anzunehmen ist, dass eine bereits 1146 zum Hofgerichtssitze bestimmte, vom Könige Rudolph schon hoch-

geehrte und vielfach privilegierte Stadt bis zum 14 Jahrh. ohne eigenes aufgezeichnetes Stadtrecht sollte geblieben sein. Es möge bei Untersuchung Fachmännern an Ort und Stelle gelingen, bald hierüber mehr Licht verbreiten zu können. —

Ich habe im Spätjahre 1865 nochmal den Versuch gemacht, in Rotweil selbst und nachher im k. Staatsarchiv in Stuttgart, nach dem alten roten Buche zu fahnden. In einer der Schubladen des Rotweiler Archives fand ich denn ein meines Wissens beinahe unbekanntes rotes Rechtsbuch der alten Stadt Rotweil. Leider aber scheint es um nicht viele Jahre älter zu sein: 50 dürften hochgehen. Es ist nämlich bei diesem alemannischen Denkmale eigen, dass es nicht fixiert werden kann auf das Jahr, wenn sich nicht andere Angaben vorfinden: denn seine Sprache passt gerade so gut in den Anfang des 15. Jahrh. oder in den Ausgang des 14. Jahrh. wie in den Ausgang des 15. Jahrh. Solche Eigenschaften hat wieder das Alemannische — nicht aber z. B. ein Augsb. schwäb. codex. Das Format ist um Bedeutendes kleiner als das Exemplar v. 1545; zählt 123 Perg. Blätter, deren letzte auch verschiedene andere Hände vermerken lassen. Bl. 1a hebt an: alle jar uff die hailigen wyhenachten sind alle unsere ämpter in unser statt ledig und lår on allen fürzog u. s. w. Ich bezeichne das in Abhandlung I benutzte Stadtr. v. 1545 mit $\alpha$ und unseres mit $\beta$. Während $\alpha$ 215 Blätter aufweist, hat $\beta$ nur 123. Der Stoff ist also in $\beta$ kürzer beisammen und präciser; und am Ende hat der Schreiber von $\alpha$, der Kanzleiverwandte Martin Fischer gerade dieses unser Exempl. $\beta$ zum Decopieren und kein älteres vor sich gehabt. Ich kann dieser Untersuchung nicht nachhängen, ich gieng soweit nur, als mir zur Kenntnis der Sprache notwendig dünkt. Das steht fest, dass $\beta$ einen viel volksthümlicheren Text hat als $\alpha$. Ist $\alpha$ schon sehr verhochdeutscht, so bewahrt $\beta$ viele altertümlicheren Wörter und Flexionen. So sind z. B. in $\beta$ alle alten î und û, ü statt iu erhalten, während $\alpha$ schon stark î in ei, und û in au zu brechen angefangen: ringgmûren, gotshüsern, zwo jûchart, hûsbecken u. s. w. Rotwîl, glîcherwîse, wînruffer, wyhenächten, rychen, daby u. s. w. Auch das Rotenmünst. Urb. 1551 hat noch alle î, û.

Die au = â ebenfalls. Sodann erscheinen die Subst. Kizi (S. 57) Schenki (S. 5) u. s. w. die offenbar alemannischer klingen.

Die Consonanten weisen den alem. Brauch deutlich nach: Waltkilch (S. 163). Zu unser lût kilchen kriesen, (S. 170).

Im Gegensatz zu $\alpha$ hat $\beta$ immer sondt sollen; seite, sagte; geleit; $\alpha$ hat habenndt, $\beta$ hand; $\alpha$ weist gibt, $\beta$ gyt auf u. s. w. Altes w in melw, aufwüschmelw und in andern Wörtern sehr häufig.

Das ältere dehain, dhain für späteres kein hat $\beta$ durchgehends, nicht aber $\alpha$.

Alem. Wechsel von j und g: von kügen, ufftüge, töge u. s. w.

Auch s in erkosne findet sich in $\beta$.

Eine Anzahl altertümlicher Wörter sind aus dem Wortschatze ersichtlich, wie sie $\alpha$ noch nicht hat.

Was nun das Rotweiler Stadtrecht angeht, so unterscheidet es sich von einer sog. Reformation, wie sie seit dem Ende des XV. Jahrh. üblich wurden, wesentlich durch seinen überwiegend germanisch gebliebenen Charakter, indem z. B. der grösste Theil der privatrechtlichen Satzungen deutsches, reindeutsches Element darbietet, so namentlich das eheliche Güter- und Erbrecht auf der Basis der Verfangenschaft.

Auch in den jüngeren Nachträgen, Einschiebseln aus Ratsschlüssen findet sich manche ächtgermanische Rechtsidee festgehalten. Die meist hervortretende, oft sogar naive Kürze bekundet das hohe Altertum mancher Stellen. — Diese Bemerkung entnehme ich einem Briefe Prof. Dr. Gengler's an mich.

Zur Literatur des Stadtrechtes ist mir ferner bekannt geworden:

Stälin hat in einer Anmerkung in seiner Wirtemb. Geschichte der sog. roten Bücher und des Rotweiler gelegentlich gedacht. Ferner:

Hofer, kurzer Unterricht über die äussere und innere Verfassung der Reichsstadt Rotweil. Ulm 1790. § 67. S. 98.

Wächter, Handbuch des würtemb. Privatrechts I, 1. Abthlg., S. 783. Wenige, dürftige und und ungenaue Notizen.

Das Beste, was bis jetzt über das Stadtrecht erschienen, ist das Programm des Rotweiler Gymnasiums und der Realschule v. 1849. Ich verdanke es Hrn. Prof. Dr. Mandri's in Tübingen Güte, der mich auf das ganz verschollene seltene Schriftstück aufmerksam machte. Man kennt es selbst in Rotweil nicht.

„Einladungsschrift zu der Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Wilhelm u. s. w. Die privatrechtlichen Bestimmungen des Rechtsbuches der ehmaligen freien Reichsstadt Rotweil mit erläuternden Bemerkungen von Rektor und Professor H. Ruckgaber.“ Rotweil, gedruckt bei Uhl und Comp. 1849. $4_0$. 25 S

Der diplomatisch genaue Text ist aus dem Rechtsbuch $\alpha$: 6. Theil. Die Arbeit ist fleissig, geschickt und quellenmässig ausgeführt.

S. 5 sagt Ruckgaber über $\alpha$, — $\beta$ kannte er, scheint es, nicht — „sonst zeigt das Manuscript viele von den in der Schreibart und Sprache jener Zeit herrschenden Idiotismen, besonders aus der alemannischen Mundart."

Ich habe mich bestrebt aus dem Texte $\alpha$ und $\beta$ auch in diesem 2. Aufsatze nachtragsweise den alemannischen Charakter des Denkmales darzuthun. Zu diesem Behufe ist eine Reihe Rotweiler und benachbarten Herrschaften angehöriger Denkmäler bei gegenwärtiger Arbeit hereingezogen worden, aber nur grösstentheils als Hilfsmittel. Den uralten politischen Zusammenhang Rotweils mit den Südalemannen und den Rätoromanen in Chur ersehen wir aus dem Weistum des Habichts, der Bohnenwahl, und den geschichtlichen Thatsachen. Den Habicht anlangend ist Näheres aus den Ratsbüchern erhoben; die Wahl des Schultheissen mit der Bohne hat Text $\alpha$ und $\beta$; die geschichtlichen Thatsachen des Zusammenhanges Rotweils mit der Schweiz sind auch bekannt. Ich berufe mich nur noch auf eine im gräflich Bissingisch-Nippenburgischen Archive zu Schramberg ligende Urkunde v. 1538. Hans v. Landenberg, der damalige Inhaber der Schrambergischen Herrschaft, kam mit Rotweil wegen der „Gepirs" in Conflikt und „wurde derhalben mit gefenknus gegen jhm thatsächlich gehandelt." Hierauf legte sich die schweizerische Eidgenossenschaft in's Mittel.

„Wir von stett und landen gemainer unser aidgenossenschaft rat und sandtpotten, namlichen von Zürich Hanns Rudolf Laffater; des rats von Berrn, Peter im Hagg und Bicius Haller — Hanns Golder, Schulthis von Ury; — Joseph am Berg (Unterwalden); Heinrich zum Brunnen (Zug); Gotschi Zhay (Glarus); Bernhart Schiesser (Basel) u. s. w. Petermann (Solothurn) bekennen und thun kunth menglichen als sich zwischen den gestrengen festen, fürsichtigen und weisen Burgermeister unsern guten freunden und getrewen lieben aidgenossen und Hanns von Landenberg dass derselbe frei gebirst recht und oberkeit zu haben — dass wir solchem Zank und streit zufürkommen u. s. w.

Zu Abthlg. I S. 4 Anmerkung sei noch beigefügt, dass schon a. 1385 Rotweil mit Zürch, Bern, Solothurn und Zug, ein neunjähriges Bündnis geschlossen. A. 1476 schickte Rotweil seine Völker zu dem eidgenössischen Heer wider Herzog Karl von Burgund; ebenso geschah

es a. 1517, dass sie im Bündnis mit der Schweiz das Herzogtum Mailand wider die Franzosen vertheidigten. Daher das Bündnis von 1519. Auch ein Fall eidgenössischer Gnade und Wolgewogenheit war es, dass der geächtete Johann Werner (v. Zimmern) mit Weib und Kind in die Schweiz eingeladen ward, dort zu Weesen zum Bühel genannt, als Hintersass und Zugethaner sich ankaufte a. 1491.

Merkwürdig für die Geschichte Rotweils ist der Vertrag von obengenanntem Jahr 1519, indem es sich verpflichtete „zich zu Niemand, weder zu Herren noch Städten, jetzt noch in künftigen Zeiten zu verbinden; mit keinem Gelübd noch Aiden ohne der Eidgenossen von Städten und Landen gemeinlich oder des mehrern Theils unter ihnen Rat, Gunst und Wissen und Willen u. s. w.“ Sie sollen die Stadt für die Eidgenossen offen lassen „zu allen ihren Nöthen, Geschäften und Sachen; Essen, Trinken zugeben. Die Eidgenossen dagegen wollen die Stadt vor Gewalt des Hofgerichts schützen, schirmen und handhaben“ u. s. w.

Von da an bis zum Jahr 1630 schickte Rotweil seine Abgesandten auf die gemeinen Tagsatzungen.

A. 1521 nahm die Stadt an der ersten Vereinigung, welche die eidgenössischen Stände mit König Franz I. errichteten, Antheil, erhielt auch ihren Antheil an Bundesgeldern.

Sie erneuerte um 1602 ihre Vereinigung gegen Heinrich den Vierten; a. 1663 war Bundeserneuerung.

Vom 30jährigen Kriege an waren die Verbindungen lauer geworden; Rotweil entzog sich den Tagsatzungen mehr und mehr; that die eidgenössischen Wappenschilde ab den Thoren. Dennoch giengen die gegenseitigen Dienste ihren Weg fort: so a. 1688 und 1704.

A. 1689 erschien nochmal ein Abgesandter zur Bewillkommnung des französischen Botschafters v. Amelot.

Die nähern Beziehungen Rotweils zu der Schweiz gibt auf's genaueste J. Conrad Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung. Zürich 1768 IV. Bd., S. 635 ff.

Der Zusammenhang des alemannischen Rotweiler Bezirks mit der alemannischen Schweiz ist sogar an den Flurmarksteinen wahrnehmbar, wo das Schweizer Kreuz und der Rotweilische Wolfangel unzähligemal wiederkehren; ja sogar alte Flurnamen enthalten den Namen Schweiz. Sieh im Wortschatz.

Warum sollten also nicht auch die Statutenrechte im engsten Zusammenhang mit schweizerischen Ordnungen und Satzungen stehen?

Aber trotz alledem hätte Rotweil mit seinem Bezirke nie und nimmer alemannische Redeweise sich angeeignet, wenn solche nicht schon vorher dagewesen wäre. Denn so kurze Kriegszüge reichen nicht aus, vom Felde heim, anhaltend eine andere Sprache einzuführen; zudem sind es auch immer nur einige hundert Mann, die Theil nahmen. —

Gesetzt auch die Sprache des Rotweiler Stadtrechtes und der älteren Gerichtsbarkeit sowie des alten reichsstädtischen Volkes wäre eine alemannische importierte Pflanze vom 14. Jahrhundert her — warum haben die Nachbarherrschaften wie die Schrambergische, die Alpirsbachische, Zollerische u. s. w. in ihren Schriftwerken ganz die gleichen alemannischen Merkmale? Es kam vor im Schwäbischen, dass z. B. das pfalzneuburgische Halbschwaben streng abgegränzte politische Bezirke mit abgegränzter Mundart aufweist; dass Kempten bei den strengen Zollschranken für sich abgeschlossen seine Sprache forterbte. Sobald es über die Gränze hinausgieng, liess und lässt jetzt noch auch abweichende Mundart sich vernehmen.

Darum bleibt der Satz: Rotweil ist alemannisch mit Land und Leuten; und das wie eine Krankheit sich forterbende Wort Schwarzwaldschwäbisch, das nach Rapp und Lauchert in mehrfacher Beziehung Verwandtschaft mit dem Alemannischen bekundet, ist fast reines Alemannisch gewesen und ist es zum Theile abgefärbt heute noch.

Nun noch etwas über den Namen Rotweil.

Die urkundlichen ältesten Formen bei Förstemann 1161 sind folgende:

Rotwila 902. 973. 1040.
Rotwilla 886. 984.
Rotwilo 1099.
Rotwile 886.
Rotunvilla 792.
Rotwilare 763.

Hält man diese mit den spätern zusammen, so ist vor allem das festzuhalten, dass in lat. Urkunden weit in's 13. Jahrhundert hinein Rotweil stets villa, nie oppidum heisst. Ueber den 2. Theil des Wortes herrscht keine Dunkelheit. Das Wort Rot wird wol nichts anderes sein als das, zu o gewordene alte got. áu in ráuds, rot, ruber.

Möglich, dass alemannisches **o** schon ursprünglich dem got. áu gegenüber als dialektisch verschieden da stand. Hören wir die Volkssprache: sie kennt nur **Rao**twil, **Rao**tweil! Der ächte Schwabe ober der Alb sagte Roatweil. — Gemäss der Volkssprache wäre ursprünglich áu also noch erhalten. Sogar das gleiche Raotaburg schreiben Zoller. und Hohenberg. Urkunden **Rou**tenburg 1330. 1335.

Rǒtwiler mess 1321. — Dass wir es mit rot, ruber zu thun haben, bleibt sicher; dafür sprechen die Namen Rotengässchen, Rotensteig, Rotenmünster u. s. w. Aber ob der rötlichte Boden, terra rubra, worauf die berühmten Ziegeleien der Römerzeit standen, wie in Rotenburg, die Veranlassung gaben? Heute noch ist der „Gealakreidabusa" ob Rotenburg ganz übliche Benennung. Erscheint darum hie und da ein tt satt t, so dürfte das, und somit die heutige amtliche Schreibung nicht so weit wegzuwerfen sein — denn es ist die alte alemannische Eigenheit neben den geschärften ursprüngl. kurzen Vokalen, welche urkundlich oft mit verdoppeltem Consonanten angedeutet werden, auch die Doppellaute kurz und geschärft zu sprechen. Ich erinnere an bomm, doddabomm; nodt, nott, bei einer grossen Rottdannen, der Stadt Hölzer 1579. f. 17ᵇ.

Mehr Zeugnis ablegende Fälle werde ich nächstens anderwärts beibringen. —

Ich will noch bemerken, dass die Namen, von irgend welcher Eigenschaft des Grund und Bodens hergenommen, die ältesten und einfachsten sind. Wie viele Flurnamen gibt es: in der Röte, Raite (Wurmlinger und Wendelsheimer Markung); uff Rotolandt, dieting. Bann. in Rotmünst. Urbar 1551. Rottenweyer a. a. O. Ähnlich gab es: auf dem schwarzen Graben, schwarzen Boden; auf der schwarzen Erd (Augsburg.) Ähnlich wie die Hunderte von Reuten.

---

## II.

## Wortschatz.

Quellen als Hilfsmittel zu den beiden codd. des Stadtrechts.

1) Gemainer Statt Rotwil·Hölzer. Waldbeschreibung 1579 angefangen, im Rotweiler Stadtarchiv. Pap. Hdschrft 2°.
2) Ein Rotweiler Waldbeschrieb. 17. Jahrh. Rotw. Archiv.
3) Rotweiler Einnahmengeldbuch. 17. Jahrh. Ebenda.

4) Rotweiler Prozessakten. 17.—18. Jahrh. Ebenda.
5) Abschrift der Brief über die Schrambergische Herrschaft. 16. Jahrh. Schramb. Gräfl. Archiv.
6) Schrambergisches Urbar von 1547. Ebenda. (c. 400 Bl.)
7) Urbar „umb des Gotshûs Rotenmünster in Dietingen gelegen.“ perg. cod. 2°. 1551. Staatsarchiv in Stuttgart.
8) Rotweiler Ratsprotocolle v. 1580 an: c. 10 Bde. benutzt. 2°.
9) Rotweiler Urkunden v. 14.—16. Jahrh. in den sogenannten Armbrusterbüchern im Rotw. Archiv. Sie heissen so von ihrem Anleger. Sie enthalten in 8 Manuskriptfolianten neben geschichtl. Notizen aus dem 13. und 14. Jahrhundert viele Copien von Urkunden — betreffend verschiedene im 16. Jahrh. mit benachbarten Territorialherrschaften und einzelnen adeligen Geschlechtern gepflogene Verhandlungen, öffentliche und Privatstreitigkeiten, Erwerbungen, geistliche, besonders klösterliche Angelegenheiten, Kaufs-, Lehens- und andere Verträge u. s. w.
10) Ordnungen 1618. „Ordnung der Gebott vnnd Verbotten wie dieselben in des hl. Reichs statt Rottweyl zugehörigen Fleckhen ûnd Landschaft bei den Jahrgerüchten vorgelesen, gehalten und die Uebertrötter gestrafft werden sollen.. Erneuert mit Vorwissen und Bewilligung aines ehrsamben Raths den 8ten Oktobris a. 1618. Pap. Hdschrift. 4°. Im Besitze des Hrn. Prof. Dr. Paul Roth dahier. 41 Bl.
11) Die Monumenta Zollerana I. Bd.
12) Die Monumenta Hohenbergica v. Dr. L. Schmid. Stuttgart 1862, nebst den Jura Controversa, hs. in Tuttlingen; dem Mülheim. Urb. 17. Jahrh. in Mülheim. Ob. A. Tuttl. u. s. w.

## A.

Ablösung: „wer brief umb ablösung hat“ S. 116; hier wol Freiheitsbriefe. (β)

Abrufen zu I, 38[b]: „item wenn ouch ain wirt acht tag usser ainem vass geschenkt, das der win nit usgangen ist, so sol er nach den acht tagen denselbén win abrůffen, es sye umb ainen oder umb zwen haller.“ S. 61. (β) Das jüngere Stdtr. hat abrieffen. Die Weinriefer I, 70a kommen ebenfalls in Esslingen vor. Mone, Zt. II, 192.

Abschwaiff zu I. 38b: „gleichformig sol es mit denen gehalten, die von der statt Rotweil abschwayff werden." 1503. (α) Ztw. abschweiffen. „dass keiner, so ausser der Stadt Rotweil in verschiedenem 1629 Jahr der neuen Sekte und opinion halber, verwiesen, abgeschweifft und vertrieben worden, zu ewigen Zeiten in dieselbig stadt nimmer kommen solle." Pönal-Mandat 1630. Das Abschweifig. Basler Rechtsquellen 1533.

Abstellig zu Grimm Wb. I, 130: „(sollen) alle umzüg und trummenspil abstellig underlassen werden." Erlass vom 24. Febr. 1620.

Abtragen „demnach auch etliche leichtfertige Personen seindt, die umbfressen, sauffen, oder von Abtragens und anderer Sachen wegen heimlich — die Leut, so nit zusammengehören zu einander, berauffen." Ordnungen 1618.

Abtun von einer Strasse: „das hinfüro die strass durch die altenstatt verspert und abgetan werd." S. 147. β.

Abwerfen partic. „bey ainer abgeworfenen eichen" „bey ainer alten abgeworfenen tannen:" der Statt Hölzer 10b. 19a. Ähnliche Gränzkennzeichen sieh unter storzen. Im Forstamt Urach wäre der „umgefallene Wald" hieher vergleichbar.

Abwesel. Grimm Wb. I, 1046: ein Thier, das durch Schuld eines Menschen umkam. Augsb. Wb. 38b. Mhd. Wb. I, 74. „were ouch das jr dhainem dhain ross oder fülhi abgienge von wolfen, oder von andern dingen der oder die sond (sollen) ir gemainder des bewysen mit dem abwesel und sond iren gemaindern den geben und antwurten." S. 86. (β)

Achsel: „über die Axel werfen" beim Tanzen; muss eine beliebte Sitte gewesen sein. In d. Ordgen. 1618: „Die jungen Gesellen und Tanzenden sollen ihre Röck anhaben, die magt in so ungebürlich herumb und uff die Axl werfen."

Acten, in, Flur- und Waldnamen im Rotenmünst. Dietinger Urbar 1551.

„Ösch in Acten," ain juchart in Acten u. s. w.

Ich verweise auf ähnliche Namen im alem. Gebiete: Aggenthal b. Seitingen (Tuttlingen), das am alten römischen Conzenberg sich ausdehnt. Akhenbühl, Ackhenthal als Flur- und Waldnamen in der Schweiz. Sieh Argovia I, 102. 103. Rixner führt in seinem Wb. Akt = Abzugsgraben und akten = das Wasser dadurch leiten, an.

Wir haben demnach die alten römischen aquaeductus hier zu suchen. — M. Wörterb. z. Volksth. 11.

Affaltern, in, Flurn. (viscum album. Linn.) „Ain manns mad in Affaltern.“ Rotenmünst. Urb. 1551.

Innerhalb alem. Gebietes haben wir bei Pfullendorf, südlich, 2 Höfe mit einer Kirche, gleichen Namens: Affalterberg, urkdl. Rudolfus de Affaltirberc; Nordwin de Affaltirberc und Waltherus de A. Mone Ztschrft. I, 331. Schmid S. 11.

Ainung, die, mulcta, zu I, 45. Städtechroniken IV, 143, 25. 26. 144 A. i. „da stat die ainung umb ain jeklich rind ain pfund haller.“ S. 51. „die ainung ist ouch 10 schilling. S. 54. welcher uff dem thurm nachts verschlieff, der sol zu ainung geben — 5 schilling.“ S. 23. „Zu unablässiger ainung geben.„ S. 129. “das die fräveler den Ainingern verkundt werden.“ S. 9. „unser Aininger ampt“ S. 1. (β)

Auch in der spätern Fischerordnung kommen die Feldaininger nebst 4 Stadtknechten und dem Forstknecht bei den Fischersachen thätig vor.

Alstain, ein uralter Waldname für die Stadthölzer, so genannt „ob Prieler weyer und am Liesenberg“ S. 59. 60.

Altenberg, Waldn. ebendort. Die alte Stadt, bei Rotweil, urkdl. häufig „ze der alten statt.“

Allwend, semper, adv. Grimm Wb. I., 242. „wann sye die allwend an den gerüschen belyben.“ S. 55. „brot allwend wol haissen besehen.“ S. 49. (β)

Anbrüteln „wie dann auch die Liechtstuben allda dergleichen (unehrliche) sachen angebrütlet werden bei obiger straff allerdings eingestellt und abgeschafft sein solle.“ Ordnungen 1618.

Ane, Grossmutter; Ene, Grossvater. „So aber dero (Vater, Mutter) kains vorhanden an seine rechten Eni oder Anen, wo die noch im Leben weren, fallen. also dass ainem jeden geschwisterig ain sonderer tail unnd vater oder mueter, oder wo die nit weren, Enin oder Anen, sover die rechte vatter, muetter, Anen oder Eni weren, ouch ain tail werden und zusten.“ (α.) Ulmisch: andel. Als Bergname für den benachbarten Burgstall Lupfen: „an den Bergähni zu Lupfen.“ Urkd. 1437. (Tuttl. Jur. Controv. S. 69. hs.)

In einer Urkd. 1355 Mon. Hohenb. No. 518: „unser äni sälig Graf Rudolf von Hohemberg.“ „Der edel unser lieber urenin.“ a. a. O 1376 S. 612.

Ansprache zu I, 39b: „zum 7ten da ainer von dem Fridbrecher verwundt, es were die bluetundt Wunden oder nit, soll dem Beschedigten sein Ansprach hiedurch nit benommen, sondern in allweg vorbehalten sein.“ Ordgen. 1618.

Anwandel ahd. anawanta, mhd. anewande und anewant; anstossender, angränzender Ackerfleck.

„uf ain anwandel, item ain juchart hinderen See ist ain Anwandel; Anwandelin; ain Anwandelin ist ain satel“ u. s. w. Rotenmünst. Dieting. Urb. 1551. Unsere Form kennt Grimm Wb. I, 514 nicht.

Argwenig haben, c. genit. Grimm I, 550. 551.

„Ist ouch, das dehainer nachtes zů dem andern wirffet oder schüsst usser ainer gassen oder usser ainem huse oder sin gerümet hat zů ainem Fenster yn; wen er des argwenig hat“ u. s. w. S. 102. (β)

Atzschwein zu ätzen I, 40.

„Uud welcher müller sitzt an ainem ganzen wasser, der sol nit me atzschwin zemal han, denn achte, und welcher sizet an ainem halben wasser viere und ouch nit me, und ainer an ainem drittail ains wassers zway und ouch nit darob.“ S. 50. „darzů sol auch dhain mullerknecht kain aigen ätzschwein, ouch nit mer han. S. 51. (β) Äehnlich verhielt es sich mit den Tauben. Nach den Ordgen. v. 1618 durfte er immer nur 7 Paare haben und soll sie von St. Mathis Abend an bis Auffart „einbeschliessen.“ Dann mag er sie fliegen lassen bis St. Bartholomäustag und nach St. Barth. wieder einschliessen bis uff St. Michaelstag.

Die uralte scheinbare Unehrlichkeit der Müller ist auch in Volksreimen, Priameln, ausgesprochen. Allgemein ist:

Müller, Meahler
Rockasteahler
Kleiabeisser
Hosasch. . .

Schmell. Wtb. II, 567 meint, es seien blosse Wortspielereien. — Ebenso allgemein ist:

a Rettig und a Rieb
a Müller und a Dieb
a Schäfer und a Schinder
Sind lauter Geschwisterichkinder.

tz und ss wechseln oft: ässen und ätzen.

Ich vergl. hier das in einer Rotweiler Urkd. 1485 vorkommende Iundäss füren."

In d. Mon. Hohenb. (1317) No. 264: „und verzihen uns gar und ınzlich alles des rehten, des wir von derselben mülen han nehten ler sülten, es were von sture oder von wachte von swyn ätzi oder n hündätzi" u. s. w. Auch in so in Glarner Urkunden v. 1317. Iist. Jhrb.)

Au: „uff die keller in der Aw." Rotenmünster Urbar 1551. einer Rotw. Urkd. (1328) Mon. Hohenb. No 312: „unser vischenz dem Necker ze Rotwil in der Owe." Die sog. Au, wo die 2te ɔrstadt Rotweils lag, befand sich an der östlichen Aussenseite der adt, und war in die untere und obere Au abgetheilt.

Owenthal und Abenthal in einer Rotw. Alpirsbacher Urkde. t sich im Volksmunde erhalten.

Aubinga, O. N. bei Ebingen. Aubinger, Rangendinger urn. und Aubingerberg. Bei Wurml. ist ein Aible (Aüble.) lte Leute sagten noch Hirschaub statt Hirschau b. Tübingen.

Aufwischmehl zu I, 40b: ůfwischen. „Hefel, Scherrtaig d Aufwüschmelw" S. 48. (β)

Aufzug und Abzug sind die herkömmlichen Namen für die bgaben beim Ein- und Auszug aus der Stadt, von einem Lehen; die hwäb.-augsb. Dokumente haben „Auf- und Abfart." Solche Bezveränderungen, die in einem bäuerlichen Heimwesen durch Beınungen, Schenkungen, Stiftungen, Tausch und Kauf, Ehebündnisse d Sterbefälle hervorgerufen wurden, unterlagen gleichfalls einer Gehrenleistung, die man in Niederösterreich Ablait, Anlait, Abrt, Anfart, Auffart hiess. —Die Rotw. Ordgen. 1618: „so dann ı fremder gehörtermassen angenommen würdet, soll er alsbald 4 gulden fzug zu geben schuldig sein, und zuvor nitt eingelassen werden." der, der wegzog, musste dem Obervogt sein übrig Vermögen ausser r „Varnuss" anzeigen und davon den gebührlichen Abzug von 0 Pfd. 8 Pfd. bezalen. a. a. O. Ztw. verabzugen.

Augstwisen in Rotenmünst. Urb. öfter. „ain wisle vor der augstwis." ougsten = ernten, alem. u. augsb. schwäbisch.

Auslegen: „es soll fürhin khain Kramer noch Hausierer uff dem land nichts uslegen noch fail haben; Klaines oder Grosses." Ordgen. 1618. „denn welcher auslegt, khauff oder verkauff — soll umb 1 fl. bestraft werden." a. a. O.

Ausreutern swv. zu Grimm Wb. I, 934 ff. „das die wuetigen hund abgeschafft und ausgereutert werden." Erlass v. 1606.

Auszucken swv. „wer sin messer ůszuckt." S. 165. (β) Grimm Wtb. I, 1042. Zucken schlechthin in den Ordgen. 1618.

Das Zucken spilt in den Stadt- und Dorfrechten der alem. Heimat eine bedeutende Rolle. Sehr oft büsst das Zucken mit einer hohen und nicht selten höchsten Strafe; so in der Offnung von Kyburg § 16. Sogar 9 und 15 Pfd. Busse drohen alem. Ordnungen. Osenbrüggen, Alem. Strafr. S. 146. 147. 149. Unterschieden wird das Zucken eines Messers oder Steins. a. a. O. 242. 246.

B. P

Bahnstaine „Mangel an B. und Marken zwischen den Nachbarn und Almandfeldern," s. Ordgen. 1618. Ob vielleicht Bannsteine gemeint sind?

Balg, der; Blasbalg: „der aigen ess und bälg hat." S. 46. (β) Grimm Wb. I, 1086. 7.

Balgharnisch. Rotw. Musterungsakten 1567 zu balgen, streiten. Grimm Wb. I, 1088.

In der Universitätsordg. (Tüb.) v. 15. Mai 1557 b. Reyscher XI, 138 heisst es „knechtisches Palgdegentragens oder zimllichen langen Rapieren."

Ballen, zum, eine Gesellschaft von Bürgern. Ruckgb. I, 443. A. 268. Aehnlich hiessen in Constanz, Strassburg, Basel Gesellschaften zur Katze, zum Anker, zum Esel (Ravensburg); letzteres, eine Herrengesellschaft, hiess so von ihrem angenommenen Symbol.

Bänkezinse, sind neben der „Stüren, Ungelt u. s. w." die urkundlich bekannteren Abgaben in Rotweil. „wegen des Kauffs wegen — von des ungelts wegen ze Rotwil von des Zolles wegen, von der stüre wegen, von des hofes wegen ze Rotwil und mülgelte vischenzer, Benkezinse und von aller der recht wegen, die er ze Rotwil hatte

von des riches wegen". 1355 Mon. Hohenb. No. 523 und 1356. No. 527.

Bar gegen Bar zu I, 40. Urkd. 1566. „Und solcher Todschlag von inen in der freien bürsch beschehen, das dann die angeklagten unrecht gethan und zu inen mit dem schwert bar gegen bar nach des heiligen reichs recht gerichtet" Urkd. 1497.

Bainschröte: „item welcher dem andern die Beinschrötte, Lemig oder verschuldt wunden gibt." Ordgen. 1618. Zu I, 41[a].

Beimesser; ein rückfälliger Friedbrecher verlor altem Herkommen gemäss die 2 vorderen Glaich der 2 vorderen Finger der rechten Hand, ward ehrloss gehaissen und durfte nunmehr „ein abgebrochen Beimesser" tragen.

Bei Grimm Wb. I, 138: culter appendens. Hört einer auf Biedermann zu sein, so darf er keinen Degen mehr, höchstens ein „zerbrochenes Messer tragen." Grimm Rechts-Alterth. S. 288. Der Friedbrecher in Zug durfte 2 Jahr kein ander Gewerk noch Waafen tragen, dann ein abbrochen Bymesser. Stadt- und Amtsbuch 1566. Osenbrüggen Rechtsalterth. aus der Schweiz 1. Heft S. 6. Strafrecht S. 107.

Pelagien, St., eine uralte Close nächst Rotweil, in der Altstadt, wo nachher die Kirche sich erhob. Urkdl. 1496. V. Langen S. 298. Daher der Pelagiensteg heute noch über den Neckar. Dorthin ist auch die St. Pelagiuslegende localisiert; ein Kistchen mit des Heiligen Fuss sei dort angeschwemmt und aufgefischt worden. Des Heiligen Glieder wurden bekanntlich in den Fluss geworfen.

Beraten = mit der nötigen Versorgung von sich lassen. „Wir haben auch gesezt, wer beraten wurt, es seien knaben oder töchteren in das closter zu Rotenmünster, zu St. Johanns, zum prediger u. s. w. „were das ain vater oder ain mueter jr kind beriete: es sei ain knab oder aine dochter oder ob es seine vögte berietend, was sie dem gefider, betwat geben." (*a.*) Grimm Wb. I, 487.

Bern zu I, 41[b]. der von Berne. Rotw. Urkd. 1348. Mon, Hohenb. No. 456. Die von Bern waren Bürger von Rotweil. Ihnen gehörten die Schlösser und Burgen zu Bern; jetzt noch Ueberreste sichtbar. Die eine Bernburg stand auf dem äussern Kapf ober dem Neckarfluss. Unten die Gienau, ein kl. Wasser. Die andere Burg stand zwischen dem vordern und hintern Graben. Die 3. hiess die hintere Bernburg, auf dem Keltenberg.

„die wisen zu Bern und im Kelttberg.“ S. 162. „Bernerhalden: Rotweil-Alpirsb. Urkd. Das Bernerfeld in einer Urkd. 1289. 1453.

Bern das Burgstall. 2 Urkd. 1357. (Staatsarchiv Stuttg.) Vrgl. Uhland in Pfeiffers Germ. I, 314.

Bettlinsbadt, Wald. Wahrscheinlich von der Familie der v. Batt, Bürger in Rotweil, ähnlich wie der Wald von Bletzzain von Bletz. Der Stadt Hölzer 1579. S. 3.

Pfaffenkellerin zu I, 39. Auch in einer Rotw. Urkd. von 1581. Felix Würz, der Basler Arzt, gebraucht das Wort noch. „Wie auf eine Zeit — sagt er erzählend einmal S. 818 — ein Pfaffenkellerin thäte, die stellete ihr kind alle Nacht in den Keller hinunter damit es sie im Bett nichts irrete am schlaffen.“

Pfausserle, eine gute Art von runden Rotweiler Küchlein. —

Pippaperei „alsdann auch spüllen, Pippaperei, wetten und anderes dem spüllen gleichmässig nichts gueths, sondern Gotteslästern, Neyd, Hass“ u. s. w. Ordgen. 1618.

Blaterhaus, das, in Rotweil, kommt in einer Urkd. v. 1598 vor. Wie im alten Augsburg scheint auch in Rotweil das Blater- oder Brechhaus eine wichtige Rolle gespilt zu haben. Nach dem alten Herkommen „verantwort Sant Dionysi die blatern“ sagt der alem. Arzt Theophrastus Paracelsus. Ins Augsburger Blaterhaus muste sogar das den Mezgern weggenommene unbankmässige Fleisch geschafft werden. Mezg. Ordg. 1549.

Platzmaister zu I, 60a. Die Städtechr. haben IV, 255, I. 257, 15 das Wort ganz in diesem Sinne. Lexer kennt seine Bedeutung nicht a. a. O. 364b.

Pletzzůn, alter Waldname. Der Stadt Hölzer 1579. Die mit Pletz, Bletz zusammengesetzten Flurn. und Waldnamen sind häufig: „Hirschblätz, Baindter Waldname. „die zwen wis bletz an der oberen wise.“ Urkd. 1293. Mone Ztschr. III, 241. wisenbletzel a. a. O. S. 181. 7. Im Mülheimer Urbar: „ein kleines Stück Feld“ wechselblätz 32. wispletz hinder der Caplonei 73. ein wisenspiz oder bletz 113. Sonst ist in alem. Urkden bletz auch ein kleines unvermessenes Rebstück, das pecia genannt wird. a. a. O. S. 280.

Boll: „am Boll ain mannsmad“ „Bollgässlein.“ Rotenmünst. Urbar. Bollenhof. Urkdl.

Oberdorf. Flurn. sind: Bolleraim (Bollarom.)

Bollhalde, Zelg Boll. Oberboll und Unterboll. Im langen Boll. Im Bollerweagle.

Bottisch adj. v. Bote, poto ahd. a. 1614 wird urkundlich einem nachgesagt, „das er sich bottisch klaiden thue," d. h. wie ein Bote.

Prachtmann als Scheltn.: „der N. habe den Vogt einen Prachtmann gescholten." „Er, der N., sei ein Prachtmann." Rotweil. Prozessakt. 17—18. Jhd.

Brandt, Waldn, Rotw. Alpirsbach. Urkd.

Prima plana-Gelder, Einkommen der Offiz. und Unteroffiz. bei Reichsstadtzeiten. Die Compagnie der Ober- und Unterofficiere heist zusammen prima plana personae. (Hofer, Kurzer Unterricht über die äussere und innere Verfassung der Reichsstadt Rotw. Ulm 1796. S. 67.)

Brotlaube, das Haus, worin sich die Herrenstubengenossen versammelten. Ruckgaber I, 270.

Bruckwaldt, später Harzwaldt; der Stadt Hölzer 1579.

Bühl unzähligemal in und um Rotweil. „Gegen dem Schnyenbühel." Rotenmünst. Urbar. Haidenbühel a. a. O.

Dintenbihel, d. Std. Hölzer 1579. Kuttenbühelin, vorder- und hinder Kuttenbühelin. Eglesbühl. Katzenbühl.

Pürs, Bürsch, die freie, zu I, 60b. Kaiser Karl IV gab a. 1359 der Stadt Rotweil ein Privilegium, dass das Hofgericht der freien Pürss daselbst verbleiben und vom Schultheiss und dem Rat gehalten werden soll wie dies Privilegium lautet „ob es zu schulden käme, dass ein schädlicher Mann den Tod verdient, dass sich dann der Rat oder die mehreren des Rats auf ihr Ayd erkennen, den mögen sie nach Rat unseres Schultheissen verderben und tödten." Die Stadt Rotweil bekam dies Pürssgericht in der Folge zu Lehen von Kaiser Maximilian I (2. Oct. 1511); von Karl V (1521;) von Ferdinand (1561;) von Maximilian II (1566;) von Rudolf (1582) u. s. w.

Der Bezirk des Pürsgerichts ist bezeichnet in einer Urkde., die v. Langen S. 94 und Ruckgaber genau mittheilen und umfasst 5 Stdn. im Durchschnitt. Wie diess Pürssgericht gehalten wurde, darüber gibt von der Zeit an, da es Rotweil übertragen wurde, die Freipürssordnung, erneuert a. 1574, genugsame Auskunft, die mit der ältern ganz gleichlautend ist. Beim Pürssgericht war der jeweilige

Pürssvogt Ankläger. Es war vom magistratischen Civilgericht noch fortan abgesondert und bloss für Criminalfälle angeordnet und bestand ausser dem Pürssvogt noch aus einem Pürssrichter und 12 Richtern von dem Land aus Rotweilschen oder solchen Dörfern, deren Einwohner Bürger oder Satzbürger zu Rotweil waren und einem Schreiber. V. Langen S. 96. 97. Von S. 97 theilt v. Langen diese Ordnung mit. Ruckgaber gibt sie auch. Im Archiv zu Stuttgart befindet sich ein guter Text vom 16. Jahrhundert.

Bürsch: „in unser frowen gebürst." Ordgen. 1618.

Bürschhüener, Bürschäber, Urk. 1456. Bürschrichter, Bürschschultheiss 1473.

## D. T.

Darrhäuslein: „Brenn- und D." Urkd. 1598. Darre heisst ein Ortstheil von Oepfingen. Im Volke Darrloch. Das Hanf- und Flachsbrechen oder dörren unterlag in der Nachbarherrschaft Schramberg strenger Aufsicht. (1766.)

Dietrich zu I, 44b: „Item welcher sich ungerechts Gewichts, Mauss oder Mass gebrauchte, welcher ouch sich Dietherich, Haupken, Schlüssel oder ander abenthür gebraucht etc." Kirchb. Statutenrecht. Mon. Hohenb. 928.

Trab: „im fahl aber nach fleissiger Aufsetzung solcher Warnung nichts helfen sondern der gewarnnte in seinem vorigen Trab und verderblichen Wegen fürfahren wollte." Ordgen. 1618.

Tremel: „welcher aber zuckht mit Gewöhr, Tremel oder andern so allain zum schlahen und nit zum werffen geschickt u. s. w. Ord. 1618. „mit bengel schliege." a. a. O.

„Item zugthy ainer tegen, messer, spiess, stang oder anderlai wauffen oder wör, wie die genandt seindt über den andern oder griff frävenlich darin und zugkti nit; zugkt ouch ainer ein Stain, Drämel oder Schit fräffenlich, das soll alles gebüesst werden dem Herrn mit dreyen pfund hellern." Kirchb. Stattutarrechte. Mon. Hohenb. 928.

Tretten = das Trattrecht üben, d. h. heute auch Trepprecht geheissen.

„N. trett uff die Landstrass." „Item zwo juchard under werren tretten gegen dem dorf." Rotenmünst. Urb.

Anstoss oder Trettäcker im benachb. Wehingen. (Urb. 1600.)

Tröster, curator. Augsb. schwäb. trager, träger. „Und wer auch der erst ist, der den vall vordert, dem soll man den vall geben und sol der gewer und tröster geben, dem, der ime den fall gibt.“ *α*.

„den vall soll man dem ersten geben uff trestung zu verstan.“ *α*.

„Und haben darumbe ze tröster gesetzet unsern lieben öhain grauen Rudolf von Hohenberg.“ Urkd. 1314. Mon. Hohenb. 244. „wir verjehen — das wir dirre sůne und andere hirre dinge tröster sint.“ a. a. O. „und han inen auch darzu geben erbar lüt ze tröstern“ 1317. S. 212.

„haben gesworen, das wir tröster sien und were und tröster mit disem brief fur N.“ etc.

„dafür wir (for die teydinge) tröster und wer sin; des wir tröster und wer sin. 1326. No. 304. „wir sien auch alle drin bürge und tröster für unsers bruders seligen sun“ etc. 1338. No. 386. und 1340. No. 408.

Im Constanzer Rautsbuch v. 1492 vertrösten = Bürge sein. „Und hat Frauenlob der Weinzieher für ihn zum Rechte vertröstet.“

Trüsen (driozan = protrahere.) „Item und das er ainem jetlichen sin unschlit trüse und sin schmalz schaide.“ S. 57. (*β*)

Dubacktrinken in Rotw. Akten. 17. Jhd. Nach einer Verordnung v. 27. Juni 1664 muste jeder, welcher auf der Gasse beim Dubacktrunken betreten wurde das 1. mal 1 fl., das 2. mal 2 fl., das 3. mal 3 fl. bezahlen. Auch war den Wirten unter Androhung einer Strafe von 5 Pfd. Heller eingeschärft das Dubacktrinken bei ihren Gästen nicht zu leiden. Ruckgaber I, 159.

Durchschlagen stv. zu Grimm Wb. II, 1670.

„wenn sy ouch durchschlagen flaisch howend, so sond sie nit mer denn vier Finger brait specks davon nemen uff dem ruggen und sond ouch weder hammen, rihsel noch oren darzů mit howen.“ S. 54. (*β*)

Duttenbühl in der Aufzeichnung Hohenberg. Lehen ohne Jahrzahl (Schmid Mon. Hohenb. S. 916 ff.)

„So hat Dieterich von Berne von mir bi Brůel (bei Rotw.) die gebraiten an Duttenbühel und zewo juchart ligent och am Duttenbühel und allü dü hölzer, dü er ze Brůl hat, dü stoßent und an ůlriches des wirtes holz und des langen brůel.“

E

Eeren Kind, die.

„dasselb hus were dann den eeren kinden gefallen, die kind der mann gelassen hatte, da dero mueter jnnen starb und sind ouch Eerenkind, die ains thails mueten nach irer vatter todt von vier stieffmueter — den eerenkinden sol man des thails gestatten onverzogenlichen.“ (α)

Egert: uff Hohegerten; Fronegerten. Rotenmünst. Urb. 1551. Vrgl. Augsb. Wb. s. v.

Egge. Rechtsalterthümlich?

„Also was vihs sy hie hond gan oder kouffent under den Eggen — es syent — das sy das alles hie lassen und mezgen sond und des nüzit enweg füeren; was sye aber vihs hand gan ob den eggen — das sond sy halbs hye lassen.“ S. 51. „für egede das ross stallen.“ S. 86. (β)

Eged ziehen, alte Sitte in Rotweil „ouch am äschermitwoch, da man die Eschen zur Meinung eines bussfertigen Lebens empfacht bei Alten und Jungen ein grosse Anordnung mit Gesellschaftfahren, Brunnen werfen, Egeten züchen, furnemlich auch Danz gehalten“ u. s. w. Ordg. 1618.

Ehlich einlassen, sich, in den Ordgen. 1618:

„Weil sich auch begibt, dass unsere Unterthanen sich gegen auslendischen weibspersonen ehlich einlassen — er habe dann ein Urkund dass sie der Leibeigenschaft ledig sei“ u. s. w.

Eigel „welcher dann dem anderen gefährlich sein gehawen Holz, Zäun, Eigel, Latten und Vermächt hinwegführt, traget und verbrennt: ist die Straff 2 Pfd.“ Ordgen. 1618.

Emer, Sommerdinkel.

„ain halb mannsmad uff Emerland.“ Rotenmünst. Urbar. Im Mülh. Urb. S. 78: „emmer sejin.“

Emerberg, waldiger, halbkugelförmiger Berg b. Emerkingen.

Engel in Zusammensetzung:

Engelsgesellen. Urkd. 1603. 1604.

Engelisburg, gem. Stadt Hölzer 1579. Von einem Besitzer Heinrich Engili von Rotweil, der eine kleine Behausung da anlegte, die scherzhaft Engelsburg genannt ward. v. Langen 397. Alter Waldname; neb. Engetwald. Engelbrönnlein, Rotw. Alpirsb. Urkunden.

Engelsatt. „Es soll khain Unterthan anderstwo denn zu Rot-
›il weben, kain Haut gerben, khain tuch, wifling, Arresst noch En-
ılsatt machen lassen.“ Ordng. 1618. Ich habe in meiner Ausgabe
n J. Frischlins Hohenzoll. Hochzeit (1860) S. 150 aus den alt-
rtemb. Gesetzen 14 Beispiele für das spärlich belegte Wort beige-
acht. Vergl. dazu Graff VI, 64. Es ist Uebertragung von sagum.
.c. Falke, Trachten I, 161.

Entschůhen swv. zu I, 46a.

„Sy sond ouch kain hamme verkouffen — sy sye denn vor ent-
huht und gesübert; die ainung ist ouch zehen Schilling.“ S. 55. (β)

Entwehren, wegschaffen b. Ruckgaber IIa, 131 in e. Präpa-
tiv z. Bürssgericht (4): „aber den Toten soll man vorhin noch be-
:htigen, damit verhütet würdet, dass er von des täters Freundschaft
; entwehret würdet.“ Grimm Wb. III, 649.

Erfindung „uff derselben redliche Erfindung,“ d. h. nach
ꞌfund der Missethat von Seite des Vogts. Ordgen. 1618.

Erzeugen, erzügen. „Dehain Jude in unnser statt ützit er-
igen sol, das sol er erzügen mit cristen und mit Juden, wann allain
ı unzucht; die unzucht mag er erzügen mit Juden sonderbare.“ S. 111.

Wem ouch zügen ertailt werdent und er sich vermisset erzü-
ıns u. s. w. a. a. O. (β)

Wer ains unsers burgers erben umb ain güllt anspricht, der sol
zeugen, das die güllt da war do der, von dem die güllt gefallen
:, ze jüngst im leib war.“ (α). (Etwas durch Zeugen oder andere
ꞌweismittel als wahr erweisen.) Vergl. Städtechr. IV, 170, 20.

Etter „das kain burger noch burgerin zu Rotweil — kain lie-
nndt gůet noch güllt, das zu Rotweil in dem Ettern oder in dem
nn oder in dem zehenden ligt.“ (α.)

## F. V.

Fach zu I, 47a: es sollten ouch alle welche wasser haben die
schlössne vach aufthun und offne vach haben.“ Alte Fischerordg.

Falkenberger Ösch, Flurn. von den alten gefürchteten Rotw.
ꞌinden, den Falkensteinern, ober dem Mättenthäle am Heersträssle bei
ölsdorf hausend.

Fällen „es soll khainer in fremder Herrn verpottnen Vorst khain
'ildprät fällen noch schiessen.“ Ordg. 1618.

Farbe: in einer Urkd. v. 14. April 1611 heisst es, hätten die Spilleut um die Farb angehalten, welches noch ein Jahr eingestellt wurde. Es sind hier wol die eigens für diese Leute beliebten farbigen Kleider gemeint.

Färig zu I, 47[a]. „da aber ainer weg über den andern hat, sin Frucht ab sinem stuck uber diesen ze fueren, der mag und sol das tun; wenn er sin Frucht uff sinem gůt gehaimet das sy färig worden ist u. s. w." S. 68. (β)

Die Formeln varends und unvarends kehren da auch wieder.

Subst. „varnuss," welche von 2 Richtern bei jedem von der Stadt Abziehenden befehligt werden mussten. Ordgen. 1618.

Pfarre, der, „besonders so sond sy nun hinenhin dhainen pfarren under der metzi nit ze bank legen noch verhowen, denn allain vor der metzi und sond ouch damit kainen pfarren türer howen denn ze zway pfund aines hallers näher, denn das ander rindfleisch." S. 53. 54.

Als es denne ze mal gát und sond ouch dhainen pfarren die hamen abschniden. a. a. O. Alem. Weisthümer (IV. Bd.) haben es auch.

Farnberg. Wld. Rotw. Alpirsb. Urkde.

Fasnachtküchlein „als auch bis anhero mit hollung des fasnachtskuechlein vil unnützer uncosten uffgewendt. Ordgen. 1618.

Fasnachtspiele scheinen schwer erlaubt gewesen zu sein; so ist a. 1583 am 27. Jan. „auf Suppliciren Melchior Mangolts und des jungen Rüblins ihnen auf ihren costen ausserhalb der Thäler zu agiren verwilligt worden."

Feierabend halten, eine alte Sitte, dass Samstags Nachmittag auf ein Glockenzeichen alles von der Arbeit abliess und die Vesper sang, scheint in Rotweil sehr eingehalten worden zu sein.

Die Ordgen. v. 1618: „dass die Underthanen am Sambstag und andern Feirabenden die Vesper singen," „sollen Feyerabend machen, in die Vesper gehn."

Feld — zu I, 47. Veldross neben vaisst Ross (α.)

Feldaininger: „item die Feldaininger und die aininger vom veldgericht uff der kursinloben." S. 166. (β)

Zu I, 47[a]. Das Feldgericht bestand aus 3 Zunftmaistern des neuen und 2 des alten Banks. Vorstand war der Controleur des Pürschvogteiamts. Hofer S. 101. Das Feldgericht bildete die 1. Instanz für die bei den auf der Stadtmarkung gelegenen Feldgütern etwa vor-

mmenden Streitigkeiten, muste. jedoch in wichtigern Fällen den irschvogt als Oberpürschrichter beiziehen. In den Basler Rechtsellen heissen die Feldrichter: Scheidmanner, Scheidleute, Scheidamt. 56 u. s. w.

Vielgraben, uff dem, Rotenm. Urbar. Flurn.

Finger. Der Fridbrecher war bei Rückfällen „wie von terhero verfallen zwei Glaich seiner 2 vorderen Finger an ner gerechten Hand und ehrlos gehaissen." Ordgen. 1618.

Fridgelt: A. 1584. „Die zwei jarliche Fridgelt von dem önig in Frankreich zu Solothurn zu erheben den Rechnern anbehlen worden."

Frid zu machen, Frid gebieten oft in den Ordgen. 1618. „so allein Frid, Frid, Frid geschryen und der statt oder Herrn rid nit genennt" u. s. w. a. a. O.

Fron in Zusammensetzung: fronegarten, die ober fronwisen; under fronwis. Rotenm. Urbar. Die Alem. sprechen fraūna.

Fuchsin Adj. „ain wislin ob der fuchsinen zill." Roteninst. Urbar.

Fulhin.

„Wäre ouch das er das ross oder die fulhi hirtlos liesse gan und behüt; gienge das ross oder die fulhin davon ab von hirtlos gen, den schaden sol er im ouch abtun. ware ouch das im das ss oder dehain fulhin verstolen wurde oder röplich genomen oder e jm des entwert wurd; das soll er sinem gemainder verkünden s. w. wäre ouch das ir dehainem dhain ross oder fülhi abgienge n wolffen oder von andern dingen, der oder die sond ir gemainder s bewysen mit dem abwesel und sond jren gemaindern den geben d antwurten u. s. w. S. 86. (β)

wäre ouch das der stan ross dehains abgieng und von dem ross ht fülhi da waren." (87) milchfulhin (α)

Furt: von des Neckhers furt 1557.

„ain wise und den Rain Storkenfurt" 1535. Schon a. 1290. Langen 355. Vgl. am furtweg, Wehing. Urbar.

stainin furth. 1367. Mon. Hohenb. No. 597.

Fürzog = Verzug: „alle jar uff die hailligen wyhen nachten sind e unsere ämpter in unser stat ledig und laron allen fürzog." S. 1. (β)

„und sol ouch der, dann den kouff des guets oder der äcker oder sen unnser stat lassen one all widerrede und allen fürzog." (α.)

„in vierzehn tagen one allen fürzog. Urkde. 1313. Mon. Hohenb. S. 185. „wir verzihen uns ouch alles rechtes gaischliches und weltliches alles schirmes, alles fürzoges.“ a. a. O.

## G.

Gaissacker, nf, Rotenmünst. Urbar 1551.

Gaissenloch, Rotw. Wald. 1579. wis genannt im gaissenloch a. a. O. —

Vergl. ein Gaisbühel (Bebenhaus.) Urkd. 1276.

Gaisssspitzberg b. der Nebelhöhe; auch Geldlochberg gen.

Galgen. (Schwur) „das dich der Galgen rüehr!“ ist gut niederländisch. Prozessakt. 1581.

In den Ordgen. 1618 wird das Schwören bei Gottes hl. Gliedern, Marter, Wunden, Kraft, Macht besonders betont. Nach dem alten Landsbrauch im innern Bregenzer Walde 1555; (im Voralberger Volkskalender 1855 mitgetheilt) ist harter Peen verfallen „der übermüetig und frevenlich schwert als Potz sieben Sacrament, marter fünf Leiden, fünf Wunden, tausend Sacrament oder andere ungerümbt und freventlich schwür.“

Galgg zu I, 48a. findet sich ebenso geschriben in der Redaktion *β*. S. 91. Im Gebirge werden die Rosse auf die Galtalmen geführt, und das dürfte ein Licht auf unser Wort werfen.

Gassatungehen. Urkd. 1590. „Mathias Krafft — wegen ihres unfolgsamen gassatungehens fürgestellt worden; dass der N. in den hohen Thurm in Boden, und der N. in den niedern Thurm in Boden, der N. ins Narrenhäuslein gelegt werden sollen.“

Gättling zu I, 49b.

„wäre ouch das dhain gättling uber achtzehen jar wäre, der soll die recht han die ouch andere unsere burger ze Rotwâil hand.“ S. 95. (*β*)

„Ist ouch, das ain witweling oder ain gettling den todtschlag tůt, das ist ouch bar gegen bar.“ a. a. O. ferner S. 107 108.

Gebresthaft: „die gebresthaft und siech wärend.“ S. 62a.

„were ouch das an den vögten ain gebrest were.“ (*α*) zu I, 49a.

Gefider, nach Adelung auch oberdeutsch Ingefider. „An gefider und an bettwant.“ S. 74.

Die spätere Redakt. (α) „wir haben ouch ain recht, das niemant iner frowen umb ires eelichen mannes gillt ir gewandt, das vermitten ist noch jr gefider mit kainem gericht nem solle."

„Und sol ouch die fraw alsdann legen an den thail gefider und ıs da ist one verschnitten gewand wullins oder leinins.„ (a. a. O.)

Gefill, das: „es soll auch khainer kheine Gefill underzüechen ısen, denn die Kürsner zu Rotweil." Ordgen. 1618. „nit kostlichen efillen." G. v. Ehingen. Eine ähnliche Bildung ist geficht.

Geigenrain, Flurn. Urkd. 1344. Mon. Hohenb. No. 438; „s. erdan und der wise, die gelegen sind am Gygenrain."

Gerad zu I, 49b. = hurtig, theilweise noch jetzt: gewandt, tüch;, behende, fein. Zürch hs. der gest. Rom. c. 113 f. 24 V, b. „da das lantvolk ersach, das er so ain gerader starker mann was." ıusler's Recens. des Schmell. Wbs. in Menzels Litbl. 1837. 471a.

Geren, der, „ain acker haisst der gern." Rotenm. Urb. 1551.

„Darum geren genannt, dieweil sie ein gleichnuss habend mit m Geren an den claidern; streckend alle 3 von der Lachen oder hwaumgraben in ein einzige Mark an das Ludachen." Mühlh. Urb. ı2. So auch der Birkengeren (Hagenloch) kreisförmig zwischen ıgern Stücken. Altwirtemb. Ordgen. haben ein Adj. gerig.

Gesponsen, Ztw. „Wenn eine Schwester die ordnung nit hielt, wäre mit stehlend, mit gesponsend oder wie es wider Seel und ır gienge, das sollen die andern dem Schaffner anzeigen." Ordg. des losen zu Hausen. v. Langen 301.

Gibel, der, Spitze, Dolde.

„under ainer grossen aichen mit ainem dirren Gibel." d. Stadt ölzer 1579.

Gichtig = geständig; „und ain jeglicher gleubiger soll sein huld waar machen mit seinem aide, was nit gichtig und brieff ırumb sind." (1503) α.

Vergicht und Urgicht bezeichnen das Geständniss überhaupt, ıs ohne und mit Folter erpresste. Vrgl. Osenbrüggen, R. A. 3. S. 8, ıxer, Städtechron. IV, 377b.

Glürenberg, ein alt. Waldn. Rotenmünst. Urbar. Im Herberıger Lagerbuch steht auch ein Glaurenbühl. S. 199. 214.

Sollte nicht an die Laurenberg, Laurenthal, Laureck Jracher Forstamt, Wld.) zu erinnern sein? Vergl. mein Wbl. z. olksth. S. 57.

Götzenwald, uralter Waldn.

Der Sdt. Hölzer 1579. Zwischen Zell und Zwiefalten am Wege ist eine volksthüml. Steinfigur: Götzenstein genannt, die dem Platz ebenfalls den Namen gegeben hat.

Gruben als Gränzmarken sowie übertragen auf Fluren und Wälder erscheinen im Rotweiler Gebiet nicht selten. Ein alter Wald ist die Kaufmannsgrube. (1579) Vergl. mein Augsb. Wb. 205ᵃ.

Gsegenfeuer sieh Konzloch.

Gugelfůr: „hinfüro das rüngspringen und andere Gugelfůr abgeschafft und eingestellt.“ Erlass 1614. 17. Juni.

Gunzenhardt, alter Waldn. Rotenmünst. Urbar 1551.

Gutemtag z. I, 50.

„uff Gutemtag nach des hailligen crüez tag.“ S. 154. Heute noch lebend, weiss ich ausser Gmünd keinen Ort, wo es das Volk spricht. Die alem. Urkunden haben das Wort unzähligemal, bes. die Zollerischen. Die Rotw. Urkde. v. 1432 an den Pfalzgrafen Wilhelm bei Rhein und Herzog v. Bayern (Münch. Reichsarchiv) hat ebenfalls „von dem nächsten gůtemtag nach S. Laurencientag.“ Urkd. 1433 (ebenda) „an dem nechsten gůtemtag nach Circumcisio Domini.“

Gutsjahr singen. In ein. Urkde. v. 1584:

„Das guott Jahr zu singen ist von einem ehrsamen Rat zu verbieten bewilligt worden.“ Urkd. 1584: Das guott Jahr singen und das Schlitten in der Stadt wegen — verbotten.“

Urkd. 1586: „das guot Jahr singen den Bürgern und den Schuolern bei Peen 16 fls. aus allerlei dazu bewegenden Ursachen verboten.“

Gutleuthaus, Armenhaus.

„Den verordneten der bösen Lüfften halber bevolhen, das sie die wieder uffgestandenen personen in dem Gutleuthaus hinweg in ihre Heimat schaffen.“ Urkde. 1592. Laut einer Urkd. von 1348. 25. Mai, Mon. Hohenb. war in Horb ein „Gůtenlutehûs.“ In Rottenb. a. N. heisst noch heute das Stadtarmenhaus beim untern Wörd Gutleuthaus; ehmals Siechenhaus mit uralten Kirchenbauresten; St. Christoffel ist aussen an die Wand gemalt, der Patron gegen gähen Tod.

## H.

Hagstolz: „wa ainer hagstolz und ain grütling ist, den sol man an kainen raut noch gericht noch ampt nit nemen noch sitzen,

›der sunst noch so in Zünften noch anderswa.“ S. 12. In einem hramberger Urbar von 1547 heisst es: Ob ain leibaigener um- oder serhalb der Herschaft seins Alters ungefährlich uff 40 Jahr ohnver- urat kombt und ledig bleibt, also auch ohn eelich Erben von seinem .ib erboren absterbt, so ist er ain Hagstolz.“ Volksetymologische ›rhunzung des mittelhochd. der hagestalt, ahd. hakastalt = nggesell verbliebener, Diener, im Lohndienst stehender. Ganz urspr. es ein vom Hag umfriedigt wohnender, für sich sesshafter, eine Art igenbrödler. Vrgl. Weigand Wb. 1, 270.

Haid, in der Red. A.; „der N. habe wie ein Haid geschworen.“ 'ozessakt. 17. 18. Jahrhd.

Haidenstain, in ein. Rotw. Urkde. v. 1485. „Item er N. von eorgen hab gehort von den altvätern hinter S. Georgen, das die von ›twîl gesagt haben bis zum haydischen Stain hinder S. Georgen, sselbs seyen sie mit dem gejaid und hunden in ains hous gelegen ernacht, hiess das Läwlinshaus und vón selbem stain haben sye ge- gt im Thaal genannt Hayttenstein und demselben thal nach bis n Nusbach in die külchen u. s. w.“ Dieser Stain kehrt oft in Ur- nden wieder; ich führe nur noch eine fürstembergische v. 1500 in n Jur. controv. (Tuttl. hs.) an: „die marchen anfähen zum hai- schen stain auf dem schwarzwald.“

Mir sind noch bekannt ein Heidenbühl, d. grosser Grabhügel in r Saulg. Gegend.

Der Heidenbühl b. Murrhardt. Waldn.

Der bei Berkheim, (Leutkirch.)

Der Heidenwald in der Oberndorfer Markung.

Das Heidenhäuschen, nordwestl. v. Ravensburg an der neuen rasse nach Altshausen, eine noch stehende Ruine u. s. w.

Hanenburg, alter Wald. 1579.

Hannserort: St. Johannserort zu I, 52 b. Schindhüser im annserort, S, 43. wie ähnlich in der sprenger ort (a. a. O.)

St. Johannis ist die Johanniter-Commende in Rotweil, wahrschein- h in der Mitte des 13. Jhrhds. gegründet; hatte 12 fratres und ıen Meister oder Commenthur; stand mit den übrigen alemannisch- itschen Commenden unter dem Grosspriorate von Heitersheim im eisgau.

Happich, zu I, 50 a. Häppich mit Umlaut ebenso häufig. e heute noch übliche alem. Form ist Happs und Hack (Mengen,

Leutkirch.) In der letztern Gegend sagt man: der Hack hat ihn gholt, d. h. er ist eingesperrt worden.

In Wurml. „der ist so leicht, 's könnt ihn der Haba fortnehmen.“ In Mone's Quellens. I, 92[b] steht hapch. Die wirtembergischen Ordgen. haben Heppich öfters als ohne Umlaut. „Ploufüess, Heppich und Heppichlin sollen zu unser falkner Handen und sonst niemand geantwurt werden.“ III. Forstordg. v. 2. Jan. 1552. V. Forstordg. 1614. Happich und Happichlin (a. a. O.)

Auf der Alb gegen Warmthal hin ist der Habsberg, worauf die Habsburg stand.

Habichesberg urkdl. 1163. Neug. Cod. Dipl. No. 872.

Haselstaude, bei einer, als alte Wald- und Flurgränze gebraucht. 1579. Bl. 23[a]. Bei Dornbirn als Ortsnamen.

Hemling: „kue, lämmer, hemmling oder ander vihe.“ S. 51.

Herr in Zusammensetzg. Herrenmähler, sehr häufig. 17. Jhd. (Bürgermähler 1583.) Der Stadtfride hatte auch schlechthin den Namen Herrenfride.

Herrenwagen, ein städtischer Wagen, um hohe und angesehene Herren darin zu fahren. So wurde der Prior, der Prediger darin abgeholt. Urkd. 1589.

Herrenbühel, alter Waldn. 1579.

Schulherren und Obervögt. 1583.

Hetzenthal, Flurn. Rotenmünst. Urb. Vergl. Hetzenbohl, Schömb. Wald.

Auch ein Hetzenloch gibt es; ein Dürrenwaldstetter Waldn.

Heustoffel, alem. = Heuschrecke; am See Heujucker. Augsb. Wb. 229[b]. Schmid 276. Kuhn, Ztschr. 15, 214.

„Erstlich, dass fürohin khainer mehr anderst denn mit freiem Wurm, Bachkefer oder Heystoffler anglen soll.“ Rotw. Ordg. 1618.

Hindern, sich, „wer sich schicket zu fliehen oder sich hindret im gefechte, in den sollen die hauptleute stechen.“ Alte Ordg. b. v. Langen S. 153.

Hindersässen „es sollen auch alle und jede Tagelöhner und Hindersässen, so hinder uns sitzen wollen fürohin alle Jahr 1 Gulden Hindersäss oder Sitzgeld zu geben schuldig sein.“ Ordnungen 1618.

Hirtenamt zu I, 51[b] ff. Die Mitglieder des Bau- und Cassenamts bildeten es; sie hatten die Aufsicht über das Vieh u. Waidwesen.

Ein Ztw. „wer Vieh hat, soll es behüten und behirten.“ Ransb. Stat. 14. Jhd.

Hochmauren, auf, „in loco qui dicitur Hohenmûr.“ Urkd. Schmid, Pfalzgrf. 61. apud Rotwile in loco qui Hochmûron ›itur. Urkd. 1217 (Rotw.) Mon. Hohenb. No. 25. Aus der „Clo-a ze Hochmûren“ entstand die Reichsabtei Rotenmünster. v. Lan-n 297. Von Hochmauren nämlich kam die Closen an den ›lderbach.

Hochstrass: „hinder Hochstrass,“ „gegen dem Hochsträss.“ ›tenmünst. Urbar.

Hochgesträss Urkde. 1497. Hochsträssle, Weh. Urbar. ne ähnliche Zusammensetzung Waldstrass „an der waldstrass n Rotwil,“ Urkd. 1334. Mon. Hohenberg. 359. Dietrich an der aldtsträss 1344. No. 438.

Vgl. Hochgesträsshau, Wld. Rev. Stubersheim. Ein Hochsträss b. Hohentwiel.

Das bekannte Hochgesträss, von der Alb durch die Blau, Ach d die Schmiech, abgeschnittener Gebirgsstock mit vielen Ortschaften, t seinen Namen von der darüber führenden alten Hochstrasse, grössıtheils zum Oberamt Blaubeuren gehörig.

Hochzeitgeld „wann sich dann zway junge ledige Personen lich zusammen verheiraten, sollen dieselbe — zween Gulden uffzug er Hochzeitsgelt zu erlegen schuldig sein.“ Ordgen. 1618.

Holderspach bei Rotenmünster, uralter Name, später Kloerbach geheissen.

Hölle, älterer Name für den wilden Nagelisgraben in Rotweil. ıckgaber's Rotw. I, 39. Höllbrunnen a. a. O.

Hölzer, Wälder, in den Urbarien. Buobenholz, Kuochholz. ›tw. Alpirsbacher Urkd.

Rotw. Hölzer: Justinger Holz, Beckhenhölzle. Das ochh olzgegen Dauchingen. Graneckische Hölzer. Gspan-›lz. Holza. Holzhalden. Predigerholz. Freiburger olz. Unserer Frauen Hölzer. Zimmerholz. Plenhaiden-›lz. Schrattenholz. Namen aus dem 15. und 16. Jahrh.

Hudelwis „item ain wislin bey der Hudelwis.“ Rotenm. Urb.

## I. J.

Jahrsatzung oder Schwörtag an St. Johannis Evangel. Tag.

Am Neujahr- oder Dreikönigtag ward die Jahrsatzung von der ganzen versammelten Bürgerschaft vorgenommen. Wahl des Bürgermeisters. Die Jahrgerichte hiessen in der benachbarten Schramberger Herrschaft die periodischen Ruggerichte. In Rotweil selbst waren es nicht so fast Ruggerichte, sondern Schwörtage: jeder Unterthan musste bei Gott und den Heiligen schwören den jeweiligen Bürgermeister, Rat und Obervogt als die rechtmässige Obrigkeit anzuerkennen, ihr Treu, Wahrheit und Gehorsam zu leisten, ihren Nutz und fromben fürdern, schaden warnen und wenden; auch keinen andern Schirmherrn gegen sie um Hilfe bitten; den Amtleuten in Kriegs und ander Leuffen in den Geboten und Verboten gehorsam sein u. s. w. Ordgen. 1618.

Einer herrschaftl. Schramberg. Urkde. v. 1547 entnehme ich Folgendes darüber:

„Item die Unterthanen in den 4 Ämbtern Schrambergs: Aichhalden, Lautterbach, Sulzbach und Marienzell sein alle sampt und sonderlich schuldig in den Gerichten, die man Jahrgericht nennt, deren ein Jahr uff's wenigst 4 im Beiwesen eines Herrn Obervogts gehalten werden sollen, sampt ihren sönen, Hausgesässen, ledigen Gesellen und Knechten die opferbar sein in aignen personen nämlich im Sommer umb acht und im Winter umb 9 Uhren Vormittag vor jrem stab zu erscheinen bei der Peen.“ Weiter heisst es: „Und hat ein Herr oder der Vogt an seiner statt das recht und soll jr jeden durch den Gerichtsvogt in gesessenem Gericht bei seinem Ayd ermahnen und fragen umb alles, so rugbar und straffwürdig, es sei um- oder ausserhalb der Fleckhen, Heuser, Würtsheuser, auf dem Feld, im Holz, Strassen, Wasser, oder anderstwo heimlich oder offentlich, Wort oder Werk, nichts ausgenommen so viel ihm wissendt zu rüegen uud zu melden.“ Jeder Unterthan muste beim Jahrgericht mit dem Eid bekräftigen, dass er keine unehrlichen Leute (sieh Kessler) beherbergte. Rotw. Ordg. 1618: „und dann wir nun etlich Jahr hero vernommen dass die bishero an Jahrgerichten verlesene Ordnungen Gebott und Verboth theils unlauter und etwan geringfügig geachtet — sol man solche Satzungen mit fleiss in allen Jahrgerüchten vorlesen u. s. w.“

Jetten zu I, 52[a].

„Es soll ouch nieman weder tagdiensten frowen noch jungkfrowen, sye meyendt, schnydent, howent oder jettend noch von dhainer ander arbait dhain aubentbrot geben luzel onoch vil; so sol ouch niemandt

dehainen meder, schnitter, binder, schnitterinen, howerinen, Jetterinen nun fürohin dehain nachtmal geben." S. 140. (β)

Ich mache auf die alem. Benennung:

Jettschüssel, Milchnapf, Milchscheibe (Hundersingen) aufmerksam, in der vielleicht diese Leute ihr Brotessen hatten, das sich auf dem Lande überhaupt grösstenteils auf Milchspeisen ehedem beschränkte.

Der in Urbarien des 17. Jhds. vorkommende Jettenbach oder Jetelbach (v. Wehingen) wird wol auf Uotenbach, V̊tenbach zurückzuführen sein.

## K.

Kaib swm. und stm. zu I, 53[a].

„Wäre ouch, das die gemaind abgienge von wolfen, von nomen oder von dem kaiben, so sol derselb sinen ersten kouff, riet müet oder das er daruff gelühen hätte in des nehsten jarfrist beheben." S. 89. (β) Vergl. Grimm's Wb. s. v. Kuhn's Ztschrft. f. vergl. Sprachf. Bd. XV. 199. Persón. Name: Heinrich Kaibé. Urkd. 1331. Mon. Hohenb. No. 330.

Kantengiesser, die welschen: „es solle auch khainer den umbschweiffenden Kesslern, Landfahrern, Spenglern und welschen Kantengiessern weder kupferin Kessel Pfannen zu machen geben." Ordgen. 1618. Sie kommen auch vor in Gesellschaft mit Falschmünzern und Metallfälschern (Halsgerichts-Ordg.) Osenbrüggen, R. A. 3, 23. Zu Grimm Wb. V. 166.

Kapf als Waldn. „am berg, am Kapf hinauf." Hölzer 1579. (Schillecker Wald) „am spiz des Kapfs gegen Neufraer bann." a. a. O. f. 33[a]. Zu Grimm Wb. V. 185.

Katzenbühl, uralter Rotw. Waldn. Ich mache hier auf die Erscheinung aufmerksam, dass Bühl alem.-schwäbisch gerne mit Thier-, Vögelnamen verbunden erscheint. Hennabühl (Ammerhof), Geirabühl, Krotabühl (Wurml.) Lerchabühl; selbst ein Rotw. Wald heisst Küttenbühelein. — Die Benennung mit Katze ist häufig, so der Katzenberg bei Schömberg. Zu I, 53[a].

Kemit „die verordnete feurbschauer sollen des Jahr etlichemal — von Haus zu Haus umbhergehen. Die Kemitter, feuerstett und anders beschauen." Ordnungen 1618.

Kepse „item wer der ist, der offenlich zů der keps sizt: denselben mag ouch ain raut straffen nach erkantnus aines rauts." S. 146. (β) Zu Grimm Wb. V. 373, 374.

Kessler „es solle auch khain unserer Unterthanen weder Landfahrer, herrenlose Knecht, Kessler, Spengler, Pippaper und andere Bettler nit lenger, denn ybernacht beherbergen wie nit weniger auch die Zigeuner." 1618.

Ketzer, zu Grimm's Wb. V, 639 ff.

„Item, wer den andern schilt úss Zorn ain diep, ain Ketzer, ain unholden, ain schalk, ain böswicht oder ain schelmen — der ist verfallen" u. s. w. S. 164. (β)

„Wan da ains zů dem andern spricht: es sye ain diep oder ain morder oder ain ketzer, oder so ains zů dem andern spricht, es sye maineidig oder ain Bankhart" u. s. w. S. 109. (β)

Kinderlehr in den Ordgen 1618: Und indem bishero merklicher Unfleiss in dem verspürt, dass die Eltern, Frau und Maister ihre Kind, Gesündt und Ehehalten an Sonn- und Feyrtägen nit zur Kinderlehr geschickt — so wollen wir — das sie — zur Besuchung der Kinderlehr treulich und fleissig anhalten etc." Auch vor Beendigung der Kinderlehr dürfte kein „Dantz" angefangen werden."

Kindvögte. Vögte. Kirchenvögte. Ztw. bevögten. Zu I, 54ª.

„Und wann die kind zů iren tagen kommen mit rat der kindvögte und ires mannes freundschaft usteuern und versehen." α.

In den Ordgen. 1618: Kindspfleger; hatten eine eigene Eidformel. „a. 1503 ist entschlossen, wann ain mann stirbt weib und kindern lasst, — so soll man die kind fürderlich bevögten." α.

„Item unsere bürgerskindere sollendt fürbass bevögtet werden mit zwayen vögten — den kindern treulich zu pflegen, iren nutz zu schaffen." α. „Es soll den Waisen ein Vogt bestellt werden." Erbtruchsess. Akt. Inner Monatsfrist bevogtet u. s. w.

Kirchenvögte, die, spilten in der benachbarten Schramberger Herrschaft eine nicht unwichtige Rolle wie weiland der Kirchendusler bei St. Moritz in Rottenburg-Ehingen. Die Kirchenvögte hatten jede unordentliche Aufführung in der Kirche zu strafen; durften nie mit Scheltworten beleidigt werden.

Konzloch; heute noch 's kōəzloch gesprochen; altrotweilischstädtisches Gefängnis. — In einem Ratsprotocoll v. 1581 heisst es:

akob Dentzlin und sein husfrau ist arretiert, das sie, die Frau bi ›rgen zur Nacht ins Narrenheuslin gelegt und er der Mann bi mstags ins Contzloch gelegt werden solle: Alles zu Abscheu ıderer." In den Ordnungen von 1618: Zum dritten, da aber der ıtt oder meiner Herren Frid genennt, geschrüren oder gebotten ːlcher dann denselben ain und zum erstenmahl yeberfüehr, dass er nainer statt zur Straff 25 Pfund Heller verfallen; darzuo 1 Monat ıg in das Konzloch gelegt und jhme, er seie reich oder armb, hoch er niederstandts, nichts weiteres, dann wie den Armen in der unterıben im spitall und nit seinem selbs Haus zu essen geben werden: rumb ainer dem Spital zu abtrag der ätzung wochentlich 1 Pfd. ller zu geben schuldig sein solle."

Zum 4ten im fahl dann ainer nicht vermöcht, solche straff an ltt zu erlegen, dass dann derselbe noch ain Monat lang in dem unzloch gehörtermassen behalten und damit die Straff allerdings gebüsst haben soll."

In einem Rotw. Ratsprotocoll v. 1582: „Gall Dornhan seiner uff rschinene Johannis bei dem Gsegenfeuer geübten Unzucht halben - 14 Tag in das Chuonloch erkennt (worden)."

Cunesloch 1590. Protokoll.

Die fränkischen Arrestlocale hiessen und heissen heute noch ummer. Die Reformation des Stadtgerichts zu Wirzburg unter ischof Julius (1573—1607 Bischof) abgefasst und in Reinhard's eiträgen zur Geschichte Frankens (Bayreuth 1760) hat: „wie es mit ›m kummer oder arrest soll gehalten werden." So die liegenden üter zum Schuldenzahlen nicht langen würden, heisst es weiter dort, ›oll uff die schuldt, die man dem gelltner schuldig ist, wie sich mit rest unnd kommer und sonsten gebührt, dem glaubiger verholffen erden." „Von einem jeden arrest oder kummer zuthun u. s. w. ›viel Lon u. s. w.

In Saulgau hiess das Gefängniss Esel.

Kranz „darzu soll die Hochzeiterin (Gefallene) khein Kranz ›im Kirchgang, sondern ein Schleyr uffhaben und von Weibern ır Kürchen geführt werden." Ordgen. 1618

Krawall schon im 16. Jahrh. in Rotweil in unserm Sinne üb- ɜh: „Crawallen halben uff wasser und land betreten oder anreiffen würde." Urkd. 1557. Zu Weigand Wb. I, 636.

Kreuz zu I, 54[a]. Markungszeichen. das stain kreuz. Wld. 1579. d. Stadt Hölzer.

Schweitzerkreuze als Markzeichen a. a. O.

ain alter weisser Stain mit ainem schweizer Kreuz a. a. O.

Ain grosser stain mit ainem schregen winkelmess wolfangel und Schweizercreuz a. a. O.

ain alts stainlin stet uffm Rainlin hat ain schweizer creuz und durchgeend krinnen a. a. O.

Ain alter Dangstein mit ainem schweizer creuz. (ib.)

Ain hoher miessiger stain mit ainem schweizercreuz. (ib.)

Kriegsäckerle (Zell) Urkde. v. 1487. „Ainen fleckhen haisset krüegswünkhel ligt an der Prime bei dem aulber.“ Urkd, 1424. Kriegwäld in einer Rotw. Urkde. 1355. Mon. Hohenb. No. 517. kriegagger 1373. (a. a. O.) (Altenstaig.) Vergl. Kriegswisen, Glatthal. Die Kriegsebene bei Wissgoldingen.

Kriessbaum = Wildkirschenbaum. „Item von dannen an den veldern hinûf und bey den kriessbömen.“ Der Stadt Hölzer 1579.

„An der Zimmerer gassen bei den kriesbemen a. a. O. Ain stain by ainer buchen und kriessbom. am kriesenhauw 21[a]. usserhalb dem kriesenhauw; oben im kriesenhauw u. s. w.

Krinne, krindte, krundte, Grenne, Einschnitt, Kerbe, fissura. Sieh mein Wbl. z. Volksth. S. 36. 37 s. v. Grindenmändle. Mhd. Wb. I, 882[a]. Weilen unter d. Rinne heisst in der Chrinn. Uhland in Pfeiffer's Germ. I, 832. d. h. Weilen im Thaleinschnitt „dem teuffenland.“ In der gemainen Stadt Rotweil Hölzer 1579 kommt das Wort krinne auf Marksteinen unzähligemal vor. Ain Markstain „mit Jarzal, Wolfangel, creuz und durchgend krinnen. f. 2[a]. ain braiter stain mit durchgender krinnen 2[b], der markstain mit baiden krinnen uffainandren deutendt. 3[b]. ain alter stain mit durchgender krinnen 3[b], ain alter ekstain mit ainer krinnen. 4[a], ain alter markstain mit ainer krinnen 4[a], ain spiziger stain mit durchgender krinnen 7[b], ain alter stain schaidet Dietingen Yrslingen undt den Dan hat ain krinnen 9[a], ain rauwer sandstain mit wolfangel und durchgender krinnen 10[a], ain taugstain mit ainer durchgenden krinnen 19[b]. Bei ainem Birrbaum steet ain stain mit ainer krummen krinnen 20[a].

Item hinufwerts ain stain mit durchgend krinnen und wolfangel: dabei steet ain lâch 20[a]. Statt krinne steht 24[a]: mit durchgendem strich.

Item weiter ain stain mit durchgender krinnen: dabey ain weisstannen, ist ain lâch 27 b.

Item fürter bey ainer foren darinn ain lauch gehauwen ain markstain mit ainer schlimmen krinnen 28 a, stat aber ain stain mit krader krinnen 28 a, — mit durchgender krinden 30 b, ain alts stainlin stat uffm rainlin, hat ain schweizer creuz und durchgeend krinnen 31 b, ain roter stain mit krinnen, dabei ein lách 32 b, krinden 33 a, mit krinnen ain lâch dabei — kain lách dabei 39 b, ain stain mit schelbser krinden 38 b, mit schlembser krinnen — dabey ain lâch 42 a, ain stain mit schlimser krinnen 42 b, mit durchgender krader krinnen 47 a, ain grosser stain mit ainem schweizer kreuz durchgenden krinnen und klepperen 56 a. Daneben ain gleichformiger stain mit ainer kleppern a. a. O., u. öfter auch ain alt stainlin mit ainer krucken 46 a.

Eine dem 17. Jahrhd. angehörige Rotw. Gränzbeschreibung hat krundten.

„Mit durchgeender krundten, aine Zürkelrund. Ein weisser sandstain mit wolfangel und bischofstab auch schlimmer krundten. eine vierte schrögmessgrundten. winkelmössgrundten. Dreiangelkrundten und so fort unzähligemal. Dreiangels- oder Gansfuesgrundten. Das benachbarte Wehinger Urbar, Abschrift von einem Urbar von 1600, hat ebenso unzähligemal Grennen. „Der 4te Stain mit ainer durchgehauen Grennen, weiset grad hinfort. Der 5te Stain hat ebensolche Grennen. Der 6te Stain allda führt eine durchlaufende Grennen. Der 7te Stein dasselbst mit gleicher Grennen. Der 8te Stain hat den Winkelhacken zur Grennen. Der 11te Stain hat eine schreglaufende Grennen. Der 18te Stain hat eine zweifach schrege Grennen“ u. s. w.

Kronenberglein zwischen Thalhausen und Hohenstein, Flurn. von dem Bürger zu Rotweil, dem H. von Cronenberger. v. Langen S. 358.

Kugelgasse, Flurn. Rotenmünst. Urbar. Neben dem Polten- und Flaschengässlein, der Judengasse ist in Rotweil die alte Trinkgasse gewesen, jetzt Ruhchristiweg-Gasse, noch von der Zeit her, da alles überbaut war und nicht leer steht, wie so viele Gassen noch die alte viel bedeutendere Bevölkerung bekunden; z. B. die Hintergasse in Wurmlingen.

Küchlein, verzweifelte, heisst man in Rotweil in Teig umgekehrte Brotschnitten, die gekocht, nicht gebraten werden; „verzweifelt“ geht auf den halbgekochten Zustand derselben. In Munderkingen gibt es verzweifelte Knöpflen, Küchlein, an die nachher eine Fleischbrühe geschüttet wird.

## L.

Lägel zu I, 54 a „dhain lägelen win in dhain vass nit schutten.“ S. 63. (β)

Lagern „wenn ainer auf den andern lagert oder wartet. Ordgen. 1618.

Laube, lobium I. 55 b. Die Urkde. ist zum erstenmal gedruckt in den Monum. Hohenberg. No. 103. (lis: praedictist. praedicto.)

Lecker zu I, 55 b: „So ein mann oder gesöll ein frau oder ain Junkfrau, desgleichen ein frau oder Junkfrau die andern uss Zorn oder Muetwillen, ein Dieb, Schelmb, Leckher, böswicht, Huer, Unhold, Hex und dergleichen schült — soll zur Straff geben 5 Pfd. heller.“ Ordgen. 1618.

Liecht I, 56a ist wol das ewige Licht in der Kirche gemeint, wozu die Zünfte in allen Städten das Oel herschafften. In den Ordgen. 1618 heisst es: „zum 4ten soll khainer in seinem wasser nacht. liechten, doch mag jedermann wol krepsen u. s. w.“

Linde, der alte Rotweiler Mahlplatz „In der alten statt under der Linden (richten) wie dann das von alter herkommen ist.“ 1473.

„uff der mittlen statt under der Linden, allda man pfligt uber das bluot zu richten.“ 1486.

„An der obbenannten gewonlichen richtstatt under der Linden.“ 1492.

Die Linde war vorzugsweise der deutsche Gerichtsbaum, in dessen Schatten die Gerichtssitzungen gehalten wurden, z. B. in Zürich auf dem Lindenhofe; in Zug unter der Linde am Rindermarkt ausser der alten Stadt; in Willisau unter der Linde am Schlossberg. Das Gericht zu Turlinden hatte seinen Namen gleichfalls von der Linde an der Thur bei Schwarzenbach. Unter einer Linde auf dem Stiftshofe zu Basel wurde ein geistliches Gericht gehalten. Unter der grossen Linde bei Aarau sigte Johannes von Hallwyl im gerichtlichen Zweikampf über den Schirmvogt des erbschleicherischen Klosters. Die burgundische Gerichtslinde zu Konolfingen, soll noch heute stehen.

Unter der Linde auf dem Kolenberg (Basel) wurde der Platz für das Gericht umschrankt. Vergl. Osenbrüggen, deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz I. Heft (1858) S. 3 ff. Zwischen Unter- und Obertrossingen stund schon in ältesten Zeiten die sogen. Jurisdiktionslinde, welche zwischen Fürstenberg und Oesterreich den Blutbann schied, und da diese in Abgang geraten, so wurde der aus der Erde hervorragende Stumpen zu ewigem Gedächtnis mit Pallisaden umzäunt, diese aber nach Notdurft von Zeit zu Zeit erneuert.

Loch in Zusammensetzung: Gaissenloch, alter Waldname.

Ztw. verlochen: „Dass die Almand wol verlochet und verstaint werde.“ Rotw. Urkd. 1618.

Luss, die „ain mannsmadan lüssen.“ Rotenmünst. Urb. 1551. „ain wisle in lissen.“ a. a. O. Lusshart, Wld.

Lusburg, alter Herrenzimmerischer Burgstall.

## M.

Mannrecht zu I, 57[a]. Ordnungen 1618: „Es soll fürohin in unserer Herrschaft Niemandts, was stands der seye zu ainem Hindersassen und Unterthanen angenommen werden, er bring denn sein Mannrecht und redlichen Abschid.“

Margstall „kain margställ undersperren.“ S. 53.

Markengraben, alter Flurn. Rotenmünst. Urb. 1551.

Massen. Diese Adverbialform kommt in den Ordgen. 1618 häufig vor: Amts- und Standsgebührender Massen. gehörtermassen. obgelautermassen. Vernaleken Syntax II, 175.

Meren swv. zu I, 57. In einer Urkde. v. 1655 steht: „Heut dato haben ain ehrsamer Rat und die ehrbaren Maister, die achtzehen, mit ainanderen wolbedächtlich und ainhöllig gemehret und geschlossen u. s. w.“

Mishändler „der M. und Thäter“ ein betrunkener Gotteslästerer, der den Geboten zuwider handelt, frevler. Ordgen. 1618.

Möck, Mock alte Rotw. Familiennamen. Als zur Zeit des 30-jährigen Krieges viele ihres neuen Glaubens halber in's Elend wanderten, waren es der Bürgermeister Möck, der Schultheiss Mock und der Pfarrer Uhl, welche die katholische Sache hielten; daher das Sprichwort:

Möck, Mock und Uhl
Retteten Rotweil dem römischen Stuhl.
v. Langen 342.

Mowenwald, alt. Waldn. der Stadt Hölzer 1579.

Mühle in d. Ordgen. 1618: „in die Mühlen holen“ d. h. den Armen und Reichen ihr Getreide abholen. „was sie zu malen und zu groben haben.“ Herkömmliche Redeweise.

Müssiggänger zu I, 57 b: „uff mitwoch nach — ist ain gross raut vnd die ganz gemaind ze Rotwil ubereinkommen, dass alle müssiggenger hinfüro uff ain stuben zesamengan und mit ainander haben sollen und sollen müessiggenger heissen und sien die nit in die ailf Zunften gethailt sind oder darin gehoren.“ S. 140.

Müssigen: „item, welcher den andern freventlicherweiss aus dem Seinen fordert oder in dem Seinen überlauft nachlauft oder widerrecht müessiget — 5 Pfd. heller.“ Ordg. 1618.

Mutter: „schwinin flaisch, das ain muter gewesen ist oder das ain eber gewesen ist.“ S. 54. (β)

## N.

Nachtig in nachtigs abend = gestern Abend. Urkd. 1581.

Niederträchtig: „ain weisser niederträchtiger sandstain.“ Der Stdt. Hölzer 1579. Es ist hier ein vielleicht zum kleinen Theil über die Erde ragender, tiefgehender Stein gemeint. Schmell. hat II, 682 das Wort für kurzbeiniges Vieh.

Niergestelle S. 53. (β)

## O.

Obstlerzunft zu I, 59 b. A. 1502 wurde gemeret „es sollen nur 9 zünften sein, und die Oebstler und Kramerzunft abgehen.“ v. Langen 78. Ihr Wappen: eine Traube. Hatten einen eigenen Jahrtag.

Ofen: „soll (b. Feuersbrünsten) ain jeder Mayr eine gute Layter an s. Haus (haben) dass man dieselb wol erraichen und an die handt bringen möge, darzu ain gute Laternenofen und Ofeneisen haben.“ Ordgen. 1618.

Ort zu I, 59 b „häger an allen orten (Enden, Spitzen) darumb.“

orthalde: „10 jûchart an der orthalden.“ Rotenm. Urb. 1551.

Hannserort, der Sprengerort sieh H. Der Lorenzort, von der in seinem Reviere, auf dem Gottesacker erbauten Kapelle zu St. Lorenz so genannt, ist spätern Ursprungs. Ruckgaber I, 31.

St. Otmar, der alem. Heilige. In Urkunden alem. Ursprungs neben St. Gallentag, St. Ulrichstag genannt „uf Sant Oth-

ırstag." S. 144. an St. Othmarsabend. Urkd. v. Rotw. 1321. ɔn. Hohenb. No. 288.

Rotweil hatte selbst eine St. Othmarscapelle mit Benefizium. hmarskirchen sind im alten Baarort Weigheim, Durchhausen, önenbach, Sermatingen, Achambs, (Stiefenhof. altes Cptl.) Anderwyl, ıgsburg.

R.

Ratgeselle in einer Urkde. d. Stadt Rotweil von 1438 an den 'alzgraf Wilhelm und Herzog von Bayern: „ytel Engefride, unsirn ıtsgesellen." (München. Staats- und Reichsarchiv.)

Rätig zu rat, consilium. „In dem funfzehenhundert und dritten ·e ist man rätig worden, welcher unser burger ain kind gaistlich ıchen will und in ain closter oder closinen versehen, der soll willen ben u. s. w." *a.*

Reckholder = Wachholder, ächt alem. „ain stain, dabey reck-ılderstauden." „item als hinab bey reckholderstauden." Der adt Hölzer 1579. Es lassen sich als Markzeichen die Haselstau-n, Hecken, Kriesbäume ebendaselbst zur Vergleichung bei-hen.

In Seuse's Briefen (Druck): Wechhalter. „bei einer rauhen echhalterstauden." Vergl. mein Alem. Büchl. v. gut. Speise. tzungsber. 1865. II, 3. S. 154. (k. b. Akademie.)

Popowitsch S. 591 weist auf die elsäss. und schweiz. Heimat des ortes hin.

Reitmass zu I, 61 b. Rotw. Urkd. 1348. 10 Jan. Mon. Hohenb. ). 457: „also was uff das elbe ungelt ze Rotwil geschlagen wirt, es von schenkinan oder von Ritmåssan und was von wine daruff schlagen oder gestellet wirt, wie und in welem weg das beschiht."

Renner hiess der den Achtzehen jährlich vorgelegte summarische ıszug aller Einnahmen und Ausgaben der Stadt- Landschafts- Cameral-ıuamts- Kassenamts- Bruderschafts- und Spitalcasse." Ruckgabers ɔtweil I, 149.

Reutin, die, pl. „reuttena, reuttina" urkdl. in Rotw. Gränzbe-ıreibungen und Urkunden öfters. „Es solle auch Niemand sein ʒen noch Lehenholz oder Almandwäld weder brennen verwüesten, kohlen, zu reuten oder reuttinen darin zu machen (erlaubt sein) 18. Ich habe in Kuhn's Zeitschrift XV. 206 auf dieses alem.

Wort aufmerksam gemacht: wenn es auch anderwärts vorkommt, so hat es im Alem. Heuberg und Umgegend nur den Sinn von Almandstücken, Fleckentheilen (Fleckaländle, Wurml.) Daher im Wehinger Urbar 1600: Almand-Reuttinen. Eine Urkd. v. 1343 hat rütina.

Man hat oft Gelegenheit dieses Wort als Orts- und Flurname zu hören. Ich verweise auf Reute (Waldsee) Angerreute, Blitzenreute, Reutlingen, Reutlingerdorf. Holzreute (Marchthal) Reute, Reutebruch (Wendelsheim.) Seekirch hat ein Reute. Minderreuten (Volkersheim), Erbisreute, Kalkreute (Sigmar.) Ebenfalls bei Altheim, Neuhausen. Reutenberg (Schwenningen.) Schwackenreute (Hegau Weiler) bei Ueberlingen u. s. w.

Riedern, uff, Wld. Hölzer 1579.

Rot sieh oben bei Rotweil.

Rumpfenbrunnen hiess ein Br. im alten Rotweil. Steht es zu rumpf, rumpfmulde bei Popowitsch S. 402 (Vorrichtung bei Mühlenwerken)?

## S.

Schachenwald, alter Wldn. der Std. Hölzer 1579. f. 8. zu I, 62[b].

Schaidenthal Flurn. im Rotenmünst. Urbar „zwo juchart im schaidenthal.“ Dazu der O. N. Schaidegg, alem. o. n.

Scheibenschlagen am sog. weissen Sonntag. „Und demnach bisher zu angehender Fasten die junge Purss die Scheiben zu schlagen ein Brauch gehabt, bei solchem Werk aber androht nichts, denn allerlei Leichtfertigkeit, Gotteslästern, andere Schand und Spott fürgangen“ u. s. w. Ordgen. 1618.

Schelbs, adj. limus, obliquus, tortus; schälb b. Pictorius. Nur schwäbisch und alemannisch. Schmell. III, 352. Der Baier hat charakteristisch dafür schelch. Schmell. a. a. O. Der Stdt. Hölzer 1579: „ain stain hat ain schelbser krinden“ f. 38[b] „ain stain, hat ain schelbse krinnen“ 43[a]. Vrgl. schlimm, schlimms.

Schelm sieh I s. v. kaib. Als Flur- und Waldname: Schelmenacker, Rotenmünst. Urbar. Schelmenwasen a. a. O. In der Rotw. Gegend (Baar bes.) ist Schelm heute noch üblich für gefallenes Vieh. Mir sind noch folgende Namen bekannt: Schelmenbühl, Waldn. Rev. Kirchen; bei Mühlheim a. d. Mühlh. Urb. S. 69.

bei Gösslingen: Schelmengrund, Waldn. Rev. Hürbel; Schelmenwasen bei Wurml. (Rotenb.) Gundersingen, Aixheim. Schelmenäcker bei Oberflacht. (Baar.) Schelmenthurm ein grosser, fester, massiver, gut erhaltener Thurm des ehmaligen Hohenbergischen Schlosses unten am Eck der Stadt Görb, wo a. 1498 d. 10. Juni der berühmte für Wirtemb. so wichtige Görber Vertrag geschlossen wurde.

Schieben stv. zur Hochzeit laden. „Wenn ain gesell zur Hochzeit geschoben wirdt.“ Ruckgab. Rotw. I, 278.

Schillgasse, Flurn. Rotenmünst. Urbar.

Schlattbronnen, alter Waldn. d. Stdt. Hölzer 1579. f. 52 b.

Schlatthau, Waldn. bei Dieterskirch. Vergl. Engschlatt O. N. zollerisch.

Schlätte, Familienn. im Wirtemb. fratre de Slatte. Glarner Urkd. 1230. Hist. Jahrb. Heft 2. —

Schlims adj. schief, schräg, obliquus sieh schelbs. Der Stdt. Hölzer 1579:

„Ain markstain mit ainer schlimmen krinnen.“ f. 28 a. — mit schlimmem winkelmass f. 28 b. Dafür schräg, sieh krinne. mit schlemmser krinnen f. 42 a ain stain mit schlimser krinnen. f. 42 b 43 b u. oft. Mhd. slimp, schief, schräge, wovon ital. sghembo. Unsere Form schlimms ist dem genitivischen Adv. schlems nachgebildet; bair. schrems. Lexer in d. Städtechron. IV, 400 b. Schmell. III, 510. Schmid 416

Schreckenberg, am, Flurn. Rotenmünst. Urb.

Schweinwasen, alt. Flurn. bei Rotweil, wo die Spitalfelder lagen. a. 1543 Niklauswasen genannt von der uralten St. Niklausklosen auf der Mittelstadt bei Kreutz, welcher Fleck noch heute St. Niklausen heisst.

A. 1315 noch urkundlich; da schenkte nämlich Herzog Lützmann v. Teck dem Spital Haus und Hof daran. v. Langen 299.

Seelbronnen: „item ain hofstatt im Seelbronnen.“ Flurn. Rotenmünst. Urb.

Sibener hiessen in Rotweil die 7 Wahlmänner, die bei Sedisvacanz des Bürgermeisters- oder Schultheissenamts als Candidaten für genannte Stellen 3 Hofgerichtsassessoren aufstellten, aus welchen dann die ganze Bürgerschaft einen wählte. Ruckgab. Rotweil I, 131.

Siech: „den armen Siechen am feldt geben jetlichen 1 Pfd. grünes flaisch.“ Urkd. 1487. Sie hiessen auch bloss die Armen

am Feld. A. 1289 schenkte Haug Rindflaischer, Bürger zu Rotweil, den Armen im Feld daselbst die Wise bei ihrem Haus, mit dem „dass diesen Armen 2 Melkkühe darum gehalten werden sollen." v. Langen 324.

„das man geben sol den siechen lüten an das veldt 16 Pfd. haller." Urkd. 1361. Mon. Hohenb. No. 559. Eine Rottenburgerin schenkt dem Waldbruder Rudolf im Schaienbuch $^1/_2$ Morgen wingarts „ain viertal wingeltes den armen an das velt." 1366. No. 584.

Simmel: ain Simmel, die zwirre geschaiden." S. 48.

Sommerhalde, Flurn. Rotw. Alpirsb. Urkd. Summerthall. Rotenmünst. Urb. Flurn.

Spiess in der Rotw. Musterung v. 1567. Langenspiess, Knobelspiess.

Sprengergassen Flurn. Rotenmünst. Urb.

Stabrais = Auszug innerhalb des Stabs-Bezirks — zu I, 64[b]. „Item es soll ouch kain burger niemandt kain stabrais thun on der oberkait wissen und willen." Stdtr. v. Oberndorf a. Neckar: hs. 14. Jhrd. 6 Bl. zu Oberndorf.

Stall in Zusammensetzung: stallberg. Rotweiler Waldname 1579. oft.

Rossstall, Schömb. Wald. Gaberstall ebendaselbst als Flurname. Allein steht es: das wan durch grosse ungewütter oder blatzregen das Wasser trüeb worden, da es schon nit ussgeloffen sondern im alten stall verblieben." Ordgen. 1618 dafür: im alten gestad.

Das alte stal, locus, hat sich allgemein schwäbisch noch erhalten im Volksmunde in Burgstall, wobei das Volk aber längst wie bei Hart die alte Bedeutung des Wortes verloren. Es ergieng dem stal in Zusammensetzung mit Burg etc. wo es tieftonig ward, wie noch andern selbst diphthongischen Endwörtern. Wir haben oft Burstel, sieh mein Augsb. Wb. s. v. Burg. So Buschel, Publ. v. Schwaben und Neuburg I, S. 14 (1835) Burstel bei Rammingen, alter Burgstal. Heute noch ist unser Voartl, Urtl, Vierndl, Spittl, Bruntl, Wentl (Wandlaus) hiənət, heñt (hiu nahtu) huïer (hiu jaru); Marchtl (Marchthal) Tiefetle (Tiefenthälchen, Münsing.) Zwibl (Zwibollen) Lontl (Lohnthal) u. s. w. sprechend für diese Erscheinung. Aehnlich ergieng es dem alten Subst. haidus, = heit,-keit, das alem. und schwäb. zu — at, at (unbetont) herabsank.

Stadtknechte und die forster. S. 12. zu I, 64, 65. Sie hatten auch bei Ufridenn auf der Gasse oder in Wirtshäusern den 2 Bettelvögten Hilfe zu leisten. Der 1. Stadtknecht hatte jährliches Einkommen 114 fl. 45 kr., der 2. 105. fl. 40 kr. Wie in Augsburg und heute noch in Bamberg, üblicher Name für die Gensdarmen d. Stadt. Im Nürnberger Trachtenbuch steht unter dem Stadtknecht:

Wir Stadtknecht nehmen nur die Bösen in die Haft
Die fürchten öfter mehr uns als die bösen Geister.

Vergl. Augsb. Wb. 409. Auch im Oberndorfer Stadtr., wo sie Leute in den Turm fahen und legen mussten. Ein ganz eigenes Geschäft hatten sie beim Michaelitaggericht; bevor der Richter sein erstes Urteil abgab, muste der Stadtknecht dem Schultheiss und den Richtern ihre Gerechtigkeit geben, nämlich jedem einen weissen und einen roten Nestel.

Stelz, sws. Der schmal auslaufende Theil eines Ackers oder einer Wise von der Stelle an, wo das Grundstück von der regelmässigen Gestalt eines Vierecks abweicht. Schmid 509. „Und ist ain stelz — der Acker“ – ; Rotenmünst. Urbar. „Ain newer stain mit ainer stelzen und wolfangel.“ d. Stadt Hölzer 1579. f. 15[a].

Das Wehinger Pfarrurbar (1600) hat „am Herrenwaasen mit 2 Stelzen“ u. oft. Das Wort kehrt als Flurname wieder bis an die ächtfränkische Gränze; so kenne ich Stelzenacker in Münster (Rain, bair.)

Steuer, die Rotweiler, kehrt als besondere wichtige, Reichsabgabe in Urkden. oft wieder. In der Urkde. 1585 (sieh lobium): quinquaginta sex marcarum puri argenti de stiura Rotwilensi annis singulis accipiendis u. s. w.“ Ebenso Urkde. 1336 No. 374. Mon. Hohenb.

Stilligen in den Ordgen. 1618: „Und da sich begeben, dass etwan reusig oder ander Leuth bei dem würth umb ihr gelt zöhrten und ohne sondere Ursache stüllügen und nit fortzüechen, auch sich nit warhafftig, woher sie weren, anzaigen wolten, dadurch sie argwöhnisch gespürt wurden etc.“

Stimmeltanne von stümmelen = truncare. Hier ein von unten bis oben seiner Aeste beraubter Tannenstamm.

„am berg am kapf hinauff bei ainer stimmeltannen.“ Hölzer 1579. f. 10. bei ainer grossen stimmeltannen f. 17[b]. Vergleiche Schmell. III., 637. Stalder II, 413: (Bäume beschneiden, schneiteln, stümmeln.)

„Die eichen stümeln und den tolden abhoven.“ Basler Rechtsquellen 1534.

Stimpler „und demnach bishero die Fürkäuffler, Taglöhner und ander stimpler hin und wider in Fleckhen Lember, Tauben, Gens, Hüener, Ayr, Schmalz, Köss, Vogel, Flax, Hanf uffkhaufft u. s. w. Ordgen. 1618.

Stuchen „ob Stuchen“ Flurn. Rotenmünst. Urbar. Ob das Kleidungsstück wol gemeint sein dürfte? sieh mein Augsb. Wb. s. v. Ich erinnere an die alte Liebhaberei des Volkes, Flurnamen, wie Wammistäcker (Wurml.), Im Aermel, Hosenacker, Im Halstuch (Schömberg) zu bilden.

Storzen bei Stalder II, 401. stopfen, dichtsein, dichtmachen. „ain mansmad im storzenden grund.“ Rotenmünst. Urbar.

Ich vergl. ähnl. Fälle „zwischet den hangede Wise“ Schömberg; „am hangenden Rain“ b. Trossingen, vom abgegangenen Ort Hangendenhausen zubenannt; sieh Beilage

Vrgl. ein Acker im Aufgehenden. Herbert Lgrbch.

Vrgl. der lachende Stein, der die Gränze zwischen den 3 Grafschaften und Herrschaften Hohenberg, Nellenburg und Fürstemberg bildete. Urkd. v. 1500. Tuttl. hs. Jura Controversa. S. 43.

Alte Hohenberg. Gränzbeschrbg. Mon. Hohenb. S. 918. „zum lachenden Stain bei Emingen.“

## U.

Uchtwaide = Nachtwaide; alem. z. I, 66. 67. Eine Rotenmünst. Urkde. v. 1383 sagt:

„Wir abbtissin und convent gemainlich des closters zů Rotenmstr. bey Rotweyl gelegen — verjechent — von der uechtwayde wegen, die unsere zů genanndten dahier gehept hand und die uns der von Rotweyl bannwarten daher zů uechtwaide gebannen hand, das uns das von gnaden und von freundschaft geschehen ist und das dieselbe uechtwaide der von Rotweyl gemaine waidt ist und was sie uns gethon hond und noch hinenhin thun.“

In Rotweil. Alpirsb. Urkden. die ander aucht, die drit aucht; Auchtbühl u. s. w.

Umgang „nach dem allererst umgang und ruff“ (Ungelter, Fridgebieter) S. 23. Der Umgang und Umzug der Zünfte an ge-

wissen Tagen bes. z. Festen wird a. 1614 den Müllern und Becken der Streitigkeiten mit den Schmiden wegen verboten.

Die Umzüg und Trummenspil am Eschermittwoch a. 1620 abstellig gemacht. a. 1622 wiederholt verboten.

Unfur: „item wo da wäre — das — ir unfuor nit lassen wolten.“ S. 146. Sieh auch gugelfuor.

Ungelt, das Rotweiler, in Urkunden wie die Rotweiler Steuer stets besonders hervorgehoben. Kaiserliche Anweisung auf das Rotweiler Umgelt in ein. Urkd. 1307. Mon. Hohenb. No. 210: pro quibus, quia paratam pecuniam non habemus sibi de ungelto nostro in Rotwile triginta marcarum argenti redditus obligamus percipiendos“ u. s. w. „dem rat und den burgern ze Rotwil sine Stüra, sine ungelte, sine nütze, und allü sinü gelt.“ Rotw. Urk. 1341. No. 415.

Am 10. Jan. 1348 verkauft Graf Heinrich v. Hohenberg s. Antheil an dem Umgelt v. Rotweil an die Stadt. (120 Pfd. Häller.) „umb das ungelt ze Rotweil — das halbes unser ist und halbes derselben burger ze Rotwil.“ No. 457. Am 14. Febr. lässt er auch die darauf bezüglichen Briefe „vom ungelt ze Rotwil“ erfolgen. Am 16. Febr. gibt sein Bruder Hugo „von dcs ungelts wegen“ seine Zustimmung. In einer Urkde. v. 1355 sind genannt die stüra ze Rotwil, den halptail des ungeltes ze Rotw. den grossen Zoll ze Rotwil, die hofstalzinse No. 515. Daneben spilen die Benkezinse und Mülgelte eine Rolle. Rotw. Urkden. 1355. No. 523.

Der Ungelter hatte den Einzug des Geldes und unterschid sich vom Weinbaigler. In der benachbarten Herrschaft Schramberg hiessen sie Ungelt-Anschneider. „da das ungelt gibig ist.“ Eine Ordg. v. 16. Jhrd. heisst. „Es soll auch ein jeder Würt insonderheit zwen geschworne Anschneider haben und jnen jedesmal bei s. Ayd anzaigen in was gellt er den Wein kaufft hat. Wan auch, so oft die würt Weinkauff haben und in die Herrschaft bringen, so sollen die ehe sie den zu Keller legen bei ihren Ayden die geschwornen Anschneider oder wa die nicht anheimbsch noch zu finden einen oder 2 geschwornen von gericht die negsten, so sie erreichen mögen erfördern den Wein nach obbestimmter Herrschaft Sinn an ein Kerfholz davon die Anschneider des halben und die würt das ander halb behalten, genzlich oder unübersehen einiger ganzen oder halben massen fleissig und getreulich anschneiden.“

Üppig: „haben wir gesezt und verboten daz der göttliche nam durch kheinen menschen vergebens und unnüzlich oder yppig gefuert (werde). Ordgen. 1618. „Wie und welchergestalten etlich unnütze Leith mit täglichem und nächtlichem spüllen, fressen, sauffen, kouffen und verkouff, ouch andere gemerz und Contrakt ihre Güeter yppiglich und liederlich anwenden.“ a. a. O.

Urhab zu I, 67. 68. „Wenn ein Angriff weitere Gewaltthätigkeit und Verletzung im Gefolge hatte — den Angriff aufnahm und erwiderte, so behielt der Angriff als Anlass Anfang, Urhab, Anhab seine rechtliche Bedeutung, weil durch ihn die Friedensstörung geursacht war.“ Die Berner Gerichtssatzung v. 1539 hat eine besondere Rubrik von Urhab: Urhab der Worten; U. mit der Hand; U. an Gewehrgrifen; Urhabsstraf. Osenbrüggen Strfr. 161.

Urte, die, 1) Zeche 2) Zechhaus, Schenke. „beschehe aber dehainest, das yeman mit spil, es sye in dem brett, mit karten oder umb urtenna oder mit kuglen üzit gewinne.“ S. 109.

Eine Urkd. 1492: das die Thädingsleut in der gemainen yrtin mit ainandren verzeren sollen“ u. s. w. Stalder II, 452. Schmell. I, 114. Nach einer Zürcher Verordn. v. 1542 sollen die Reislaufer „in keiner Zunft, Gesellschaft, örten, gemeinde u. s. w. geduldet noch gelitten werden.“ Schauberg, Ztschrft. I, 397.

## V.

Vaschäftig? „So man krieg oder ander vaschäftig sach vorhanden hat oder sunst kömlich ist.“ S. 4. (β) Sollte verschaft adj. animatus dahinter stecken? Germ. v. Pfeiff, IX, 367.

Verdacht = vorbedächtig, mit Vorbedacht. „das im sine ere berueren ware täte schelten ûss verdâchtem mute.“ S. 165. Im Stdtr. I. 27 fälschlich mit rückumgelaut. kurzem verdakt (decken) verwechselt. Das Strassburger Statut v. 1249 hat premeditato consilio. „mit gerateme rate, unbedehtekliche u. s. w. Osenbr. Strafr. S. 138.

Verfangen in α: der verfangenschaft halben lasst ain rate sammt den erbern, ersamen maistern der achtzehen — a. 1546 gemeeret wie der bis anher und vor alter gewesen — das ain jedes welches ain verfangen hûs neusst besizt oder gebrûcht — dasselbig in zimlichem wesenlichem gebaw und zum wenigsten in gewonlichem

tach und gemach zu erhalten oder dasselbig den kindern deren sollichs verfangen uffzugeben schuldig u. s. w. Frisch I, 248. Städtechron. IV, 178 A. 1. u. s. w.

„So ain Ehgemächt Todes vor dem andern abgät und etliche Kinder hinder ihm verlascht, von ir baider leib geboren, ist alle farende Hab der beliben person und alle ligende Gütter den Kindern ein verfangen (angefallen, zuständig verschrieben) gewärtig Gutt u. s. w. Kirchb. Statut. Mon. Hohenb. 935.

Verhelingen, verhehlen „da aber solches von einigen underlassen (den Flucher z. rügen) und vorsetzlich oder wissentlich verhölliget und nit gerügt wurde u. s. w.“ Ordgen. 1618. „Da aber ainer von dem Andern (in Betreff der Aufkäufler, Stimpler auf dem Lande) solches verhehlingen oder verschweigen würde — soll derselb gleichfalls wie der Thäter selbst gestrafft werden.“ a. a. O. Alles Strafbare zu Holz und zu Feld soll dem Obervogt fürgebracht werden, das wenigste verhehlingen noch verthädigen, auch nit gestatten.“ a. a. O.

Verursachen, trans. „frombe Leut oder derselben khinder zu bosheit verursachen.“ Ordgen. 1618.

Verwürken, sich, „so desgleichen ledige frowen mit Ehemännnern sich im werkh der unkeuschheit verwürkhen.“ Ordgen. 1618.

## W.

Walthor S. 129 (β) zu I, 66[a].

Wanne, alter Waldname. Hölzer 1579. „ain mansmad wisen in der wannen.“ Rotenmünst. Urb. 1551.

Ich kenne eine Wanne, als Flurn. bei Villingen, heute noch übliche Benennung. Zu I, 69[a]. Ein Wald im Rev. Langenau sowie eine Weinberghalde bei Pfäffingen (Wurmlinger Eigen) heissen so. Waldwann bei Loffenau. Die hohe Wanne bei Herrenalb, Berg. Wannenberg b. Aulendorf. „In der Wannen.“ Bebenhaus. Urkd. 1286. Mone Ztschr. III, 101.

Wechselwis Flurn. Rotenmünst. Urb.

Wegmeister städt. Amt. S. 157. Nach dem Schramberger Rugprotokoll „müssen sie für die ihrer Obsicht anvertrauten Strassen bessere Sorge tragen, den Reparaturen zeitlich begegnen, damit sich Fuhrleute und Reisende nicht beklagen dürfen.“

Wainbailer, ein städtisches Amt neben den Ungeltern. A. 1617: heut den 3ten Januar ist abermals von den Scharwächtern, Weinbaylern, Thorhieter, Weinrufern etc. Das Stdr. β hat: unser beygleramt; „item von der baygler wegen.“ bayglampt u. s. w. zuI, 70. Im Oberndorfer Stadtrecht heisst ein ähnliches Amt Win Erlober „item die von Oberndorff mügen ouch win erlobere setzen.“ Ebenso flaischerlober.

Wendig: „und wurde dieselb fart wendig.“ S. 37. allwend sieh A.

Also wart unser raiss wendig.“ G. v. Ehiugen. „Vernamen mir, das der zug in Granata wendig wer.“ a. a. O. Den zug wendig machen.“ Vill. Chron. Mone, Quellens. II, 102[b]. Städtechroniken IV, 28. A. 8.

Werdig: „vier halber werdig laiblin bachen.“ S. 126.

Werre, Wör = Damm zum Abhalten, Ableiten des Wassers erbaut. „Ösch zur Werren ushin.“ Rotenmünst. Urbar.

Im Werle, Schömberger Flurname.

Ich habe mir folgende Formen verzeichnet: wuer (Hunders. 1455.) Mülhwürren, wirtb. Floss. O. 1667. Fach und wuhr.“ 1552. bi der werrun, Bebenhaus. Urkd. 1287.

Auch fränkisch: werren. 1484. Ingersh. Ordg. Mone, Zt. I, 12 wüerlin. Mülh. Urbar. Vrgl. Städtechroniken IV, 399[a]. Mhd. Wb. III, 825[a].

Wette, die, Pferdeschwemme. Mein Wbl. z. Volksth. 92. „desgleichen sol ain wetti in der statt gemacht werden.“ S. 163. (β) Ob der leeren Wetten. uff Hollenwett; die breite wetten. item zwo ſuchart ze golden wetten. Rotenmünst. Urb. 1551.

Wid, Holz „ain Schlucht in widen.“ Rotenmünst. Urbar.

Auch bairisch haben wir das alte Wort witu bei Schmell. noch zahlreich; alemannisch aber noch alte Kürze des i.

Widmarswis, Wldn. Hölzer 1579.

Winkel „Hinderwinkel.“ Hölzer 1598. Kriegswinkel sieh K.

Winkelmess, Hölzer 1579; auf Marksteinen neben Wolfangel, Krinne u. s. w.

„ain stain mit schlimmem winkelmess. ain grosser stain mit ainem schregen Winkelmess.“ Die alem. Leutkircher Gegend gebraucht Winkel für Ausdinghaus (Saulg. Stüble.)

Witweling zu I, 71[a].

„Ist ouch das ain mann oder ain witweling ist oder ain frow, ɜ ain witwe ist und kind habend" u. s. w. (*α.*)

„Ain witweling oder ain witwe (a. a. O.) Ich verweise auf 'aissling im Heiligenbronner Mirakelbüchl. S. 52: Daher nennen ɜ (Maria) die Waissling ein Mutter."

Wolf in Zusammensetzung: Wolfsgasse, Wolfsbom, Wldn. ›tw. Alpirsb. Urkden.

Wolfangel „mit einer Wolfangel als der Stadt Zeichen." ölzer 1579. f. 9[a]. „Adler und Wolfangel auf dem Markstein; oft. in Stein „mit jarzal, wolfangel, creuz und durgeend krinnen." f. 2[a]. ı newer stein mit einer stelzen und wolfangel f. 15[a]. hinufwerts ı stain mit durchgender krinnen und wolfangel f. 20[a] u. so fort. ːt Wolf gebildete Flur- und Waldnamen sind leicht erklärlich. Ich nne von den gewiss noch allerwärts zahllosen, folgende: Vorderer d hinterer Wolfsbühl bei Schwaldorf. Descript. Carmelit. hs. ›ttenb. S. 38. 96.

Wolfsöld 1) abgeg. Ort b. Weidenstetten.

2) Wald im Revier Zang.

Wolfselden Wldn. Stuttg. Vertrag 1585. Reysch I, 501. Wolfuben Marchthaler Flurname.

Wolfehiger, Pers. Name. 812. Wirtemb. Urkdbuch. I, 84.

Wortzeichen, das, zu I, 71[b]. In Hohentwiler Akten v. 1564, ıni (v. Martens S. 48) steht: „Schriftendeuten, Wortzeichen Vahrzeichen) oder in einigerlei anderer Weise etwas offenbaren." In onberg heisst eine breite, offene Durchgangshalle (atrium) unter der rche das Wortzeichen. Etwas ganz anderes ist das Wortzeien in der alem. Rechtssprache = Wahrzeichen; eine Vermenng, die schon der alte Haltaus (s. v. Wortzeichen) bespricht; Weind, Synom. Wb. No. 1305 kommt auch darauf zu reden. In den ım. besonders schweizerischen Rechtsquellen hat Wortzeichen die ›erhand gewonnen als Ausdruck des Erkennungszeichens überhaupt d dem Buchstaben nach das mündliche Erkennungszeichen, das Longswort. Bei Gerichten hiess man das Beibringen eines Theils des ichnams, Beine, Kleider, Hand, Leibzeichen und alem. Wortzeichen. ›rgl. Osenbrüggen, R. A. II. Heft. S. 106 ff. Vergl. auch Städteroniken IV, 300, 8.

## Z.

Zendat zu I, 72[a].

„Sy sond ouch nun hinenhin kainen waisen noch milz noch kain ›tter noch kain zendat in dhainem vihe lassen, das sy unnder der ·tz imetzigen oder verkouffend, wann sy das alles herastun sond." S. 52.

Zimmerwald oder Geföllwald, auch Bösingerwald. Der lt. Hölzer 1579.

Zindelbach, am, Waldn. d. Stdt Hölzer, 1579. f. 27[b].

Zurüklückern: „dass khainer jemands andern, weder knecht, mägt oder Ehalter usser ihren Diensten hinderwerts und ohne Vorwissen ihrer Maister oder Frauwen zurücklückern oder abdingen soll. Ordgen. 1618.

Zwispeltanne: „item bei ainer Zwispeltannen:“ Hölz. 1579.

Zwispeln = wispeln. Ztw. Vgl. Stalder II, 456.

---

## Beilage.

### a) der Bezirk des Pürssgerichtes von Rotweil.

Vom Neckersfurt ob Deisslingen, dem Hochsträss herauf, dann gen Villingen, in Steppach zum Brückle, von daneben der Stadt hin in den Kirnach bis in Hengsthof, über den Kesselberg in das Heidenbächlin, neben dem heidnischen Stein den nächsten in Nussbach zu der Vogtey in langen Schiltegg bis an den Altenberg, über den Tischnegg gen Sulgau (Sulgen), gen Hinteraichhalden auf dem Brandsteig; von da hinab an den Flurenmer Wald; hinab neben Oberndorf in Nekar, hinauf in Thierstein, an Büringer Ecken gen Wildeck in Gallenbach; von da in den Landgraben bis Schörzingen an der obern Ecken gen Frittlingen; gen Eixheimer Wald in Boden, die Holzwis hinauf von da wieder in Neckerfurt.“

In einem Vertrag mit Oesterreich wegen Oberhochberg kommt auch vor „dass die Pürsslinie gehen solle von der Täfermühl dem Dorf Hangendenhausen zu.“ H. ist abgegangen und bei Trossingen zeugt nur noch der hangende Rain dafür.

### b) der Bezirk des Pürssgerichts der von Zimmern.

Auch das gräflich Zimmer'sche Haus hatte uralte Pürschgerechtsame, die schon im 14. Jahrhundert vorkommen in Urkunden. Unter Kaiser Sigismund liess sich Graf Johannes, der Lapp genannt, seine Pürschgerechtsame aufs neue bestätigen. Die Kaiserliche Confirmations-Urkunde v. Basel datiert a. 1434 heisst:

„Mit Namen zu Lobenlinden und geht zum hailligen Prunnen und die Aschach auf bis zum Rappennest nnd denn vom Rappennest vor Röthenberg herumb bis an Wolfgarten und vom Wolfgarten die Strass ab bis gen Marschalkenzimbern und denn von Marschalkenzimbern bis an das Amenthal und denn von dem Amenthal gen Widen und von Widen gen Rutten und von Rutten in das Aychach und vom Aychach vor Epfendorf Hölzer ausshin auf der Neckherhalden und gen Epfendorf in das Dorf und vom Dorf die staig auf, die da geht auf die Neckherhalden ausshin bis gen Hahenstain und vom Hahenstain vor Spittelstan ausshin bis auf die strasse und denn von Lackendorf herein zwischen Thuningen und Buchenberg biss auff die strasse und denn die strasse in und ein bis gen Schönbrunnen, von Schönbrunnen bis gen Sulgen, von Sulgen bis an die Lobenlinden.“

Vgl. H. Ruckg., Gesch. d. Gr. v. Zimmern 1840. S. 77. Anm.

München. Dr. Birlinger.

---

## Leben und Dichten
# des Grafen John Wilmot von Rochester.

---

Der Schriftsteller, mit welchem die nachstehenden Blätter sich beschäftigen, ist, soviel mir bekannt, bisher noch wenig beachtet worden. Die vorhandenen literarischen Hülfsmittel bieten nur einige biographische Notizen, wobei allerdings hervorzuheben ist, dass Johnson und Cibber für die Lebensnachrichten der englischen Dichter noch immer die besten Quellen sind; was dagegen die aesthetische Würdigung des Mannes betrifft, so geben selbst darüber nur ungenügenden Aufschluss:

Hermann Hettner in seiner „Englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.“ (Braunschweig, 1856),

Alexander Büchner in seiner „Geschichte der englischen Poesie von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.“ (Darmstadt, 1855) und

Burnet in „Some passages of the life and death of John Earl of Rochester.“

Zu bedauern ist dabei, dass Thackeray in seinen „English Humorists“ sich nur auf das 18. Jahrhundert beschränkt, sonst würden wir gewiss bei ihm Hinreichendes über unsern Gegenstand finden. Ich war somit auf die erste und ursprüngliche Quelle angewiesen, nämlich auf

„The poetical Works of the Earl of Rochester“ (London, MDCCXXXIX).

Indem ich somit diesen Gegenstand gewissermassen zuerst ans Licht ziehe, erscheint mir derselbe von einiger Wichtigkeit. Er versetzt uns in das Zeitalter der Restauration unter Carl II. von England, das im allgemeinen ein unpoetisches zu nennen ist und jener bildsamen Kraft entbehrte, durch welche die Schöpfung dichterischer Werke ermöglicht wird. Obgleich das Zeitalter Carl's II. mit jeder andern Periode von gleichem Umfang an poetischen Massen wetteifern kann, so gleicht doch diese Zeit wegen der Armuth an guten Producten einer Einöde, in der nur wenige Blumen und noch weniger frische anzutreffen sind. Unter den Dichtern, die den Mittelpunkt der lyrischen Kunstdichtung am Hofe Carl's II. bildeten: Buckingham, Etherege, Wycherley, Oldham, Sedley, nimmt auch der Graf von Rochester eine Stelle ein, und zwar nicht die unbedeutendste.

Graf John Wilmot von Rochester war der Sohn des Lord Henry Wilmot, späteren Grafen von Rochester, eines Mannes, der in der Geschichte der puritanischen Bürgerkriege eine hervorragende Stellung einnimmt und sich durch seine Tapferkeit und Treue gegen das Königshaus ausgezeichnet hat. Diese Eigenschaften hatten ihm das Vertrauen des Prinzen von Wales, nachherigen Königs Carl II. gewonnen, weshalb sich letzterer ihm in der unglücklichen Schlacht von Worcester anvertraute und dann durch seine Anstrengungen und seine Sorgsamkeit nach Frankreich in Sicherheit kam. So war der Vater unseres Dichters. Die Mutter desselben stammte aus einer alten Familie der St. Johns von Wiltshire und zeichnete sich durch geistige Fähigkeiten und ausserordentliche Schönheit aus. Der Sohn, John Wilmot, wurde zu Ditchley bei Woodstock in Oxfordshire im Jahre 1648 geboren, in welchem der König Carl I. den Märtyrer-Tod starb. Des Dichters Vater hatte das Schicksal, von den Belohnungen und Vorzügen für seine Leiden und seine Hingebung für die Sache des Königs keine einzige zu ernten: er starb vor der Restauration, seinem Sohn den grössten Theil seines Besitzes, seine Titel und das Verdienst derjenigen ausserordentlichen Dienste hinterlassend, die er der Krone geleistet hatte. Die kluge Mutter verwaltete die Hinterlassenschaft des Vaters mit solchem Geschick, dass die Erziehung des jungen Grafen standesgemäss besorgt werden konnte. Er

zeigte sich ausserordentlich gelehrig und machte so glänzende Fortschritte, dass er schon jenen Genius verrieth, der in seinen reiferen Jahren so evident hervortrat. In seiner Kindheit schon machte sich sein satyrisches Talent bemerklich, welches später die Bewunderung der Männer und die Herzen der Frauen an sich zog. Er erlangte in der Schule eine Meisterschaft in der lateinischen Sprache, so dass er den Geschmack für die eigenthümlichen Schönheiten jener Autoren, wie Horaz, Virgil, Ovid etc. zu keiner Zeit verlor. Diese weiheten ihn zu den höheren Vergnügen, die ihn zu den uns von ihm überkommenen Uebersetzungen veranlassten. Obgleich einige französische Dichter in lateinischen Uebersetzungen es andern Nationen vorausgethan haben, so sind doch unsers Dichters Uebersetzungen manchen anderen überlegen: sei es, dass den französischen Dichtern der Genius abgeht, um die Kraft und Eigenthümlichkeit der Alten nachzuahmen, oder dass der Reiz der alten Poeten im Ausdruck liegt, den eine weniger vollkommene Sprache wie die französische nicht wiedergeben kann, da sie der Stärke, Harmonie und Redefülle derselben ermangelt.

Seine wissenschaftliche Bildung vollendete er auf der Universität zu Oxford, wo er im Wadham College unter der Leitung des Dr. Blandford, nachherigen Bischofs von Oxford und Worcester, und dem mehr unmittelbaren Einfluss des Professors Phineas Berry sich mit den philosophischen Wissenschaften beschäftigte. Hier cultivirte er und auf Reisen durch Frankreich und Italien — denn Deutschland lag ja nach dem Dreissigjährigen Kriege schwer danieder — seine Fähigkeiten zur Satyre, welche später der Schrecken der Schelme und Narren und die Freude der Rechtschaffenen und Verdienstvollen wurde. Er kehrte in dem jugendlichen Alter von 18 Jahren von seinen Reisen zurück, in welchem andere junge Leute zum Reisen kaum geschickt sind. Aber unser Dichter war schon in seiner Jugend ein hervorragendes Talent. Stand, Geist und Neigung führten ihn bald an den Hof. Seine Person war angenehm, obgleich lang und hager; sein Gesicht und seine Gestalt hatten etwas ausserordentlich Liebliches, und sein Temperament offenbarte solche Reize, dass niemand ihnen zu widerstehen vermochte. Sein Witz war kräftig, fein, erhaben und geistvoll.

Dabei war er mit einer natürlichen Bescheidenheit geschmückt, die ihm wundervoll anstand. Bei allem, was er in Besprechung zog, konnte niemand ohne Verwunderung und Wohlgefallen bleiben, und nur wenige ohne Liebe.

Er war noch nicht lange am Hofe gewesen, als der Wunsch in ihm rege wurde, sich dem Marinedienst zu widmen, und wirklich gab er in dem Kriege mit den Niederlanden unter dem Grafen von Sandwich und Sir Edward Spragge ungewöhnliche Proben einer unerschrockenen Seele. Er kehrte mit Ruhm an den Hof zurück, wo Vergnügen und Liebe seine beständigen Begleiter wurden, unter einem Monarchen, den die Natur für die Freude geschaffen hatte. Auf seinen Reisen hatte er sich an Mässigkeit in jeder Art gewöhnt; aber an dem Hofe, an welchem Unmässigkeit eine Tugend war, gab er sich auch sinnlichen Ausschweifungen und der Unmässigkeit im Trinken hin. Wie eine Schönheit ihr Verderben den eigenen Reizen verschuldet, so war es auch mit dem Grafen von Rochester. Seine angenehmen Unterhaltungen, seine ansprechenden Extravaganzen, seine belustigenden Scherze verschafften ihm überall Zutritt, — aber zum Nachtheil seiner Gesundheit: er starb als ein junger Mann.

Sein satyrisches Talent war bewundernswürdig, und niemand schonte er, selbst den König nicht. Er suchte diesen von seinen Schwächen, der Maitressenwirthschaft, zu heilen, indem er bei verschiedenen Gelegenheiten Spottgedichte auf ihn und seine Maitressen machte, die der König, der dem Witze und dem Vergnügen so hold wie der Dichter war, anfangs mehr für natürliche Einfälle seines Genies und für Scherze der Phantasie, als für Anstrengungen und Bosheit hielt. Doch als dieselben kein Ende nehmen wollten, vielmehr an pikanter Heftigkeit zunahmen, so verbannte er ihn vom Hofe. Der Herzog von Buckingham, George Villiers, war zu derselben Zeit wegen Dinge anderer Art in Ungnade gefallen, und beide übten nun ihren Hang zum Abenteuerlichen aus. Die steten Aufregungen aber untergruben endlich seine Constitution und zogen ihm die Auszehrung zu, an welcher Rochester nach längerer Krankheit

am 26. Juli 1680 in Woodstock-Park, im 33. Jahre seines Lebens, starb.

Er war von Natur ein gutmüthiger Mensch, der sich nur zur Bosheit hinreissen liess, wenn er dazu gereizt wurde. Auf Dryden hatte er eine besondere Pique: entweder, weil er glaubte, dass dessen Tragödien das Lob nicht verdienten, das ihnen allgemein gezollt wurde; oder aus Eifersucht, dass ihm Dryden als Poet im allgemeinen und als Satyriker im besondern überlegen war. Mit Beziehung hierauf schrieb Rochester die Satyre „Horace's tenth Satire of the first book imitated," auf welche wir noch zurückkommen werden. In seiner Entrüstung über Dryden brachte er auch Crown gegen ihn auf, zerfiel aber auch mit ihm, als dessen „Destruction of Jerusalem" einen guten Erfolg gefunden hatte.

Sein Witz war begleitet von einer unverstellten Güte des Herzens und von Gerechtigkeit und Wahrheit, und im beständigen Kampfe mit denjenigen Lastern, deren Bösartigkeit sich am weitesten ausdehnte und von Nachtheil für die allgemeine Glückseligkeit wurde. Seine Feder war immer beschäftigt, wie die Waffen der alten Helden, den Fortgang der Unterdrückung zu hemmen, wie namentlich sein Gedicht „The Restoration" beweist. War sie auch nicht immer glücklich in ihrem Erfolg, so war sie doch edel in ihrem Bestreben. Wir dürfen behaupten: Er that der Welt so viel Gutes durch eine richtige Anwendung, die er von der Satyre machte, wie er sich schadete, dass er sich den Verlockungen des Vergnügens in die Arme warf. Vor seiner letzten Krankheit beschäftigte er sich mit dem Studium der Gesetze und der Verfassung des englischen Staats und sprach im Oberhause, dessen Mitglied er wurde, mit allgemeiner Billigung und zur Zufriedenheit der Liberalen.

Er gewann ein Interesse an der Geschichte Englands, der ältern und neuen, und würde im reiferen Alter seinem Vaterlande wacker gedient haben, wie er in seiner Jugend es amüsirt hatte. Seine Geistesgegenwart verliess ihn nie; in kurzem: er war ein Talent, so nützlich wie selten. Vorzüglich verstand er es, seinen Witz dann und wann mit Sarkasmus zu mischen und in so passenden Ausdrücken, dass sie allen gefielen. Er selbst

pflegte zu sagen: „There are some people that could not be kept in order, or admonished, but in this way.“

Ehe wir nun zu Rochester's Dichtungen übergehen, müssen wir erst König Carl's II. Charakter ins Licht stellen; denn derselbe ist, wie nicht ohne Einfluss auf den Hof und das Zeitalter überhaupt, so auch nicht auf unsern Dichter.

Carl II. war sehr gutmüthig gegen alle Menschen in Kleinigkeiten, aber in höheren Angelegenheiten ernst und unbeugsam. Er liebte die Fröhlichkeit und Unterhaltung und war selbst ein angenehmer und liebenswürdiger Gesellschafter. Witzig in jeder Art der Unterhaltung und zur Satyre stets geneigt, blieb er doch immer vorsichtig und beleidigte nie mit Absicht. Man liebte ihn um so mehr, als er eine natürliche Abneigung gegen alles Formenwesen hatte und oft aus der Rolle des Königs fiel. Er war ein freigebiger Liebhaber, ein verbindlicher Gatte, ein nachsichtiger Vater, ein freundlicher Bruder und ein gütiger Herr. Aber seine Freundschaft und Dankbarkeit waren schwach; er konnte niemand lieben, weil er glaubte, dass ihm jeder aus Eigennutz diene. Ueber alle Massen sinnlich und ausschweifend, weshalb er spöttisch „the merry monarch“ genannt wurde, war er als Regent sorglos für die Interessen des Landes und verschwenderisch mit dem öffentlichen Schatze. Er hielt es mit Frankreich und zeigte eine wahre Anhänglichkeit an dasselbe. Im Grade seiner Leidenschaften war er mit Ludwig XIV. verwandt. Die römisch-katholische Partei schmeichelte seiner Souveränetät und Praerogative, welchen Schmeicheleien er nicht widerstehen konnte. Er wollte gerecht sein, weshalb er seinem Bruder James die Nachfolge überliess und seinen eigenen Sohn hintansetzte. Sein Verstand war lebhaft in unbedeutenden Sachen, aber unfähig, mit Ausdauer und Aufmerksamkeit schwierige Gegenstände zu beurtheilen. Carl II. liebte das Seewesen. Ein Seekrieg war ihm daher eher ein Gegenstand der Unterhaltung als der Beschwerde. Ein Hauptfehler in dem Charakter Carl's ist die Unstetigkeit in seinem ganzen Verhalten, der Mangel an Eifersucht in allen seinen Neigungen. Mehr aus Trägheit als aus Liebe brachte er späterhin die Zeit bei seinen Maitressen zu; nie war er böse auf

einen Rivalen, und wenn Rochester auch als Liebhaber bei seinen Maitressen erschien, so war ihm das gleichgültig. Macaulay fügt hinzu: „Der König und alle Grossen lebten nur in den leichtfertigen Intriguen der Hoffräulein, die entweder schon Maitressen waren, oder doch die höchste Ehre und ihr ganzes Streben darein setzten, es sobald als möglich zu werden.“

Wir kehren nach diesen nicht unwichtigen Abschweifungen zu unserm Dichter und seinen Dichtungen zurück. Letztere sind satyrischer und lyrischer Art.

Rochester der witzige Satyriker ist nicht bloss der spottende Weltmann, sondern weiss genau über das Wie und Warum seiner Ansicht Bescheid zu geben. Er richtet sich nicht gegen die Unvollkommenheit der Welt und der Menschen im allgemeinen, predigt nicht gegen die abstracten Begriffe von Schlecht, Habsüchtig, Eitel, Geizig etc., wie es z. B. in verfehlter Weise unser Rabener gethan; sondern er erfasst die Lächerlichkeit und Widersprüche des Lebens in ihrer concreten Erscheinung, in ihrer Färbung durch die speciellen Zeitverhältnisse, er hält sich an die Thorheiten des Tages, an die Schwächen der Mode. Er erfüllt somit den Zweck der satyrischen Dichtung, der nach Kuno Fischer darin besteht, „die gegebene Welt dem Ideale gegenüber darzustellen als das Nichtige, als das Nichtseinsollende, als das zu vernichtende.“

Er hat den Horaz studirt und den Lucilius, den ersterer selber als den Erfinder dieser Dichtungsart nennt. Er ist mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts, mit der Betrachtung des Lebens, des Geistes, der Sitten vertraut; er kennt die Fehler und Thorheiten der Menschen, von denen er spricht, und benutzt die Satyre als Sittengemälde für Oeffentlichkeit und öffentliche Zustände. Er hat Studien über die in der Satyre angewendeten Versarten gemacht; er weiss, dass sie hinsichtlich des Ausdruckes der Prosa näher als der lyrischen Poesie stehen und mit Wegnahme der rhythmischen Form bloss als eine im Tone gewöhnlicher Conversation gehaltene Abhandlung des jedesmal vorliegenden Thema erscheinen.

Rochester verfolgte die bei Dryden vorhandene Manier

der Anlehnung an existirende Gedichte, deren Hauptinhalt und Gang erhalten bleibt, während die betreffenden Zeit- und Personenanspielungen in der geeigneten Weise modificirt werden.

Zu den vorzüglichsten Satyren Rochester's zählen wir mit Johnson die auf Dryden bezügliche „Horace's tenth Satire of the first book imitated." In dieser Satyre ist der Dichter seinem Vorbilde nahe gekommen. Der Geist und die Behandlung derselben ist wie aus einem Stück. Die Veranlassung derselben haben wir oben schon erwähnt.

Wir erinnern an Horaz. Derselbe beharrt bei dem über den Versbau des Lucil ausgesprochenen Tadel, gedenkt aber auch an das ihm ertheilte Lob der satyrischen Befähigung. Indem er im allgemeinen die Erfordernisse aufzählt, auf die es bei der Darstellung ankommt, überlässt er dem Leser selbst die Anwendung zu machen, dass Lucil denselben überhaupt nicht oder wenigstens nicht durchgehends entsprochen habe.

Wie Horaz über Lucilius urtheilt, so Rochester über Dryden. Er wirft ihm den holperigen Versbau vor. Ebenso gesteht er ihm andererseits das Lob zu, dass sich seine Dichtung durch Witz und Geschick auszeichne. Er sagt, dass er Crown's poetische und witzige Scenen bewundern müsse, wenn Dryden's Verse gut wären. Es ist nicht genug, wenn ein falscher Geschmack dem falschen Urtheile einer Hörerschaft zusagt, obgleich sich sogar das Talent Verdienst erwirbt, das den Pöbel und den Hof amüsirt, was weder Settle noch Otway erreichen konnten. Was du auch schreibst: rasch abwickle sich der Gedanke, dass nicht durch nutzlose Worte das Ohr ermüdet wird. Hier sei deine Sprache erhaben, dort mehr leicht, damit deine Rede mit deiner Poesie sich vereinige. Um der Schönheit willen muss deine Sprache bisweilen deine Kraft mässigen (allay), sie wird das Gespräch mildern. Ein Scherz in Spott bezeichnet besser und trifft die Sache eigentlicher als der Stachel der finstern Satyre. Shakespeare und Johnson übertrafen hierin und verdienen Nachahmung.

„Shakespeare and Johnson did in this excel,
And might herein be imitated well."

Rochester geht nun die englischen Lustspieldichter durch, wie Horaz die römischen.

Etherege schreibt nicht altes ab. Was soll der langsame Drudge in schnellen pindarischen Gesängen, Flatman, der Mrs. Cowley mit Mühe nachahmt? Wenn Lee den gemässigten Scipio als abgenutzt und rasend darstellt, und Hannibal zum weinenden Sclaven macht, was ist davon zu denken? Ich lache und wünsche den Narren in Busby's Hände, damit dieser ihn durchhechele in der Schule. Von allen modernen Dichtern scheint mir keiner die wahre Tragödie getroffen zu haben als der hastige Shadwell und der langsame Wycherley. Shadwell's unbeendigte Werke vereinigen grosse Beispiele von Naturkraft, keine von Kunst. Mit kühnen Strichen fährt er hier und dorthin, grosse Meisterschaft zeigend, mit wenig Sorgfalt. Aber Wycherley erntet schwerlich, was er verdient. Ihm mangelt kein Urtheil, er spart keine Beschwerden, er übertrifft häufig und macht wenigstens weniger Fehler als die übrigen. Waller ist von der Natur für den Ruhm bestimmt, er herrscht mit Kraft, Feuer und Phantasie uneingeschränkt über die Menschheit. Er kann am besten drehen, entkräften und mildern die Sachen, um grosse Eroberer zu loben und Königen zu schmeicheln. Für die Satyre würde ich den Buckhurst wählen, den gutmüthigsten Menschen mit der schlechtesten Muse. Sedley besitzt die Kunst der Verse, welche mit unwiderstehlicher Gewalt die zartesten Wünsche des geängstigten Herzens erregt. Dryden versucht vergebens diesen beschwerlichen Weg des Witzes. Doch muss zu seinem Lobe gesagt werden, dass seiner Vortrefflichkeiten mehr als seiner Fehler sind, und er verdient die Lorbeern, die man ihm geweiht, zu tragen.

„Nor dare I from his sacred temple tear
The laurel, which he best deserves to wear.“

Aber findet Dryden nicht selbst den Johnson albern, Beaumont und Fletcher incorrect und voller lüderlicher Zeilen? Shakespeare's Styl steif und affectirt, seine eigenen aber vortrefflich? (Er spricht ihm das Talent nicht ab, tadelt aber seine Eilfertigkeit.) Fünfhundert Verse jeden Morgen ge-

schrieben beweisen, dass Dryden mehr ein Witzling als ein Poet ist. Solcher vielschreibender Autoren hat es von jeher gegeben. Mustapha, die Inselkönigin, setzte vielleicht in einer halben Stunde vierzig Verse zusammen. Wenn du schreiben willst, was die Probe aushalten kann, so überlies das wenigstens dreimal, vergleiche jede Redensart, prüfe jede Zeile, wäge jedes Wort ab, verschönre jeden Gedanken und verspotte den Beifall, den dir der nichtsnutzige Strassenpöbel gewährt, und sei zufrieden, wenigen Kennern zu gefallen.

„To write what may securely stand the test
Of being well read over, thrice at least;
Compare each phrase, examine ev'ry line,
Weigh ev'ry word, and ev'ry thought refine,
Scorn all applause the vile rout can bestow,
And be content to please those few who know.“

Willst du, dass deine Werke das Schauspiel füllen mit unvernünftigem Gelächter und jämmerlichem Lobe von Frauenzimmern und Gecken? Ich mag es nicht, sage vielmehr mit Betty Morice, als eine Hofdame sie Buckhurst's Maitresse nannte: „Ich gefalle einem Manne von Witz, bin auch stolz darauf, dass alle Gecken zu dir sich halten.“ Oder soll ich mich quälen über den schielenden Ritter (Anspielung auf Sir Carr Scroope, von dem weiter unten die Rede sein wird), dessen Urtheil schiefer ist als sein Gesicht? Oder wenn die hungrigen Poeten London's meine Verse niederreissen? Wenn nur Sedley, Shadwell, Shephard, Wycherley, Godolphin, Butler, Buckhurst, Buckingham und noch einige, deren Namen ich auslasse, mir Beifall zollen! Ich rechne ihren Beifall mir zum Ruhme.

Ist Rochester auch in dieser Satyre Nachahmer der Alten, so treffen wir bei ihm doch geistreiche Umbildungen jener Verse an, dass sie fast das Verdienst der Originalität in Anspruch nehmen können.

Sein Urtheil über die in der eben behandelten Satyre von ihm aufgeführten Dichter ist ein kritisches, das in wenigen

Worten eine zutreffende Charakteristik der Dichter entwirft. Obgleich Dryden das Haupt der literarischen Schule zwischen Cromwell und der Königin Anna war, und als solches den ihm dargereichten Lorbeerkranz wohl verdient, da er durch die Kraft seines Gedankens, aus einer Urtheilskraft entspringend, die sich vor seiner Einbildungskraft entwickelte, seinen Landsleuten zeigte, dass er ein Talent war sowohl in Hinsicht der Composition, als auch in der Beschreibung und Erzählung, und am meisten in dem satyrischen Genre leistete: so verfällt er doch in den Mechanismus des Styls, und seine Dramen sind wegen der in ihnen vorherrschenden philosophirenden und raisonirenden Figuren schlechter als diejenigen Shadwell's, dem er so übel mitspielte. Dass Wycherley und Waller von Rochester ausgezeichnet wurden, ist insofern begründet, als der erstere sich durch Lebendigkeit in der Darstellung der Handlung und der letztere durch Leichtigkeit in der Versification und des Styls hervorthaten. Hingegen stehen auch Wycherley durch seinen frechen Humor und Waller durch die Frivolität der Gesinnung zu tief, um als wahre Dichter gelten zu können, was indess Rochester nicht hoch genug anschlägt, da er selbst dieser Richtung des Zeitalters unterliegen musste, wovon später noch die Rede sein wird.

Die anderen von Rochester erwähnten Dichter sind mir nicht bekannt genug, um über sie ein Urtheil zu fällen, wenn mir auch Lee als eine Carricatur von Dryden erscheint.

Meister in der Persiflage eröffnet unser Dichter der Satyre überall den Weg, wo Denken und Handeln noch nicht gänzlich gefesselt sind. Seinen nicht geringen Aerger schüttet er über den schon genannten Sir Carr Scroope aus, den er noch in einer eigenen Satyre behandelt. Derselbe hat weiter nichts verbrochen als ein Gedicht geschrieben: „In defence of Satire," welches allerdings den Anforderungen nicht genügt, die Rochester an ein solches Gedicht macht. Rochester's Ausfälle auf Scroope sind aber derart ungehörig, dass sie ihn zur Bosheit verleiteten. In seiner „Answer to Scroope's defence of Satire" lässt er seine epigrammatischen Gedanken in solcher Leidenschaftlichkeit schiessen, dass er einen herben Ton anstimmt:

„For God made one of man, when he made thee.
To show there are some men, as there are apes,
Fram'd for mere sport, who differ but in shapes;
In thee are all those contradictions join'd,
That make an ass prodigious and refin'd.
A Lump deform'd and shapeless wert thou born,
Begot in love's despite and nature's scorn
And art grown up the most ungrateful wight,
Harsh to the ear, and hideous to the sight.“ —

Seine rückhaltlose Schärfe des Witzes scheute sich selbst nicht, die Person des Königs zur Zielscheibe seiner treffenden Strahlen zu machen. Er drückt seine Pfeile auf den hauptsächlichsten Gegenstand ab und entsendet sie geradeswegs auf sein Ziel. In einem Gedichte von grösserem Umfange — es ist in 28 Strophen abgefasst — behandelt der Dichter die „Restauration“ in ihren wichtigsten Einzelnheiten in der ihm eigenthümlichen satyrischen Weise. Er selbst nennt es ein „Pasquill“ (A Lampoon). Das Mirakel der durch Carl II. geschaffenen Restauration vergleicht er mit den Wachteln, die auf Israel herabregneten; der vom Himmel gespendete Segen wurde die Strafe des Volks. Der König wird ironischer Weise einem frommen Fürsten verglichen, der seinem Volke die Freiheit gibt zu keiner Religion gezwungen zu sein. In kirchlichen und Staatsangelegenheiten wird er als höchst eifrig bezeichnet, der sich vor der Kirche demüthigt, und bis spät in die Nacht im Rathe sitzt. Ja selbst sein Hund muss mit seinem ernsten und weisen Gesicht in den Rathsversammlungen der Regierung dienen. Als weise und heilig macht der Souverän junge Leute zu Richtern des Tribunal, und zu Bischöfen solche, welche Dirnen lieben. Seines Vaters Feinde belohnt er, und schützt diejenigen, die ihm das Haupt abschlugen; alte Cavaliere, der Krone beste Stütze, lässt er Hungers sterben.

Ich muss hier an Ort und Stelle gleich bemerken, dass als historische Thatsache nur feststeht, dass vermöge der Amnestie- oder Indemnitätsacte, über welche sich beide Häuser lange Zeit nicht einigen konnten, nur diejenigen von der Begnadigung ausgenommen wurden, die an

Carl's I. Ermordung einen unmittelbaren Antheil genommen hatten.

Ein Parlament von Knechten und Schwachen — fährt ›chester fort — hält er in Sold und erkauft ihre Stimmen hier t einer Anstellung, dort mit einer Pension.

Dies sagt der Dichter mit Beziehung auf das am 8. Mai 1661 eröffnete Parlament zu Westminster, welches man das pensionirte zu nennen pflegte, weil in der Folge bekannt wurde, dass mehrere Mitglieder vom Hofe Pensionen erhielten. Es zeigte sich dem Könige sehr gefällig und günstig, was auch daraus hervorgeht, dass es fast 18 Jahre dauerte, die verschiedenen Prorogationen eingerechnet. —

Der Krieg gegen die Holländer, zu welchem sich der Kö- ; entschloss, nahm zwar anfangs eine günstige Wendung für : Engländer. Die holländische Flotte focht auf der Höhe von ›stoff an der Küste von Suffolk unter Wassenaar gegen den ›rzog von York. Da flog das Schiff des holländischen Ad- ral, genannt Opdam, in die Luft und verursachte Verwirrung d Muthlosigkeit in der holländischen Flotte. Der Herzog n York hatte in diesem Treffen viel Standhaftigkeit bewiesen, ›r aber zu nachlässig, den Sieg durch Verfolgung der feind- hen Schiffe vollkommen zu machen. Der Fortgang des ·ieges war ein ungünstiger, am ungünstigsten bei Chatam — her der unrühmliche Friede. — Der Dichter erwähnt diese ›rgänge zur Begründung seiner Satyre „The restoration: or ; history of insipids.“ Er kommt dann auf die Triple- liance zu sprechen, mit welcher es Carl nie ein rechter Ernst ır, und tadelt mit Recht, dass er diese durch Frankreichs ›rlockung und Bestechung brach, sowie den Verkauf des von ·omwell eroberten Dünkirchen an Frankreich. Rochester heint auch dem Bruder des Königs, dem späteren Jacob II., ıen nicht geringen Einfluss auf eine Verbindung des Königs ırl II. mit Ludwig XIV. einzuräumen, was übrigens begrün- t sein mag, da derselbe eine starke Neigung zum Katholicis- ıs zeigte.

Ueber das Parlament schüttet Rochester nicht minder

seinen Zorn aus, indem er die Mitglieder desselben auffordert, von schönen Reden und Festivitäten abzulassen und sich als freigeborne Unterthanen und nicht als „französiche Maulesel“ zu fühlen, besonders auch dem Herzoge von York gegenüber, der bereits zur katholischen Kirche übergetreten war. Den König fordert er auf, sich vor demselben zu hüten, und schliesslich hält er ihm eine Strafpredigt wegen seiner Verbindung mit Ludwig XIV. Solche Könige, sagt er, kennen kein anderes Gesetz als nur ihre eigene Lust, den Schweiss und das Blut ihrer Unterthanen, und

„If such kings are by God appointed,
The Devil may be the Lord's anointed.“

Im republikanischen Eifer fährt er dann fort:

„Then farewell, sacred majesty,
Let's pull all brutish tyrants down;
Where men are born, and still live free,
There ev'ry head doth wear a crown.“

Des Dichters politische Ansichten harmonirten mit denjenigen des Volks, was bei ihm um so höher anzuschlagen ist, als er durch seine Geburtsverhältnisse und Lebensstellung den höheren aristokratischen Kreisen angehörte und selbst am Hofe Zutritt hatte. Dass der König ihn wahrscheinlich wegen dieses Pasquill vom Hofe entfernte, ist anzunehmen; nicht weil der König nach seiner angebornen Gemüthsneigung dergleichen von Rochester nicht hätte vertragen können — war er doch in früheren Jahren ein Freund der Rochester'schen Muse —, sondern weil er später in Despotismus verfiel und dem Einflusse des Herzogs von York unterlag. —

In der Satyre „The young Statesmen“ geisselt der Dichter die Minister, „welche die Politik in Scherze verwandeln,“ und den König, „welcher vorgibt zu regieren.“

Dr. Parker, später Bischof von Oxford, muss von ihm in den „Tunbridge-Wells“ leiden, weil er eine Antwort an Marvel verzögerte, „wegen Sachen von gemüthlicherer Wichtigkeit,“ womit er den Ehestand meinte.

Die Maitressen des Königs überschüttet er mit dem glännden, oft ernsten Spiel seines Witzes in seinem „Portsmouth's ooking-Glass:“

„ . . . . . . . . . I see you
. . . . . . . neatly spread
Upon your cheeks the best French red.“
— — — — — — — — —

„Here 'tis you practise all your art,
To triumph o'er a monarch's heart,“ und

„As they fall, so falls the state.“
— — — — — — — — —

„Hence 'tis you give us war and peace,
Raise men, disbard them, as you please.“ —

Nicht minder wie in seiner politischen Anschauungsweise gt sich der Dichter auch in der religiösen einer freiern Richg hin, wie das sein Gedicht „On Rome's Pardons“ beweist. enn nicht allein aus seinem freien Schöpfungstriebe, so fand doch speciell an der Thatsache des Uebertritts Jacob's von rk zum Katholicismus Veranlassung, den „Ablasshandel m's“ seiner scharfen Feder zu unterziehen. „Wenn Rom inden vergeben kann, wie die Katholiken glauben,“ sagt der chter, „und wenn der Ablass gekauft und verkauft werden nn, so ist es keine Sünde das Gold zu verehren und anzuten. Wenn man Ablass kaufen kann für Sünden, die in Zunft begangen werden, und für vergangene Sünden, so macht m ein Geschäft. In diesem Falle sind diejenigen die Glückhsten, welche das meiste Geld besitzen; aber die Armen sind rloren. Woher kam dieses Spielwerk und wann begann es? ielt Christus eine Mauth für Sünden? Irgend ein Schlaupf erfand diese Idee, um Seelen und Geld zu erschwindeln.“

Es ist dies übrigens neben seinem „His Highness Conversation with Father Patrick“ das einzige Gedicht, dem auch ein herer poetischer Werth nicht weiter beizulegen ist, in welchem r Dichter einen religiösen Gegenstand behandelt, obgleich derichen Anspielungen sich in mehreren seiner Gedichte finden, ihn weder zu einem Episcopalen noch zu einem Presby-

terialen stempeln, indem er ein Skeptiker der allgemeinsten Art war.

In dem vorerwähnten Gedichte, in welchem der Herzog von York ein Religionsgespräch mit dem Pater Patrick führt, unterwirft sich der Prinz den Argumenten des Paters, dass in der katholischen Kirche allein das Heil zu finden ist, und mit des Dichters ironischer Beimischung sagt derselbe:

„Therefore, I submit, for my conscience's ease,
To be led by the nose as your fathership please." —

Wir resultiren aus Rochester's satyrischen Gedichten, dass pathetische und scherzhafte Satyre der besten Art vereinigt erscheinen. Am meisten wendet sich der Dichter der letzteren zu, und so vernichtet er spielend die Gegenstände, die er in ihrer Ohnmächtigkeit sieht. — —

Fassen wir nun die dichterische Thätigkeit Rochester's als eine rein lyrische auf, so stellt sich das Urtheil über ihn im allgemeinen etwas niedriger, indem er zu sehr verstandesmässig bleibt und die Gefühle nicht darstellt, wie sie das Herz fühlt, sondern nur, wie sie der Verstand denkt. In seiner verstandesmässigen Correctheit theilt er aber nur einen Zug der lyrischen Dichtung seiner Zeit, welche kalt und nüchtern, gelehrt und gekünstelt erscheint. Seine lyrischen Klänge schliessen sich wie sein satyrisches Talent an Horaz an, der die griechische Lyrik eines Alcäus u. a. auf römischen Boden verpflanzte, ohne der lateinischen Originalität verlustig zu gehen. Aber Rochester bleibt nicht blosser Nachahmer, sondern betritt auch eigene Wege, wie die meisten seiner sogenannten „Songs" zeigen. Dieselben besitzen eigenthümliche Schönheiten: sie sind reich an Schönheit des Ausdrucks und nicht ganz arm an anmuthigem Phantasiespiel. Er stimmte seine Lyra der Liebe und Freundschaft, die er in den meisten seiner Gesänge verherrlicht.

Unter den imitirten Gedichten steht an Schönheit ausgezeichnet oben an „Apollo's Grief for having killed Hyacinth by Accident." Eine Nachahmung des Ovid.

Schön darin sind unter anderm die Verse:

„Yet with my harp I'll sound thy praise,
And to the stars thy beauties raise."

— — — — — — — — —

„The world shall celebrate thy fame.
And feasts be call'd by thy dear name" —

Nicht ohne Anmuth ist das Gedicht geschrieben „A Lyric. n Imitation of Cornelius Gallus." Zart und fein ist folgende trophe:

„O let me gaze on those bright eyes,
Tho' sacred lightning from them flies:
Show me that soft, that modest grace,
Which paints with charming red thy face."

Auch seine Originaldichtungen sind reich an kurzen Stellen m vieler Sprach- und Formgewandtheit in leichten und klang-llen Reimen.

In einem „Song" rühmt er von seiner Schönen:

„Angels listen when she speaks,
She's my delight all mankind's wonder;"

d die Gluth seiner Liebe steigert sich in

„But my jealous heart would break,
Should we live one day asunder." —

Den Verlust des Geliebten lässt er von einem weiblichen emüthe beklagen in einem kleinen Gedichte in vierfüssigen mben, das in einem reinen Tone lyrischer Begeisterung con-pirt ist. Es ist folgendes:

„Where is he gone, whom I adore?
The Godlike man I see no more:
Yet without rest, his tyrant charms
Beat in my heart still new alarms."

„Assist dear Honour, take my part,
Or I am lost, with all my art;
Tear his idea from my breast,
Tho' with it I am more than blest."

„My reason too, prepare your arms,
Lest he return with greater charms;
Love's fatal and imprison'd dart
Draw from my tender bleeding heart." —

Mit den italienischen Dichtern wohl bekannt, lernte Ro-ester von diesen die Leidenschaftlichkeit der Liebe durch eitschweifige und verwickelte Vergleichungen und unnatürliche

Anspielungen entstellen. In einem Gedichte, „To his Mistress“ spitzt er die Gedanken in Form eines Syllogismus zu und geräth damit in die Gattung der sogenannten „Concetti“ der Italiener. Er beklagt die Härte der Geliebten und symbolisirt sie als sein „Leben,“ seinen „Weg“ und sein „Licht.“ Er vergleicht das Auge der Geliebten mit der Sonne, deren Schein durch die vor das Auge gehaltene Hand verdunkelt wird; seine Geliebte mit einem Vogel, der seine Schwingen schliesst, und dgl. — Mit grossem Geschick und echter technischer Kunst wendet er hier den heroischen Vers (fünffüssige Jamben) an:

„Why dost thou shade thy lovely face? O why
Does that eclipsing hand of thine deny
The sunshine of the sun's enliv'ning eye?“

— — — — — — — — —

„Dissolve thy sunbeams, close thy wings, and stay:
See, see how I am blind, and dead, and stray:
Oh! thou that art my life, my light, my way!“ —

Der Gedanke „Ueber Nichts“ zu siegen ist nicht neu. Johnson führt ein lateinisches Gedicht eines gewissen Jean Passerat aus dem 16. Jahrhundert an, das über diesen Gegenstand geschrieben ist. Wir heben aus Rochester's Versen „Upon Nothing“ hervor:

„Is, or is not‘ the two great ends of fate,
And true or false the subject of debate,
That perfect or destroy the fast designs of fate.“

— — — — — — — — —

„French truth, Dutch prowess, British policy,
Hibernian learning, Scotch civility,
Spaniards dispatsh, Danes wit, are mainly seen in thee.“ —

Um nichts zu verschweigen, müssen wir zum Schluss noch der Mängel gedenken, welche manchem Gedichte Rochesters ankleben. Diese kommen aber weniger auf Rechnung seiner Individualität, sondern sie fallen dem ganzen Zeitalter zur Last. Die ganze Zeit war ausschweifend und sittenlos. Von allen socialen Uebelständen der Zeit steckte keiner die Literatur so tief an als die Depravation, in die der Hof und die Aristokratie verfallen war und die im Volke so viele Nachahmungen fand. Die Verderbtheiten des englischen Hofes rissen auch unsern

ichter mit fort, und er verirrte sich bisweilen zu jenen verschten „Essays," die über die Grenzen einer strengen Sitthkeit hinausgehen und oft voll von Obscönitäten aller Art ıd. Die Wirkungen des Pariser Geschmacks trafen manche iner Gedichte, die nicht immer Edelsteine vom reinsten Wasser ıd. Dahin gehören: „The happy Night" (wenn dieses Geht nicht, was auch zu vermuthen ist, dem Herzoge von ıckingham zuzuschreiben ist), „Bath Intrigues," „A Dream," ıe Disappointment," „The Insensible."

Was Rochester sonst noch geschrieben hat: „Epistles," und Tragödie „Valentinian von Beaumont und Fletcher" für die ihne bearbeitet, steht an literarischem Werth weit hinter seinen :yrischen und lyrischen Dichtungen zurück. In seinen „Epistles" handelt er den Gegenstand der Liebe in dem laxen Geschmacke r damaligen Zeit. Er lässt den Briefwechsel zwischen Bajazet d Ephelia stattfinden. Die Ephelia beklagt sich über die Unständigkeit ihres Geliebten; Bajazet oder Bajasid rechtfertigt ine Galanterien und prahlt mit seinen ausserordentlichen Erobengen in der Welt der Schönen. Der vom Dichter gewählte ıme „Bajazet" soll unstreitig an den Sultan Bajazet oder Baiit erinnern, der Ausgangs des 14. Jahrhunderts innerhalb des ırzen Zeitraums von drei Jahren grossartige Eroberungen in r Bulgarei, in Serbien, Macedonien, Thessalien und Kleinasien ıchte und daher den Namen „der Blitz" erhielt. Der Inhalt r Epistles ist zu unbedeutend, als dass er hier der vollstängen Erwähnung verdiente; dagegen ist die Versification in esen Gedichten in gleicher Weise leicht und fliessend, wie Rochester's Dichtungen überhaupt, und legt ebenfalls ein ugniss für das Talent des Dichters ab. Bajazet schreibt an phelia:

„And, by false reason, would my falsehood prove,
For 'tis as natural to change, as love.
You may as justly at the sun repine,
Because alike it does not always shine."

Ueberall zeigt sich in seinen Dichtungen ein Genie, welches ter anderen Verhältnissen und in späteren Jahren zur Vollmmenheit gediehen wäre; und er verdient deshalb, dass ihm ı Plätzchen in der ohnehin dürren Literaturgeschichte des

Zeitalters der Restauration aufbewahrt bleibt. Das Verdienst kann ihm nicht geschmälert werden, dass er als Dichter von satyrischen und lyrischen Dichtungen eine Bedeutung hat, vornehmlich durch seine satyrischen Gedichte, in welchen er eine bewundernswerthe Schärfe des Witzes und eine ausserordentliche Sprach- und Formgewandtheit an den Tag legt.

Sein Tod erweckte eine ganze Reihe von Dichtern, unter ihnen namentlich Flatman und Mrs. Behn, zu poetischen Klagen. Flatman klagt:

„As on death-bed gasping Strephon lay,
Strephon the wonder of the plains,
The noblest of th' Arcadian swains,
Strephon the bold, the witty, and the gay:
With many a sigh, and many a tear, he said,
Remember me, ye Shepherds, when I'm dead."

Mrs. Behn, geborne Johnson, die ihm nach wenigen Jahren folgte, hält eine Apotheose auf den Dichter und rühmt von ihm in der letzten Strophe des betreffenden Gedichts:

„Large was his fame, but short his glorious race;
Like young Lucretius, liv'd and dy'd apace:
So early roses fade, so over all,
They cast their fragrant scents, then softly fall;
While all the scatter'd perfum'd leaves declare,
How lovely 'twas when whole; how sweet, how fair.
Had he been to the Roman empire known,
When great Augustus fill'd the peaceful throne;
Had he that noble wond'rous poet seen,
And known his genius, and survey'd his mien,
(When wits and heroes grac'd divine abodes)
He had increas'd the number of their Gods;
The royal judge had temples rear'd his name,
And made him as immortal as his fame.
In love and verse his Ovid he'd outdone,
And all his laurels, and his Julia won.
Mourn, mourn, unhappy world, his loss deplore,
The great, the charming Strephon is no more." —

Dr. H. Theod. Traut.

# Shakspeare-Sonette.

---

Nachdem durch Bodenstedt's gründliche Sichtung und die von n aufgestellte neue Ordnung der Sonette Licht geschafft und hierrch das Interesse des Publicums für jene wunderbar lieblichen Blüthen r Poesie neu geweckt und erhöht worden, möge es auch mir vernnt sein, hier einige derselben der Beurtheilung eines weiteren Leserəises zu unterbreiten. Denn es erhellt von selbst, dass bei Ueber-gung dichterischer Ergüsse in eine andere Sprache selbst das Tüchste um so weniger für allein berechtigt gehalten werden kann, als hier, um nur Eines zu erwähnen, gar häufig von der unverkennbarn Wichtigkeit, für eine der fremden Sprache eigenthümliche Wenng den richtigen Ausdruck zu finden, der in vielen Fällen nichts niger als wörtliche Uebersetzung ist, und daher am allerwenigsten irgend welchem Lexicon gefunden werden kann, vielmehr sich aus r individuellen Anlage des Uebersetzers ergeben muss — ja manchıl nur als glücklicher Griff einer momentanen Stimmung erscheint.

Nach dieser allgemeinen Vorbemerkung möge noch mit besonde-: Rücksicht auf Entstehung und Ausführung der Arbeit, von welcher er vorerst nur kleine Theile sich hervorwagen, kurz Folgendes berkt werden. Weitaus der grössere Theil sämmtlicher Sonette und r anderen nicht dramatischen Productionen des grossen Dichters, ırd vor 11 Jahren von mir ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung, ılmehr bloss als Vorstudie für meine kurz nachher begonnene und 365 beendigte, resp. veröffentlichte Byron-Uebersetzung in's Deutsche

übertragen*). — Da Shakspeare selbst in den Sonetten für die Regel nur den männlichen Reim gebraucht, und der weibliche blos mehr ausnahmsweise vorkommt, so schien es räthlich, dies Verhältniss auch in der Uebersetzung festzuhalten, und zwar um so mehr, als der Dichter, wenn auch die Englische Sprache eine einsylbige genannt werden mag, doch gewiss nicht ohne besonderen Grund, den wir hier unerörtert lassen, in den Sonetten den weiblichen Reim möglichst vermied; denn er, der seiner Sprache so mächtig war, hätte sich gewiss mit gleicher Leichtigkeit des weiblichen bedient und würde andernfalls daher beide Formen je nach der Situation haben wechseln lassen, wie z. B. Byron dies in seinem Don Juan gethan hat. — Sei dem aber wie ihm wolle, so ward die Arbeit durch diesen modus jedenfalls nicht erleichtert, — und dies war mit Zweck in Hinsicht auf die Spencer-Strophe im Junker Harold mit je vier, resp. drei und zwei nur männlichen Reimen, welche hier, ohne die Haltung des Ganzen wesentlich zu benachtheiligen, aus den in der Einleitung zu meiner Uebersetzung gegebenen Gründen auch nicht einmal zum Theil durch weibliche hätten ersetzt werden können. — Ueberdies leistet unsere deutsche Sprache Alles, wenn sie nur mit unverdrossener, liebevoller Ausdauer und genügender Einsicht darum angegangen wird.

Was den Reimklang anlangt, so ward nicht Platen zum Vorbild genommen, vielmehr den Spuren nachgegangen, die uns die Koryphäen der deutschen Literatur, Wieland, Schiller, Goethe, Rückert, der Formen Meister, und Andere so deutlich hinterlassen haben, so dass sowohl diese kleinere Arbeit, wie meine ganze Byron-Uebersetzung zwar keinen Anspruch auf Platen'sche Reim-Reinheit macht, aber auch keinen einzigen Reim enthält, der nicht durch jene Meister als legal autorisirt wäre; und ich möchte, wenn in dieser Hinsicht überhaupt ein gegründeter Einwurf erhoben werden könnte, mit Byron sagen: „Better to err with Pope than shine with Pye".

Im Uebrigen mögen die Sonette für sich selbst sprechen — und bitten nur in diesem ihren Gewand um recht genaue Vergleichung derselben mit dem ihnen von Andren gegebenen.

---

*) Und zwar ohne dass mir irgend eine andere Uebersetzung jemals vorher zu Gesicht gekommen.

Nr. XVII. der alten Folge. — Nr. 118 bei B.

Wer glaubt in Zukunft all den Versen mein,
Wenn deiner besten Reize sie erfüllt,
Obgleich, Gott weiss, sie wie ein Grab allein,
Das, halb dich zeigend nur, dein Wesen hüllt?
Denn sänge, wie hier Reiz zu Reiz sich fügt,
Und deines Auges Schönheit mein Gedicht —
Die Nachwelt spräche dann: der Dichter lügt,
Kein irdisch Wesen schmückt solch himmlisch Licht.
Verspottet würde mein vergilbter Sang
Geschwätz'gem Greise gleich, mehr laut als wahr *),
Und was dein Recht als Dichter-Ueberschwang
Und alter Weisen Reimbombast wohl gar;
Doch lebt' ein Spross von dir: du lebtest dann
Zweimal — in ihm und meinem Lied fortan!

---

Nr. VI der alten Folge. — Nr. 102 bei B.

Lass nicht den Winter deinen Sommer drum
Unfreund entblättern — gib im Auszug dich
Als einen Schatz, dir selbst zu stetem Ruhm,
Eh deine Schönheit muss zerstören sich.
Das ist kein schnöder Wucher sicherlich,
Was Die beglückt, die gern die Schuld gestehn;
O zeuge dir zu lieb dein andres Ich,
Und zehnmal heil dir, wenn statt einem zehn!
Zehnmal beglückter wärst du, sähest du
Zehn Sprossen dich**) verjüngen zehenfach;
Was wäre Tod dir***), gingest du zur Ruh?
Du lebtest fort bis zu dem fernsten Tag.
O hör' — zu schön, des Todes Raub zu sein,
Setz drum den Wurm nicht blos zum Erben†) ein.

---

*) Diese Erläuterung „of less truth than tongue" halte ich für einen ...tlichen Theil des Vergleiches.

**) Ich glaube nicht, dass das „dich" hier durch „sich" ersetzt werden ... Sh. ist ein zu guter Kenner der Natur: Ein Mann mag 10 Kinder ...; aber jedes dieser zehn abermals zehn — das wäre gegen die Natur; ... müsst' es dann in der Zeile vorher „hundertmal beglückter" heissen.

***) Eine biblische Wendung „Tod wo ist dein Stachel" an dieser Stelle ...e kaum in Harmonie mit dem Ganzen sein.

†) Dies Wort wird nicht vernachlässigt werden können, da das ganze ...tt eine Ermahnung zu Erzeugung eines Erben.

Nr. XVIII der alten Folge. — N. 114 bei B.

Soll ich vergleichen dich dem Sonnentag,
Da du doch holder und beständ'ger††) bist?
Der Sturm entblättert oft die Blüth' im Hag,
Der Sommer selbst hat allzu kurze Frist.
Zu heiss scheint oft das Aug' am Himmelszelt,
Umdüstert oft sein liebliches Azur —
Sieh, wie das Schönste oft vom Schönen fällt
Durch Zufall oder Wechsel der Natur.
Dein ew'ger Sommer aber welke nie,
Nie fallend von der Schönheit, die dein Theil;
Tod prahle nie, sein Schatten bleiche sie:
Lebst du in meinem Lied doch jederweil!
So lang ein Herz noch schlägt, ein Auge sieht,
Leb' auch, dir Leben gebend*), dies mein Lied.

---

Nr. XXVIII der alten Folge. — Nr. 69 bei B.

Wie könnt' ich jemals wieder glücklich sein,
Wenn mir der Ruhe Wohlthat ganz verwehrt,
Die Nacht nicht lindern will des Tages Pein,
Der Tag die Nacht und sie den Tag erschwert?**)
Wenn, die sonst feind einander, Nacht und Tag
Verbunden jetzt, Leid zu bereiten mir,
Der Tag durch Mühen, die Nacht durch Weh und Ach,
Dass all mein Mühn mich ferner führt von dir?
Dem Tag, ihm schmeichelnd, sag' ich, wie du schön,
Ein Schmuck ihm, wenn ihn Wolkengrau umflicht;
Der Nacht auch schmeichl' ich: wenn an Himmelshöhn
Kein Sternlein funkle, machest du sie licht;
Doch jeder Tag macht meinen Gram nur länger,
Und jede Nacht nur seine Länge bänger***).

---

††) Sollte dies nicht mit temperate gemeint sein, da was gemässigt, massvoll, gewiss beständiger ist als sein Gegentheil? und nicht mit diesem Wort ein Gegensatz zu dem unverlässigen Wechsel in der Natur, von dem gleich darauf die Rede ist, beabsichtigt werden?

*) Dies ist genau die feine Nüance des Originals.

**) Dies ist genau die nicht ganz unwesentliche Nüancirung des Originals.

***) Ich glaube nicht, dass die in den letzten zwei Zeilen genommene Wendung vernachlässigt werden kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu beeinträchtigen; denn die Pointe des ganzen Sonetts liegt darin, dass Nacht und Tag **einander** bedrängen, sich gegenseitig zum Nachtheil des Dichters verdüstern.

Nr. XXXII der alten Folge. — Nr. 96 bei B.

Lebst einst du noch, wenn längst des Todes Hand
Mit Staub bedeckt mein moderndes Gebein,
Und ist dein Blick noch einmal dann gewandt
Auf Dessen schwachen Vers, der einst so dein:
Vergleich' ihn mit dem Bessren spätrer Zeit,*)
Und übertrifft ihn dann auch mancher Sang,
Bewahr' ihn, weil ihn meine Liebe weiht,
Nicht ob der Kunst, die Andren mehr gelang, —
Und denke liebend: Hätt' des Freundes Lied
Veredelt mit der Jahre Fortschritt sich,**)
Dann wäre Bessres seiner Lieb' entblüht;
Nun aber les' ich, da er selbst verblich
Und Mancher Lied in kühnrem Schwunge fleucht,
Ihr's ob der Kunst — sein's, weil es lieberzeugt.***)

---

Nr. XXXVI der alten Folge. — Nr. 60 bei B.

Bekenn' ichs nur: zwei müssen bleiben wir,
Mag unsre Liebe ungetheilt auch sein;
Und was der Welt ein Makel dünkt an mir,
Trag', ohne dass du Theil nimmst,†) ich allein.
Ja — eins ist unsre Liebe jederzeit,
Und trenn' auch unser Leben das Geschick:††)
Es ändert nie, was jene hat geweiht,
Nur stiehlt's uns mancher süssen Stunden Glück.
Nicht allwärts darf ich anerkennen dich,
Sonst würdest du durch meine Schuld befleckt,†††)
Noch du mit Liebe offen ehren mich,
Dein Name würde sonst mit Schmach bedeckt;
Drum thu's auch nicht — bist du so ganz doch mein,
Dass selbst dein Ruf gehöret mir allein.

---

) Dies ist jedenfalls genau der Sinn und zugleich ganz klar.

') Hier ist ganz dasselbe Verhältniss.

') Die Nüancirung der letzten Zeile wird kaum vernachlässigt werden n, weil nur so die innere Congruenz ganz gewahrt werden kann.

) Dies ist sicher der Sinn des „without thy help".

) Ich glaube, dass durch die kleinste Verwischung dieser so bestimmt stellten Antithese: eins ist unser Lieben — getrennt unser Leben, chönheit der Stelle wesentlich leiden würde.

Auch diese präcise Motivirung scheint wesentlich: my guilt should do shame.

Nr. XXXVIII der alten Folge. — Nr. 62 bei B.

Wie fehlt' an Stoff es meiner Muse, sprich,
So lang du athmest, giessend in mein Lied
Dein eignes süsses Selbst, so hold, dass sich,
Zu singen es, umsonst der Dichter müht?
O — dank's dir selbst, gelang nur Etwas mir, *)
Das lesenswürdig deinem Auge schien —
Wer könnt', ob noch so stumpf, nicht singen dir,
Von der die Dichtkunst selbst ihr Licht entliehn?
Die zehnte Muse sei, werth zehnmal mehr
Als jene alten neun, der Reimer Hort, **)
Und wer dich anruft, dichte dir zur Ehr,
Was über fernste Zeit noch lebe fort.
Gefällt der eklen Zeit mein schlichter Sang,
Sei mein die Mühe — dein der Ruhm***) noch lang.

---

Nr. LIV der alten Folge. — Nr. 151 bei B.

O wie viel schöner strahlet Schönheit doch,
Wenn innren Werthes †) Schmuck sie noch erhebt!
Schön ist die Rose — doch viel schöner noch,
Weil von so süssem Dufte sie belebt.
Die wilde schmückt gleich zarter Tinten Hauch
Wie jene, deren Duft sich reich ergiesst,
Hat gleiche Dornen, buhlt so lose auch
Mit jedem Zephyr, der die Knosp' erschliesst;
Doch all ihr Werth in äussrer Zierde ††) liegt,
Drum lebt sie ungeworben und erbleicht
Einsam in sich; — doch so die edle nicht,
Die selbst im Tod noch süssen Duft ausreicht;
Und so, wenn deine Schönheit einst verblüht,
Lebt doch dein inn'rer Werth in meinem Lied.

---

*) Ich glaube nicht, dass die Englische Wendung „lesenswerth an (sive in) mir“ im Deutschen zu empfehlen, wählte daher obige.

**) Das „which rhimers invocate“ ist vielleicht nicht sehr wesentlich, aber doch immer nicht ganz bedeutungslos.

***) Dies ist genau die Wendung des Originals — und eine sehr schöne.

†) Ohne Zweifel ist truth hier = virtue — indem der innere Werth der äusseren Schönheit gegenüber gestellt wird. Wollte man „Wahrheit“ setzen, so würde dadurch die ganze Harmonie und namentlich das Correlative zwischen truth und sweet odour, süsser Duft, der nicht = Wahrheit, sondern = innerem Werth der Rose, zerstört und die Hauptschönheit des Sonettes vernichtet werden. Shakspeare gebraucht truth öfter in diesem Sinne.

††) Ebenso ist show hier äussere Schönheit. Wollte man sagen „ihr Werth ist Schein“, so wäre dies was ganz andres.

Nr. LXXI der alten Folge. — Nr. 92 bei B.

Nein — länger traure nicht, als du den Ton
Der Todtenglocke hörest, die der Welt
Verkündet dass, der schlechten Welt entflohn,
Bei schlechtren†††) Würmern nun mein dunkles Zelt.
Gedenk bei diesen Zeilen Dess nicht mehr,
Der einst sie schrieb; denn also lieb' ich dich,
Dass lieber ich von dir vergessen wär',
Als dass zu denken mein *) betrübe dich,
Ja — blickst du einst vielleicht auf dies Gedicht,
Wenn Staub ich längst, verweht der letzte Hauch,
Dann nenne ja selbst meinen Namen nicht:
Mit meinem Leben end' dein Lieben auch;
Die kluge Welt durchspähet sonst dein Leid
Und höhnt dich noch um mich in später Zeit.

---

Nr. LXXXI der alten Folge. — Nr. 91 bei B.

Entweder schreib' ich einst die Grabschrift dir,
Ja — oder siehst du modern mich im Staub;
Dein Angedenken nimmt kein Tod von hier,
Werd ich gleich der Vergessenheit zum Raub.
Dein Name lebe ewig und verklärt,
Ich bin für Alle todt mit letztem Hauch; **)
Mir wird nur ein gemeines Grab***) gewährt,
Du liegest eingeschreint in Jedes Aug';
Dein Denkmal sei mein treues Lied jedoch,
Das manch noch ungebornes Auge schaut;
So nennen dich der Nachwelt Zungen noch,
Wenn Tod die Athmer dieser Zeit umgraut.
Ja — leben sollst du — dies vermag mein Sang —
Bis jeder Hauch verweht — jed Wort verklang.

---

Das vile world und vilest worms darf wohl nicht unberücksichtigt

If thinking (i. e. your th:) on me should make you woe — und hierin
e directe Beziehung zum Vorhergehenden: gedenke du mein nicht
lie nicht gestört werden darf.

Ich glaube, dass sich so der Gegensatz recht hervorhebt; überdies
ht es genau dem Originale.

Diese wunderbar schöne Antithese: ich sink' in gemeines Grab —
t im edelsten, in den Augen Aller, eingeschreint (entombed)
darf gewiss nicht geschwächt werden.

Nr. LXXXVIII der alten Folge. — Nr. 39 bei B.

Falls je du zu erniedern mich gemeint
Und mein Verdienst zu schmähen, mir zur Scham,
Bekämpf' ich, dir zur Seite, mich als Feind
Und nenn', obgleich du falsch, dich tugendsam.
Da stets zugut ich meine Schwächen kannte,
Kann ich als Freund*) dir künden eine Mähr
Geheimer Schwächen, welche mir zur Schande,
Und du, verlierend mich, gewinnest Ehr;**)
Und ich sogar gewinne noch dazu;
Denn da mein Sinnen all nur strebt zu dir,
Wird jedes Unrecht, das an mir ich thu',
(Ist's dein Gewinn) zwiefach zum Vortheil mir.
So lieb' ich dich, so ganz dein Eigenthum,
Dass ich selbst Schmach erdulde, dir zum Ruhm.

---

Nr. CV der alten Folge. — Nr. 138 bei B.

Nennt Götzendienst doch meine Liebe nicht
Und nicht ihr Ziel ein eitles Scheingebild,
Weil immer gleich mein Preis und mein Gedicht,
Von einem Vorwurf wechsellos erfüllt.
Gut ist mein Lieb so jetzt wie jederzeit
Und wunderbar beständig immerdar,
So dass mein Lied, Beständ'gem nur geweiht,***)
Nur Eines singend, jedes Wechsels bar.
Schön, gut und treu ist stets mein Gegenstand,
Schön, gut und treu, nur immer variirt, —†)
Jn diesen Wechsel all mein Sang gebannt,
Da dies Dreieine nie erschöpft doch wird.
Schön, gut und treu — wohl einzeln††) oft zu sehn,
Sind hier zum ersten Mal vereint so schön.

---

*) Das upon thy part ist sehr wesentlich.

**) Die Antithese „I am attainted — you win glory" kann nicht wohl vernachlässigt werden.

***) Dies to constancy confined kann wohl nicht übersehen werden.

†) Auch dies ist sehr wesentlich.

††) alone bedeutet hier einzeln; wollte man „allein" setzen, so würde dies den Sinn nicht so klar erscheinen lassen.

Nr. CXII der alten Folge. — Nr. 122 bei B.

Dein freundlich Mitleid hat verwischt das Mal,
  Das mir Verläumdung auf die Stirn gedrückt;
Ob gut ich heiss', ob schlimm: was schiert's mich all,
  Lobst du was gut, siehst nach †††) was sich nicht schickt
Du bist mir all die Welt — ich schau' auf dich
  Um Lob und Tadel nur — so starr von Sinn,
Dass ich für Niemand da — Niemand für mich,
  Um den ich Recht thät' — Unrecht mied um ihn *).
So ohne Rücksicht tret ich in den Staub
  Die Sorge um das Urtheil aller Welt,
Dass ich für Tadel und für Lob gleich taub —
  Horch — wie es sich mit diesem Trotz verhält:**)
Du liegst so tief im Sinn mir eingeschreint,
Dass alle Welt sonst mir wie todt erscheint.

---

Nr. CXIII der alten Folge. — Nr. 29 bei B.

Im Herzen liegt, seit wir uns ferne sind,
  Mein Aug — und das, das meine Schritte lenkt,
Thut seinen Dienst nur halb und ist halb blind,
  Scheint sehend zwar, doch ist in Nacht versenkt.
Denn keine Form, von welcher Art sie sei,***)
  Führt es dem Herzen zu, ob neu, ob alt;
Die schnell erhaschten Bilder gibts nicht treu,
  Noch hat darüber selbst es mehr Gewalt. †)
Denn ob es seh' das holdeste Gebilde,
  Ob was nur hässlich ist und ungestalt,
So Nacht wie Tag, so Berge wie Gefilde,
  Taub' oder Kräh', macht's ähnlich dir alsbald.
Ganz voll von dir, für die ich leb' und bin,
Macht mein so treues Herz untreu an Sinn.

---

)as overgreen, mit dem Mantel der Liebe bedecken, wird sich nicht esser und zugleich kürzer, worauf viel ankommt, wiedergeben lassen.

Diese Specificirung seines Starrsinns scheint mir von grosser Wir- nd darf daher sicher nicht wegbleiben.

[ch weiss nicht, ob diese den Uebergang bildende Zeile ohne Nach- ›ggelassen werden kann.

Das im Original folgende which it doth latch bedeutet blos: welche immt, sieht, und ist daher ganz unwesentlich. Wollte man es mit fest leuten, so stände dies in directem Widerspruch mit

Zeile 8, wo es heisst „nor its own vision holds what it doth catch."

Zum Schluss nur noch die Bemerkung, dass bei diesen vierzehn aus der ganzen Reihe ohne Rücksicht auf inneren Zusammenhang herausgenommenen Sonetten die Folge ganz irrelevant war und auch desshalb keine besondere Erwähnung fand.

A. Neidhardt.

---

# Altfranzösische Lieder.

Für die altfranzösische Lyrik ist die Handschrift der kaiserlichen ɔthek fonds français 20050 (nach dem alten Cataloge fs. Saint Ger- 1989 unstreitig eine der werthvollsten und interessantesten. Sie nt noch aus dem 13ten Jahrhundert und umfasst im Ganzen 326 r. Für eine Anzahl Romanzen und historischer Lieder ist sie von Paulin Paris (Romancero français) und von Leroux de (Chansons françaises historiques) benutzt worden. Damit ist das, was sie allein uns erhalten hat, noch keineswegs erschöpft, auch für die andern Lieder, die uns noch durch andere Hand- ten überliefert sind, ist sie von Bedeutung, weil sie einen nur wenig gar nicht überarbeiteten Text giebt. Sie und die Berner Hand- t, von der die Pariser Bibliothek eine gute Copie besitzt, wird für die Gedichte der trouvères vor allen anderen zu Grunde legen en; beide stehen weit über den jüngeren Handschriften fs. fr. 844 Cat. 7222) und 12615 (alt. Cat. suppl. fr. 184), die bisher vor- veise von den Herausgebern benutzt sind und die einen bequeme- nd sehr überarbeiteten Text haben. Leider sind in der angege- Handschrift eine Anzahl von Gedichten nicht vollständig, und Jamen der Verfasser, soweit sie sich in den getheilten Spielen und n Zusendungen nicht etwa selbst nennen, nicht angegeben. Sie lt auch einige zwanzig provenzalische Lieder von Gaucelm Faizit, ırt de Ventadorn, Richart de Berbezilh, Peire Vidal, Jaufre Rau- iedoch hat das Provenzalische in der Feder des Nordfranzosen son- re Formen angenommen, wie man aus der Anfangsstrophe eines :htes von Bern. de Ventadorn urtheilen mag.

La dolce vois ai oide
Del rosignolet salvage
Qui s es en mon cor sallide
Si que tuit mei desier
Et maltrait q amors mi done
M adoucist et masaizone
Et maurie bon mister
L autrui ioi en mon dannage.

Ich lasse hier einige Lieder aus der bezüglichen Handschrift folgen, die noch nicht veröffentlicht sind. Die beiden ersten in picardischer Mundart rühren wahrscheinlich von nicht rittermässigen Sängern her und behandeln in kunstreich gebauten Strophen einen Stoff, wie er uns nur selten in den Gedichten jener Zeit begegnet. Sie preisen beide behaglichen und friedlichen Lebensgenuss. In dem ersten, einem Art Frühlingsliede, singt der Jongleur: Wenn die Drossel sich über den blühenden Gebüschen hören lässt und die Sonne freundlich leuchtet, dann gefällt mir vor allem mein junges hübsches Mädchen; ich bin der Ihre und sie ist die Meine; Unglück dem, der etwas dawider haben wollte, denn um nichts möchte ich mich von ihr trennen. — Freude und Vergnügen bereitet sie mir, Tag und Nacht denke ich an sie und ihre Liebe ruft mich zu ihr. Ich hörte sie singen auf der Wiese, bei der Quelle unter dem Haselgebüsch; ein seidenes Mieder, einen Kranz und einen Gürtel trug sie. Gott, wie sie spielt und schön thun kann! Wer wahres Verdienst liebt und treue Liebe sucht und gefunden hat, der geniesst doppelt die Freuden des Lebens. Von ihr soll er nicht lassen, denn sie sichert ihm Freude, Heiterkeit, alles Gute und den Sinn für das rechte Maass für ein ganzes Leben. — Ich lobe mir den grossen Herrn, der nach hoher Ehre trachtet, der freigebig ist mit seinem Gut und im Kampfe mit seinem Schwerte gut drein schlägt. Doch von den Schlechten will ich nichts wissen; bei ihnen findet man kein Vergnügen; aufgelegt zu bösen Thaten, haben sie nicht Sinn für Recht und Ordnung. Thöricht ist der, welcher auf sie vertraut. — Ich lobe mir den Ritter, der sein Besitzthum anwendet, um ein ritterliches Leben zu führen und sich Ruhm zu erwerben mit wackeren Freunden und in guter Gesellschaft. Ein solcher macht sich auch der Liebe seiner Trauten würdig. — Nie trage ich Verlangen in das Gewühl des Krieges zu gehen, wohl aber in den kühlen Keller, da soll man mich aufsuchen beim guten stärkenden Wein; dahin will ich mein Geld bringen, und wenn ich Silberforellen, Backwerk und gebratenes Huhn habe, so wünsche ich mir noch mein Liebchen die der blühenden Rose gleicht, um mich mit ihr zu vergnügen.

Das zweite ist ein Winterlied: Wenn es kalt wird und friert und die Bäume vor der Winterkälte sich ihres Laubes entkleiden, dann will ich es mir behaglich machen bei der Gluth eines guten Feuers, beim klaren Wein im warmen Hause, denn böse ist die Jahreszeit. Dem ist nimmer zu verzeihen, der nicht für sein Wohlbefinden sorgt.

:h will nicht zu Pferde steigen und Brand stiften, es ist mir ver- in den Krieg zu gehen, das Feldgeschrei zu erheben, Beute zu en und die Leute zu berauben. Ein tolles Gewerbe ist es, alles :rwüsten. Aus geringem Anlass gerathen die Herren aneinander, ıuf thörichten Rath fangen sie Streit und Krieg an. — Besser ·ch ritterlich turnieren und Lanzen stechen, friedliche Vergnügen n, und ungezwungen freigebig mit seiner Habe schalten. Das ılossene Gut ist nicht einen Heller werth, und je mehr der Bie- ınn hat, um so mehr strömt ihm im Ueberfluss zu. — Wenn ich Feuer sitze und den Wind pfeifen höre, und ich sehe den vollen s im Feuer sich drehen und den guten Wein aus dem Keller her- ngen, dann will ich essen und trinken und mich strecken, und ich fette Kapaunen so trage ich kein Verlangen einen Thurm zu nen. — Mit dem Streitkolben auf dem Eise werde ich keinen verdienen bei dieser Kälte. — dem Gui, der so verständig ist, :te ich mein Gedicht, um zu hören, ob ich Recht habe.

Fol. 101.

Quant limalos brut
Sor la flor novelle,
Et li solaus luist
Qui tout resplandelle:
Lour mi plaist la damoizelle
Qui est jone, et jante et belle,
Et por li suis an grant joie,
Aseis plus que ne solie.
Je suis siens et elle est moie;
Derait ait qui ne l'otorie
Que por riens n'en partiroie.

Joie et grant desduit
Ai pornla donselle;
G'i pas jor et nuit,
Et s amor m'apelle.
Je l'oï an la praielle.
Chanter an la fontenelle
Par desos une codroie
Soule an un bliaut de soie.
Chapial d'or ot et coroie.
Deus! com elle s'esbanoie!
Et com elle se cointoie!

Ki ainmet valour,
Et met sa pansée

A leaul' amor,
Et il l'ait trovée.
Bien ait sa joie doblée:
N'an doit partir por riens née.
Qui se met an avanture
D'amer amor, l'araüre
De joie et danvoiseüre
Et de bien et de mesure
Toute sa vie li dure.

J'ain lou grant signor,
C'an haut honor beie
Large doneour,
Qui bien fiert d'espée
Cant il vient à la melée.
Iceu me plaist et agrée
Mais de mavais n'ai-gecure
C'om ne s'en poroit desduire,
Plain sont de malle faiture,
Ni ait raison, ne droiture.
Fous est qui s'i aseü[r]e

J'ain lou chevalier
Qui bien met sa terre
An bial tornoier
Et á lous conquerre
Ceuli doit an bien soferre
Puisqu'il son avoir n'anserre,
Brut d'armes et druerie
Maintient et chevalerie,
Aveu bone compaignie.
Lors aura bien deservie
L'amor de sa douce amie.

Jà ne quier aler
An poignis de gerre,
Mais ou froit celier
Là me peut-on querre,
A boin ferreit, que bien ferre.
Là voil mon argent offerre;
Et se jai trutes flories
Gastiaus et poilles roties
Bien i vodroie m'amie
Qui sanble rose espanie
Por faire une raverdie.

'. 1. Ich habe überall die Orthographie der Handschrift beibe- und denke später noch Gelegenheit zu finden, darüber zu spre- — 2. novelle ist ein Zusatz von ganz neuer Hand. — 14. Hdsch. jor. — 15. H. fontelle; an steht für à wie auch V. 35. — 30. e.' Das Wort ist sonst nicht bekannt. Sollte es einfach ein )fehler sein? Der Vers liesse es fast voraussetzen, denn amer amor sehr starker Pleonasmus. — 60. Ferreit, Weinsorte, bezeichnet die Farbe wie die Verse eines Fabliau beweisen:

Moult i ot Trubert de deduit
Et à boivre orent-il assez
Si com bons vins et bon clarez
Moré ferré et bon rosé
Et piment et citouade.

ori weissglänzend, besonders vom weissen Bart. — 66. raverdie Grün, dann bezeichnet es auch Tanz und überhaupt Vergnügen.

ol. 133. Die erse Strophe ist mit Notenlinien versehen. Die fehlen.

Quant voi lou tans refroidier
Et voi geleir
Et ses arbres despoillier
Et iverneir,
Adonc me voil et aizier
Et sejorneir,
A boen feu leiz lou brazier
Et à vin cleir
An chade mason
Por lou tans fellon.
Jà n'ait-il pardon
Ki n'amet sa garison.

Je ne voil pais chivachier
Et feu bouteir;
Et se haz mult garroier
Et cris leveir,
Et grans proes acoillir
Et jant robeir.
Aseiz i et fol mestier
A tot gasteir.
A poc d'ochoson
Se prannent baron.
Par consoil bricon
Muevent geires et tansons.

Asseiz valt muez tornoier
Et behordeir,
Et grosses lances brisier
Et bial josteir,
Et joie rancornansier,
Et tout doneir,
Et despandre sans dongier,
Et fors geteir.
Avoirs an prison
Ne vialt un bouton;
Kant plus ait prodons,
Plus vient avoirs à froison.

Quant je seüs leis lou brasier
Et j'oz vanteir,
Et je voi plain lou hastier
A feu torneir
Et lou boen vin dou sillier
A mont porter,
Adonc voil boivre maingier
Et repozeir
A feu de charbons;
Se j'ai grais chapons,
N'ai pas cuzanson
D'aissaillir à un donjon.

Aveu le ploujon
Tandut sus glaison
N'aurai gueridon
Par reste froide saison.
A Faillit Guion
Ki antant raison
Anvoi ma chanson
Voir se je fas bien ou non.

V. 1. Hdsch. Quant je voi lou tans refroidier et geleir. In den folgenden Strophen sind die letzten vier Silben meistens durch einen Punkt von den ersten sieben getrennt; ich habe sie deshalb durchweg als zwei Verse geschrieben. Wenn man sie beide auch als einen Vers mit Binnenreim nehmen wollte, wäre die Cäsur im ersten Verse an der falschen Stelle. — V. 19. Hdsch. mesteir. V. 49. — Die Stelle ist verderbt. Die Hdsch. hat nen (noch zum vorhergehenden bezogen) A ploujon tandut sus glaison. glaison kann ich auch nicht weiter nachweisen. — 53. Wer ist mit Faillit Guion gemeint?

Es ist bekannt, wie häufig in der mittelalterlichen Lyrik die Er-

ıung des Vogelgesanges zum Anfang von Gedichten benutzt wird. ›m folgenden Kreuzliede muss die Lerche die Rolle des Kreuzpre- s und Verkündigers des jüngsten Gerichtes übernehmen. Gott als ein Lehnsherr dargestellt, dem die Lehnsleute verpflichtet sind ɐr Noth beizustehen. Besonderes Gewicht wird dann darauf ge- dass hier ein „guter Kauf“ zu machen ist, denn Gott verspricht ı, die das Kreuz nehmen, das Paradies; und sogleich soll man die- Kauf eingehen, sonst könnte der Tod ihn darin verhindern und es ihm dann wie jenem, der, anstatt sich weich zu betten, auf Stroh ı muss. — Das Gedicht liegt uns in zwei Handschriften vor; r oben besprochenen, Fol. 124, die ich mit B, und in der Berner, :h mit A bezeichne und der ich vorzugsweise im Text folge.

Vos ki ameis de vraie amor,
Es velliés vos, ne dormeis pais
L'aluete nos trait lou jor,
Et si nos dist an ces retrais,
Ke venus est li jors de paix,
Ke Deus par sa tres grant dousor
Donrait à ceals ki por s'amor
Panront la creux et por lor fais
Sofferront poene nuit et jor.
Or vairait-il ces amans vrais.

Cil doit estre forjugiez
Ki à besoing son seignor lait.
Si serait il; bien lou saichies;
Aiseis averait poene et lait
A jor de nostre dairien plait,
Quant Deus costeis, pames et piéz
Mosterait sanglans et plaiéz,
Car cil ki plu bien aurait fait,
Serait si très fort esmaiés,
K'il tramblerait, keil greit k'il ait.

Cil ki por nos fut en creux mis
Ne nos amait pais faintemant.
Ains nos amait com fins amins
Et por nos amiablement
La sainte crox mult doucemant
Entre ces brais davant son pis
Con aignials douls simples et pis
Portait tant angoisousemant.
Pues i fut à trois clos clofis
Par mains par piéz estroitemant.

J'ai oït dire an reprovier
Boens marchies trait de boue airgent
Et cil ait molt lou cuer legier
Ki lou bien voit et lou mal prant.
Saives ke Deus mat an covant
A ceauls ki se vorront croixier,
Si maist il molt bial lueir,
Paradix permenablement,
Car ki son prout puet porchaissier
Fols est c'il à demain s'atant.

Nos nen avons poent de demain;
A certes le poons savoir.
Teis cuide avoir lou cuer mult sain
K'ains lou quairt jor tout son avoir
Ne prixe poent, ne son savoir.
Car cant la mort lou tient à frain
Si k'il ne puet ne pié ne main
A li saichier ne removoir,
La keuxe lait, si prant l'estrain
Maix trop vient tairt apersevoir.

V. 2 B. Anveilliez vos. — 4. refrais. — 7. Promet à ceaz. — 9. poinne neut. — 10. Dont. — V. 14. Aseiz aurait et poinne et lait. — 16. Ke Deus. — 19. emaez. — 20. tranblerat. — 23. amat. — 24. Et por nos honorablement. — 25. Fehlt A. — 26 B. Antre ces bras an mi son pis. — 28. Et l'ashaing ang. — 29. clols. — 31. A en reprochier. — 32 B. merchiez. — 33. ligier. — 35. A. Saveis ke Deus ait en cov. — 36. B. vorront creusier. — 37. B. Se meist il A Simaist Deus. — 38. B. parafaitemant. — 39. B. Sil ki son prout. — 40. Fols est se. — 42. lou peons. — 43. A. Teil cuide. — 45. B. Ne priset pais. — 46. A. Quant voit la mort lo tient à frain. — 47. B. Et il ne puet ne piéz ne moins. — 49. La keuse. — 50. Mais trop est tairt apersevoir. — La keuse laitsi-prant l'estrain scheint eine sprichwörtliche Redensart zu sein.

Paris. Dr. J. Schirmer.

In den altfranzösischen Versen, Archiv XXXVII, haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen. p. 323. v. 4. senspandi lies s'enspandi. p. 324 v. 6 le vertus l. te vertus. v. 26 l. depechie. 27. l. sent enspir. II. 14. l. Bethleem. 16. l. aweceas. 22. l. cors et. III. 1. l. ki en. — In der Anm. Jherl'm und Jerusalem. 11. l. siwant. 13. l. aloent, ebenso 14. 15. l. disons. 24. l. paür. IV. 4. l. Ki en sa vielhece. 12. l. drois. V. 11. l. litien cors. 14. l. l'aiwe. 15. l. fut. 16. l. à l'atre mot. 20. l. icilh. 23. l. d'ire. VI. 2. l. Venis en terre morir destroitemen. 13. l. si lor. 20. l. à lui vo demostrastes. 22. l. m'amor. VII. 4. l. dignement. 14. l. teile. 20. l. Turner. 26. de mon eet.

## Ueber die entstehung und bedeutung

# der praeposition „für“

### in dem deutschen unbestimmten fragefürwort der beschaffenheit: was für ein (-er, -e, -(e)s).

---

Das uns so geläufig gewordene, unbestimmte fragefürwort: „was für ein“ ist in betreff der ihm einverleibten praeposition noch nicht recht befriedigend erklärt worden. Nach Grimm ist es, — nachdem es seit dem ende des 15ten jahrhunderts und am anfange des 16ten mit dem alten „waser, wase, wases“ und „waserlei“ in wetteifer trat und diesem in unserer zeit den rang völlig abgestritten hat — durch eine anlehnung oder nachahmung des lateinischen entstanden: quid habes pro sententia? — was hast du für — oder was für eine meinung hast du? — Becker in seiner deutschen grammatik II, § 317 (über den faktitiv), 4, sagt: die deutsche sprache verbindet den exponenten des logischen faktitivus: „für“ mit dem vorangehenden interrogativpronom: „was“ und bildet auf diese weise ein besonderes adjectivpronom: „was für (einer)-(qualis), welches fragend die art eines seins: wofür es zu halten ist — bezeichnet.“ (Zum bessern verständniss sei noch hinzugefügt II, § 217 pag. 344: „die logische wirkung hat insgemein die praeposition „für“ zum exponenten, z. b. „einen für einen betrüger halten, sich ausgeben für, gelten für“ u. s. w). — Beider ansichten berühren sich, erklären jedoch den gebrauch des fürwortes: „was für ein“ nicht in seiner ganzen ausdehnung und seinem inhalte, sondern nur für gewisse fälle, für welche allerdings jene auflösungen viel ansprechendes haben, und das verhältnisswort „für“ muss immerhin als ein unorganisches einschiebsel gelten, das erst durch eine weitläufige, ergänzende denkthätigkeit einen sinn gewinnt. — Wir wollen nun in diesen zeilen den versuch machen, das „für“ auf andere und — wie wir zu glauben uns unterfangen — seinem gebrauch entsprechendere weise zu gewinnen.

Fragen wir uns zuerst: welchen ersatz hatte man früher für unser „was für ein“?

Im gothischen wird bald hvilecks oder hvêlliks (unser „welcher, welche, welches“) oder hvas, hvô, hva gebraucht, welch letzteres substantivisch steht und darum mit dem genetiv des zugehörigen hauptwortes verbunden ist. —

Das althochdeutsche bediente sich dem entsprechend der fürwörter: huëlêk, und huër, huaz (hwër, hwaz; wër, waz). — Im mittelhochdeutschen ist welcher (welher, weler, welr), welchiu (welhiu, weliu), welchez (welhez, whelz) im gebrauch. Albertus Oelingerus (grammatica seu institutio verae germanicae linguae, in qua etc. MDLXXIIII, cf. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 15ten bis 17ten Jahrh. 3 Bde, Lpz. 1854-56) giebt ein fragefürwort: „waser, wase, wases“ (qualis, quale) an, dessen man sich in einigen gegenden Deutschlands bediene, wofür aber „was für“ gebräuchlicher sei. Dieses „was für“ findet sich z. B. schon bei Albrecht von Eyl (†1474) (spiegel der sitten), bei Joh. Agricola (†1566), s. Kehrein ibid. I, VIII u. XI, u. beispiele II, § 131, 4; sonst auch ist das einfache fragefürwort als hauptwort (wer, was) und als eigenschaftswort (adjectivum) „welcher“ gebräuchlich (s. Kehrein II, § 252, 3; III, § 131 u. § 414 ff.); ausserdem aber wird das lateinische „cujus generis,“ „qualis“ (das correlativ „ejus generis“, „ejusmodi“, „talis“) im mittelhochdeutschen durch „hande“, „leige“ (nhd: hand, leï) und wie schon im ahd. durch „slahte“ (schlag = art) gegeben; s. ibid. II, § 252: diserley (nhd. dieserlei, derlei), wellicherley, sollicherley, maniger leige, allerleige u. s. w. — Wir gehen auf „waser“ zurück! : aus waser maht; waser straff jr zu erkandt wird werden sol sie leiden; bei Joh. Matthesius: in waser tiefer noth und todesangst er gelegen sei; bei Schefer (Laienbrevier 248): aus waser macht; bei Zelter (Briefe an Gœthe 4, 4): von waser macht; dann waserley oder waserlei: waserley thier es sind, in waserley unreinigkeit, auf waserley weiss — Grimm und Schmeller erklären „waser“ aus dem angeschmolzenen artikel, so dass „waser macht“ eigentlich ist „was der macht“. Nach unserm dafürhalten aber ist das „er“ zuerst in „waserley“ (waser leige) aufgetreten und zwar als weibliche genetivendung des zu einem vorschwebenden, neuen allgemeineren fragefürworte dreier endungen „waser, wase, wases“ (wie bei Oelingerus s. ob.) umgestempelten neutrums des eigentlichen und ursprünglichen fürwortes „wer, was“, da das neutrum eben als solches die erstrebte möglichste verallgemeinerung und unbestimmtheit ausdrückte und bewirkte. Erst nachdem dieses waserley (— lei) geformt war, wurde dann auch isolirt der einfache genetiv „waser“ in der bedeutung des „waserlei“ (qualis) oder besser: abgekürzt für „was er leige“ gebraucht, ohne dass wir anzunehmen benöthigt oder zu beweisen im stande wären — da die nöthigen belege fehlen — dass sich ein neues unbestimmtes fragefürwort: „waser, wase, wases, vollständig ausgebildet habe und in allen fällen der biegung gebraucht worden sei. Aehnlich wie „waser“ allein für

waserlei in gebrauch kam, wurde und wird, obwohl selten, noch jetzt das einfache „so“, für „solih“ (ahd. sô-lîh, goth. sva-leiks) gebraucht, z. b. in so thürmen gibts gespenster, kein so blocksbergreiter u. a., s. Kehrein II, § 251, 9, Anmerkung. Dem „was für einer“ entspricht als correlativ: „ein solcher,“ auch „solch einer“, „so einer“ für „solcher“ = „solcherlei“, „solcher leige einer“; so also ist „was für einer“ gleich „ein welcher,“ wofür auch „welch einer“ für „welcherlei“ oder „waserlei (leige) einer“ steht, welches letztere sich zu „waser einer“ verkürzt, mit auslassung des leicht zu ergänzenden lei = leige. — Wo bleibt nun das „für“ oder wo kommt es her? — Das volk sagt nicht „was für einer“, sondern „was ver einer, mit äusserst flüchtiger aussprache des „ver“ und deutlich vernehmbarer starker anlehnung an „was“, (so dass „ver“ gewissermassen als enklitische silbe betrachtet werden kann) oder — wie wir lieber schreiben möchten: „was wer einer“. Man sieht aus diesen schreibweisen, dass wir das „für“ als aus „ver“ oder „wer“ entstanden angesehen wissen wollen — ohne zuziehung eines geistig vorschwebenden zeitwortes, welches ein Beckersches faktitives „für“ oder ein Grimm,sches „pro“ regierte, was nach unserer meinung eben nur ein „quidproquo“, nicht aber ein „was für einer“ sein würde — und nicht umgekehrt das volksmässige ver, wer aus „für“ verderbt. — Wir betrachten, bis wir eines überzeugenden bessern belehrt werden, um es kurz zu sagen: „was für einer“ als entstanden aus „waser einer“, wofür das volk, um eine bequemere aussprache zu erzielen — man vgl. allen-t-halben, unser-t-wegen u. s. w. mit unorganisch eingeschobenem t — was wer einer oder was-ver-einer sagte und noch sagt; hieraus entstand über dem vergessen des „er“ als genetivendung aus missverständniss des volksmässigen „ver“ seitens derer, welche die volkssprache zur schriftsprache machten, das „was für einer.“ — Man kann heut noch — insbesondere in Schlesien — im volke täglich ein unbestimmtes fragefürwort „wasverlei (gleich „waserlei“) hören, und als antwort darauf das seltsam dem frageworte angebildete: allerhand-verlei, während aus dem munde der gebildeteren Schlesier ein ungeheuerliches „was-für-er-lei“ kommt, worin der kampf des verdunkelten sprachbewusstseins mit dem verfeinern- oder berichtigen-wollen der sprache deutlich zu tage tritt: man fühlt oder ahnt nur noch leise die nothwendigkeit des „er‘, als (genetiv-) endung — und doch kann das vom volke gebrauchte „ver“ in „wasverlei“ nicht richtig sein, dieses muss vom volke — wie es sonst geschieht — aus „für“ abgeschwächt sein, denn das volk spricht einen i- oder ü- laut vor r gern wie e (z. b. kerche, berne, zwern, ferchten, berge, verzig für kirche, birne, zwirn, fürchten, bürge, vierzig); — nun kann man aber doch nicht bloss „was-für-lei“ sagen, — man vermisst eben dann das „er,“ dessen nothwendigkeit man, wie gesagt, wohl noch fühlt, aber in ihrem ursprunge nicht mehr klar erkennt — darum fügt man einfach noch einmal „er“ an das zu „für“

gewordene ursprüngliche „er“ und bildet „wasfürerlei“. — Unser „was für ein“ würde demnach unorganisch aus „waser ein“ entstanden sein, und dieses bedeuten und abgekürzt sein für: „waserlei ein“ (wasfürerleiein!); nachdem dieses „für“ einmal eingetreten war, wurde es beibehalten, geläufig und für niemand mehr besonders anstössig, obenein da man sich darüber durch annahme eines vorschwebenden, es regierenden zeitworts leidlich rechenschaft geben konnte. — Nach unserer weise erklärt sich das „für“ höchst einfach und doch auch zulässig in betreff der form — und man prüfe, ob nicht auch in der bedeutung viel angemessener, als es Grimm, Becker u. andere nach ihnen bis heut gethan haben: „was für eine meinung hast du“? ist so = „waserlei-, waser-eine meinung hast du? —

Wer einigermassen die verstümmelungen oder die aus missverständniss in folge des verdunkelten sprachbewusstseins hervorgegangenen umgestaltungen und schreibweisen von wörtern kennen gelernt hat, der wird in dieser erklärung nichts vereinzelt dastehendes finden und uns nicht abgeschmacktheiten und ungereimtheiten vorwerfen. — In ganz derselben weise ist ja anerkanntermassen das verhältnisswort „während“ mit dem genetiv entstanden: „während“ ist eigentlich ein absolut gesetztes participium; „während der nacht, während des tages“ u. s. w. sind entstanden aus der participialconstruction, die man als genetivus absolutus der zeit, ähnlich dem latein. abl. abs. bezeichnen kann, nämlich aus: „währender nacht“, währendes tages“ (genet. temp: tags, nachts), so dass sich hier aus der genetivendung ein besonderer artikel abgelöst hat, wie wir behaupten, dass sich aus waserlei oder waserein die praeposition „für“ aussonderte; vergl. Grimm Gr. III, 269, u. s. Kehrein III, § 311. — Wir erinnern ferner, um einige andere beispiele von solchen missverständnissen herauszugreifen, an unser „liebstöckel“, welches im grunde gar nichts mit „lieben“ und „stock“ zu thun hat, sondern einfach eine volksmässige verstümmelung aus dem lat. ligusticum, frz. livèche ist, an das deutsche „bläuen“ in „durchbläuen“, welches das volk mit „blau schlagen“ verbindet, obwohl es das goth. bliggvan (schlagen, geisseln) ist (engl. blow), und eigentlich „bleuen“ geschrieben werden sollte, ebenso wie „treue = goth: triggva; richtig schreibt man dagegen „bleuel“ (hammer) nicht bläuel; endlich sei auf „werwolf“, „we geld“ hingewiesen, welche man gewöhnlich wehrwolf, wehrgeld geschrieben findet, obwohl sie mit „wehren“ nichts zu thun haben, sondern — das erstere wörtlich dem griech: λυκάνθρωπος gleich, — in der ersten silb e goth. vair (mann lat. vir) enthalten, so dass werwolf = mann-wolf d. h. mann (mensch), der sich in einen wolf verwandeln kann, und wergeld = mann-geld (vgl. personengeld) ist. So giebt es noch unzählige solcher beispiele, welche man sich vorführen muss, um in obiger erklärung des „für“ allerdings eine abnormale spracherscheinung, aber nichts haarsträubend seltsames zu finden.

Bonn. Felix Atzler.

# Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

---

116. Sitzung vom 14. November 1865. Herr Werner Hahn
ach über die symbolische Bedeutung der Namen in dem Eddaliede
lgi der Hundingtödter. Die Beweise für die Annahme, dass das
t in zufällige Fragmente Zerstreute ein Ganzes bildete, übergehend,
hte der Vortr. die Behauptung, dass die Symbolik in den Namen
e beabsichtigte sei, zu begründen, indem er an die Namen des Va-
landes des Helden Bralund = Gesangeshain, des Vaters Siegmund=
gverwalter, der Mutter Borghild = Burgkampf, der geschenkten Län-
Hringstadir = Rundstätte, Himinvangi = Himelsaue, Solfiöll =
hneefelder erinnerte — sie stellen den Helden als siegesgewiss, und zum
hme über die Erde hin berufen dar; der Name der Walkyrin Sigrun =
geskraft, nachdem sie Helgi gewonnen mit dem Beinamen frä Leva-
llum Liebesneigung, der des ihr bestimmten Bräutigams Hödbrod =
dersspitze; der seines Feindes Hunding, der Hündische, Unverschämte,
rächtliche sind gleichbezeichnend: dass H. von allen seinen Thaten
de von der Niederlage dieses Feindes den Namen erhält, beweist,
s er als Vernichter des schamlosen Königthums gelten soll: wenn
o Hunding in Walhall (Str. 37 des zweiten Heldenliedes) verspottet
rde: er möge gehen die Schweine füttern, so sei eine solche Aus-
isung aus dem Kreise der Helden nur der letzte Act vergeltender
rechtigkeit, der gewissermassen Odin's zu grosse Gastlichkeit bei der
fnahme rectificire, und die Scene sei nicht, mit Lüning, der einen
thum des Sammlers annehme, aus Walhall zu verweisen. Dag ferner,
dem H. zu Grunde geht, sei nicht als „Tag," sondern als „Tau"
deuten; denn die Züchtigung mit dem Tauende war dem seefahren-
n Volke wohl bekannt. Dass die That der Rache in Fjötuslundi, im
sselwalde, vollbracht wird, kennzeichnet sie als die That eines willen-
en Werkzeuges. Der ethische Gehalt des ganzen Liedes lässt sich

26*

also zusammenfassen: Ein Lied von einem Helden, der das Böse strafte und für Gerechtigkeit in den Kampf ging. Herrlich ist der Held: er gewann Ruhm und Liebe der Sieg bringenden Jungfrau. Mit ihr kam Schuld auf Helgi: statt nach der Pflicht, strebte sie, den eigenen Willen gegen den des Vaters durchzuführen; durch Sigrun verfiel H. der Strafe des Schicksals; Sigrun's eigner Bruder stellt die Gerechtigkeit wieder her. — Gegen den in der Discussion hervorgehobenen Einwand der Willkür seiner Deutung, die sich wenigstens auf Analogieen in andern Epen stützen müsse, machte Hr. Hahn geltend, dass er keine Deutung, als die rein etymologische angewendet. — Hr. Vogel sprach über die Nothwendigkeit der Annahme nur eines Casus, eines objective case im Englischen für den Dativ und Accusativ, beim Vorhandensein zweier Objecte trete nur beim Nachdruck to zum Personenobject. Dazu trete ein possessive case, der bei pronominibus die Form mine, ours etc. habe, da „in case of his arriving early enough" ganz gleich „in case of your brother's u. s. w." sei; in „they are mine" sei das regierende Substantiv so gut wie in „they are my brother's" zu ergänzen. Für das Verständniss des doppelten Ausdrucks „I was offered a dollar" und „a dollar was offered me" oder „This bed has never been slept in" sei die Annahme nur eines objective case durchaus nothwendig. — In der Discussion wurde von den Herren Mahn und Büchmann hervorgehoben, dass der Ausdruck „Declination" schon längst nur gebraucht worden, um dem Lernenden eine Norm an die Hand zu geben, wie er die deutschen Casus in der Regel wiedergeben könne. — Herr Immelmann theilte 1) die Ansprache mit, die bei der Enthüllung des Dantedenkmals am 14. Mai c. in Florenz von Giambatista Giuliani gehalten wurde (der nationale Gesichtspunkt wird in derselben einseitig aber in ergreifender Weise betont, die Verfolgung aller andern Zwecke wird ausdrücklich vertagt); 2) besprach er zwei Broschüren, welche die Wahl des zuletzt gewählten Mitgliedes der Académie française, Prévost-Paradol zum Gegenstande haben, die eine von G. Seigneur, eine persönliche Polemik in ultramontanem Sinne; die andre von Jules Janin in Form einer akademischen Antrittsrede, wie ihm geträumt sie gehalten zu haben, von literarisch-historischem Interesse, insofern sie Alfred de Vigny und die Bewegung der zwanziger Jahre höchst anziehend skizzirt.

117. Sitzung vom 27. November 1865. Hr. Elsholz zeigte an: 1) Die Frau im Sprichwort, von Otto v. Reinsberg-Düringsfeld: eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwortartigen Sentenzen über den Charakter und die Eigenthümlichkeit der Frauen, aus mehr als 60 Sprachen und Dialekten gesammelt. 2) Internationale Titulaturen, von demselben, eine Sammlung von sprichwörtlichen Phrasen, Erzählungen u. dgl., in denen sich kundgiebt, wie die einzelnen Nationen, Länder, Landschaften, Städte u. s. w. von einander denken

(der Deutsche über den Franzosen, der Pole über den Russen und so herab bis auf Schilda, Warungen u. s. w.) Aus dem sehr reichen Inhalt wurden viele zum Theil äusserst pikante und unterhaltende Proben gegeben, doch wurde bemerkt, dass Vieles mehr Buchweisheit als den frischen Sinn des Volkes verrathe; eine Controle darüber ist fast unmöglich, da von einer Beglaubigung durch Angabe von Quellen ganz abgestanden ist. — Herr Rudolph sprach im Anschluss an einen früheren Vortrag über die verschiedenen Versuche einer Vollendung des Schiller'schen Demetrius von H. Grimm, Bodenstedt, Hebbel, Maltitz, Kühne und Gruppe. Die ersten drei haben durch grössere oder geringere Hinzufügung andrer zu den von Schiller überkommenen Motiven das Sujet geändert: Grimm, indem er den eigentlichen Demetrius gerettet werden und zwei Personen des Namens gegen einander auftreten lässt, wodurch sich ein Stoff ergiebt, der mehr für ein Lustspiel geeignet wäre; Bodenstedt, der wegen seiner Kenntniss russischen Wesens zur Lösung der Aufgabe besonders berufen schien, indem er den Einfluss des Fragments zwar überall zeigt, dem Stoff aber eine breitere Basis giebt, wobei ihm die nöthige Beziehung auf den Helden nicht überall gelungen ist; Hebbel, indem er unter offenbarer Verkennung der Intention des Dichters den Helden zum Betrüger macht und so die ganze psychologische Grundlage ändert: doch ist ein Endurtheil nicht zu fällen, da die Bearbeitung unvollendet geblieben. Fr. v. Maltitz zeigt Bühnenkenntniss und deklamatorisches Talent, und sein Stück wurde mit Beifall gegeben, doch ist der Versuch missglückt, da der Verf. mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen ist, dagegen bedeutende Momente in unglücklicher Kürze gegeben und sich mehr auf hohles Pathos als auf Charakteristik gelegt hat. In Gustav Kühne's Bearbeitung (1858 in Berlin gegeben) artet der Fortschritt der Handlung fast in Ueberstürzung aus; schon im dritten Acte erscheint Demetrius als selbstbewusster Betrüger, womit der Reiz des Gegenstandes schwindet. Diesen Fehler sucht O. F. Gruppe zu vermeiden; er will mehr die angesponnenen Fäden verfolgen, als ängstlich genau sich an den Schiller'schen Plan halten; indess auch bei ihm weiss der Held bereits am Schluss des dritten Actes, wo er den Mörder des echten Demetrius niederstösst, dass er fortan nur die Rolle eines Betrügers spielen kann; während im dritten Act nach der Verwicklung des zweiten die Schürzung des Knotens erfolgen und nur der Zuschauer über das Ende des ächten Demetrius belehrt werden müsste: der Held müsste dessen unbewusst weiter getrieben werden, bis ein Zusammentreffen mit dem Mörder der Gipfelpunkt der auf Demetrius einwirkenden feindlichen Gewalten erschiene; die Lösung müsste im fünften Acte erfolgen. Bei Gruppe ist vom dritten Acte an die Sprache oft schleppend und schwerfällig, ohne Reichthum der Bilder und Glanz Schiller'scher Diction; was kaum zu bewundern, wenn man liest, das G. das Stück in einer schlaflosen Nacht entwarf und in weniger als einer Woche vollendete. — Keiner der Genannten ist daher würdig,

mit Schiller um die Palme zu ringen. — In der sich anschliessenden Discussion hob Herr Märker hervor, die Wahl des Stoffes selbst sei ein tragischer Fehlgriff von Schiller gewesen: Demetrius sei kein tragischer Held; weder die jüdische noch die russische Geschichte werde tragische Helden liefern können, weil dort die Theokratie, hier die Autokratie die demselben nöthige Freiheit erdrücke. Der über sich selbst getäuschte Held müsste, andre grossartige Motive bringen, um selbst zum grossartigen Charakter zu werden: das Motiv der blossen Täuschung entbehre jeder sittlichen Vertiefung. Herr Rudolph erwiedert, schon nach der Geschichte weiche Demetrius vom Charakter des gewöhnlichen Russen weit ab, er sei ein wirklich bedeutender Mensch; auch erscheine die Liebe zu der so bedeutenden Marina als sittliches Motiv. — Herr Märker legte einige mit Schriftzeichen sauber beschriebene Palmblätter und die Zeichnung eines Schwertes vor, welche vom Dr. Beschmann bei seinen Forschungen behufs einer Monographie über die Mongolenschlacht in dem Kirchenarchiv zu Wahlstatt aufgefunden sind: die Verzierungen des Schwertes sind persischen Charakters, eine Reihe von Zeichen scheinen sich nicht als Schrift- sondern als Planetenzeichen, vielleicht eines Horoskops, herauszustellen. Die auf den beiden Palmblättern eingegrabene Schrift ist die der tamulischen sehr ähnliche Telinga-Schrift, welche von den Engländern gewöhnlich Gentoo, oder auch Teloogoo, zuweilen Teluga genannt wird. Die Sprache, welcher diese Schrift angehört, wird nördlich und nordwestlich von Madras gesprochen.

118. Sitzung vom 12. December 1865. Herr Brunnemann sprach über: Memento, Stances et rimes par Henneguy: eine Sammlung lyrischer Gedichte, die sich neben leichter und eleganter Form namentlich durch tiefes Gefühl, heisse Liebe zur Freiheit, Glauben an eine bessere Zukunft und Toleranz gegen jeden aufrichtigen Glauben auszeichnen: eine reiche Ausbeute an Gedanken und Bildern, die Früchte tiefer Studien und auf Reisen gesammelter Erfahrungen seien darin niedergelegt. — Herr Marelle sprach nach den mitgetheilten Proben das Urtheil aus, dass bei aller Anerkennung der tüchtigen Gesinnung doch die für einen Dichter erforderliche Originalität der Gedanken wie des Styls mangle. — Herr Mahn sprach über die Etymologie der Namen „Panke“ und „Wedding;“ ersteres leitete er ab vom wendisch-slavischen bañka (Diminutiv von bañ,) Haselnussschale, Kapsel, hohles Gefäss, und hielt es für wahrscheinlich, dass der kleine See, den die Panke bilde, Anlass zu dem Namen gegeben. „Wedding“ ist ein Rest von vorslavischem Germanisch: es lässt auf ein ursprüngliches Wattinga schliessen (gleich dem Magdeburgischen Weddingen): das alte Dorf dieses Namens ging unter, und die Mühle an der Panke blieb der einzige Rest, bis seit Anfang des 17. Jahrhunderts neue Ansiedlungen sich anschlossen; das Etymon ist Wad, Furt: an der Furt war eben jene Mühle gebaut; ing ist adjektivischer Natur: Wedding als Perso-

nenname also: der an der Furt wohnende: Waddinga als Plural, kollectiv gebraucht und dann Ortsname wie „Parisii“ und ähnl.; das Magdeburger Weddingen ist Dativ; eigentlich „bei den W.“ Herr Goldbeck machte Mittheilungen über den Plan eines von ihm und Herrn Rudolph herauszugebenden Schillerlexicons. Dasselbe erstreckt sich auf die gesammten Schiller'schen Dichtwerke, wird die Elemente darstellen, aus denen Schiller's geistige Persönlichkeit erwachsen ist, indem es 1) die historischen Namen und Andeutungen registrirt, von denen viele dem grossen Publikum und selbst Fachmännern unbekannt sind (z. B. dass die Worte in der ersten Scene von „Kabale und Liebe“: „Heh, da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzosen kriegt'“ auf den damals durch Europa populären englischen Admiral Rodney gehen, der 1762 Martinique und 1781 mehrere andere Inseln in Westindien eroberte und Spanier wie Franzosen mehrfach besiegte;) dann 2) das bei Schiller so weite Gebiet des Mythologischen, bis auf die in Epithetis u. dergl. versteckten Andeutungen, 3) eine vollständige Sammlung der Personificationen; 4) ein Verzeichniss der Fremdwörter, welche namentlich eine weitgehende Aneignung des Französischen zeigen; ferner ein Glossar Schiller'scher Sprachformen und Construktionen. Endlich werden ästhetische und geschichtliche Einleitungen zu allen Stücken sich daran schliessen.

Schliesslich theilte der Vorsitzende mit, dass Se. Majestät der König der Gesellschaft wiederum für die diesjährigen öffentlichen Vorlesungen den Saal des K. Schauspielhauses bewilligt habe. Das Programm dieser zum Besten des Stipendiums für Studirende der neueren Sprachen zu haltenden Vorträge ist folgendes:

| | |
|---|---|
| I. Januar 24. | 1. Herr Prof. Dr. Foss: Adalbert Stifter. |
| II. Januar 31. | 1. Herr Dr. David Müller: Friedrich Hölderlin. |
| | 2. Herr Bourgeois: Les dames de la littérature française. |
| III. Februar 7. | 1. Herr Dr. Büchmann: Ueber Oberon. |
| IV. Februar 14. | 1. Herr Dr. Klautsch aus Brandenburg: Racine und Port Royal. |
| V. Februar 21. | 1. Herr Dr. Claus aus Stettin: Klassisch und Romantisch, in England und anderwärts. |
| | 2. Herr Dr. Gauthiot aus Falkenberg: Sur la vie et les oeuvres d'Alfred de Musset. |
| VI. Februar 28. | 1. Herr Dr. Gumlich: Ueber den Einfluss von Lessing's Laokoon auf Literatur und Kunst. |
| VII. März 7. | 1. Herr Legat.-Secret. Dr. Caratheodory: Ueber neugriechische Volkspoesie. |
| | 2. Herr Marelle: Eugénie et Maurice de Guérin. |
| VIII. März 14. | 1. Herr Dr. Zauritz: Th. B. Macaulay. |

119. Sitzung vom 9. Januar 1866. Herr Benecke gab eine umständliche und ausführliche Begründung folgender auf das Erlernen der englischen Aussprache bezüglichen Sätze:

1) Die englische Aussprache ist methodisch als ein besonderer Zweig des Unterrichts zu lehren und erfordert eine selbständige Behandlung bis zu dem Ausgangspunkte des Unterrichts.
2) Dem Unterricht in der Aussprache des Englischen muss eine Bezeichnung des Accents der Wörter und gewisser Consonanten und Vokale zu Grunde liegen.
3) Die gewählte Lautbezeichnung darf keine beliebige sein, sondern muss mit der in einem guten, verbreiteten Wörterbuche angewandten übereinstimmen.
4) Das für den ersten Unterricht benutzte Lehrbuch muss in ausgedehntem Masse von einer solchen Lautbezeichnung Gebrauch machen. Dasselbe gilt von einer methodischen Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache.
5) Ein Deutsch-Englisches Vocabulär ist nur dann von praktischem Werthe, wenn den Wörtern die Aussprachbezeichnung hinzugefügt ist, und wenn die gewählte Bezeichnung mit derjenigen übereinstimmt, welche man in einem geeigneten Wörterbuche findet.

In der folgenden Debatte nahm sich Herr Mahn der aufgestellten Sätze sehr warm an, indem er nur eine Bezeichung der Aussprache mit Zeichen, nicht mit Ziffern verlangte.

Von Seiten der Herrn Herrig, Franz, Gallenkamp und Kalisch dagegen wurde hervorgehoben: 1) dass die Absicht, den Geist des Lernenden schon auf der untersten Stufe durch Präparation auf die Aussprache productiv zu machen, nicht erreicht würde, da eine Arbeit wie das mechanische Aufsuchen und Produciren der Zeichen nicht produktiv für den Geist sei; 2) dass es nicht gerathen sei, den Lernenden für die erste Stufe produktiv zu machen, da diese wesentlich receptiv sei; 3) dass, abgesehen von der Unsicherheit der Bezeichnungen und den Schwankungen der Engländer selbst, das Vor- und Nachsprechen viva voce sicherer und übender sei; 4) dass es das Streben des Lehrers sein müsse, die Last der häuslichen Arbeiten des Schülers auf ein Minimum zu reduciren. Dieser allgemein anerkannten Forderung widerspreche das aufgestellte Princip direkt. Bei einer umfangreichen Lektüre, wie sie für Prima erforderlich sei, hiesse, die Präparation für die Aussprache verlangen, geradezu die Arbeitslast in's Unendliche vermehren. Herr Benecke bestritt sämmtliche Einwände, verwahrte sich gegen die Auslegung des Wortes „produktiv“ im Sinne der Gegner und widersprach namentlich der Behauptung, dass die Anwendung einer Aussprachebezeichnung die Schüler überbürde.

120. Sitzung vom 23. Jan. 1866. Der Vortrag des Hrn. Jung über die Frage: „Rein phonetisch oder zugleich historisch?“ suchte zunächst

das Gebiet genau abzugrenzen, auf dem der vorliegende Streitpunkt entstanden sei. Es kann nämlich jene Frage erst dann aufgeworfen werden, wenn es sich darum handelt, die aus den Lautelementen entstandenen Lautgebilde oder Wörter durch die in einer Sprache vorhandenen Schriftzeichen wiederzugeben. Die Streitfragen also, welche die schriftliche Darstellung der einzelnen Lautelemente betreffen, stehen mit jener Frage in keiner wenigstens unmittelbaren Berührung.

Der Vortrag wies nun darauf hin, wie in der Schriftweise der Völker dem aus dem Wesen dieser Schriftweise hervorgegangenen Gesetze, welches den gesprochenen Laut als einzige Norm für die Schreibung hinstellt, allmälig andre Gesetze zur Seite getreten seien, die sich auf folgende drei zurückführen liessen.

Man habe nämlich neben dem gesprochenen Laut entweder die frühere Lautgestalt oder bei fremden Lauten die fremde Schreibweise oder bei flektirbaren Lauten den Grundlaut als Norm angenommen. Es handle sich demnach bei der Frage: „Rein phonetisch oder zugleich historisch?“ darum, ob jenes ursprüngliche, einfache phonetische Gesetz nur Grundgesetz oder vielmehr alleiniges Gesetz sein solle. Um zu der Lösung dieses Streitpunktes zu gelangen, unterwarf der Vortragende die aufgestellten drei Nebengesetze ihrem wissenschaftlichen Werthe nach einer Prüfung. Indem er durch solche Prüfung ihre Haltungslosigkeit darzuthun suchte, stellte er es als Ziel einer jeden nationalen Orthographie hin, nur das phonetische Gesetz anzuerkennen; bleibe daher die praktische Frage noch dahingestellt, wie dieses Ziel bei dem gegebenen Zustande unserer Orthographie verwirklicht werde, so sei doch dies unbedingt festzuhalten, dass jedes Streben nach Verbesserung und Vereinfachung unserer Schreibweise nur dann genüge, wenn es als sein letztes Ziel die unumschränkte, alleinige Herrschaft des phonetischen Gesetzes klar vor Augen habe. Die Herren Herrig, Mahn, Michaelis, Märker, Büchmann, Sachse betheiligten sich bei der Discussion, in welcher die Schwierigkeiten, durchgreifende Aenderungen in der üblichen Orthographie einzuführen, zur Sprache kamen, während daneben geltend gemacht wurde, dass ein allmäliges Vorgehen mit einzelnen Aenderungen, wie es z. B. von Vilmar geschehen sei, thunlicher wäre. Herr Jung hielt diesen Ansichten gegenüber aufrecht, dass er in seinem Vortrage nur die theoretische, nicht die praktische Seite des Gegenstandes zur Besprechung habe bringen wollen.

Hierauf las Herr Mahn über die Etymologie der Wörter ribes, bei dem er persischen Ursprung nachwies; — über novio Bräutigam, novia Braut, die celtisch wären; — über to inveigle = to entice, ital. invogliare, zurückgeführt auf normännisch enveogler; — über lawn = 1) feine Leinewand von franz. linon und 2) Grasplatz = kymrisch llawnd(t) = land; — über jeopardy = hazard, entstanden aus jeu parti, getheiltes Spiel; — über vier Bedeutungen von van, hergeleitet aus vannus — aus altfranz. van — verkürzt aus vanguard = avant-garde —

aus caravan, persisch Kârwân, Kirwân. Ferner über dormouse = dormeuse; — über stirrup = ags. stige—rap, sti—rap (rap = rope); — über clown, entstanden aus colonus.

121. Sitzung vom 13. Februar 1866. Herr Püschel besprach: Shakspearestudien v. Gustav Rümelin, Stuttgart 1866. Das Buch macht Front gegen das Uebermass der blinden Shakspeareverehrung, indem der Verf. versucht, sich für die Würdigung des Dichters rein auf den Boden der Thatsachen zu stellen. Dass die Shakspeare'sche keine von den edelsten Theilen der Nation getragene und geförderte Nationalbühne war, dies weist er nach aus der ganzen Entwicklung des Dramas, den Verfolgungen, dem Umstande, dass die Träger der neuen Zeitideen durchaus den streng-nüchternen Reformirten, nicht dem Theaterpublikum angehörten, aus dem Urtheil der Zeitgenossen über Sh., die ihn, wie der Kritiker Th. Nash, vielmehr aus Venus und Adonis und den Sonetten kannten und schätzten, schliesslich aus Sh's eigenen Aeusserungen in den letzteren, wie: ihn schände sein Beruf u. s. w. Dies zeigt ferner die Zusammensetzung des Theaterpublikums, das ausser der jeunesse dorée auf der Bühne, den feilen Schönheiten und wenigen maskirten Bürgerfrauen, nur aus Handwerkern, Matrosen u. dergl. bestand: daher neben den gewaltigen Charakterzeichnungen die gespitzten Wortwitze für die einen, die Schlächtereien und plumpen Clownspässe für die andern. Für diese Ergebnisse wird dann die Probe an den Charakteren und Situationen in Sh's Dramen gemacht: er zeichnet keine Charaktere, deren Streben auf Bildung, Wissen, Wahrheit gegründet ist, die von weltbeglückenden Ideen beseelt werden; keine die im praktischen Berufe leben: er hat es mit den herrschenden und geniessenden, nicht mit den arbeitenden und leidenden Klassen zu thun. Seine Personen sind von beschränkten Zielen lebhaft erregt, und gehen ihren Forderungen mit unruhiger Hast nach: bei einer Fülle von Leben sind ihre Bewegungen zuckend und unruhig: überall endlich werden mehr die furchtbaren als die rührenden Accorde angeschlagen. Zur Eigenart und Lebensrichtung des Dichters übergehend, zeigt schliesslich R., wie seine eigentliche Lebens- und Kunstschule ganz das Theater gewesen: er war ganz praktischer Dramatiker, daher in seinen Schöpfungen nichts Ungeschicktes, Langweiliges: er lernte an den Schauspielern, an den Dichtern, am Publikum; aber nicht am Leben selbst, welches dem vielfach fremd blieb, der auf den Brettern lebte, die die Welt nur bedeuten. Daher die Unmotivirtheit und Unsicherheit, wo eine ernstliche Handlung auf socialem und geschichtlichem Boden steht. Der Verf. gelangt zu dem Schlusse, dass, während der Dichter so unter dem Drucke der Zeit und entgegengesetzter Bestrebungen zu leiden hatte, er bei seiner wunderbaren Begabung unter vollerer Gestaltung seiner bürgerlichen Verhältnisse oder der Gunst eines Fürsten vielleicht zu reineren und vollendeteren Schöpfungen sich er-

hoben hätte. — Herr Mahn sprach über die Etymologie von harlot und harlequin, die er, unter Zurückweisung der bisher versuchten Ableitungen, des ersteren von ardelis und ἄρδαλος, des letztren aus einem Personen- oder Teufelsnamen oder von helle, beide aus harl = karl (Karl) ableitet, und zwar mit den Deminutivendungen ot (franz.) und kin (niederd.); ferner über black guard, welches eigentlich „Gefolge des Teufels“ bedeute. — Herr Märker theilte Stellen aus „La Révolution“ von Edgar Quinet mit, in welchen die Behauptung aufgestellt wird, die französische Geschichte bis 1789 eigne sich nicht znr populären Darstellung; ferner: die Race latine besitze nicht die Kraft, auf politischem und religiösem Gebiet die leitenden Gedanken zur vollen Ausführung zu bringen. Herr Marelle vertheidigte die französische Nation gegen Q's Auffassung und versprach in einem besonderen Vortrage auf diesen Punkt zurückzukommen.

122. Sitzung vom 27. Februar 1866. Herr Marelle sprach über einige Punkte der französischen Aussprache. Man unterscheide bei uns nicht genügend zwischen der familiären und der correkten, prosodischen Aussprache. Erstere stosse Endungen ab (vot' frère, not' maison), meide zu häufiges Ueberziehen und gestatte den hiatus (monté au ciel, un éta ami, für monter au c. état a.); die Correktheit der prosodischen Aussprache würde ihr pedantisch erscheinen. — Die Pariser Abschwächung des l mouillé fast zu y, dem alten Brauch und der Etymologie widersprechend, kann geduldet, nicht als Regel aufgestellt werden, so wenig wie das mon n'ami, u. A. bei Schauspielern der Pariser Schule, und die Verflachung des a (Paris = Peris.) Da hier die Energie und Fülle des Tons der Eleganz geopfert wird, so kann diese Aussprache für Conversation und Comödie, nicht für lyrische und tragische Recitation massgebend sein. — Meist unbeachtet bleibt die verschiedene Qualität der Nasallaute und Diphthongen in Endsylben beim Aussprechen des Singular und Plural: eaux, ius, ons etc. klingen voller und länger. Häufiger Fehler der Deutschen ist das Hörbarmachen der Doppelconsonanten; dies findet nur ausnahmsweise statt, z. B. in immense. — Hauptsächlich erkennt man den Deutschen an der mangelhaften Aussprache des e muet z. B. in Eau de Cologne, welches E. d'C. zu sprechen ist. Das e wird am häufigsten nur durch ein Verweilen auf dem vorangehenden Consonanten gegeben; es kann aber nach Bedürfniss der Stimme oder Prosodie den vollen Ton von eu annehmen. Das e von de also wird nur gesprochen, wenn es den appui trägt. Die Sprache aber legt den appui gern auf eine vollere Silbe als e muet; in: c'est de l'au de Cologne schwindet das e in beiden de: so steht das e m. wie ein dehnbarer Knorpel zwischen den accentuirten Knochengliedern der Sprache. Auf diese Weise wird die Recitation eines Verses wie des Racine'schen: je ne te retiens plus erträglich durch die Aussprache Je n'... te r'...tiens pl., indem die Vibration des n

und r nach je und te möglichst lang gehalten wird. So sprach die Rachel. Die zweifelhaften Punkte der französischen Aussprache sind nur Nuancen, aber nicht unwichtig. — Eine wirklich wissenschaftliche Abhandlung über die Aussprache, gegründet auf historische und vergleichende Methode, wird noch vermisst. Sie würde das richtige Verhältniss zwischen Orthographie und Aussprache endgültig festzustellen und zwischen den Eigenthümlichkeiten von Paris und den andern grossen Städten, Orléans, Rheims, Troyes etc. zu entscheiden haben.

Herr M. wandte sich hierauf zu einer kritischen Beleuchtung der von Hrn Märker in den Sitzungen vom 10. Jan. 1865 und 13. Febr. 1866 in Bezug auf Stellen aus Nisard und Quinet ausgesprochenen Meinungen. Von Letzteren sei Nisard ein Stockfranzose (Français de la vieille roche) und verträte nur den academischen Geist, Quinet habe die Fehler des alten Geistes erkannt, und möchte den Franzosen neues Blut einflössen; er habe die Deutschen studirt, aber sich dabei dem Nationalgeist vielleicht zu sehr entfremdet. Mit seinem Tadel der Franzosen sei es wie mit Bekenntnissen und Vorwürfen in der Familie; sie seien nicht so ernst zu nehmen. — Die Aeusserung anlangend „l'égalité supprime les sommités," so sei in ihr mehr Schein als Wahrheit: égalité sei nicht Gleichmacherei, sondern könne im Gebiet der Geister nur die gleiche Möglichkeit für Alle bedeuten sich zu erheben. Wollte man nach einseitig gemachten Betrachtungen urtheilen, zu welchen Schlüssen könnte man über den Geist und die gegenseitige Achtung der Deutschen, über ihre nirgend zu findende Philosophie und Poesie der Gegenwart, über deutsche Eitelkeit und Titelsucht u. s. w. gelangen? — Es fehle bei solchen Ansichten an der richtigen Würdigung der Mission des französischen Volkes. Die Völkerpsychologie gebe noch keine positiven Resultate, und es sei überhaupt schwer über den Geist eines ganzen Volkes zu einer Formel zu kommen: auf keinen Fall dürfe man allgemeine Fehler der menschlichen Natur den Franzosen besonders anrechnen. So viel scheine sicher, dass den Franzosen eine Rolle der Vermittlung zwischen andern Raçen zugefallen sei: sie eigneten sich fremde Elemente, wie gegenwärtig das Deutsche, an; nach der Assimilation desselben würden neue Erscheinungen auftreten, welche, wie Rénan, die Früchte davon zeigten. Hier liege auch die Wahrheit des Nisard'schen Ausspruches; der deutsche Denker werde das theologische, das naturalistische, metaphysische Interesse verfolgen; der Franzose suche dagegen das Humane zum Ausdruck zu bringen, und eminente Schriftsteller in diesem Sinne habe Frankreich allerdings mehr als andre Nationen, und sie hätten Grosses in der Welt gewirkt: man denke nur an die Ideen der Toleranz, die von Frankreich ausgegangen. — Den sprachlichen Ausdruck betreffend, so sei es allerdings erforderlich, dass, um den genannten Zweck zu erreichen, der Schriftsteller einen gemeinverständlichen Stil schreibe: das sei eben so nothwendig, wie das Durchmachen der Fechtschule für den, der fechten

wolle; die richtige Mitte sei noch nicht die Mittelmässigkeit; daneben habe die Individualität Raum genug, sich zu entfalten: man dürfe sich anheischig machen, jeden namhaften französischen Schriftsteller an seinem Stil zu erkennen. — Herr Märker gab eine Erklärung dahin ab, er habe in seinen Bemerkungen namentlich auf die sprachbildende Kraft der Raçen, nicht auf den génie de la nation française allgemein hinausgewollt: die Gegensätze, in denen das Völkerleben sich bewege, seien bei den Franzosen nicht zum Ausdruck gekommen. Herr Friedberg legte gegen Aeusserungen des Redners Verwahrung ein, welche den Deutschen hauptsächlich nur die Theorie der Wissenschaft zuweisen wollten: in der Naturwissenschaft wenigstens sei es eine häufige Erscheinung, dass die Praxis andrer Länder, bei uns durch die Wissenschaft geläutert und vervollkommnet, zu jenen zurückkehre, wenn dies auch von jenen oft nicht anerkannt würde. — Herr Immelmann kritisirte ebenso einzelne Aeusserungen in Bezug auf die Philosophie. —

Der Vorsitzende machte die Mittheilung, dass eine Lösung der zum Shakspearefest 1864 gestellten Aufgabe aus London eingegangen sei. Behufs Erwerbung von Corporationsrechten, muss die Gesellschaft durch einzelne Personen nach Aussen vertreten sein. Es wurde demnach folgender Zusatzparagraph zu den Statuten von der Versammlung angenommen;

„Der Vorsitzende, Cassenführer und Secretair, resp. deren Stellvertreter, vereint, sind befugt, im Namen der Gesellschaft die sie als Corporation betreffenden Akte zu vollziehen.“

Schliesslich theilte der Vorsitzende nachstehende Shakspeare-Bemerkungen mit, welche Herr Rushton aus Liverpool eingesandt hat:

Shakspeare Illustrated by Old Authors.

(Continued.)

„There came into Aegypt a notable Oratour, whose name was Hegesias, who inveyed so much against the incommodities of this transitory life, and so highly commended death the dispatcher of all evils, as a great number of his hearers destroyed themselves, some with weapon, some with poyson, others by drowning and hanging themselves to be rid out of this vale of misery, in so much as it was feared least many moe of the people would have miscarried by occasion of his perswasions, if king Ptolomie had not made a publicke proclamation, that the Oratour should avoid the country, and no more be allowed to speake in any matter.“ The Arte of English Poesie Lib. III. Chapter II.

Will.

Now, if these men do not die well, it will be a black matter for the king, that led them to it; whom to disobey, were against all proportion of subjection.

King Henry.

So, if a son, that is by his father sent about merchandise, do sinfully miscarry upon the sea, the imputation of his wickedness, by your rule, should be imposed upon his father, that sent him; or if a servant, under his master's command, transporting a sum of money, be assailed by robbers, and die in many irreconciled iniquities, you may call the business of the

master the author of the servant's damnation: — But this is not so: tl king is not bound to answer the particular endings of his soldiers, the fa ther of his son, nor the master of his servant; for they purpose n their death, when they purpose their services.

Henry V. Act 4. Scene 1.

„Also wenn ein Sohn, der von seinem Vater zum Handel ausgesan wird, sündlich auf der See verunglückt." Schlegel.

„Om således en son, som utaf sin fader skickas ut i handel, föroly kas på hafvet som en syndare." Hagberg.

Shakspeare, after applying the word miscarry to the son and the wo die to the father, says, they, the king the father and the master, purpo not their death when they purpose their services.

Mowbray.

O, when the king did throw his warder down,
His own life hung upon the staff he threw;
Then threw he down himself; and all their lives,
That by indictment, and by dint of sword,
Have since miscarried under Bolingbroke.

2 Henry IV Act 4. Scene 1.

Seitdem verunglückt unter Bolingbroke. Schlegel.

Gått till förderfvet under Bolingbroke sedan. Hagberg.

Act V.

Scene I. — Salisbury. An open Place.

Enter the Sheriff, and Guard, with Buckingham, led to execution.

Buckingham.

Will not King Richard let me speak with him?

Sheriff.

No, my good lord; therefore be patient.

Buckingham.

Hastings, and Edward's children, Rivers, Grey,
Holy King Henry, and thy fair son Edward,
Vaughan, and all that have miscarried
By underhand corrupted foul injustice;
If that your moody discontented souls
Do through the clouds behold this present hour,
Even for revenge mock my destruction! — Richard III.

„Vaughan, und alle, die ihr seid gestürzt
Durch heimliche, verderbte, schnöde Ränke." Schlegel.
„Vaughan, och alle I som dräptu blifvit
Igenom hemliga och lömska ränker." Hagberg.

Scene III. — The same. A Room in the Palace.

Enter Queen Elizabeth, Lord Rivers, and Lord Grey.

Rivers.

Have patience, madam; there's no doubt, his majesty
Will soon recover his accustom'd health.

Grey.

In that you brook it ill, it makes him worse:
Therefore, for God's sake, entertain good comfort,
And cheer his grace with quick and merry words.

Queen Elizabeth.
If he were dead, what would betide of me?

Grey.
No other harm, but loss of such a lord.

Queen Elizabeth.
The loss of such a lord includes all harms.

Grey.
The Heavens have bless'd you with a goodly son,
To be your comforter when he is gone.

Queen Elizabeth.
Ah, he is young; and his minority
Is put into the trust of Richard Gloster,
A man that loves not me, nor none of you.

Rivers.
Is it concluded he shall be protector?

Queen Elizabeth.
It is determined, not concluded yet:
But so it must be, if the king miscarry. Richard III Act 1.

„Es ist beschlossen, noch nicht ausgemacht:
Allein es muss sein, wenn der König abgeht.“ Schlegel.

„Det är bestärndt, men ännu ej bekräftad;
Går kungen lort, så blir han utan tvifvel.“ Hagberg.

I think the word miscarry is used by Shakspeare in these passages in sense different from its ordinary meaning, signifying to die, and in this nse the reader will see that it is used by Puttenham in the extract I ıve made.

Chief Justice.
I then did use the person of your father,
The image of his power lay then in me:
And, in the administration of his law,
Whiles I was busy for the commonwealth,
Your highness pleased to forget my place,
The majesty and power of law and justice,
The image of the king, whom I presented,
And struck me in my very seat of judgment;
Whereon, as an offender to your father,
I gave bold way to my authority,
And did commit you. 2 Henry IV Act 5. Scene 2.

Injuria illata judici, seu locum tenenti regis, videtur ipsi regi illata, axime si fiat in exercentem officium. Coke 3, Institute I.

Shakspeare in this passage probably refers to this maxim or to the w which it describes. The Chief Justice says, when I did use the person f your father, etc. you struck me in my very judgment seat, whereon as ı offender to your father I did commit you, and according to this maxim, ı injury offered to a judge or one holding the place of the king, is condered to be offered to the king himself, especially if done during the xercise of the office of a judge. Also Aristotle, speaking *περι μειζοων και ελαττονων αδικηματων*, says *που γὰρ οὐκ ἂν ἀδικήσειεν, εἴ γε καὶ τῷ δικαστηρίῳ;* Rhet: Lib. I. 14.

O how her eyes and tears did lend and borrow!
Her eyes seen in the tears, tears in her eye:

Both crystals, where they view'd each other's sorrow;
Sorrow, that friendly sighs sought still to dry;
But like a stormy day, now wind, now rain,
Sighs dry her cheeks, tears make them wet again.

Venus and Adonis. 161.

His drumming heart cheers up his burning eye,
His eye commends the leading to his hand;
His hand, as proud of such a dignity,
Smoking with pride, march'd on to make his stand
On her bare breast, the heart of all her land;
Whose ranks of blue veins, as his hand did scale,
Left their round turrets destitute and pale.

Lucrece. 63.

„Ye have another sort of repetition when with the worde by which you finish your verse, ye beginne the next verse with the same, as thus:

Comforte it is for man to have a wife,
Wife chast, and wise, and lowly all her life
Or thus:

Your beauty was the cause of my first love,
Love while I live, that I may sore repent.

„The Greeks call this figure Anadiplosis, I call him the Redouble as the originall beares." Puttenham. The Arte of English Poesie. Lib. III. Chapter XIX.

In these passages Shakspeare with the word with which he finishes a verse, begins the next.

Pistol.

Pish for thee, Iceland dog! thou prick-eared cur of Iceland.

Henry V. Act 2. Scene 1.

Falstaff.

O base Assyrian knight, what is thy news?
Let king Cophetua know the truth thereof.

Silence.

And Robin Hood, Scarlet and John.

(Sings)

Pistol.

Shall dunghill curs confront the Helicons?
And shall good news be baffled?
Then, Pistol, lay thy head in Furies' lap.

2. Henry IV. Act 5. Scene 3.

Lear.

The little dogs and all,
Tray, Blanch, and Sweet-heart, see they bark at me.

Edgar.

Tom will throw his head at them: — Avaunt, you curs!
Be thy mouth or black or white,
Tooth that poisons, if it bite;
Mastiff, grey-hound, mongrel grim,
Hound, or spaniel, brach, or lym;
Or bobtail tike, or trundle-tail;
Tom will make them weep and wail:
For, with throwing thus my head,
Dogs leap the hatch, and all are fled.

Do de, de, de. Sessa. Come, march to wakes and fairs, and market :owns. — Poor Tom, thy horn is dry.

Lear. Act 3. Scene 6.

„These be the names of hounds. First, there is a Greyhound: a Bas-ard: a Mongrel: a Mastiff: a Lemner: a Spaniel; Raches Kennettis: Terriars: Butchers hounds: Dunghill dogs: Trindetails: and Prick-eared curs: and small ladies puppies, that bear away the fleas and divers mall faults.“ The Treatyses perteynynge to Hawkynge Huntynge and Fysshynge with an angle: and also a ryght noble treatise of the Lygnage of Cot Armours, endynge with a treatise which specyfyeth of blasynge of armys. Enprynted at Westmestre by Wynkyr the word the year of thyn — carnacōn of our Lorde. MCCCCLXXXXVI.

Page.

Pr'ythee, Apemantus, read me the superscription of these letters; I know not which is which.

Apemantus.

Canst not read?

Page.

No.

Apemantus.

There will little learning die then, that day thou art hanged. This is to Lord Timon; this to Alcibiades. Go; thou wast born a bastard, and thou'lt die a bawd.

Page.

Thou wast whelped a dog; and thou shalt famish, a dog's death. Answer not, I am gone.

Timon of Athens Act 2. Scene 2

Some of the uncommon names of dogs which Shakspeare mentions in these passages are given by this old author and, as the name bastard is one of them, it may be considered probable that the Page, when he says thou wast whelped a dog, plays upon the word bastard which Apemantus uses

Prospero.

Ye elves of hills, brooks, standing lakes, and groves;
And ye, that on the sands with printless foot
Do chase the ebbing Neptune, and do fly him
When he comes back; you demi-puppets, that
By moonshine do the green-sour ringlets make,
Whereof the ewe not bites.

Tempest Act 5. Scene 1.

„Your misplacing and preposterous placing is not all one in behaviour of language, for the misplacing is alwaies intollerable, but the preposterous is a pardonable fault, and many times gives a pretie grace unto the speech. We call it by a common saying to set the carte before the horse, and it may be done, eyther by a single word or by a clause of speech: by a single word thus:

And if I not performe, God let me never thrive.

For performe not: and this is some time tollerable inough, but if the word carry any notable sense, it is a vice not tollerable, as he that said praising a woman for her red lippes, thus:

A corrall lippe of hew.

Which is no good speech, because either he should have sayd no more but a corall lip, which had bene inough to declare the rednesse or els he

should have said, a lip of corrall hew, and not a corrall lip of hew. Now if this disorder be in a whole clause which carieth more sentence then a word, it is then worst of all.“ Puttenham. The Arte of English Poesie. Lib. III. Chap. XXII.

Sebastian.

I am not weary, and 'tis long to night;
I pray you let us satisfy our eyes
With the memorials, and the things of fame
That do renown this city.

Twelfth Night Act 3. Scene 3.

Thersites.

With too much blood, and too little brain, these two may run mad; but if with too much brain, and too little blood, they do, I'll be a curer of madmen. Here's Agamemnon, — an honest fellow enough, and one that loves quails; but he has not so much brain as ear-wax: And the goodly transformation of Jupiter there, his brother, the bull, — the primitive statue, and oblique memorial of cuckolds.

Troilus and Cressida Act 5. Scene 1.

Monumentum servat alicujus rei memoriam aliter interituram, eamque nobis repraesentat: and therefore a monument is called a memorial. Monumentum dicitur a monendo; quicquid enim nos monet est monumentum, ut sepulchrum, quod nos sumus mortales.

Cum tumulum cernis, tum tu mortalia spernis:
Esto memor mortis, sisque ad coelestia fortis.

Coke 3, Institute 203.

Tranio.

Sir, what are you, that offer to beat my servant?

Vincentio.

What am I, sir? nay, what are you, sir? — O immortal Gods! O fine villain! A silken doublet, a velvet hose! a scarlet cloak! and a copatain hat! — O, I am undone! I am undone! while I play the good husband at home, my son and my servant spend all at the university.

Taming of the Shrew. Act 5 Scene 1.

„In the deposition of Robert Huyck contained in Coke's Reports are these words: „I was an humble suitor unto her gracious Majesty about ten years past, that she would licence Mark Steward, Sergeant at arms, attendant upon the then Lord Keeper, to give off his attendance in his own person, to the end he might withdraw himself into the country to play the good husband at home in his own house, so long as she should permit him, and not revoke him to his former attendance, and the office should be served otherwise to her Majesty's Contentation, and the Lord Keepers well liking, the which my suit she did very graciously grant me.“ The Record of Mark Steward's case, vouched in Sir Geo. Reynel's case. Term. Pas. 21. Eliz. in B. R. Rot. I. inter placita Regina. Coke Rep. Part IX.

Lear.

Upon such sacrifices, my Cordelia,
The Gods themselves throw incense. Have I caught thee?
He that parts us, shall bring a brand from Heaven,
And fire us hence, like foxes.

Act 5. Scene 3.

Three hundred foxes toke Sampson for ire,
And all hir tayles he togeder bond:
And set the foxes tayles all on fire,
For he in every tayl had knit a brond.
And they brent all the cornes in that lond,
And all hir cliveres, and vines eke,
A thousand men he slow eke with his hond,
And had no wepen, but an asses cheke.
Chaucer. The Monkes Tale.

Was this the face, that faced so many follies,
And was at last outfaced by Bolingbroke?
A brittle glory shineth in this face:
As brittle as the glory is the face;
Richard II. Act 4. Scene 1.

Fitz.

Surrey, thou liest.

Surrey.

Dishonourable boy!
That lie shall lie so heavy on my sword.
That it shall render vengeance and revenge,
Till thou the lie-giver and that lie, do lie
In earth as quiet as thy father's scull.
Richard II. Act 4. Scene 1.

„Oh where am I?" quoth she: „in earth or heaven,
Or in the ocean drench'd, or in the fire?
What hour is this? or morn or weary even?
Do I delight to die, or life desire?
But now I lived, and life was death's annoy;
But now I died, and death was lively joy.
Venus and Adonis. 83.

„Then have ye a figure which the Latines call Traductio, and I the tranlacon: which is when ye turne and tranlace a word into many sundry shapes, as the Tailor doth his garment, and after that sort do play with him in your dittie: as thus,

Who lives in love his life is full of feares,
To lose his love, livelode or libertie;
But lively sprites that young and reckless be,
Thinke that there is no living like to theirs.

Or as one who much gloried in his owne wit, whom Persius laxed in a verse very pithily and pleasantly, thus:

Scire tuum nihil est nisi te scire, hoc sciat alter.

Which I have turned into English, not so briefly, but more at large of purpose the better to declare the nature of the figure, as thus,

Thou weenest thy wit nought worth if other weet it not
As wel as thou thyself, but a thing well I wot,
Who so in earnest weenes, he doth in mine advise,
Shew himselfe witlesse, or more wittie than wise.

Here you see how in the former rime this word life is tranlated into live, live, a living, lively, livelode: and in the latter rime this word wit is translated into weete, weene, wotte, witlesse, witty and wise: which come all from one originall."

Puttenham. The Arte of English Poesie. Lib. III. Chap. XIX.

XXVII.

Weary with toil, I haste me to my bed,
    The dear repose for limbs with travel tired;
But then begins a journey in my head,
    To work my mind, when body's work's expired:

Sonnet.

*ἤματα μὲν γὰρ τέρπο'μ' ὀδυρομένη, γοόωσα,*
*ἔς τέμὰ ἔργ' ὁρόωσα καὶ ἀμφιπόλων ἐνὶ οἴκῳ·*
*αὐτὰρ ἐπὴν νὺξ ἔλθῃ, ἕλῃσί τε κοῖτος ἅπαντας,*
*κεῖμαι ἐνὶ λέκτρῳ, πυκιναὶ δέ μοι ἄμφ' ἀδινὸν κῆρ*
*ὀξεῖαι μελεδῶναι ὀδυρομένην ἐρέθουσεν.* 517.

Homer. *ΟΔΥΣΣΕΙΑΣ. Τ.*

Armado.

How canst thou part sadness and melancholy, my tender juvenal?

Moth.

By a familiar demonstration of the working, my tough senior?

Armado.

Why tough senior? why tough senior?

Moth.

Why tender juvenal? why tender juvenal?

Armado.

I spoke it, tender juvenal, as a congruent epitheton, appertaining to thy young days, which we may nominate tender.

Moth.

And I, tough senior, as an appertinent title to your old time, which we may name tough.

Love's Labour's Lost. Act 1. Scene 2.

In this passage Shakspeare may refer to the figure Epitheton or the Qualifier, thus described by Puttenham:

„When ye will speak giving every person or thing besides his proper name a qualitie by way of addition whether it be good or of bad it is a figurative speach of audible alteration, so is it also of sence as to say:

Fierce Achilles, wise Nestor, wilie Ulysses,
Diana the chast and thou lovely Venus:
With thy blind boy that almost never misses,
But hits our hartes when he levels at us.

Or thus commending the Isle of Great Brittaine:

Albion hugest of Westerne Ilands all,
Soyle of sweete ayre and of good store:
God send we see thy glory never fall,
But rather daily grow more and more.

Or as we sang of our Soveraigne Lady giving her these Attributes besides her proper name:

Elizabeth regent of the great Brittaine Isle,
Honour of all regents and of Queenes.

But if we speake thus not expressing her proper name Elizabeth, videl.

The English Diana, the great Britton mayde.

„Then is it not by Epitheton or figure of Attribution but by the figures Antonomasia or Periphrasis.“ The Arte of English Poesie. Lib III. Chapter XVI.

ıado .calls Moth tender Juvenal „giving him a quality by way of ad-ın," namely the adjective tender; and the reader will see, that Shak-ıre, in this passage, also uses the word epitheton, which Puttenham tions in naming and describing this figure.

Rosalind.

O, I know where you are: — Nay, 'tis true; there was never any thing ıudden, but the fight of two rams, and Cæsar's thrasonical brag of — I e, saw and overcame: For your brother and my sister no sooner met, they looked; no sooner looked, but they loved; no sooner loved-they sighed; no sooner sighed, but they asked one another the son; no sooner knew the reason, but they sought the remedy; and hese degrees have they made a pair of stairs to marriage, which they climb incontinent, or else be incontinent before marriage: they are in very wrath of love, and they will together; clubs cannot part them.

As You Like It. Act 5. Scene 2.

Dromio.

She is so hot, because the meat is cold;
The meat is cold, because you come not home;
You come not home, because you have no stomach;
You have no stomach, having broke your fast;
But we, that know what 'tis to fast and pray,
Are penitent for your default to-day.

Comedy of Errors. Act 1. Scene 2.

„Ye have a figure which as well by his Greeke and Latine originals, also by allusion to the maner of a mans gate or going may be called marching figure, for after the first steppe all the rest proceede by dou, the space, and so in our speach one word proceedes double to the first was spoken, and goeth as it were by strides or paces: it may as well alled the clyming figure, for Clymax is as much as to say as a ladder, n one of our Epitaphes shewing how a very meane man by his wisedome good fortune came to great estate and dignitie.

His virtue made him wise, his wisdome brought him wealth,
His wealth wan many friends, his friends made much supply:
Of aides in weale and woe in sicknesse and in health,
Thus came he from a low, to sit in seate so hye.

as I hear de Mehune, the French Poet.

Peace makes plentie, plentie makes pride,
Pride breeds quarrell, and quarrell brings warre:
Warre brings spoile, and spoile povertie,
Povertie pacience, and pacience peace:
So peace brings warre, and warre brings peace.

tenham. The Arte of English Poesie. Lib III. Chap. XIX.

In these passages Shakspeare may refer to the marching figure. Ro-nd makes „one word proceed double to the first that was spoken," thus, ›ur brother and my sister no sooner met, but they looked; no sooner ced, but they loved; no sooner loved, but they sighed, no sooner sighed, they asked one another the reason; no sooner knew the reason, but y sought the remedy" etc. and she says besides „in these degrees have y made a pair of stairs to marriage which they will climb, — and tenham says „it may be called the clyming figure, for Clymax is as ch as to say as a ladder„ etc.

— Common mother, thou,
(Digging.)
Whose womb unmeasurable, and infinite breast,
Teems, and f e e d s a l l; whose self-same mettle
Whereof thy proud child, arrogant man, is puff'd,
Engenders the black toad, and adder blue,
The gilded newt, and eyelèss venom'd worm,
With all the abhorred births below crisp heaven,
Whereon Hyperion's quickening fire doth shine;
Yield him, who all thy human sons doth hate,
From forth thy plenteous bosom one poor root!
Timon of Athens Act 4 Scene 3.

Quare etiam atque etiam maternum nomen adepta
Terra tenet merito, quòniam genus ipsa creavit
Humanum, atque animal prope certo tempore sudit
Omne, quod in magnis bacchatur montibu' passim,
Aëriasque simul volucreis variantibu' formis. 823.
Lucretius. Lib. V.

*Γαῖαν παμμήτειραν ἀείσομαι, ἠϋθέμεθλον,*
*πρεσβίστην, ἣ φέρβει ἐπὶ χθονὶ πάνθ', ὁπόσ' ἔστιν,*
*ἠμὲν ὅσα χθόνα δῖαν ἐπέρχεται, ἠδ' ὅσα πόντον,*
*ἠδ' ὅσα πωτῶνται τάδε φέρβεται ἐκ σέθεν ὄλβον.*
*'Εκ σέο δ' εὔπαιδές τε καὶ εὔκαρποι τελέθουσιν,*
*πότνια.*
Homer. *ΕΙΣ ΤΗΝ ΜΗΤΕΡΑ ΠΑΝΤΩΝ.*

I will quote a few passages to show how often Shakspeare makes the same word begin many verses one after another.

Doubt thou, the stars are fire;
Doubt, that the sun doth move;
Doubt truth to be a liar:
But never doubt, I love.
Hamlet Act 2 Scene 2.

Dem. Why makest thou it so strange?
She is a woman, therefore may be woo'd;
She is a woman, therefore may be won;
She is Lavinia, therefore must be loved.
Titus Andronicus Act 2 Scene 1.

They brought one Pinch, a hungry lean-faced villain,
A mere anatomy, a mountebank,
A thread-bare juggler, and a fortune-teller;
A needy, hollow-eyed, sharp-looking wretch,
A living dead man: this pernicious slave,
Forsooth, took on him as a conjurer;
Comedy of Errors Act 5 Scene 1.

Thou elvish-mark'd, abortive, rooting hog!
Thou that wast seal'd in thy nativity
The slave of nature, and the son of hell!
Thou slander of thy mother's heavy womb!
Thou loathed issue of thy father's loins!
Thou rag of honour! thou detested—
Richard III Act 1 Scene 3.

And now, my honey love,
Will we return unto thy father's house,

And revel it as bravely as the best:
With silken coats, and caps, and golden rings,
With ruffs, and cuffs, and farthingales, and things;
With scarfs, and fans, and double change of bravery,
With amber bracelets, beads, and all this knavery,
What, hast thou dined? The tailor stays thy leisure,
To deck thy body with his ruffling treasure.
Taming of Shrew Act 4 Scene 3.

Cap. All things, that we ordained festival,
Turn from their office to black funeral:
Our instruments, to melancholy bells;
Our wedding cheer, to a sad burial feast;
Our solemn hymns to sullen dirges change;
Our bridal flowers serve for a buried corse,
And all things change them to the contrary.
Romeo and Juliet Act 4 Scene 5.

Ant. S. There's not a man I meet, but doth salute me
As if I were their well-acquainted friend;
And every one doth call me by my name.
Some tender money to me, some invite me;
Some other give me thanks for kindnesses;
Some offer me commodities to buy:
Comedy of Errors Act 4 Scene 3.

Tam. If thou did'st know me, thou wouldst talk with me.
Tit. I am not mad; I know thee well enough:
Witness this wretched stump, these crimson lines:
Witness these trenches, made by grief and care;
Witness the tiring day, and heavy night;
Witness all sorrow, that I know thee well
For our proud empress, mighty Tamora:
Titus Andronicus Act 5 Scene 2.

In thy faint slumbers, I by thee have watch'd,
And heard thee murmur tales of iron wars:
Speak terms of manage to thy bounding 'steed;
Cry, Courage!—to the field! And thou hast talk'd
Of sallies, and retires; of trenches, tents,
Of palisadoes, frontiers, parapets;
Of basilisks, of cannon, culverin;
Of prisoners' ransome, and of soldiers slain,
And all the 'currents of a heady fight.
1 Henry IV. Act 2 Scene 3.

Som. Judge you, my Lord of Warwick, then between us.
Warw. Betweeu two hawks, which flies the higher pitch,
Between two dogs, which hath the deeper mouth,
Between two blades, which bears the better temper,
Between two horses, which doth bear him best,
Between two girls, which hath the merriest eye,
I have, perhaps, some shallow spirit of judgment:
1 Henry VI. Act 2 Scene 4.

That hand, which had the strength, even at your door
To cudgel you, and make you take the hatch;
To dive, like buckets, in concealed wells:
To crouch in litter of your stable planks;
To lie, like pawns, lock'd up in chests and trunks;

To hug with swine; to seek sweet safety out
In vaults and prisons.
King John Act 5 Scene 2.

King Richard.

With mine own tears I wash away my balm,
With mine own hands I give away my crown,
With mine own tongue deny my sacred state,
With mine own breath release all duteous oaths;
All pomp and majesty I do forswear;
My manors, rents, revenues, I forego;
My acts, decrees, and statutes, I deny:
God pardon all oaths, that are broke to me!
God keep all vows unbroke, are made to thee!
Richard II. Act 4 Scene 1.

This royal throne of kings, this scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi-paradise;
This fortress, built by nature for herself,
Against infection, and the hand of war;
This happy breed of men, this little world;
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Or as a moat defensive to a house,
Against the envy of less happier lands;
This blessed plot, this earth, this realm, this England,
This nurse, this teeming womb, of royal kings,
Richard II. Act 2 Scene 1.

Hel. Not my virginity yet.
There shall your master have a thousand loves,
A mother, and a mistress, and a friend,
A phœnix, captain, and an enemy,
A guide, a goddess, and a sovereign,
A counsellor, a traitress, and a dear;
His humble ambition, proud humility,
His jarring concord, and his discord dulcet,
His faith, his sweet disaster; with a world
Of pretty, fond, adoptious christendoms,
That blinking Cupid gossips.
All's Well That Ends Well Act 1 Scene 1.

You look pale, and gaze,
And put on fear, and cast yourself in wonder,
To see the strange impatience of the heavens:
But, if you would consider the true cause,
Why all these fires, why all these gliding ghosts,
Why birds, and beasts, from quality and kind;
Why old men, fools, and children calculate;
Why all these things change, from their ordinance,
Their natures, and pre-formed faculties,
To monstrous quality; why, you shall find,
That Heaven hath infused them with these spirits,
To make them instruments of fear and warning
Unto some monstrous state,
Julius Caesar Act 1 Scene 3.

K. Rich. What must the king do now? Must he submit?
The king shall do it. Must he be deposed?
The king shall be contented. Must he lose
The name of king? o' God's name, let it go:
I 'll give my jewels, for a set of beads;
My gorgeous palace, for a hermitage;
My gay apparel, for an alms-man's gown;
My figured goblets, for a dish of wood;
My sceptre, for a palmer's walking-staff;
My subjects, for a pair of carved saints;
And my large kingdom for a little grave,
A little little grave, an obscure grave:—
Richard II. Act 3 Scene 3.

O God! methinks it were a happy life,
To be no better than a homely swain;
To sit upon a hill, as I do now,
To carve out dials quaintly, point by point,
Thereby to see the minutes, how they run:
How many make the hour full complete,
How many hours bring about the day,
How many days will finish up the year,
How many years a mortal man may live.
When this is known, then to divide the times:
So many hours must I tend my flock;
So many hours must I take my rest;
So many hours must I contemplate:
So many hours must I sport myself;
So many days my ewes have been with young;
So many weeks ere the poor fools will yean;
So many years ere I shall shear the fleece;
So minutes, hours, days, weeks, months, and years,
Pass'd over to the end they were created,
Would bring white hairs unto a quiet grave.
3 Henry VI. Act 2 Scene 5.

127

Thou makest the vestal violate her oath;
Thou blow'st the fire when temperance is thaw'd:
Thou smother'st honesty, thou murder'st troth;
Thou foul abettor! thou notorious bawd!
Thou plantest scandal, and displacest laud:
Thou ravisher, thou traitor, thou false thief,
Thy honey turns to gall, thy joy to grief!

128

„Thy secret pleasure turns to open shame,
Thy private feasting to a public fast;
Thy smoothing titles to a ragged name;
Thy sugar'd tongue to bitter wormwood taste:
Thy violent vanities can never last.
How comes it then, vile Opportunity,
Being so bad, such numbers seek for hee?

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

132

„Guilty thou art of murder and of theft;
Guilty of perjury and subornation;
Guilty of treason, forgery, and shift;

Guilty of incest, that abomination:
An accessary by thine inclination
To all sins past, and all that are to come,
From the creation to the general doom.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

135

„Time's glory is to calm contending kings?
To unmask falsehood, and bring truth to light,
To stamp the seal of time in aged things,
To wake the morn, and sentinel the night,
To wrong the wronger, till he render right:
To ruinate proud buildings with thy hours,
And smear with dust their glittering golden towers:

136

„To fill with worm-holes stately monuments.
To feed oblivion with decay of things,
To blot old books and alter their contents,
To pluck the quills from ancient ravens' wings;
To dry the old oak's sap, and cherish springs;
To spoil antiquities of hammer'd steel,
And turn the giddy round of fortune's wheel:

137

„To shew the beldame daughters of her daughter,
To make the child a man, the man a child,
To slay the tiger that doth live by slaughter,
To tame the unicorn and lion wild;
To mock the subtle, in themselves beguiled;
To cheer the ploughman with increaseful crops,
And waste huge stones with little water-drops

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

141

Let him have time to tear his curled hair,
Let him have time against himself to rave,
Let him have time of Time's help to despair,
Let him have time to live a loathed slave,
Let him have time a beggar's orts to crave,
And time to see one that by alms doth live
Disdain to him disdained scraps to give.
Lucrece.

This sort of repetition is thus described by Puttenham.

„Repitition in the first degree we call the figure of Report according to the Greeke originall, (Anaphora) and is when we make one word begin, and as they are wont to say, lead the daunce to many verses in sute, as thus:

To thinke on death it is a miserie,
To thinke on life it is a vanitie:
To thinke on the world verily it is,
To thinke that heare man hath no perfit blisse.

And this written by sir Wálter Raleigh of his greatest mistresse in most excellent verses:

In vayne mine eyes in vaine you wast your teares,
In vayne my sighs the smokes of my despaires:
In vayne you search th' earth and heavens above,
In vayne ye seeke, for fortune keeps my love.

as the buffon in our enterlude called Lustie London said very knavishly :e himselfe.

Many a faire lasse in London towne,
Many a bawdie basket borne up and downe:
Many a broker in a thred bare gowne.
Many a bankrowte scarce worth a crowne
In London.“

ıe Arte of English Poesie. Lib. III. Chap. XIX.

ıd' sometimes Shakspeare begins many verses in succession with a :tion, thus,

If ever you have look'd on better days,
If ever been where bells have knoll'd to church,
If ever sat at any good man's feast,
If ever from your eyelids wiped a tear,
And know what 'tis to pity, and be pitied,
Let gentleness my strong enforcement be:
In the which hope, I blush, and hide my sword.
As You Like St. Act 2 Scene 7.

Tro. This she? no, this is Diomed's Cressida:
If beauty have a soul, this is not she;
If souls guide vows, if vows be sanctimony,
If sanctimony be the gods' delight,
If there be rule in unity itself:
This was not she.
Troilus and Cressida Act 5 Scene 2.

Prince. Seal up the mouth of outrage for a while,
Till we can clear these ambiguities,
And know their spring, their head, their true descent;
And then will I be general of your woes,
And lead you even to death: Meantime forbear,
And let mischance be slave to patience.—
Romeo and Juliet Act 5 Scene 3.

Don Pedro.
I know, we shall have revelling to-night;
I will assume thy part in some disguise,
And tell fair Hero I am Claudio;
And in her bosom I'll unclasp my heart,
And take her hearing prisoner with the force
And strong encounter of my amorous tale:
Then, after, to her father will I break;
And, the conclusion is, she shall be thine:
In practice let us put it presently.
Much Ado Act 1 Scene 1.

I stood upon the hatches in the storm:
And when the dusky sky began to rob
My earnest-gaping sight of thy land's view,
I took a costly jewel from my neck,—
A heart it was, bound in with diamonds,—
And threw it towards thy land,—the sea received it;
And so, I wish'd, thy body might my heart:
And even with this, I lost fair England's view,
And bid mine eyes be packing with my heart;
And call'd them blind and dusky spectacles,
For losing ken of Albion's wished coast.
2 Henry VI. Act 3 Scene 2.

Prin. We are wise girls, to mock our lovers so.
Ros. They are worse fools to purchase mocking so.
That same Biron I'll torture ere I go.
O, that I knew he were but in by the week!
How I would make him fawn, and beg, and seek;
And wait the season, and observe the times,
And spend his prodigal wits in bootless rhymes:
And shape his service all to my behests;
And make him proud to make me proud that jests!
So portent-like would I o'ersway his state,
That he should be my fool, and I his fate.
Love's Labour's Lost Act 5 Scene 2.

Const. No, I defy all counsel, all redress,
But that, which ends all counsel, true redress,
Death, death:—O amiable lovely death!
Thou odoriferous stench! sound rottenness!
Arise forth from the couch of lasting night,
Thou hate and terror to prosperity,
And I will kiss thy detestable bones;
And put my eye-balls in thy vaulty brows;
And ring these fingers with thy household worms;
And stop this gap of breath with fulsome dust,
And be a carrion monster like thyself:
Come, grin on me; and I will think thou smilest,
And buss thee ass thy wife! Misery's love
O, come to me!
King John Act 3 Scene 4.

Immortal gods, I crave no pelf:
I pray for no man but myself:
Grant I may never prove so fond,
To trust man on his oath or bond;
Or a harlot, for her weeping;
Or a dog, that seems a sleeping;
Or a keeper with my freedom;
Or my friends, if I should need' em.
Amen. So fall to't:
Rich men sin, and I eat root.
Timon of Athens Act 1 Scene 2.

Alas! how should you govern any kingdom,
That know not how to use ambassadors;
Nor how to be contented with one wife:
Nor how to use your brothers brotherly;
Nor how to study for the people's welfare;
Nor how to shrowd yourself from enemies?

Why should the worm intrude the maiden bud?
Or hateful cuckoos hatch in sparrows' nests?
Or toads infect fair founts with venom mud?
Or tyrant folly lurk in gentle breasts?
Orkings be breakers of their own behests?
But no perfection is so absolute,
That some impurity doth not pollute.
Lucrece.

LXVI.

„Tired with all these, for restful death I cry,—
As, to behold desert a beggar born,

And needy nothing trimm'd in jollity,
  And purest faith unhappily forsworn,
And gilded honour shamefully misplaced,
  And maiden virtue rudely strumpeted,
And right perfection wrongfully disgraced,
  And strength by limping sway disabled,
And art made tongue-tied by authority.
  And folly (doctor-like) controlling skill,
And simple truth miscall'd simplicity,
  And captive good attending captain ill:
Tired with all these, from these would I be gone,
Save that, to die, I leave my love alone.

Sonnet.

A manner of construction which Puttenham contrasts with the figure of ırt, in these words.

„Quite contrary to this ye have another maner of construction which called (Polisindeton) we may call him the (couple clause) for that clause is knit and coupled together with a conjunctive, thus.

And I saw it, and I say it and I
Will swear it to be true.

ıight the Poesie of Cæsar have bene altered thus:

I came, and I saw, and I overcame.

wrote these verses after the same sort.

For in her mynde no thought there is,
But how she may be true iwis:
And tenders thee and all thy heale,
And wisheth both thy health and weale:
And this thine owne, and so she sayes,
And cares for thee ten things and wayls.

Arte of English Poesie Lib. III. Chap. XVI.

Lear.

I have seen the day, with my good biting falchion
I would have made them skip: I am old now,
And these same crosses spoil me.

Act 5 Scene 3.

Othello.

I have seen the day,
That with this little arm and this good sword,
I have made my way through more impediments
Than twenty times your stop.

Act 5 Scene 2.

Shal. Have with you, mine host.

Page. I have heard, the Frenchman hath good skill in his rapier.

Shal. Tut, sir, I could have told you more: In these times you stand ıistance, your passes, stoccadoes, and I know not what: 'tis the heart, er Page; 'tis here, 'tis here. I have seen the time, with my long sword, uld have made you four tall fellows skip like rats.

Merry Wives Act 2 Scene 1.

*ῥώμη γὰρ ἐκλέλοιπεν ἥν πρὶν εἴχομεν.*
*γῆρα δὲ τρομερὰ γυῖα κἀμαυρὸν σθένος.*
*εἰ δ' ἦν νέος τε κἄτι σώματος κρατῶν,*
*λαβὼν ἂν ἔγχος τοῦδε τοὺς ξανθοὺς πλόκους*
*καθημάτωσ' ἄν, ὥστ' Ἀτλαντικῶν πέρα*
*φεύγειν ὅρων ἂν δειλίᾳ τοὐμὸν δόρυ.* 235

Euripides. *ΗΡΚΑΛΗΣ ΜΑΙΝΟΜΕΝΟΣ.*

Amphitryo, Lear, Othello and Shallow, all speak of what they would or could have done, with their swords, had they not been old.

Enter WINCHESTER, attended by a train of Servants in tawny coats.
Win. How now, ambitious Humphrey, what means this?
Glo. Piel'd priest, dost thou command me to be shut out?
Win. I do, thou most usurping proditor,
And not protector of the king or realm.
Glo. Stand back, thou manifest conspirator;
Thou, that contrivedst to murder our dead lord;
Thou, that givest whores indulgences to sin:
I 'Il canvass thee in thy broad cardinal's hat,
If thou proceed in this thy insolence.
Win. Nay, stand thou back, I will not budge a foot;
This be Damascus, be thou cursed Cain
To slay thy brother Abel, if thou wilt.
Glo. I will not slay thee, but I 'll drive thee back;
Thy scarlet robes, as a child's bearing-cloth
I 'll use to carry thee out of this place.
Win. Do what thou darest; I beard thee to thy face.
Glo. What? am I dared, and bearded to my face?—
Draw, men, for all this privileged place;
Blue-coats to tawny-coats. Priest, beware your beard;
(Gloster and his men attack the Bishop)
I mean to tug it, and to cuff you soundly;
Under my feet I stamp thy cardinal's hat;
In spite of pope or dignities of church,
Here by the cheeks I 'll drag thee up and down.
1 Henry VI. Act 1 Scene 3.

The Bishop is attacked in or near to the Tower which was a privileged place. „Peter Burchet prisoner in the Tower, stroke within the Tower John Longworth his keeper (who stood in a window reading of the Bible) with a billet on the head behind, whereby blood was shed, and death instantly ensued: this being without any provocation was adjudged murder, for which he was attainted, and before his execution (which was in the Strand over against Somerset-house) his right hand was first strucken off, by force of the statute cf. 33 H. 8. for that the Tower was one of the Queens standing houses or Palaces.“ Coke 3. Inst. Cap. 55.

Constance.

Lame, foolish, crooked, swart, prodigious,
King John Act 3 Scene 1.

Enobarbus.

Ho! hearts, tongues, figures, scribes, bards, poets, cannot
Think, speak, cast, write, sing, number, ho, his love
To Antony. Antony and Cleopatra Act 3 Scene 2.

X.

Beauty is but a vain and doubtful good,
A shining gloss, that fadeth suddenly;
A flower that dies, when first it 'gins to bud;
A brittle glass that 's broken presently;
A doubtful good, a gloss, a glass, a flower,
Lost, faded, broken, dead within an hour.
The Passionate Pilgrim.

La Cap. Accursed, unhappy, wretched, hateful day!
Most miserable hour, that e'er time saw

In lasting labour of his pilgrimage!
But one, poor one, one poor and loving child,
But one thing to rejoice and solace in,
And cruel death hath catch'd it from my sight.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Par. Beguiled, divorced, wronged, spited, slain!
Most detestable death, by thee beguiled,
By cruel, cruel thee quite overthrown!—
O love! O life!—not life, but love in death!
Cap. Despised, distressed, hated, martyr'd kill'd!—
Romeo and Juliet Act 4 Scene 4.

Mal. But I have none: The king-becoming graces,
As justice, verity, temperance, stableness,
Bounty, perseverance, mercy, lowliness,
Devotion, patience, courage, fortitude,
I have no relish of them; but abound
In the division of each several crime,
Acting it many ways.
Macbeth Act 4 Scene 3.

„We use sometimes to proceede all by single words, without any close )upling, saving that a little pause or comma is given to every word. figure for pleasure may be called in our vulgar the cutted comma, hat there cannot be a shorter division than at every words end. The kes in their language call it short language, (Brachiologia) as thus,

Envy, malice, flattery, disdaine,
Avarice, deceit, falshed, filthy gaine.

If this loose language be used, not in single words, but in long clauses, called Asindeton, and in both cases we alter in that fashion, when r we be earnest, or would seeme to make hast.“ Puttenham. The of Poesie. Lib. III. Chap. XIX.

Shakspeare frequently uses this figure, and in the few passages I have ed the reader will see that some of the verses, — to use Puttenham's lan- e, — „proceede all by single words without close or coupling, saving that tle pause or comma is given to every word,“ — thus,

Lady Capulet.

Accursed, unhappy, wretched, hateful day!

Paris.

Beguiled, divorced, wronged, spited, slain!

Capulet.

Despised, distressed, hated, martyr'd, kill'd.

It may be said that Shakspeare does not use this figure in this passage use Lady Capulet does not proceed entirely by single words, for a na does not separate the adjective „hateful“ from the noun „day;“ in the last line which Puttenham uses in illustration of the „cutted na,“ the adjective „filthy“ is not separated by a comma from the noun a.“

A jest's prosperity lies in the ear
Of him that hears it, never in the tongue
Of him that makes it:
Love's Labour's Lost Act 5 Scene 2.

*καίτοι ἔγωγ᾽ ὁρῶ τῆς τῶν λεγόντων δυνάμεως τοὺς ἀκούοντας τὸ πλεῖστον κυρίους· ὡς γὰρ ἂν ὑμεῖς ἀποδέξησθε καὶ πρὸς ἕκαστον ἔχητ᾽ εὐνοίας, οὕτως ὁ γέλων ἔδοξε φρονεῖν.*

*ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΣΤΕΦΑΝΟΥ* 318.

Const. Grief fills the room up of my absent child,
Lies in his bed, walks up and down with me;
Puts on his pretty looks, repeats his words,
Remembers me of all his gracious parts,
Stuffs out his vacant garments with his form;
Then have I reason to be fond of grief.
Fare you well: had you such a loss as I,
I could give better comfort than you do. —
I will not keep this form upon my head,
When there is such disorder in my wit.
O lord! my boy, my Arthur, my fair son!
My life, my joy, my food, my all the world!
My widow-comfort, and my sorrows' cure.

King John Act 3 Scene 4.

*ΚΙΝΗΣΙΑΣ.*

*ταχύ νυν πάνυ.*
865 *ὡς οὐδεμίαν ἔχω γε τῷ βίῳ χάριν,*
*ἐξ οὗπερ αὐτὴ 'ξῆλθεν ἐκ τῆς οἰκίας·*
*ἀλλ᾽ ἄχθομαι μὲν εἰσιών, ἔρημα δὲ*
*εἶναι δοκεῖ μοι πάντα· τοῖς δὲ σιτίοις*
*χάριν οὐδεμίαν οἶδ᾽ ἐσθίων. ἔστυκα γάρ.*

Aristophanes. *ΛΥΣΙΣΤΡΑΤΗ.*

Claud. Death is a fearful thing.
Isab. And shamed life a hateful.
Claud. Ay, but to die, and go we know not where;
To lie in cold obstruction, and to rot;
This sensible warm motion to become
A kneaded clod; and the delighted spirit
To bathe in fiery floods, or to reside
In thrilling regions of thick-ribbed ice;
To be imprison'd in the viewless winds,
And blown with restless violence round about
The pendent world; or to be worse than worst
Of those, that lawless and uncertain thoughts
Imagine howling! —'tis too horrible!
The weariest and most loathed worldly life,
That age, ache, penury, and imprisonment
Can ay on nature, is a paradise
To what we fear of death.

Measure for Measure Act 3 Scene 1.

*τὸ φῶς τόδ᾽ ἀνθρώποισιν ἥδιστον βλέπειν*
*τὰ νέρθε δ᾽ οὐδέν· μαίνεται δ᾽ ὃς εὔχεται*
*θανεῖν. κακῶς ζῆν κρεῖσσον ἢ θανεῖν καλῶς.* 1252.

Euripides. *ΙΦΙΓΕΝΕΙΑ Η ΕΝ ΑΥΛΙΔΙ.*

Queen Margaret.

Butchers and villains, bloody cannibals!
How sweet a plant have you untimely cropp'd!
You have no children, butchers! if you had,
The thought of them would have stirr'd up remorse:

3 Henry VI. Act 5 Scene 5.

Rosse. Your castle is surprised; your wife and babes,
Savagely slaughter'd; to relate the manner,
Were, on the quarry of these murder'd deer,
To add the death of you.

Mal. Merciful Heaven! —
What, man! ne'er pull your hat upon your brows;
Give sorrow words: the grief, that does not speak,
Whispers the o'er-fraught heart, aud bits it break.
Macd. My children too?
Rosse. Wife, children, servants, all
That could be found.
Macd. And I must be from thence!
My wife kill'd too?
Rosse. I have said.
Mal. Be comforted:
Let's make us med'cines of our great revenge,
To cure this deadly grief.
Macd. He has no children. —

Macbeth. Act 4 Scene 3.

*πρόσπιπτε δ' οἰκτρῶς τοῦδ' 'Οδυσσέως γόνυ,*
*καὶ πεῖθ'. ἔχεις δὲ πρόφασιν· ἔστι γὰρ τέκνα*
*καὶ τῷδε, τὴν σὴν 'εστ' ὤποικτεῖραι τυχην.* 341.

Euripides. *EKABH*

„The eare having received his due satisfaction by the auricular figures, must the mind also be served, with his naturall delight by figures ɔle such as by alteration of intendments affect the courage, and give ɔd liking to the conceit. And first, single words have their sense and ·standing altered and figured many wayes, to wit, by transport, abuse, e-naming, new-naming, change of name. This will seeme very dark to unlesse it be otherwise explained more particularly: and first of sport."

Bru. What a blunt fellow is this grown to be:
He was quick mettle, when he went to school.
Cas. So is he now, in execution
Of any bold or noble enterprise,
However he puts on this tardy form.
This rudeness is a sauce to his good wit,
Which gives men stomach to digest his words
With better appetite.

Julius Caesar Act 1 Scene 2.

Adr. Say, is your tardy master now at hand?
Dro. E. Nay, he is at two hands with me, and that my two ears can witness.
Adr. Say, didst thou speak with him? know'st thou his mind?
Dro. E. Ay, ay, he told his mind upon mine ear:
Beshrew his hand, I scarce could understand it.
Luc. Spake he so doubtfully, thou couldst not feel his meaning?
Dro. E. Nay, he struck so plainly, I could too well feel his blows: and withal so doubtfully, that I could scarce understand them.

Comedy of Errors Act 2 Scene 1.

„There is a kinde of wresting of a single word from his owne right signification, to another not so naturall, but yet of some affinitie or convenience with it, as to say, I cannot digest your unkinde words, for I cannot take them in good part: or as the man of law said, I feele you not, for I understand not your case, because he had not his fee in hand.“ Puttenham. The Arte of English Poesie. Lib III. Chap, XVI.

Liverpool. W. L. Rushton.

## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

**Aus Städler's Nachlass.** Vermischte Aufsätze, herausgegeben von seinen Freunden L. Rudolph und C. Goldbeck, mit einem Vorworte von E. Mätzner. Mit dem Bildniss des Verstorbenen. Berlin. Stilke und van Muyden. 1865.

Am 16. Januar 1865 starb zu Berlin Gustav Leopold Städler, Prof. und Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule, Lehrer der italienischen Sprache am Gymnasium zum grauen Kloster, eins der thätigsten Mitglieder der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Um den zahlreichen Schülern und Schülerinnen des Dahingeschiedenen, so wie dem weiten Kreise seiner Freunde und Bekannten ein dauerndes Andenken an denselben zu gewähren, haben zwei seiner Collegen die Herausgabe obiger Aufsätze besorgt. Es sind Vorträge, welche der Verstorbene theils öffentlich theils bei festlichen Versammlungen kleinerer Kreise gehalten hat, und die wohl geeignet sind, das Bild des Abgeschiedenen denen, die ihn gekannt, zu fixiren und auch Anderen, die ihm ferner standen, lieb und werth zu machen.

Voran geht eine von L. Rudolph verfasste Biographie, welche und ausser Städler's Lebensschicksalen ein Bild seines eifrigen Strebens, der Hingebung an seinen Beruf, seiner gründlichen Kenntnisse, seiner vielseitigen Bildung, seines hochsinnigen, edlen Charakters und seiner mannigfachen literarischen Thätigkeit entwirft. Die Vorträge selbst zerfallen in drei Gruppen. Sie sind klar und allgemein verständlich gehalten und augenscheinlich auf einen Bildungsgrad berechnet, wie er jungen Mädchen, welche die oberste Klasse einer höheren Lehranstalt verlassen, eigen zu sein pflegt. Wenn auf diese Weise besonders Leserinnen aus allen diesen Aufsätzen Gewinn für Geist und Herz schöpfen können, so blickt doch andererseits aus ihnen ein gründliches Studium und eine tüchtige philosophische Bildung hervor, so dass wir sie auch weiteren Leserkreisen wohl empfehlen dürfen.

Die erste Gruppe, welche sich auf Dichtungen Schiller's bezieht, der dem Verstorbenen jedenfalls ein Vorbild im Ringen und Kämpfen, in hochherziger und edler Gesinnung, sowie im Denken und in klarer, lichtvoller Darstellung war, beginnt mit einem Vortrage über Schiller's Gedichte und

hat die Absicht, dessen lyrische Ideen über das Streben nach Wahrheit zu entwickeln. Zwei Aufsätze über den Wallenstein und die Jungfrau von Orleans sind geeignet, solche Leser, die ein Dichterwerk mehr des Genusses wegen schätzen, den es ihnen bereitet, als dass sie ihm denkend zu folgen geneigt wären, mit dem Gange der Handlung und mit dem innern Bau der betreffenden Stücke vertraut zu machen. Ein vierter, betitelt: „die sittliche Idee in Schiller's Dramen" ist besonders interessant. Der Verfasser unterscheidet die Jugenddramen mit Einschluss des Don Carlos, und diejenigen, welche Schiller's klassischer Periode angehören, und weist nach, wie in jenen der Kampf des sittlichen Gefühls gegen das Unrecht der Weltverhältnisse, in diesen der Conflict zwischen dem schuldbewussten Herzen und der Sittlichkeit des Weltzustandes zur Erscheinung kommt, worauf im Tell der Freiheitsdrang deshalb den Sieg davon trägt, weil er, in sich selber sittlich geworden, auch das Sittengesetz des Weltzustandes respectirt.

Die zweite Gruppe, aus des Verfassers Lieblingsbeschäftigung mit der italienischen Literatur hervorgegangen, enthält Aufsätze über Machiavel und Antimachiavel, über Petrarca, Galilei und Dante. Eben so einfach und wahr als klar und durchsichtig, enthalten sie sich alles absichtlichen rhetorischen Schwunges, ohne darum der Innigkeit und Wärme zu entbehren, welche die an sich so anziehenden Gegenstände nothwendig verlangen. Vor Allem aber wirken sie anregend durch den männlich-festen Sinn, mit welchem der Verf. überall für die Wahrheit in die Schranken tritt. Der Aufsatz über Dante, bei dessen Abfassung den Autor der Tod ereilte, ist durch „Bemerkungen" (S. 215) von C. Goldbeck vollendet worden.

Den Schluss bildet eine Reihe sinniger Betrachtungen, die geeignet sind, einen tieferen Blick in das reiche Gemüthsleben des Vollendeten zu gewähren. Schon die Titel: „An der Wiege des Erstgebornen: mein Schlafgemach; der Weihnachtsabend; das vierzigste Jahr; der Schlaf; der Tod; die Verklärung" deuten darauf hin, dass der Verfasser neben seiner umfangreichen amtlichen und literarischen Beschäftigung immer noch Zeit behielt, auch das, was ihn rein persönlich berührte und wesentlich innerlich beschäftigte, zum Gegenstande tieferen Nachsinnens zu machen. Die Leser werden den Herausgebern für die Veröffentlichung dieser anziehenden Bilder um so dankbarer sein, als dadurch gerade das, was der Heimgegangene mit heiliger Scheu in sich zu verschliessen geneigt war, nunmehr Gemeingut vieler seiner Verehrer geworden ist.

Die dem würdig ausgestatteten Buche angehängte Gedächtnissrede von L. Rudolph wird den Schülerinnen des Vollendeten die Erinnerung an den Tag der Trauer wach erhalten, den sie miteinander begangen haben; das Ganze aber ist als ein eben so erhebendes als ehrendes Denkmal zu betrachten, wie es einem Verstorbenen wohl nicht schöner gesetzt werden kann.

H.

---

**Deutsche Poesie. Ein christliches Lebensbild. Von Friedrich Haupt. Zweite Auflage. Zürich. Meyer und Zeller. 1865.**

**Deutsche Prosa. Ein christliches Lebensbild. Von Friedrich Haupt. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Zürich. Meyer und Zeller 1865.**

Die vorliegenden beiden Sammlungen prosaischer Stellen und von Gedichten aus mannigfachen Werken deutscher Autoren, die jedoch keinesweges alle zu unsern Klassikern gehören, machen nicht darauf Anspruch,

wie man dem Titel nach glauben möchte, ein literarhistorisches Bild der neueren deutschen Poesie und Prosa zu geben. Auch ist die Bezeichnung: christliches Lebensbild nicht so zu verstehen, als ob alle aufgenommenen Stellen sich speciell auf das Christenthum bezögen. Der Verfasser, wie es scheint, ein evangelischer Geistlicher, und nach der Unterschrift der Dedication des zweiten Buchs an Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Karl von Hessen und bei Rhein, zu Gronau an der Bergstrasse wohnend, nimmt den Lebenserscheinungen der Gegenwart gegenüber einen bestimmten Standpunkt ein und hat aus den bekannteren und auch unbekannteren Dichtern und Prosaisten, wie sie grade im Kreise seiner Lectüre lagen, eine Sammlung von Belegstellen für seine Lebensanschauung angelegt, die er nun, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, herausgegeben hat. Wer nun den Standpunkt des Verfassers und seine Ansichten über Christenthum, Staat, gesellschaftliches Leben, Kunst, Wissenschaft und Natur theilt, oder denselben wenigstens als berechtigt gelten lässt, der wird an diesen mannigfachen Belegstellen seine Freude haben und sich überall mehr oder weniger wohlthuend angeregt finden. Und in der That ist unter den 809 ausgewählten längeren oder kürzeren Stücken des prosaischen, und unter den in 12 Abschnitten vertheilten Gedichten des poetischen Theils kaum eins und das andere, was nicht geeignet wäre, einen ganz bestimmten Eindruck und weitere Gedanken, zuweilen schon dadurch, dass sie grade an dieser bestimmten Stelle stehen, hervorzurufen. Wer aber auf anderem geistigen Boden als der Verfasser steht, der wird, innerlich abgestossen, die Bücher sehr bald bei Seite legen und es höchstens wunderlich finden, dass hier Stahl, Hengstenberg, Nathusius, Löhr und Göthe, Hegel, Schleiermacher, Fichte, die beiden Humboldt im prosaischen, und im poetischen Theil: Angelus Silesius, das Fräulein von Klettenberg, Redwitz, Tholuk, der Prediger Knack, und dann wieder Heine, Freiligrath, Friedrich der Grosse (in einem von Förster übersetzten Gedicht), Hölderlin u. a. m. als Gewährsmänner für die Lebensanschauung des Verfassers figuriren. Es ist aber nicht schwer, auch für die Gegner der vom Verfasser vertretenen Richtung den Punkt zu bezeichnen, von dem aus die Erscheinung der beiden Sammlungen als etwas Erfreuliches und Interessantes bezeichnet werden kann. Erfreulich ist es, dass wir es hier mit einem Manne zu thun haben, der die Aufgabe jedes nach ächter Bildung strebenden Menschen, sich das Leben als Einheit zu gestalten, mit Ernst erfasst hat, der die Religion nicht als ein neben dem übrigen Leben hergehendes, die Erscheinungen und Aeusserungen des Lebens nach allen Seiten hin ausschliessendes, sondern als ein das ganze menschliche Dasein durchdringendes und verklärendes Moment auffassen will — nur würde der Verfasser sich sehr und schwer irren, wenn er glaubte, ein solches Streben müsse nun überall und bei jedem Menschen, wie grade bei ihm, zu einer streng conservativen oder, wie das Stichwort lautet, zu einer reaktionären Parteistellung führen. Man kann auf solchem Lebensgrunde auch sehr liberal und Gegner aller Umkehr in Wissenschaft, Kunst und Politik sein. Interessant aber ist besonders die prosaische Sammlung, weil neben der grossen Zahl wahrhaft schöner Stellen im auffallendsten Contrast viele andere aus Stahl, Menzel, Vilmar, Nathusius stehen, die dabei grade in ihrer klar ausgesprochenen einseitigen Fassung dem denkenden Leser die erfreulichste Gewähr dafür darbieten, dass das rastlos fortwogende Leben die darin ausgesprochenen Urtheile und Ansichten, auch ohne dass sich jemand die Mühe gibt sie in ihrer Nüchternheit und Unwahrheit nachzuweisen, von selbst beseitigen wird. — Im poetischen Theil hat es der Verfasser für nöthig gehalten, durch einige einleitende Worte die Bedeutung der in den einzelnen Abschnitten vereinigten Gedichte ins Licht zu setzen. Wir glauben, dass diese bei einer künftigen Umarbeitung ohne Schaden für das Buch fortfallen dürften. Die Zusammenstellung unter den Rubriken genügt vollkommen, um über die Bedeutung, die der Verfasser den einzelnen

Gedichten beigelegt wissen will, zu orientiren. Zu bemerken ist, dass die Verweisungen des poetischen Theils auf den prosaischen nicht mehr stimmen, weil der prosaische Theil in der zweiten Auflage eine, wie der Verfasser versichert, völlige Umarbeitung erfahren hat. Indess fällt dieser Uebelstand weniger ins Gewicht. Schlimmer ist, dass der Verfasser seine eigenthümliche Orthographie, wonach er alle Dehnungszeichen fortlässt, zum grössten Theil, aber ohne grade consequent zu verfahren, auch auf die ausgewählten Stellen übertragen hat. Dazu hatte er den benutzten Schriftstellern gegenüber kein Recht. Im Verzeichniss der benutzten Autoren finden sich manche fehlerhafte und ungenaue Angaben. Z. B. Alex. v. Humboldt: Professor in Berlin. Laube Schriftsteller in Berlin, u. s. w. — Die äussere Ausstattung beider Bücher ist lobenswerth.

Berlin.

Dr. Merkel.

---

Neuer Reineke Fuchs von Adolf Glassbrenner, 4te Aufl. Leipzig 1866.

Die erste Ausgabe des neuen Reineke Fuchs erschien 1846, also vor 20 Jahren. Wenn in dieser Zeit ein solches Gedicht 4 Auflagen erlebt, so ist das schon an und für sich ein Beweis, dass das Buch einen das blosse Tagesinteresse überdauernden innern Kern und tiefern Gehalt in sich haben muss. Denn es sind nicht bloss einfach 20 Jahre, die zwischen dem ersten und dem jetzigen Erscheinen liegen, sondern es fällt in diese Zeit auch das für politische Gedichte Epoche machende Jahr 1848, das so zu sagen eine Art Feuerprobe war für die in den vorangegangenen Jahren in wuchernder Fülle emporgeschossenen Erzeugnisse politischer Poesie.

Es liegt nahe, den neuen Reineke Fuchs mit seinem altbekannten Namensvetter zu vergleichen, von dem er bei unverkennbarer Verwandtschaftsähnlichkeit doch wesentliche Verschiedenheiten zeigt.

Das meisterhafte alte sassische Gedicht ist, wie es Goethe treffend benannt hat, eine unheilige Weltbibel. Es zeigt in einem treuen Spiegel das Treiben der selbstsüchtigen Welt. Reineke's Gegner sind sittlich um keinen Deut besser als er, aber er übertrifft sie an Schlauheit und Gewandtheit, und darum nehmen für ihn Dichter und Leser in dem Kampfe Partei, und es ist durchaus der poetischen Gerechtigkeit gemäss, wenn in denselben der schlaue Meister als Sieger über die plumpen Gesellen hervorgeht.

In dem Glassbrenner'schen Gedicht dagegen ist allerdings Reineke ebenfalls der Vertreter der schlauen jesuitischen Selbstsucht, aber er führt den Kampf gegen das, wofür Dichter und Leser Partei nehmen. Das ist freilich in Europa, auf dem Gebiet, auf welchem wir Reineke hauptsächlich wirksam sehen, etwas noch nicht wahrhaft in die Wirklichkeit Getretenes; vielmehr hat es erst in einem sehr fern von Europa gelegnen Utopenlande seine Verwirklichung gefunden; aber es beginnt doch in Europa sich emporzuringen und, wenn die Zeit auch noch nicht gekommen, wo es im hellen Sonnenlicht strahlend dasteht, so dämmert es doch wie Morgengrauen herauf.

Steht hiernach das neue Gedicht auf einem sittlich höheren Standpunkt als das alte, so hat dies dichterisch unverkennbar eine günstigere Position, indem es sich auf einem in sich abgeschlossenen Gebiet bewegt und mit dem wirklichen Sieg seines Helden schliessen kann. In Glassbrenner's Gedicht dagegen wird zum Schluss Reineke nicht ganz, sondern nur „zum mindesten ein Drittel todt" geschlagen, und der Leser vermisst somit beim Schluss das eigentliche Ende, das die volle Siegesgewissheit enthalten müsste.

Doch wir wollen und können hier mit dem Dichter nicht allzu streng rechten, der eben ein treues Spiegelbild der wirklichen Welt liefern wollte und geliefert hat, in welcher bis heute noch kein voller Sieg zu berichten war und in welcher es als ein „Wort des Wahns“ gilt, „so lange man glaubt an die goldene Zeit, wo das Gute, das Rechte wird siegen. Das Rechte, das Gute führt ewig Streit; nie wird der Feind ihm erliegen.“ Und doch hätten wir gewünscht, der Dichter hätte uns einen Hinweis auf den „künftigen Helden“ gegeben, wie ihn Platen feiert:

Den Mann der Zukunft preisend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Gesang her.
Er komme bald uns, welchem des Ewigen
Rathschluss verliehen ruhmwürdiges Rächeramt
Gehäufter Unthat.

Wäre z. B. ein solcher Held als sicher dereinst kommend angekündigt in den Todesworten des sterbenden Prinzen Johannes (Kap. 23), so hätte mit dem Ganzen, glauben wir, zugleich auch das reizende Idyll einen trostreicheren und der zarten und innigen Poesie desselben durchaus gemässen Abschluss gewonnen.

Möge der Dichter an den Ausstellungen, die wir nicht zurückhalten wollen, das rege Interesse ermessen, das wir an seinem trefflichen Gedicht genommen und den gemachten Vorschlag für eine spätere Auflage prüfend beachten. In diesem Sinne geben wir auch zu erwägen, ob nicht vielleicht durch den Wegfall des 24sten Kapitels das Ganze gewinnen dürfte. Wir verkennen keinen Augenblick den schalkhaften Witz darin und wir gestehen, dass wir höchst ungerne Verse opfern möchten, wie z. B.:

Vernunft, Geist, Wahrheit stehn auf Schrauben,
Wir müssen glauben, glauben, glauben etc.;

aber dennnoch will es uns bedünken, der Dichter dürfe nicht selbst mitten im Werk den Bann aufheben wollen, den er um uns gezogen, die Möglichkeit eines Zweifels bei uns erweckend, die wir zweifellos an sein Gedicht geglaubt haben und weiter glauben sollen.

Diese und ähnliche geringfügige Bemerkungen sollen und können begreiflicherweise dem Werth des Gedichts als Ganzen Nichts rauben. Wir empfehlen dieses Werk eines wahren Dichters, das treffende Satire, schalkhaften Humor und zarte Lyrik in sich vereint, auf's angelegentlichste.

D. Sanders.

---

## E. L. Rochholz. Der deutsche Aufsatz. Neun Abtheilungen stilistischer Aufgaben und Ausarbeitungen für Lehrer und Schüler höherer Schulen. Wien W. Braumüller. 1866.

Der Verfasser, bereits bekannt durch ein früheres Werk: „Deutsche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens. Fr. Bassermann in Manheim; 1853 und 63 — bietet dem pädagogischen Publicum hier eine Fortsetzung des letzteren an. Da er den guten deutscheu Stil nicht als Sache einer einseitigen Schultheorie, sondern als eine öffentliche Angelegenheit betrachtet, so hat er die bisher eingeschlagenen Bahnen ohne weiteres verlassen und fast lauter Arbeitsstoffe aufgestellt, die seinem eigenen productiven Vermögen entstammen. Dem Inhaltverzeichnis zufolge zerfallen sie in neun Abtheilungen: 1) Gleichniss und Räthsel, Erweiterung und Um-

schreibung; 2) Beschreibung, Erzählung und Fabel; 3) Analyse von Sprichwörtern und Redensarten; 4) Streitfragen und Kampfgespräche; 5) Rhythmographie, Reimgedichte, metrische Uebersetzung und Parodie; 6) Sittengeschichtliches; 7) Sprachgeschichtliches; 8) Literaturgeschichtliches; 9) Facetien. — Einigen dieser Abtheilungen gehen theoretische Einleitungen voran, in denen der Verfasser seine Ansichten durch Aussprüche anerkannter Autoritäten zu stützen versucht. Zugleich ertheilt er Winke für die Bearbeitung, indem er auf allgemein bekannte gute Muster hindeutet und andere weniger bekannte wörtlich citirt, wobei er eine ausserordentlich weitgreifende Bekanntschaft mit der Literatur des deutschen Volkes verräth. Bei dieser Gelegenheit weist er zugleich nach, wie die künstlerische Production durchaus nicht als ein angebornes Vermögen, sondern als eine Frucht geistiger Anstrengung und ernster Arbeit zu betrachten ist, demzufolge Jeder, der etwas darzustellen hat, darauf hinarbeiten muss, dass seine Sprache nichts Anderes als der unmittelbare organische Ausdruck seines Denkens und Empfindens sei. Zu bedauern ist es nur, dass dergleichen Einleitungen sich nur bei einigen Abschnitten finden, während man sie da, wo sie besonders nothwendig erscheinen, vermisst.

Was nun die Aufgaben selbst betrifft, so hat der Verfasser in Folge seines Bestrebens, durchaus Neues und Selbständiges zu geben, allerdings Vieles gebracht, wozu unsere deutschen Pädagogen den Kopf schütteln werden. So finden wir S. 11. „Die Gebrüder Salz und Pfeffer. Sachenräthsel“ mit folgender Andeutung: „Der eine ein Europäer, der andere ein Neger; der eine kühl, der andere hitzig; beide in zwei Krystallschlösschen zusammenwohnend. Ihre Stiefbrüder: Hasenpfeffer, Mauerpfeffer und der Erzieher Salzmann (!) in Schnepfenthal.“ Wer wäre nicht begierig zu erfahren, was Schüler aus solcher Aufgabe machen können! Ueberhaupt scheint die Phantasie bei dem Verfasser eine Hauptrolle zu spielen, denn bei vielen seiner Entwürfe geht es so ungeordnet, ja tumultuarisch her, dass der Schüler, in dessen Händen wir uns ja das Buch auch denken sollen, zu keiner klaren Anschauung kommt. — S. 77 finden wir bei dem Thema: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ für den Schüler folgende Andeutungen: „Allgemeine Entrüstung in der demokratischen Presse Nordamerika's, so oft während des dorten andauernden Krieges der Oberbefehlshaber bei langwierigen Heeresbewegungen keine Berichte veröffentlicht, oder vor wichtigen Actionen die Zeitungsreporter aus seinem Hauptquartier entfernen lässt. Eben beginnt man ihm das Blut der Söhne und die Steuern der Bürger vorzurechnen, diese Kälte und Geringschätzung des Soldaten gegenüber der Opferwilligkeit des Publicums kann nicht schwarz genug gemalt werden; nun geschieht der vorbereitete Schlag, er gelingt, und von Stund an sind alle Journale und alle Herzen wieder zufrieden.“ Wir kennen die Schüler der Aargauer Cantonsschule in Aarau leider nicht, um aus der Weite ihres politischen Horizontes einen untrüglichen Schluss auf die durch solche Aufgaben zu erzielenden Resultate zu machen. Unsere deutsche Jugend bewegt sich einstweilen noch in bescheideneren Schranken. S. 90 steht die Aufgabe: „Soll man die kirchliche Einsegnungsformel, die bei dem Begräbnisse ehrlich verstorbener Christenmenschen liturgisch vorgeschrieben ist, auch bei der Beerdignng offenbar ruchlos Verstorbener gleichmässig öffentlich abbeten?“ Sitzen in Aarau wirklich die Knaben über dergleichen Fragen zu Gericht?

Unserm Ermessen nach ist die vorliegende Arbeit für den unmittelbaren Gebrauch in Schulanstalten durchaus ungeeignet; dem Lehrer hingegen kann sie bei dem Reichthum werthvoller Citate und den vielfach anregenden Ideen des Verfassers manchen guten Wink geben. Wenngleich es wenig deutsche Lehrer geben wird, die geneigt sein möchten, bei ihrem Unterrichte in die Fusstapfen des Schweizer Professors zu treten, so bleibt sein Buch

immerhin eine nicht uninteressante Bereicherung unserer didaktischen Literatur.

L. Rudolph.

---

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer, 10. Jahrgang 3. und 4. Heft. Wien 1865.

Inschriften mit deutschen Runen auf den hannöverschen Goldbracteaten und auf Denkmälern Holsteins und Schleswigs, entziffert von Franz E. Chr. Dietrich. Nach einigen einleitenden Worten über Runen und deren Verschiedenheit handelt der Verfasser 1. über den Inhalt der Inschriften; 2. von der Zeit; 3. über die Heimath der Bracteaten; 4. über die Denkmäler Holsteins und Schleswigs, welche deutsche Runen enthalten.

Kleine Mittheilungen. Von C. W. M. Grein. 1. Das Reimlied des Exeterbuchs in's Lateinische übersetzt. 2. Zu den Räthseln des Exeterbuchs mit Beziehung auf Dietrichs Erklärung in Haupt's Zeitschrift für d. A. XI, 448—490 und XII, 232—252. 3. Das Wessobrunner Gebet. Herstellung des dichterischen Theils nebst kurzen Erklärungen.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen. Herausgegeben von Max Rieger. Mittheilung nach einer bisher unbekannten zweien Bearbeitung des von Ludwig Bechstein 1855 herausgegebenen Spieles.

Zum Hildebrandsliede. Von J. Lambel. Der Kampf zwischen Hildebrand und Hadebrand findet eine vollständige Parallele in dem Kampfe Conlachs und Cuchallins des gaelischen Gedichts.

Zu Freidank. Bemerkungen zu einzelnen Stellen von J. Lambel.

Zum Märchen: Der Gaudieb und sein Meister. (Grimm 68). Von Karl Schenkl in Gräz. Hinweis auf einen ähnlichen Zug in der Sage Erysichthons und seiner Tochter Mestra, Ovid. Metam. VIII, 874.

Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der deutschen Philologie im Jahre 1864 von Karl Bartsch. Diese Uebersicht umfasst 563 Seiten: eine eben so verdienstliche, als mühsame und zeitraubende Arbeit. —

Erdichtete Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache. Von Gustav Schmidt im Göttinger Stadtarchiv aufgefunden und mitgetheilt.

Kleine Beiträge. Von Fedor Bech über: 1) Gebeinze, geborgze und andere Wörter mit der Endung -eze, -ze; 2) Poten, boten; 3) Verwillen, verwellen, verwilen; 4) Rekleit, Rêrouben; 5) Vermeistern; 6) Ein zec, einzigen. Einzelich, einzelichen; 7) Widernüllen; 8) Nezzeloehe; 9) Toesen, doesen; 10) Ferpel; 11) Geluch, gluch; 12) Jochen, jöchen, jouchen; 13) Bezeln, bezellen; 14) Siner wert to kort.

Zur Virgiliussage. Von Felix Liebrecht. Mittheilungen besonders aus dem im Jahre 1864 in Brüssel erschienenen Buche: Myreur des Histors von Jean d'Outremeuse.

Zur Textkritik der Angelsächsischen Dichter. Von C. W. M. Grein. Nachträge zu den vom Verfasser herausgegebenen Angelsächsischen Poesieen.

Die ungleichen Kinder Adams und Evas. Von Franz Ilwof. Erzählung des bekannten Märchens (V. Zeitschr. f. d. A. II, 251—267) nach einer neuen Mittheilung.

Zur Wiener Meerfahrt. Von A. Mussafia. Hinweis auf ein hergehöriges seltenes Büchlein: Aloysii Passerini Brixiani jureconsulti historia etc. cet.

Caspar Lewenhagen 1443. R. Bechstein theilt eine Notiz mit, nach welcher er die Abfassuug der Handschrift von Heinrich und Kunegunde näher in die Mitte des 15. Jahrhunderts verlegt.

Fiölsvinnsmâl. Von Theophil Rupp. Deutung der Sage, wonach derselben der vielverbreitete Mythus von einem ehelichen Verhältnisse zwischen Sonne und Mond zu Grunde liegt.

Die Legende von den beiden treuen Jacobsbrüdern. Von Reinh. Köhler, Inhaltsangabe der von Karl Goedeke 1855 nur in 100 Exemplaren herausgegebenen Legende, ebenso eines Französischen und Italienischen Gedichts nebst Bemerkungen.

Heimath und Dichter des Helmbrecht. Von Karl Schröder. Versuch darzuthun, dass Wernher und Bruder Wernher der Gärtner identisch seien.

Deutsche Predigten des 12. Jahrh. Von K. A. Barack, aus der Donaueschinger Handschrift Nr. 290 mitgetheilt.

Volkssagen aus dem Ober-Wallis. Von Franz Leibing. Sieben kleinere Sagen von Riesen, Zwergen, Priestern und Hexen.

Zu Kudrun. Von J. V. Zingerle. Kurze Notiz über einen Ort in Tirol, Kuntraun, dessen Namensähnlichkeit mit Kutrun zu der Bemerkung Anlass giebt. Vgl. Germania I, 293 und VI, 44.

Zur Geschichte der Isländischen Literatur. Von K. Maurer. Ueber neuaufgefundene Bruchstücke der Hauksbok und über die Eyrbyggjasaga. Herausgegeben von Guthbrandr Vigfusson 1864.

Bericht über die Sitzungen der germanistischen Section der XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Heidelberg, 27.—30. Sept. 1865. Von K. Bartsch.

Berlin. Dr. Sachse.

---

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer, 11. Jahrgang 1. Heft 1866.

Das Allerseelenbrod. Aus der Geschichte des deutschen Grabescultus von E. L. Rochholz. I. Das Kornopfer; II. das Kuchenopfer. Mit grosser Belesenheit stellt in bekannter Weise Rochholz alles irgendwie Hergehörige aus allen Zeiten und Literaturen zusammen.

„Nû“ bei Hartmann von Aue relativ gebraucht. Von Ad. Mannkopf. „Lachmann uud Zarncke haben übersehen arm. Heinr. 1241.“

Althochdeutsche Glossare und Glossen. Von A. Holtzmann. Mittheilung von zum Theil benutzten, aber noch nicht gedruckten althochdeutschen Glossen nebst Beschreibung der Handschriften.

Offenbarung Johannis. Augsburger Bruchstück, mitgetheilt von Benedict Greiff. 125 Verse. Näheres giebt eine Anmerkung Pfeiffers. S. 73.

Beiträge zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus Kärnten. Von Valentin Pogatschnigg. 1) Das Stephanreiten. 2) Das Windfüttern. 3) Das Klöckle und die Klöcklerabende. Erzählungen und Anmerkungen.

Gernde Leute in Schweden. Von Fel. Liebrecht. Eine aus Afzelius Swenska Folkets Sagohäfder Bd. IV, 135 mitgetheilte Stelle ent-

hält eine Angabe über ein von Gäranden im Jahre 1307 aufgeführtes Schauspiel, die noch für die Gebräuche der Gegenwart von Interesse ist.

Bruchstücke. Von Fr. Pfeiffer: 1) Aus der Chronik des Eike von Repgow. 2) Aus Jacobs von Maerlant Reimbibel.

Der weisse, der rothe und der schwarze Hahn. Von Reinh. Köhler. Sammlung von mehrfach vorkommenden Stellen, in denen dem Hahn durch Geschrei und Farbe geisterhafte Bedeutung beigelegt wird.

Zu Ulfila. Schreiben Uppströms an den Herausgeber der Germania vom 30. Juli 1864.

Eine Teufelscomödie. Von A. Pichler. Kurzer Hinweis auf die Thätigkeit der Teufel, ihrem Fürsten die Seelen verschiedener Sünder herbeizuschleppen.

Ein Fuchsmythus. Von Fel. Liebrecht. Zusammenstellung von Sagen, die den Fuchs gleichwie auch das Eichhörnchen als ein dem Thor geweihtes Thier erscheinen lassen.

Literatur. Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh., gesammelt und erläutert von R. v. Lilienkron, 1. Bd. angz. von K. Bartsch.

Zur Geschichte der Deutschen Philologie. 1) Briefe von Jacob Grimm: A. an Franz Pfeiffer. „Die Briefe werden, wie ich hoffe, in zwiefacher Beziehung willkommen geheissen werden. Erstens als Beiträge zu einer Geschichte der deutschen Philologie und der altdeutschen Literatur. Das sind sie durch die Mittheilungen über eigene wie fremde Arbeiten und Pläne und durch eine Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und deren Ausgaben. Zweitens als Beiträge zu einer künftigen Charakteristik des unvergleichlichen Mannes, in dessen Wesen sie tiefe Blicke thun lassen.“ — Eine so liebe und wichtige Gabe verdient den wärmsten Dank Aller, die sich mit der Deutschen Literatur beschäftigen. Zu seiner, und gewiss auch zu unserer Freude, theilt Pfeiffer mit, dass eins der nächsten Hefte Jacobs Briefe an Hoffmann von Fallersleben, aus den Jahren 1818–1842 bringen wird; später sollen dann Briefe von Wilhelm Grimm, so wie weitere Briefe von Jacob und Wilhelm, von Lachmann, Schmeller u. s. w. an verschiedene Andere folgen.

Berlin. Dr. Sachse.

---

## Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. Neue Folge. 12. Jahrgang, Nr. 5—8. Nürnberg 1865.

Ueber einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf die Genealogie der heiligen Ida. Vom Bibliothekssecretair Dr. Böttger in Hannover.

Specielle kritische Bemerkungen über einen gleichnamigen Aufsatz, Bender's im Anzeiger f. K. d. D. V. 1862.

Fund bei Horzowitz in Böhmen. Von Ernest Födisch. Nebst einer Tafel mit Abbildungen in Kupferstich.

Philipp Heerbrand. Von Dr. Barack. Familiennotizen auf dem Vorsetzblatt einer Bibel geschrieben.

Register zur Geschichte der Herrn von Witzleben. Forts.

Der hohe Thurm in Neckarbischofsheim. Von A. von Cohausen. Mit einer Tafel Abbildungen.

Aller Praktiken Grossmutter. Von E. Weller. Proben aus dem in der Nürnberger Stadtbibliothek sich befindenden Werke, dessen Verfasser unbekannt ist.

Uneigentlicher Gebrauch des Worts „Schwager." Von Lochner. Nachweis des Gebrauchs für entferntere Verwandte aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert.

Nachtrag zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers.

Markgraf Georg zu Ansbach will den Nürnbergern die feuerschlagenden Büchsen verbieten. Von Jos. Baader.

Eine Antwort des Raths zu Nürnberg auf die Aufforderung des Markgrafen Georg hinsichtlich der genannten Waffe, aus dem Jahre 1532, wird mitgetheilt.

Deutscher Kalender aus dem Anfange des 15. Jahrh. Von Dr. Franz Roth, Stadtarchivsecretair zu Frankfurt a. M. Mittheilung des Kalenders nach einigen Notizen über andere alte Kalender.

Ueber den Gebrauch der Helmkleinode im Felde. Von v. E. Besprechung des Gegenstandes, auch durch Abbildungen erläutert.

Zwei ungedruckte Urkunden Kaiser Ludwigs von Bayern. Mitgetheilt von Dr. C. Will.

Ueber Wachstafeln. Vom Archivar Herschel in Dresden. Einige Notizen über Wachstafeln.

Volksreime aus dem 17. Jahrhundert. Von Dr. Barack. Zwei kleine Reime gegen die Katholiken gerichtet.

Volkslied von Dr. Birlinger aus den Cod. germ. der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mitgetheilt.

Bruchstücke eines alten Calenders. Von Dr. Crecelius. Aus dem 15. Jahrhundert, Gesundheitsregeln enthaltend.

Eigel's von Sasse Reiseberichte. Von Dr. Lud. Baur in Darmstadt. Aus den Jahren 1413 und 1414 werden mehrere Reiseberichte mitgetheilt.

Ueber das Alter der Züricher Wappenrolle. Von F. K. Kurze Notizen.

Nachtrag und Berichtigungen zu dem Aufsatze: Aeltestes Beispiel von Abtretung eines Helmkleinods aus dem Jahre 1286. Von F. K.

Deutscher Einfluss bei Gründung der Städte des Landes Auschwitz. Von Rudolph Temple in Pest. „Wir glauben hinreichend deutlich ersichtlich gemacht zu haben, dass die Entstehung der meisten Städte des Landes Auschwitz in jene Glanzepoche der Verbreitung des Deutschthums fällt, wo Deutschland, kurz nach dem Erlöschen des Hohenstaufenschen Kaiserhauses die Errungenschaften seiner Mission in Italien aufgebend, sich den Slavischen Osten zur Ausdehnung deutscher Kultur und Sitte erkoren hatte, also ungefähr um jene Zeit, als Preussen deutschem Wesen geöffnet, Lausitz, Brandenburg und Oberschlesien theils durch Güte, theils durch Gewalt zur Anerkennung der Macht deutscher Cultur bewogen wurden."

Wiederum Peter Vischer und Veit Stoss. Von Döbner in Meiningen. Berichtigung einiger Behauptungen in Betreff der genannten Künstler.

Ein jüngeres Räthselbuch. Von E. Weller. Gedruckt im Jahre 1655, 3⁷⁄₈ B. in 8vo. mit Titelholzschnitt.

Zeugnisse des Raths zu Nürnberg über Handwerks-Redlichkeit und Ehrsamkeit. Von Jos. Baader. Zwei Zeugnisse aus dem Jahre 1531 und 1532 werden mitgetheilt.

Kalendarien vom Jahre 1431. Von J. Baader mitgetheilt.

Chronik des Museums. Chronik der historischen Vereine. Nachrichten. Vermischtes.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. 1865. Nr. 9—12.

Ueber eine bisher unbekannte Historienbibel aus dem 15. Jahrhundert. Vom Oberlehrer H. Palm in Breslau. — Mit Beziehung auf einen Aufsatz des Prof. Reuss in Strassburg „die deutsche Historienbibel vor der Erfindung des Bücherdrucks" in den Beiträgen zu den theol. Wissenschaften vom Jahre 1855 wird hier auf ein zehntes Exemplar einer solchen Historienbibel hingewiesen, dessen Eigenthümlichkeit dem Aeussern und Innern nach beschrieben wird.

Angebliche Königl. Wappenverleihungen an die Bischöfe von Gurk und Trient aus dem Jahre 1305 und 1339. Vom Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg. Bestreitung der Echtheit zweier Urkunden.

Beurkundung einer merkwürdigen Gerichtsverhandlung, Constanz, 26. Novbr. 1369. — Von R. v. S. aus der Urkundensammlung des Museums mitgetheilt.

Aberglauben, Besegnungen und Heilmittel. Mittheilungen aus Münchener Handschriften von Dr. Birlinger.

Begängnisse für König Albrecht II und Kaiser Maximilian I in der Spitalkirche zu Nürnberg.

Mitgetheilt von Jos. Baader. Beschreibung des Todes und der Leichenfeierlichkeiten der beiden Kaiser aus den Jahren 1439 und 1519 ziemlich ausführlich und von grossem Interesse.

Lied aus dem 30jährigen Kriege. Aus einer alten gleichzeitigen Handschrift wird der Text (Lat.) nebst Noten von A. Birlinger mitgetheilt.

Biedermännische Berichtigungen. Von Lochner in Nürnberg zur Berichtigung der von Biedermann herausgegebenen Genealogieen der 1753 abgestorbenen Familie Rieter.

Literärische Forschungen. Von Franck in Annweiler. Ueber die Ausgabe der Sprichwörter Agricolas vom Jahre 1548. Diese Ausgabe der Sprichwörtersammlung, von andern ganz verschieden, enthält meistens Sprichwörter, die auf das Hofleben Bezug haben.

Hausmarke eines Augsburgers auf einem Römischen Kirchhofe. Zu Rom neben der Peterskirche befinden sich mehrere Grabsteine von katholischen Deutschen und Flandrern, unter diesen einer aus dem Jahre 1559: Philipp Keller aus Augsburg nebst Brustbild und Marke. Letztere wird hier mitgetheilt.

Kurmainzische peinliche Hexeninquisition vom Jahre 1624. Von Professor Kittel in Aschaffenburg. „Wer die folgenden Fragepunkte liest, muss entweder lachen oder darüber weinen, in welcher Unwissenheit das 17. Jahrhundert lebte. Allein hatten nicht die Kalender des vorigen Jahrhunderts noch ihre Aderlassmännchen? Hat man nicht in unserm aufgeklärten Jahrhundert das unsinnige Tischrücken und Tischbefragen selbst in den höheren Schichten Europas exercirt und geglaubt, dass im Tische ein Geist Rede und Antwort stehe?"

Ein Feindsbrief des Götz von Berlichingen an die Stadt Nürnberg. Von Jos. Baader. Der Fehdebrief ist vom 9. Decbr. 1511 datirt und, in ziemlich confusem Stile geschrieben, hier mitgetheilt.

Zweiter Nachtrag zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers. Nachtrag zu Anzeiger Nr. 1—4, 1864 und No. 6, 1865.

Noch ein Wort über das Alter der Züricher Wappenrolle. Von F. K. Zu No. 8 des Anzeigers.

Conrad Eseler, Schultheiss zu Nürnberg. Biographisches über Eseler und dessen Familie von Lochner zu Nürnberg.

Magister Christian Schleibing. Von Pastor Lodtmann zu Osnabrück. — Reformator in Osnabrück und andern Orten, Luthers ehemaliger Lehrer zu Erfurt.

Aus dem Tegernseer Kochbüchlein aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Kurze Mittheilungen Birlingers aus einer Münchener Handschrift.

Ordnung der Federfechter zu Prag. Von Jos. Baader. Ueber bürgerliche Fechtschulen und Fechtvereine im Mittelalter nebst Auszug aus einem Wappenbriefe Rudolfs II. vom Jahre 1607. „Der Fechter wird schon im 14. Jahrhundert gedacht. Das Fechten war bei den Handwerkern nur Nebensache; es durfte der Ausübung des Handwerks keinen Nachtheil bringen; waren sie auf der Wanderung, so trugen sie ihre Waffen mit sich, um ihre Kunst, wo sich Gelegenheit bot, zum Besten zu geben und daneben zugleich einen Zehrpfennig zu gewinnen. Daher stammt der Ausdruck fechten gehen, womit Handwerksbursche das Sammeln des Zehrpfennigs bezeichnen."

Nachträgliches zu meinem Aufsatze: Ueber eine bisher unbekannte Historienbibel aus dem 15. Jahrhundert. Von H. Palm. Durch Zarncke ist Palm aufmerksam gemacht, dass die durch Reuss bekannt gemachte Historienbibel eine Prosaauflösung der Weltchronik von Rudolf von Ems ist, über die Massmann im 3. Theile seiner Weltchronik sich ausführlich auslässt.

Ueber die Historienbibel. Von Dr. Merzdorf in Oldenburg. Nachricht über die bisherige Beschäftigung Merzdorfs mit diesem Gegenstande, deren Resultate wahrscheinlich bald im Druck vorliegen werden.

Nachtrag zu dem Aufsatz: Angebliche königliche Wappenverleihung an die Bischöfe von Gurk und Trient aus den Jahren 1305 und 1339. Von F. K.

Taxen eines Juristen zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Von Gall Morel zu Einsiedeln mitgetheilt.

Johannes de Suzato, Arztes in Worms, Gedicht: „Wie man wol eine Stadt regieren soll" vom Jahre 1495. Von Gall Morel. Kurze Beschreibung der in dem Kloster Einsiedeln befindlichen Handschrift dieses Gedichts nebst Angabe der Ueberschriften.

Die ersten Büchsenschützen, die an der Wange abschossen. Von Jos. Baader. „Um das Jahr 1517 wurden zu Nürnberg die sogenannten feuerschlagenden Büchsen mit einem Steinfeuerschloss erfunden. Früher wurden die Büchsen, indem man sie auf ein gabelförmiges Gestell legte, vermittelst einer Lunte abgebrannt. Obige Erfindung verlieh den Büchsen eine viel grössere Sicherheit im Treffen; denn man fing jetzt an, die Büchsen an der Wange abzuschiessen, was das Zielen sehr erleichterte." —

Schreiben des böhmischen Herren- und Ritterstandes, sowie der drei Prager Städte an Bürgermeister und Rath der Stadt Schlaggenwald, die Folgen der Schlacht auf dem weissen Berge betreffend. Von Anton Kohl in Prag mitgetheilt.

Von den Engeln ein Spruch. 6 Verse aus der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Von Dr. A. Birlinger mitgetheilt.

Ausser den gewöhnlichen Zugaben zu jeder Nummer, Chronik des Museums, der historischen Vereine und dergleichen, ist der letzten Nummer der Titel des 12. Jahrgangs nebst Register der Aufsätze und der angezeigten Werke beigefügt.

Berlin. Dr. Sachse.

## Lateinisch und Romanisch, besonders Französisch, von Dr. F. A. Beger. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Dr. J. H. Beger. Berlin bei F. Dümmler 1683.

Der Verfasser, vormals Direktor der ersten Realschule zu Dresden, bekannt durch seine Programme („Lateinisch und Französisch") zu den Osterprüfungen seiner Schule und durch viele Aufsätze in Zeitschriften, hat sich um das Realschulwesen dadurch besonders einiges Verdienst erworben, dass er unablässig bemüht gewesen, den Realschulen trotz ihres Namens den Charakter als Humanitätsschulen zu vindiciren.

Das vorliegende Buch, zum grösseren Theil schon in pädagogischen Kreisen durch jene Programme bekannt und aus dem Nachlass des Verfassers durch den Abschnitt über die Partikeln vervollständigt, ist aus der Praxis des Schulmannes hervorgegangen, der bei der Erklärung lateinischer und französischer Schriftsteller in Prima die Gelegenheit dazu benutzt hat, das Verhältniss des Französischen zum Lateinischen anschaulich zu machen. Wenn wir daher auch keine neuen Resultate selbständiger Forschung in dem Buche suchen dürfen, so enthält es doch, zumal für den Neuling auf dem Gebiete der modernen Philologie, einen nicht unbedeutenden Reichthum an scharfsinnigen Bemerkungen und zu weiterem Forschen anregenden Ideen. Wegen seiner klaren, leichtfasslichen Darstellung empfiehlt es sich aber auch für weitere Kreise der Gebildeten, die sich ihre Kenntnisse moderner Sprachen zu vernunftgemässerem Verständniss bringen wollen.

Berlin. H. C.

---

## Memento. Rimes et stances, par F. Henneguy. Gênes, 1865.

Man hört jetzt allgemein und namentlich in Frankreich Klagen, dass das Publikum keine Verse und besonders keine lyrische Gedichte mehr lesen will. Sollte der Grund dieser immerhin auffallenden Erscheinung vielleicht darin zu suchen sein, dass die der gebundenen Rede eigenthümlichen Formen etwas so zu sagen Monotones an sich haben, was trotz aller Geschicklichkeit der Dichter, ihren Gedanken neue Wendungen zu geben, den Leser auf die Dauer doch ermüdet? Niemand wird es behaupten wollen. Oder liegt es vielleicht daran, dass es den Dichtern der letzten Jahre an Talent fehlt? Ebensowenig! Man findet im Gegentheil in den Versen, die der Büchermarkt fast noch täglich bringt, vielfach dieselbe Leichtigkeit und Eleganz der Diction, dieselbe Fülle geistreicher Gedanken, mit einem Wort, dieselbe Meisterhand, durch die sich die Sachen der älteren Dichter auszeichnen. Aber ihren Grund muss die Sache doch haben, und da möchte man vielleicht nicht allzuweit neben das Ziel treffen, wenn man es in folgender Erklärung sucht.

Um unsere Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln, reichen bei einem Dichter die berührten Eigenschaften nicht aus, dazu muss er gewissermassen inspirirt, seine Verse der Ausdruck einer edlen, tiefen Gesinnung sein. Dann werden sie es nie verfehlen, bleibenden Eindruck zu machen. Aber wehe dem Dichter, der die Tyrannei oder die Sclaverei besingen wollte, der sich feige herablässt den Grossen dieser Welt oder der grossen Menge zu schmeicheln, der sich dazu hergibt, niedrige Leidenschaften zu verherrlichen und zu feiern; seine Lieder können ihm wohl Geld und eine ephemere Beliebtheit einbringen, aber dauernder Ruhm wird sein Lohn nicht sein Und wenn es ihm auch gelingen sollte, die grosse Menge mit seinen Schmeichelliedern einzulullen, immer werden sich wenigstens Einzelne finden, und von

Stunde zu Stunde wird ihre Stimme lauter und vernehmbarer werden, die sich in gerechtem Zorne gegen eine solche Entwürdigung der Menschheit auflehnen.

Soll demnach, wie es fast den Anschein haben möchte, die Poesie etwa eine beständige Declamation gegen das Laster und ein monotones Loblied auf die Tugend sein? Soll sie es ausgesprochen darauf absehen, den Menschen besser machen zu wollen? Sicherlich nicht, eine solche Prätension ist dem wahren Dichter fremd. Der Zweck der Poesie ist das Schöne an sich; die Poesie wie jede Kunst, oder richtiger wie die Kunst in allen ihren Manifestationen, ist Kultus des Schönen. Aber in den Regionen, in die die Poesie sich aufschwingt, da verwischen sich die Grenzen des Schönen und die des Guten und Wahren, und das Hässliche, das der Poet nie um seiner selbst willen nennt, sondern bloss um den Glanz des Schönen sich um so deutlicher dagegen abheben und um so strahlender und lebhafter hervortreten zu lassen, erscheint ihm wie ein tiefer Abgrund, in dem es sich seinerseits nicht von dem Schlechten und Unwahren unterscheiden lässt.

Aber dennoch, obwohl die Dichtkunst die Anmassung nicht hat, das Menschengeschlecht bessern zu wollen, haben wahre Poeten unstreitig zu allen Zeiten einen unendlich heilsamen Einfluss auf die Menschheit ausgeübt. Und dies ist auch ganz natürlich. Die Wahrheit erleuchtet unsern Verstand und die Schönheit erwärmt unser Herz, die Wahrheit beruhigt und leitet uns, und die Schönheit versetzt uns in Entzücken und reisst uns mit sich fort, und so werden wir naturgemäss und instinktmässig zum Guten geführt. Darum Ehre den wahren Poeten, die zur Veredlung des Menschengeschlechts beitragen! In Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich sind sie allerdings selten geworden, um so erfreulicher ist es, wenn man einem solchen begegnet, wie dies mit dem Dichter von Memento der Fall ist.

Henneguy ist am 17. Juli 1830 in Paris geboren. Sein Vater war mit einer der Ersten, die auf die Strasse eilten, um die bürgerliche Freiheit gegen die Ordonnanzen des Ministeriums Polignac zu vertheidigen. Die Gesinnung des Vaters ist auf den Sohn übergegangen. Nachdem er ausgezeichnete Studien gemacht und mehrere Jahre auf Reisen durch Europa und Africa zugebracht hat, lebt er in freiwilliger Verbannung in Genua.

Es ist nicht die elegante leichte Form, die Henneguy's Poesie vor den seitgenössischen Dichtern auszeichnet. Die fehlt ja am Ende keinem einzigen französischen Autor und findet sich auch in gleichem Maasse bei Monzieur de Massa und wie diese Cancandichter alle heissen mögen, sondern die heisse Liebe zur Freiheit, die sich in seinen Versen ausspricht, sein unerschütterlicher Glaube an eine bessere Zukunft, die hohe Achtung, die er vor Allem zeigt, was gross und edel ist, seine Toleranz gegen jede aufrichtige Ueberzeugung und die tiefen Seelenkämpfe, die er durchgekämpft. Henneguy hat gesucht, den brennenden Durst seiner Seele in dem Studium der Geschichte und des Rechts und in der Meditation über die schwierigsten Probleme der Philosophie zu stillen, er hat die Menschheit wollen kennen lernen und sie deshalb mit Aufmerksamkeit beobachtet, in den grossen Städten und in der Einsamkeit, in dem civilisirten Europa und in den Wüsteneien Africas. Und von diesen Ausflügen in das Gebiet der Wissenschaften und im Raume hat er eine reiche Ausbeute von Eindrücken, Gedanken und Bildern mitgebracht, die, in seinen Gedichten zusammengefasst, eine ebenso anziehende, wie gesunde und stärkende Lectüre bieten.

B.

---

## Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt von Friedrich Diez. Bonn bei E. Weber 1865.

Unter obigem Titel giebt der Meister der romanischen Philologie eine, wie nicht anders zu erwarten, gediegene und an belehrenden Untersuchungen und Bemerkungen reichhaltige Arbeit über die Reichenauer und Kasseler Glossen.

Während die lateinisch-französischen Glossare, welche sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, mit geringen Ausnahmen das XIV. Jahrhundert nicht zu übersteigen scheinen, reicht das Reichenauer Glossar bis in das Ende des VIII. Jahrhunderts hinauf.

Dasselbe stammt aus der Abtei Reichenau und befindet sich jetzt in der Hofbibliothek zu Karlsruhe. Adolph Holtzmann hat seine Wichtigkeit für die romanische Sprachkunde zuerst erkannt und dasselbe in Pfeiffers Germania (VIII. p. p. 404—413) 1863 bekannt gemacht. Es sind eigentlich zwei Glossare, deren erstes (Fol. 1—20) den Text der Vulgata von Anfang bis Ende begleitet, deren zweites (Fol. 20—39) aber alphabetisch geordnet und aus allen Begriffssphären geschöpft ist.

Die in der Germania als Probe abgedruckten 300 Glossen hat Diez, nachdem er sie mit dem Manuscript verglichen, zum Theil wiedergegeben und durch eigens excerpirte in einem Anhange vermehrt, so dass auch er 300 Glossen mittheilt und einzeln bespricht.

Die Wichtigkeit des Glossars ist vorzüglich darin zu finden, dass der Verfasser desselben da, wo er sich nicht der lateinischen Umschreibung zur Erklärung bedient, ein in der Volkssprache (lingua romana rustica) noch vorhandenes Synonym gebraucht. Diese Wörter sind zwar alle mit einer lateinischen Endung versehen, dass das Volksidiom allerdings nicht in seiner eigentlichen Gestalt erscheint; da aber der romanische Stamm unverändert geblieben ist, so bleibt das Glossar doch von Werth für die Geschichte der Sprache, für ihren Zuwachs und ihren Verlust an Wörtern, für die Bedeutung und Etymologie, selbst für die Schreibung derselben.

Die Kasseler Glossen, ein für die romanische und für die deutsche Sprache gleich wichtiger Wortschatz, sind in einem Manuscript enthalten, das sich früher in einem Kloster zu Fulda befand, nachher aber in die Hofbibliothek zu Kassel überging, wo es der erste Herausgeber derselben, Eckhart (Commentarii de rebus Franciae orientalis I. p. 853. 299.) vorfand. Nach Erkhart sind dieselben erst wieder in unserm Jahrhundert einer eingehenderen Untersuchung gewürdigt und von W. Grimm, A. Holtzmann, Pott, Diefenbach und W. Wackernagel in ihrem Werthe erkannt worden. Die Handschrift scheint, nach Diez' Urtheil, keine Originalabfassung zu sein, dazu ist sie nicht frei genug von inneren Widersprüchen und zu frei von Correcturen. Ueber den Werth des Glossars, was den romanischen Theil desselben betrifft, äussert sich der Verfasser dahin, dass für die Flexionslehre nur wenig daraus zu lernen ist; um so mehr aber für die Lautlehre und das Wörterbuch, denn nur mit Mühe liest man aus lateinischen Schriften des VII. bis IX. Jahrhunderts (in dieser Zeit ist das Glossar entstanden) eine spärliche Anzahl unverhüllter Wörter der französischen Volkssprache zusammen, während sie in dem Kasseler Glossar in Menge vorliegen.

Berlin. H. C.

---

J. A. Weiss-Haas, ehemaliger Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Genf: Französisch-deutsches etymologisches Wörterbuch, enthaltend eine Sammlung von mehr als elf tausend nach Wurzeln geordneten französischen Wörtern und Redensarten. Genf und Basel. 1864.

Das unter obigem Titel erschienene Werk von Weiss-Haas enthält einen Theil des Wortschatzes der französischen Sprache in alphabetischer Ordnung der Stammwörter, denen die Derivata und Composita jedesmal unmittelbar folgen. Z. B. S. 181:

matin, s. m. (lat. matutinum) Morgen, Frühe; adv. Morgens, früh; (de bon—, de grand—, früh [Morgens,] in aller Frühe.)
matinée, s. f. Morgen, Vormittag.
matinal, e, adj. (der, die) früh aufsteht.
matineux, se, adj. gewohnt früh aufzustehen.
demain, adv. morgen; (— matin, — früh.)
après-demain, adv. übermorgen.
lendemain, s. m. (der) folgende Tag.
surlendemain, s. m. (der) zweitfolgende, dritte Tag.

In einzelnen Fällen sind auch Redensarten mit aufgenommen, wie bei tomber—t. d'accord avec qn. mit jemn. eins, eines Sinnes werden; — rien: comme si de rien n'était, als ob nichts vorgefallen wäre. Doch beschränkt sich die Zahl derselben im Verhältniss zu den einzelnen Wörtern auf ein geringes Quantum.

Ferner ist Aussprache und Grammatik berücksichtigt, z. B. bei flux angegeben spr. flû, bei sang spr. san, bei buffet spr. —fè. — Flatter, v. a. (acc.); courir, v. n. (mit haben); dispenser, v. a. (qn. de qch.) u. dergl. Aehnlich würde man demnach bei remédier die Angabe der Construction mit à; bei croire die Anwendung des Rég. direct, der Präpositionen à und en, und den Gebrauch des reinen Infinitivs erwarten. Dies findet sich unter den bezüglichen Verben nicht, und nähere Betrachtung lehrt, dass in Betreff grammatischer Angaben der Verfasser Einzelnes, und zwar das am nächsten Liegende herausgegriffen hat, während die Bezeichnung der Aussprache mit gewisser Consequenz und mit Berücksichtigung der Fehler, welche die Deutschen beim Sprechen des Französischen am häufigsten machen, durchgeführt ist.

Was die Auswahl der aufgenommenen Wörter betrifft, so fällt das Fehlen gewisser Präpositionen, wie à, de, pour, par, sans, dans, sous sur auf, während en, entre, près, après Aufnahme gefunden haben. Ferne, vermisst man Wörter wie le, la, cela, ça, deçà; celui (ci—là); mon, ton, son. Man kann zunächst nicht sagen, dass der Verfasser sie nur als ganz bekannte Wörter fortgelassen habe; denn er giebt z. B. un, avoir, être und qui an. Und dann kommt es bei einer lexikalischen Arbeit der Art, insofern man den Titel „Etymologisches Wörterbuch" in Betracht zieht, auf möglichste Vollständigkeit gerade des Häufigeren an. Ich fand anfangs keinen Grund dafür, auch in der Vorrede keine Erörterung weder über die Auslassung bestimmter Wörter, noch überhaupt eine Angabe von Gesichtspunkten, nach welchen Aufnahme oder Weglassen von Wörtern stattgefunden habe. Um mir daher klarer zu machen, auf welche Wörter der Verfasser vorzugsweise sein Augenmerk gerichtet habe, verglich ich einen Theil des Buchstaben D mit dem Schelerschen Buche unter dem bezüglichen Buchstaben und fand, dass W.-H. folgende Wörter Schelers nicht aufführt: Dada, dague, dame, damoiseau, dandin, dandiner, dans, dauber, dauphin, débarder, déblayer, le déboire, déboîter, débonnaire, débouter, débrailler, deçà, décanter. So weit brauchte ich die Vergleichung nur zu führen, um mich zu überzeugen, dass es Herrn W.-H. weniger auf consequente Durch-

führung des etymologischen Elements als vielmehr darauf ankam, mit Hülfe des alphabetisch und nach Stammwörtern geordneten Sprachschatzes diejenigen Wörter zu geben, deren Kenntniss ihrer Bedeutung nach ihm zum Memoriren geeignet schien. Dabei sind dann von ihm Wörter, wie die vorhin angeführten, weggelassen worden, weil sie ihm als Stammwörter nicht ergiebig waren, oder zu selten vorkommen, oder auch im Gegentheil, wie die zuerst genannten (cela, mon und dergl.) ihrer Bedeutung nach bei Solchen, für welche das Buch verfasst ist, als ganz bekannt vorausgesetzt wurden, wiewohl eine derartige Sonderung immer etwas Bedenkliches hat.

Dies führt mich auf die Besprechung des Zweckes, den der Verfasser im Auge gehabt hat, des Bedürfnisses, dem er mit seinem Buche hat abhelfen wollen, und der Kreise, für welche er seine Arbeit bestimmt und eingerichtet hat.

Es ist mir mit diesem Buche eigenthümlich ergangen. Aufmerksam wurde ich zuerst auf dasselbe durch eine Stelle in Ed. Müller's Vorrede zu seinem Etymologischen Wörterbuch der Engl. Sprache, wo es heisst: „Während nun für die romanischen Sprachen und die französische insbesondere die Werke von Diez, Scheler und Weiss-Haas dem heutigen Bedürfniss in verschiedener Weise entgegenkommen“ u. s. w. Aus der Zusammenstellung mit Diez und Scheler glaubte ich schliessen zu können, dass Herr W.-H. ein ähnliches Werk, wie jene beiden, vielleicht auch mit selbständiger Forschung herausgegeben habe, so dass in mir der Wunsch rege wurde, zur Vergleichung mit den beiden andern auch das Buch von W.-H. zu besitzen. Man wird mir nicht verargen, dass ich auf den adverbialen Zusatz bei Müller „in verschiedener Weise“ nicht sehr achtete; denn Diez und Scheler haben auch in sehr verschiedener Weise gearbeitet. Als ich dann später den eigentlichen Titel „Französisch-deutsches Etymologisches Wörterbuch“ zu Gesicht bekam, hatte ich ebenfalls noch keine Veranlassung, mir eine Vorstellung von dem zu machen, was wirklich in dem Buche von W.-H. enthalten ist. Der Einblick freilich in die Arbeit selber benahm mir meinen Irrthum, und ich blieb zunächst bei meiner Verwunderung über Ed. Müller's Zusammenstellung der drei Namen stehen, der entweder der herkömmlichen trichotomischen Gliederung zu Liebe neben Diez und Scheler einen dritten Namen brauchte, oder vielleicht auch nur den Titel des Buches kannte. Ich glaubte, ein Buch in die Hände zu bekommen, welches über die Etymologie jedes aufgenommenen Wortes Rechenschaft ablegte, und fand nur ein Arrangement der Wörter par ordre de familles, wobei zum grössten Theil nur das Lateinische berücksichtigt war. Die Vorrede ferner bewies mir, dass für das Buch sowohl das Adj. etymologisch als auch das Subst. Wörterbuch in einer Bedeutung gebraucht waren, die dem heutigen Sprachgebrauch zuwider läuft, oder mindestens von dem, was man in einem so betitelten Buche zu suchen habe, eine falsche Vorstellung erwecken muss.

In der Vorrede nämlich heisst es ausdrücklich, es sei bezweckt, eine Wörtersammlung zum Memoriren für den Lernenden zu geben, und da Alles doch in einer bestimmten Anordnung und Reihenfolge dem Gedächtniss überliefert werden müsse, so sei die genetische Methode für den besagten Zweck die geeignetste, und „wenn dem Gedächtnisse und dem Geiste die Ableitungen und Veränderungen einer durch ein Wurzelwort ausgedrückten Grundidee in einer Gruppe zusammengestellt vorgeführt würden, so sei die Erleichterung des Auswendiglernens jedermann einleuchtend.“ Zugegeben nun zunächst, dass darin eine gewisse Wahrheit liege, wobei wir von praktischer Verwerthung einmal ganz absehen wollen: warum nennt der Verfasser die Sache nicht bei dem rechten und allgemein verständlichen Namen? Warum betitelt er sein Buch nicht „Wörtersammlung zum Auswendiglernen“ oder „Vocabularium“ (Vocabulär), oder mit französischem Titel „Vocabulaire français-allemand par ordre de familles,“ wie das Buch auch

in dem der Vorrede beigedruckten Gutachten des Genfer Département de l'Instruction Publique genannt wird? Was man allgemein unter Wörterbuch zu verstehen hat, wenn man dem jetzt üblichen Sprachgebrauch unbefangen Rechnung trägt und den Zweck des Verfassers mit in Anschlag bringt, ist überflüssig zu erörtern.

Aber auch das Adjectiv etymologisch möchte ich so gebraucht nicht mehr gelten lassen, weil es eben eine andere Idee erweckt als von dem Verfasser verwirklicht ist. Eine Wörtersammlung, welche sich als eine etymologische ankündigt, scheint mir zu versprechen, von allen aufgeführten Wörtern in thunlichst historischer Vollständigkeit die Zurückführung auf den Stamm oder unter Umständen selbst auf die Wurzel zu geben, die Sprossformen zu erläutern, und bei den Composita die einzelnen Bestandtheile zu erörtern. Dies ist aber bei W.-H. durchaus nicht der Fall; seine Sammlung ist eben nur und soll auch seinem Plane nach weiter nichts sein als eine Gruppirung von Vocabeln par ordre de familles. Findet man nun Beispiels halber mauve von malva, und darunter guimauve, s. f. Eibisch, ohne weitere Angabe, so fragt man doch: Was ist gui? Und so verhält es sich mit der grössten Anzahl der aufgeführten Wörter. Dafür passt mir der Ausdruck „etymologisch" nach heutiger Auffassung nicht mehr. So steht lendemain unter der Rubrik matin, s. m. (lat. matutinum), copieux unter opulent und dabei ops, pl. opes, lat. W.) Wer auch das Buch benutzen mag, wird zu der Frage gedrängt, wie solche Herleitung zu vermitteln sei, also z. B. wie matin und lendemain unter dieselbe Nummer kommen, — und erhält keinen Aufschluss. Wie gesagt, ich kann für eine solche Behandlung der Wörter die Benennung „etymologisch" nicht geeignet finden.

Ausser den einem gemeinschaftlichen Namen zugeordneten Wörtern finden sich viele, die ohne Ableitung hingestellt sind. Der Verfasser sagt allerdings, er habe sich nur auf zuverlässige Thatsachen beschränkt, Wörter von zweifelhafter Abstammung und auch solche, deren Wurzel (soll eher heissen Stamm!) zu weit gesucht werden müsste, habe er durch den Druck markirt. Es ist nun zu prüfen, da Herr W.-H. Diez und Scheler benutzt hat und auch sagt, viele andere berühmte Sprachgelehrten hätten in der Neuzeit in der französischen Wortforschung mehr Licht verbreitet, wie weit die ohne Stammwort von ihm aufgeführten Wörter wirklich zweifelhaften oder unbekannten Ursprungs sind. Ich wähle dazu den Buchstaben G und ziehe bei meiner Vergleichung Diez und Scheler hinzu. Ohne Angabe stehen bei W.-H.:

Gâcher, gâchis, gage, gai, gain, gale, galère, galerie, galetas, galimatias, galop, gamin, gangrène, ganse, gant, garçon, garde, garnir, gaspiller, gâteau, gauche, gencive, genou, gerbe, gibecière, gosier, goutte, gouverner, grand, grappe, gras, graver, grêle etc.

Von diesen 33 Wörtern ist die Etymologie bei Diez und Scheler zu finden, mit Ausnahme von 9: gale (unsicher), galère (unsicher), galetas, galimatias, gamin, ganse (unsicher), garçon; gauche (zieml. unsicher), und gibecière. Diese Vergleichung, mit anderen Abschnitten der Wörtersammlung von W.-H. zusammengehalten, zeigt, dass es gar nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat, Vollständigkeit in der Etymologie der von ihm gesammelten Wörter geben zu wollen. Sein Hauptaugenmerk war nur, mit Hülfe eines Stammworts für Derivata und Composita ein Unterkommen zu finden, so dass man das Etymologische, was von ihm beigebracht ist, nur nebensächlich behandelt findet, eher als Eintheilungsgrund und Faden der Anordnung, denn als eigentlich Bezwecktes, worauf freilich der Unbefangene durch den Titel des Buches geleitet werden muss.

Indessen kann man mit der Ungleichheit, mit welcher der Verfasser Etymologie angegeben oder übergangen hat, nicht einverstanden sein. Vor allen Dingen muss in einem solchen Buche die Behandlung des Stoffes eine gleichmässige sein, und obschon man bei dem sonst so sorgfältig gearbeiteten

Werke nicht annehmen kann, dass der geehrte Verfasser par inadvertance in jener Hinsicht gehandelt habe, der Stoff ausserdem bei Diez und Scheler reichlich vorlag, so bleibt doch zu bedauern, dass durch die angedeutete Ungleichheit nothwendigerweise eine gewisse Unbefriedigung bei dem Leser hervorgerufen wird.

Gehen wir jetzt näher auf den Zweck und die Bestimmung des Buches ein. Der Verfasser erklärt, er „habe kein gelehrtes, sondern ein nützliches Buch, für Zöglinge, die zwar keine klassischen Studien gemacht, wohl aber einen guten Schulunterricht genossen hätten," verfasst. Ferner „sein Buch solle auch Anfängern zugänglich und nützlich sein." Es geht aus der Vorrede nicht deutlich hervor, ob der Verfasser die Benutzung seiner Arbeit auch für den Schulunterricht selber berechnet habe, obgleich die Worte in dem Urtheil des Dép. de l'Instr. Publ. „comme ce livre est probablement destiné surtout aux écoles" darauf hinweisen, und ein solcher Wunsch von Seiten des Verfassers durchaus gerechtfertigt erscheint. Betrachten wir nun das Buch als das, was es in Wahrheit ist, als ein systematisches Vocabulär, so fragt es sich, wie es, abgesehen von dem, was hinsichtlich der Begriffe „etymologisch" und „Wörterbuch" einzuwenden war, für Schul- und Privatunterricht oder für das Studium zu verwerthen sei.

Dass Jeder, der Französisch lernen will, sei es in der Schule, sei es auf privatem Wege, eine systematisch angelegte Wörtersammlung nicht nur mit grossem Nutzen gebrauchen wird, sondern, meiner Ansicht nach, sogar benutzen muss, hat immer mehr und mehr Anerkennung gefunden. Dass die zu lernenden Wörter nicht in beliebiger Reihenfolge, auch nicht in einer Zusammenstellung nach den Redetheilen, also lauter Substantiva, Adjectiva, Verba u. s. w. einzuprägen seien, ist gleichfalls allgemein zugegeben. Welches ist nun aber die praktische Anordnung einer solchen Wörtersammlung? Ich denke die Stimme der meisten Fachmänner für mich zu haben, wenn ich die Anordnung par ordre de matières, so dass die Begriffe nach ihrem Wesen und nach ihrem Verhältniss zu einander zusammengeordnet sind, als die geeignetste bezeichne. Freilich ist dann für die Abfassung eines Vocabulärs der Unterschied des Alters und der Kenntnisse des Lernenden zu beachten. Dem Anfänger wird nur eine Sammlung der nöthigsten nach den verschiedenen Begriffsgebieten geordneten Wörter geboten werden können, während für den Vorgerückten der Stoff in der Weise zu erweitern ist, dass er aus dem Kreise der häufigsten Wörter herausgeleitet und in die Nüancen der concreten und abstracten Begriffe und ihrer Beziehungen eingeführt wird. Auf einer solchen zweiten Stufe ist es dann auch möglich, mit Beibehaltung der systematischen Zusammenstellung, Synonymisches, Etymologisches, Grammatik, eigenthümliche Wendungen und Redensarten einzufügen, und das Buch nicht bloss zu einer Sammlung von Vocabeln, sondern zugleich auch zu einem Hülfsmittel für Conversationsübungen zu machen.

Wie verhält es sich nun aber mit der Anordnung des Herrn W.-H. und der praktischen Seite derselben? Er giebt die Wörter alphabetisch geordnet; den geistigen Mittelpunkt, so zu sagen, soll die disposition par familles gewähren. Wie soll man sich die Verwendung denken? Soll der Lernende mit dem Buchstaben A beginnen, und successive das Buch bis Z auswendig lernen? Oder sollen einzelne Partien herausgenommen werden? Und nach welchem Gesichtspunkt sollte man dann wieder diese Auswahl treffen? Oder soll das Buch bei der Lection gebraucht, zur Präparation benutzt werden? Würde Letzteres nicht zu umständlich sein, da nur die Stämme in alphabetischer Ordnung zu finden sind, und bei Benutzung des angefügten Registers sehr oft ein doppeltes Suchen nöthig würde, abgesehen davon, dass das Buch zu diesem Zwecke nicht reichhaltig genug ist? Ich finde darauf keine befriedigende Antwort, mit der ich die Anordnung des Herrn W.-H. empfehlen könnte, immer natürlich in der Voraussetzung, dass sein Buch

für den Unterricht und als Vocabulär verwerthet werden solle. Es liegt eben kein Grund vor, seine Anordnung vorzuziehen, da sich die Meisten für systematische, nach Begriffkreisen zusammengestellte Vocabularien aussprechen, wie Ploetz für das Französische, Franz, Haupt, van Dalen, Gräser, Banes für das Englische dergleichen Bücher verfasst haben.

Während sich demnach herausstellt, dass es schwer ist, dem Buche des Herrn W.-H. eine praktische Verwerthung zuzuweisen, hat derselbe geglaubt. damit eine fühlbare Lücke auszufüllen und zwar wiederum mit Bezug auf den etymologischen Bestandtheil. Er behauptet, „etymologische Wörterbücher für das Studium der alten Sprachen seien in mehreren Ländern schon längst in Gebrauch, und die Erfahrung habe überall zu den günstigen Resultaten geführt, welche die Logik vorauszusehen berechtigt gewesen sei.“ Das mag sein; denn ich weiss nichts weder über die Anwendung solcher Wörterbücher, noch über auf solchem Wege erzielte Resultate. Ich erinnere mich wohl, ein griechisches nach demselben Grundsatz vor langer Zeit bearbeitetes Lexikon von Nitsch in Händen gehabt zu haben, glaube aber schwerlich, dass der Gymnasialunterricht von einem ähnlichen Buche Gebrauch macht. Zur Präparation es zu benutzen, ist zu weitläufig; zu speciell etymologischen Uebungen fehlt der Schule für das Griechische die Zeit, welche höchstens für beiläufige Besprechung des Etymologischen vorhanden ist. Zum Lernen von Vocabeln ein solches Buch heranzuziehen, liegt ebenfalls ausserhalb der Praxis und ruhiger Berechnung dessen, was man dem Schüler zumuthen darf. Dagegen giebt es z. B. ein Vocabularium für den griechischen Elementarunterricht von Dettmer, Professor am Catharineum zu Lübeck (1860), dessen erster Cursus nach Wörterclassen, und dessen zweiter nach demselben Gesichtspunkt wie bei W.-H. nach Wörterfamilien geordnet ist, und zwar auch alphabetisch. Diese Sammlung des zweiten Cursus umfasst aber nur 39 kleine Octavseiten, während W.-H. 381 Seiten gross Octav einnimmt, so dass seine Arbeit eher die Vorstellung eines Dictionärs als die eines Vocabulärs schon nach der äusserlichen Einrichtung erweckt. Ein Hülfsmittel, wie das erwähnte von Dettmer, mag gewiss für das Griechische recht empfehlenswerth sein, zumal wenn man den übrigen Inhalt des kleinen Buchs mit in Betracht zieht, worüber hier für weitere Auslassung nicht der Ort ist. W.-H. ist aber von diesem Buche so verschieden, dass man auf Vergleichung mit demselben sich nicht weiter zu seinen Gunsten stützen kann. Es wäre übrigens dankenswerth gewesen, wenn der Herr Verfasser speciellere Angaben über die Länder, in welchen etymologische Wörterbücher für die alten Sprachen zum Unterrichte genommen werden, gemacht hätte. Das Gutachten des Dép. de l'Instr. Publ. bezieht sich auf seine Aeusserung mit den Worten: „Les avantages de cette méthode sont assez reconnus pour qu'elle soit adoptée dans plusieurs Cantons de la Suisse et en Allemagne pour l'étude du latin, du grec, de l'allemand même.“ Wie gesagt, ich muss hierüber den Leser seinem eigenen Urtheil und seiner eigenen Erfahrung überlassen, da mir dafür die Data fehlen. Was die Sache aber selbst angeht, so sehe ich für den Schulunterricht keine rechte Stelle für die Anwendung etymologischer Wörterbücher.

Wenn ferner in dem Gutachten des Dép. de l'Instr. Publ. behauptet wird, dass Herr W.-H. ein Buch verfasst habe „qui manquait encore, non-seulement en Suisse, mais aussi, nous le croyons du moins, dans l'Allemagne,“ so kann ich dazu nur sagen, dass das Buch des Herrn W.-H. nicht das erste seiner Art ist. Ich erinnere daran, dass die erste Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie von 1694 in etymologischer Anordnung erschien, eine Anordnung, welche in den späteren Editionen der jetzigen Platz machte. Ich kenne ferner die Titel zweier einschlägigen Wörterbücher: 1) von Deyhle, Vollständiges franz.-deutsches Wörterbuch in etymologischer Ordnung etc. Stuttgart 1841, und 2) Busch: Schulwörterbuch der fran-

zösischen Sprache, etymologisch bearbeitet nach Wurzel-, Stamm- und Sprossformen. Aarau 1846. Da die hiesige Bibliothek keines dieser drei Bücher besitzt, so ist es mir versagt gewesen, eine Vergleichung mit W.-H. anzustellen und herauszufinden, in wie weit der Begriff „Lücke" statthaft ist. So viel scheint sicher, dass Versuche, in solcher Weise Wörterbücher für den gewöhnlichen Gebrauch einzurichten, kein rechtes Glück gemacht haben. Selbst der Versuch, vermittelst eines eigenen Hülfsbuchs das etymologische Element dem Schüler in conciser und praktischer Weise zugänglich zu machen, scheint nicht die freundliche Aufnahme gefunden zu haben, welche der Verfasser einer solchen Schrift (Kloppe, Lehrer am Kloster zu Magdeburg: Wortbildung der Französischen Sprache in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. 1856.) zu erwarten berechtigt war. Daher glaube ich auch nicht, dass das hier zur Beurtheilung vorliegende Buch des Herrn W.-H. einem fühlbaren Mangel abhelfe. Die beiden Ziele, Wörterkenntniss zu erlangen und etymologisches Verständniss zu erwerben, gehören zwei verschiedenen Lehrstufen oder, um mich so auszudrücken, Stationen des Studiums an. Das Erstere berührt den Lernenden am meisten in den ersten Stadien des Unterrichts; das Letztere kann dem Unterricht, selbst auf höheren Schulanstalten, nur in geringem Masse zu Gute kommen. Wer aber aus dem Französischen ein ernsteres oder ein Fachstudium macht, wer sich die Erforschung der Etymologie ernstlich angelegen sein lässt, hat zunächst an Scheler's Kurzgefasstem etymologischen Wörterbuch (1865) ein bequemeres und auf zuverlässiger Forschung basirtes Hülfsmittel, während in früherer Zeit Hauschild in seinem kleinen, sehr geschickt eingerichteten Etymol. Wörterbuche (1843) dem gewöhnlichen Bedürfniss genügte. Nimmt man hierzu den Abschnitt „Wortbildung" in Mätzner's Grammatik Seite 264—338, §§ 65—84 incl., so hat man ein reiches Material für das Eindringen in das etymologische Verständniss der franz. Wörter.

Wenn schliesslich Herr W.-H. sagt, er habe „Zöglinge ins Auge gefasst, die zwar keine klassischen Studien gemacht, wohl aber einen guten Schulunterricht genossen hätten, so weiss ich nicht recht, wie denn solchen Lernenden lateinische und griechische Stämme nützen, was sie überhaupt damit anfangen können. Man bedenke doch nur, wie schwer auf Schulen höherer und niederer Kategorie bei aller Anstrengung befriedigende Aneignung der Grammatik und des Lexikalischen zu erreichen ist! Wo findet da noch eingehende, systematische Behandlung der Etymologie eine Stelle? Und besonders für Schüler, denen Kenntniss der alten Sprachen ganz abgeht! Auf Schulen, wo wenigstens Latein gelehrt wird, lässt sich, beiläufig, Etymologisches mit heranziehen; zu konsequenter Behandlung desselben mit Benutzung eines Buches, wie das des Herrn W.-H. ist, fehlt vor allen Dingen die Zeit. Der Fachmann aber wird zu genaueren Hülfsmitteln greifen, für die ja durch Diez, Mätzner, Scheler in ausgedehntem Masse gesorgt ist.

Während sich so herausstellt, dass weder die Schule noch das Studium das Buch des Herrn W.-H. nöthig haben, darf man es gleichwohl nicht als eine überflüssige Bereicherung der bezüglichen Literatur ansehen. Für Jeden, für den Fachmann nicht minder als für den Dilettanten, wird es unter Umständen recht erwünscht sein, ein Buch zu besitzen, in welchem er auf einen Blick alle zu einer Wörterfamilie gehörenden Glieder übersichtlich zusammen findet. Dabei ist die deutsche Bedeutung durchweg sehr sorgfältig angegeben. So wird es der Lehrer dem Schüler, welcher das Französische mit besonderem Eifer treibt, empfehlen können, und namentlich werden alle diejenigen, die zu Fachstudien weder Lust noch Veranlassung haben, dabei aber doch gern über das Mass des alltäglichen Wissens hinausgehen und Freude daran finden, das blosse Lesen französischer Bücher hin und wieder durch Eingehen auf Sprachliches, durch grammatische und lexikalische Excursionen, so zu sagen, sich interessanter und mannichfacher zu machen, an

dem Werk des Herrn W.-H. einen trefflichen Führer haben. Die gebildeten Kreise, welche sich für die französische Sprache interessiren, die Aristokratie, dann die reichen Familien des Landes, deren Frauen und Töchter ja alle Französisch lesen und sprechen, bekommen durch den Besitz eines solchen Werkes, welches eben auch vielfach ohne Kenntniss der alten Sprachen zugänglich ist, die beste Gelegenheit, die Einförmigkeit der Lectüre französischer Romane und Comoedien in gewinnreicher Weise dadurch zu unterbrechen und geistreicher zu machen, dass sie sich um die Ableitung und eigentliche Bedeutung der Wörter und deren Zusammenhang unter einander bekümmern, und somit durch die Lectüre nicht bloss Unterhaltung, sondern auch Bereicherung des Wissens und Kräftigung ihres Urtheils erlangen. —

In Bezug auf Papier, Druck und Format ist das Buch vorzüglich ausgestattet.

Hiermit schliesse ich diese Besprechung, die, wenn sie auch vielleicht in verschiedener Hinsicht gezeigt hat, dass die praktische Verwerthung der Arbeit des Herrn Weiss-Haas nicht seiner Idee entsprechen wird, dennoch dazu dienen möge, sein Werk der Aufmerksamkeit Aller, die sich für das Studium der französischen Sprache interessiren, angelegentlich zu empfehlen.

Berlin. Alb. Benecke.

---

Collection d'Auteurs Français. Sammlung französischer Schriftsteller, für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von G. van Muyden Dr phil. und Ludwig Rudolph, Oberlehrer. Berlin bei Otto Janke. 1863 — 1866, (bis jetzt 18 Hefte zu 5 und 10 Sgr.)

„Der Erfolg ist leider der Abgott unserer Zeit", so lautet eine oft gehörte Klage, die nur darin nicht recht zutrifft, dass sie diesen Uebelstand auf unsere Gegenwart beschränkt; denn, was man auch sonst der „guten, alten Zeit" nachrühmen möge, in dieser Beziehung glich sie der unsrigen auf ein Haar. Wir haben aber insofern einen Fortschritt gemacht, als wir die naive oder stumpfe Unterwerfung früherer Geschlechter durch den Ausspruch „Was ist, ist vernünftig" in ein System gebracht haben, welches unser Nachbar V. Cousin durch seine Apotheose des „Succès" auch seinen Landsleuten zugänglich zu machen sich gedrungen fühlte, die denn auch nicht verfehlt haben, zu der alten Wahrheit „Was der Deutsche längst ersann — Bringt der Franke an den Mann" neue und vollgültige Beweise zu liefern. Wenn aber der Erfolg in Kreisen errungen wird, in welchen, beim schönen Wettspiel um die Förderung der Bildung, Männer des Friedens nach der Siegespalme ringen, vor einer Versammlung, die selbst aus früheren oder späteren Kämpfern besteht, so ist ein solcher Erfolg ein ächter, ein solcher, dessen ein Künstler freilich sich nicht immer rühmt, der einzige aber, den Fleiss und Tüchtigkeit beanspruchen.

Das oben bezeichnete Buch hat einen wahren und dauernden „succès d'estime" errungen.

Die wichtige Frage der Lektüre und ihres Stoffes in den fremden, neueren Sprachen ist schon oft und doch immer noch nicht oft genug behandelt worden. Als man gewisser zu häufig durchgearbeiteter, in ihrem Inhalt häufig auch veralteter und nicht mehr angemessen erscheinender Bücher müde geworden war — über Télémaque, Charles XII, Paul et Virginie hat auch unser Archiv schätzbare Artikel gebracht — trat eine Zeit lang die Klage ein, es fehle besonders der französischen Literatur an dem rechten

Stoff für Jugendlectüre und erst mit der Zeit erschienen dann umfangreiche Sammlungen, wie die Goebel'sche und die von Schnee in Brüssel unter Sauer's Leitung veröffentlichte. Nebenher erfolgten immer noch Einzelausgaben, in denen man ganze Werke, wie Mignet histoire de la Révolution, Corinne, Graziella, durch kurze erklärende Anmerkungen einer schnelleren Privatlektüre zugänglich zu machen suchte, oder Auszüge, häufig mit Wörterbüchern versehen, unter denen manche sehr werthvolle sich befinden, wie die von Robolsky und Mignet Vie de Marie Stuart von Brée. Aber auch die Franzosen haben angefangen für die Lektüre der Jugend zu sorgen, und ich mache Lehrer und Freunde dieser Literatur besonders auf die bei Mame und C. in Tours erscheinende Bibliothèque Chrétienne aufmerksam, welche, zum billigsten Preise, einige ganz vortreffliche Bücher enthält, denen auch Frömmelei oder Sektirerei in den uns bekannten Werken z. B. Guerre des deux Roses, Godefroi de Bouillon, Condé, Duguesclin, ganz fremd bleibt. Ueberhaupt würde die Redaktion des Archivs, welches ja auch pädagogisch zu wirken nicht verschmäht, durch eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Sammlungen und Einzelausgaben sich gewiss ein Verdienst erwerben. *)

Den richtigen Standpunkt in Bezug auf die Privat- und Schullektüre in den neueren Sprachen gewinnt man nur, wenn man das dafür Geleistete neben die Arbeiten der klassischen Philologie stellt, insoweit sie die Einführung der Jugend in die Kenntniss des griechischen und römischen Alterthums auf dem Wege der Lektüre erstreben. Nicht um den heranwachsenden Baum zu schelten, dass er noch nicht die reifen und köstlichen Früchte des älteren Genossen getragen hat, sondern um durch Vergleichung die richtigen Weisungen über den einzuschlagenden Weg und die Methoden in der Behandlung des Einzelnen zu empfangen. Nur soll man sich nicht mit Goethe's Naturforscher begnügen zu sagen: „Ich fluche drauf, aber verstohlen", sondern man soll sich und Andern tausend und tausend Male sagen, dass alles Geschrei über kümmerliche Stellung und Behandlung der Realschule ganz wirkungslos bleibt, wenn nicht die von Tag zu Tag riesenhaft wachsenden Anstrengungen der germanistisch-romanistischen Philologie endlich auch der Realschule und dem Unterrichte in den neuern Sprachen zu Gute kommen. Gewiss! Tüchtige Lehrer, die nicht bloss auf dem Piedestal des Ploetz und des Plate stehen, sondern die, Solon Böckh's Wahlspruch im Herzen, reifend und lernend der Wissenschaft leben, werden ihren Unterricht schon jetzt vertiefen und für die allseitige Entwicklung sprachlicher, realer, geschichtlicher Anschauung fruchtbar machen, aber auch hier kann gründlich doch nur gemeinschaftliche Arbeit helfen. Ich frage z. B. ob es unmöglich ist, einen Kanon klassischer Werke festzustellen, von denen jeder Realschüler durch Klassenlektüre Kenntniss erhalten haben muss, in deren Behandlung sich die Schule und das Privatstudium theilen? Vergebens aber sehe ich mich nach Ausgaben um, die eine solche Auswahl möglich machten, erleichterten oder auch nur darauf hinwiesen. Einige Versuche der Art sind gemacht worden, von Dœrgens z. B., der in höchst bedeutenden und lehrreichen Aufsätzen der Heidelberger Jahrbücher diese Dinge ebenso geistreich als unbeachtet erörtert — rarae aves! rari nantes! Die französische Literatur besitzt in Athalie ein Meisterwerk, dem man, was die Eignung für Lektüre und Erklärung in den höchsten Klassen von Schulen sowohl für junge Männer als für junge Mädchen betrifft, Nichts an die Seite stellen kann — welcher deutsche Buchhändler hat sich aber

*) Vielen Lesern des Archivs und Mitgliedern der Gesellschaft, deren Organ sie ist, würde gewiss mit dem Abdrucke (in den Heften des Archivs selbst) von Verzeichnissen der Aufsätze und Miscellen über die einzelnen Literaturen ein grosser Dienst erwiesen werden. Warum soll nicht ein Doppelheft einmal diesem Gegenstande gewidmet werden?

die Mühe genommen, die herrliche Ausgabe dieses Stückes und der Esther vom französischen, protestantischen Pasteur Coquerel nachzudrucken, während mir ein Berliner Geschäftsmann doch mittheilte, dass er von dem in Nordhausen nachgedruckten Aussatze allein jährlich für über tausend Thaler verbreite? In den Berliner Schulprogrammen habe ich nach Athalie — der Cursus der ersten Klasse dauert vier halbe Jahre — zu oft vergebens gesucht, unter den für die Lehrer und für die Schüler angeschafften literarischen Hilfsmitteln jene einzige Ausgabe nie entdeckt; brauchen die Vorsteher solcher Anstalten diese Bücher nicht zu kennen, verachten sie vielleicht, da sie ja eine klassische Erziehung genossen haben, das Studium der neueren Sprachen? Welcher Gymnasialdirektor aber würde seiner Bibliothek ein bedeutendes Werk auf dem Gebiete der antiken Philologie entgehen lassen?*

Hoffentlich wird die vorliegende Sammlung dieses böse Schicksal nicht theilen. Sie darf in allen Bibliotheken, die der Privatlektüre der reiferen Jugend bestimmt sind, einen Ehrenplatz beanspruchen und wird sich auch dem Lehrer als ein vortreffliches Hilfsmittel für den Unterricht bewähren. Doch es sei mir erlaubt, ausführlich auf dieselbe einzugehen, zumal da ich überzeugt bin, dass sie, mit derselben Umsicht und Tüchtigkeit fortgeführt, allen andern den Rang ablaufen und vielleicht das bedeutendste Hilfsmittel dieser Art für den Unterricht im Französischen werden wird. Siebenzehn Hefte in drei Jahren, von denen zwei in neuer Auflage, — eine Ehre, die einer ganzen Anzahl anderer nahe bevorsteht, — bezeichnen erstens hinlänglich die Solidität des Unternehmens, welches nicht, wie so manche, bei einem marktschreierisch in die Luft geblasenen ballon d'essai stehen geblieben ist, und machen zweitens unserem Archiv zur Pflicht, demselben die weiteste Verbreitung zu verschaffen. Dabei wird es hier und da auch an einem „frommen Wunsche" nicht fehlen. On n'est pas parfait.

Vor allen Dingen nimmt die Sammlung durch ihre verständige, massvolle Einrichtung, abgesehen von einer vortrefflichen äusseren Ausstattung in Papier und elegantem, aber auch leserlichem Druck, gleich für sich ein. Ich betone das Lob des Massvollen. Nichts ist schwerer, als in literarischen Zugaben und Erläuterungen das richtige Mass einzuhalten, so dass die Einleitungen und Anmerkungen den Text nicht überwuchern, oder auch nebst einigem zur Sache Gehörigen vieles ganz Unnütze enthalten, welches die Lust, gelehrt zu sein, häufiger noch es zu scheinen, einem Leser bietet, der zuletzt die Anmerkungen ganz übersieht, weil sie ein neuer Text geworden sind, der dem oben abgedruckten Concurrenz zu machen sucht. Auch die klassische Philologie hat erst in neuester Zeit angefangen, in den Arbeiten von Schneidewin, mehr noch von Kraner ( — Hofman) und Gustav Wolff ächte Schulausgaben zu bieten. Um den Umfang des von der Jugend in Bezug auf Vokabeln, Realien und Grammatik Gewussten zu kennen, bedarf es eines vieljährigen, vertrauten Umgangs mit derselben, eines angeborenen, aber auch unablässig geübten pädagogischen Taktes, für den freilich der Name des einen der beiden Herausgeber — seine deutschen Stylübungen haben ihn von Zürich bis Archangel bekannt gemacht — eine hinreichende Bürgschaft bietet. Und vielleicht interessirt es die Leser, zu erfahren, dass der Andere ein berliner Geschäftsmann ist, der, Lausanne entstammend, vor einer preussischen philologischen Prüfungskommission ein Staatsexamen abgelegt hat und somit zu den zahllosen Buchhändlern gehört welche von ihren Büchern mehr als den Deckel verstehen.

Die Anmerkungen, auf welche, um irritirendes unnützes Suchen zu vermeiden, mit Zahlen verwiesen ist, geben die schwierigern Vokabeln und Re-

*) Der Verfasser erlaubt sich, auf das Programm der höheren Töchterschule zu Berlin 1864 hinzuweisen.

dewendungen, verweisen bei wichtigen Punkten vorzüglich auf Mätzner's Grammatik und erledigen jede technische Schwierigkeit, wie sie, oft schwer überwindbar, bei Beschreibungen eintreten, besonders alle Kunstausdrücke der Natur- und andern Wissenschaften und endlich alle historischen und literarischen Anspielungen in gedrängter, aber völlig ausreichender Kürze. Mit Recht sind dabei weitere grammatische Ausführungen oder Synonymik, in der sich die Sauer'schen Ausgaben gefallen, vermieden; der Schüler sieht sie nicht an, der Lehrer braucht sie nicht. Was soll z B. Au coin du Feu ed. Sauer p. 85 Anm. 2. eine Bemerkung wie die folgende: „En général l'Espoir s'applique à de grands objets (!), dont la privation serait pour nous un malheur, tandis que l'Espérance s'abaisse (!) jusqu'aux choses les plus indifférentes?“ Man wird in der vorliegenden Sammlung auch nicht eine geistreiche Mittheilung dieser Art finden und wird, eingedenk des Sprüchwortes: „Gute Synonymik ist theuer“, den Herausgebern dankbar dafür sein. Die Anmerkungen, welche auf einer Seite kaum jemals sechs Reihen einnehmen, sind trotzdem loyal, und darunter verstehe ich, dass sie den Leser und Käufer des Buches auch wirklich in den vollen Besitz des Verständnisses bringen. Es ist keine Mühe gescheut worden, in solchen Abschnitten, wie Nouvelles Mexicaines I, 1, 2. Aufl., Le Mangeur d'hommes II, 4, Voyage au Brésil II, 6 und 7. Bedeutungen von Wörtern, die kein Lexikon enthält, herbeizuschaffen und — wer kann Alles wissen — kein Lehrer braucht zu fürchten, sich plötzlich vor einem, trotz alles Zusammenhanges unenträthselbaren Worte zu finden. Ein Punkt nur scheint mir, besonders in Bezug auf die klassischen Stücke, noch der Beachtung würdig, nämlich der sogenannte Sprachgebrauch des Schriftstellers. Zwar steht fest, dass gerade die französische Sprache in ihren Wendungen eine so fest gewordene ist, dass sie indvidueller Willkür gar keinen, neuer und kühnerer Combination des Ausdrucks vielleicht nicht immer genug Spielraum lässt, doch wird feine Untersuchung hier viel mehr Freiheit aufweisen, als wir Deutsche sonst anzunehmen geneigt sind, gerade wie in der Grammatik dieser Sprache, wo die starr hingestellte Regel und der armselige Zusatz „freilich findet sich auch das Gegentheil“ nur beweisen, wie trübe die Brille des Beobachters war. Für nothwendig und unentbehrlich aber erkläre ich bei den klassischen Komödien und Tragödien eine Hinweisung auf die Unterschiede und Eigenthümlichkeiten der beiden Stylarten, vor Allem aber bei den Tragödien die Hervorhebung dessen, was den Franzosen in der Kunst des Ausdrucks und der Antithetik als schön erscheint und worüber völlig hinwegzulesen, jüngeren Lesern sehr leicht gelingt. Die französischen Ausgaben des Racine von Gérusez, die dreibändige bei Lefebvre erschienene, geben dazu die Anleitung und die leicht einzuschiebenden Texte; verlangt doch selbst Julian Schmidt in seiner Geschichte der neueren französischen Literatur, man solle sich, um die Schönheiten dieser Dichter würdigen zu lernen, an der Hand eines La Harpe in dieselben einführen lassen. Stücke wie Athalie könnten ein Doppelheft der Sammlung beanspruchen. Und sollte die Sache ihre Schwierigkeiten haben, wohin besonders Vermeidung aller Weitschweifigkeit und präcise Fassung gehören, so müssen diese Schwierigkeiten eben überwunden werden.

Jedem einzelnen Werkchen geht nämlich eine kurze Biographie des Verfassers voran, mit ausreichenden literarhistorischen Beigaben. Eine solche ist bei Klassikern, die einer auch politisch und kulturgeschichtlich wichtigen Periode angehört haben, unumgänglich nothwendig und bei Neueren doch auch recht wünschenswerth, wenigstens überall da, wo in den betreffenden Werken die Zeit mit ihrer Eigenthümlichkeit sich abgespiegelt hat; liesse sich doch der Geist und Grundzug der Stücke von Delavigne und Scribe aus zwei Zeilen erläutern, welche Aufschluss über ihre Zeit und ihre gesellschaftliche Stellung gäben! Auch hier trifft das Lob des Massvollen zu, denn erstens haben die Herausgeber nicht für nöthig erachtet, jede der Amts-

stufen genau zu verzeichnen, auf denen sich der Dichter, oft zu schwindelnder Höhe, emporgeschwungen hat — ein armseliger Fehler, zu dem wir hundert Beispiele haben — zweitens sind sie in ihren literarischen Beurtheilungen bescheiden geblieben und scheinen es mit Chateaubriand's „critique féconde de la beauté“ zu halten, wozu wir ihnen nur Glück wünschen können. Niemand wird einer Notiz, wie die über Corneille oder Molière, seine Anerkennung versagen, so concis ist hier alles Wesentliche zusammengedrängt; dennoch kann bei den eigentlichen Klassikern eine gewisse Fülle nicht schaden, und gewiss werden die Verfasser den Anspruch als berechtigt anerkennen, dass bei weiterer Auflage bedeutende Erscheinungen über Leben und Wirken der Klassiker berücksichtigt werden möchten, wie z. B. vor Allem die grosse Ausgabe der Grands Ecrivains von Hachette. So könnte bei Molière das Werk von Bazin angeführt sein. Seitdem ein Vapereau existirt, ist das keine grosse Mühe mehr.

Der Biographie folgt, wo sie nöthig ist, eine historische Einleitung, wie bei Athalie, demnächst eine Inhaltsangabe, die besonders bei den Dramen, wenn sie privatim gelesen werden, ausserordentlich schätzbar ist. Und hier bekenne ich, mich mit dem Verfahren der Herren Verfasser im ernsten Gegensatz zu befinden. Unter jeder Bedingung hätten sie die elegante Préface d'Athalie, vielleicht kleiner gedruckt, beibehalten müssen, die so wesentlich zum Verständniss des Stückes beiträgt und zugleich eine Probe der vortrefflichen Prosa dieses Dichters giebt, ja ich erlasse ihnen nicht einmal, trotz der spanischen Verse, die ehrwürdige Einleitung des alten Corneille zum Cid; beide geben allein dem Lehrer Gelegenheit, auf einer tüchtigen Basis den Schüler in die Stücke einzuführen. Der Name des Herrn Verlegers verscheucht glücklicherweise den Gedanken, als ob eine ausserliterarische Absicht die Censurscheere gelenkt, oder die kaufmännische Elle den Kreis des Popilius Länas gezogen habe. Der Nachweisung eines unangenehmen Druckfehlers Athalie v. 195, 196, welche Verse unter Abner gesetzt, aber Nathan widerrechtlich entzogen sind und so jeden Sinn verlieren, füge ich die Bemerkung hinzu, dass ich es für einen Fehler halte, im Leben Racine's den Namen Port-Royal auch nicht einmal zu nennen, d. h. in der Aufzählung seiner Werke, das ausgezeichnet geschriebene Abrégé de l'Histoire de Port-Royal nicht zu nennen, sowie auch seine Correspondenz. Und da ich einmal mäkele, so würde ich auch die p. 6. erscheinende räthselhafte „Tochter eines Schatzmeisters“ in einen einfachen königlichen Beamten verwandelt, jedenfalls aber p. 7. nicht von Racine's „letzter Schrift“ „über das Elend des Volkes“ gesprochen haben, da dieselbe nie erschienen ist, was aber aus der Art der Anführung nothwendig geschlossen werden müsste. Es handelt sich um ein einfaches handschriftliches Mémoire. Der Ausdruck „letzte“, nach der Notiz über die verlorene Biographie Ludwigs XIV, erregt ausserdem die Vorstellung, als seien alle andern Schriften aufgeführt.*).

Von denjenigen Werken, welche in Versen geschrieben sind, findet sich endlich eine kurze Notiz über den Alexandriner, diesen unvergleichlichen Vers, auf den die Franzosen stolz sein können. Jedenfalls gehörte hierher die Erwähnung des Programms von Viehoff über den Alexandriner, Trier 1859, der nach hundertjährigem Geschwätz endlich die Natur des Verses gezeigt hat und ihm so gerecht geworden ist.

Es bleibt uns nun noch übrig, ein Wort von dem Stoffe der Sammlung zu sagen und einige Wünsche über die zu erwartende Erweiterung derselben auszusprechen. Auch in dieser Beziehung gebührt ihr von vorneherein das Lob der verständigsten Auswahl, in der alle Bedürfnisse des Schul- und Privatunterrichts berücksichtigt sind. Zuerst finden sich darin die drei Stücke,

*) Um meine ganze Galle auszuschütten, füge ich schliesslich hinzu, dass Lessings Dramaturgie es wohl um uns verdient hat, dass wir nicht wie p. 6., „Mitleid und Schrecken“ sondern „Mitleid und Furcht“ schreiben“.

die auf Gymnasien und Realschulen jeder Schüler sich stylistisch und ästhetisch zum Verständniss gebracht haben sollte, Cid, Misanthrope und Athalie, ferner Avare, Satires de Boileau und Choix de Fables de Lafontaine. Von Neueren, denen eine höhere Stelle in der Literatur einzuräumen ist, bietet sie das geistvolle Stück Mademoiselle de la Seiglière von Sandeau, Le verre d'eau, Louis XI, Nouvelles de Tœpffer, l'Honneur et l'Argent. Auch die Geschichte ist vertreten durch Ségur: Napoléon à Moscou, La jeunesse de Frédéric le Grand von Paganel und den immer neuen, unübertrefflichen Charles douze, von denen die beiden letzten unter der Presse sind. Hier besonders ist eine Erweiterung ebenso möglich, als wünschenswerth, ohne dass man, wie andere Sammlungen thun, zu einer unbeholfenen Chronik über Guillaume le Conquérant, die wohl nicht einmal ursprünglich französisch geschrieben ist, oder zu noch ungereiften Darstellungen des Krimkrieges und anderer neuerer Darstellungen zu greifen braucht. Thiers grosses Werk, Mignet, Guizot englische Geschichte, Barante (schon von Robolsky benutzt), Henri Martin bieten unerschöpfliche Fundgruben. Dem Bedürfniss einer schnelleren, anregenden Privatlektüre genügen Le Mangeur d'hommes, Nouvelles Mexicaines, Nouvelles de Maistre und vor Allem die unübertrefflich humoristische Reise nach Brasilien von Biard, mit der die Herausgeber einen sehr glücklichen Griff gethan haben. Grade dieser Theil der Sammlung, den ich auch von der Schule, besonders in mittleren Klassen, oder in Töchterschulen, nicht ausschliessen möchte, da er zur Auffrischung, Abwechselung und zur Beförderung jener Art von Heiterkeit, ohne die nichts Gesundes und Tüchtiges geleistet wird, sehr nützlich ist, darf durchaus nicht vernachlässigt werden; Théodore Savie, in der Revue des deux Mondes, bietet richtigen Stoff, so wie auch die dort so zahlreich vorhandenen, oft meisterhaften Reisebeschreibungen. Sehr wichtig sind diese Hefte ferner für die eigentliche Privatlektüre, da sie sehr geeignet sind, den Vokabelschatz über die für das Leben zu eng gesteckten Gränzen der klassischen Werke hinaus zu erweitern.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass die Sammlung in sittlicher Beziehung völlig tadellos ist und nirgends auch nur den leisesten Anstoss bietet, ohne dass irgendwie willkürliche Veränderungen angebracht wären. Es ist das ein ausserordentlicher Vorzug, nicht nur für höhere Töchterschulen.

Schliesslich möchte ich die Herren Verfasser noch auf einige Werke hinweisen, durch deren Aufnahme sie ihre Sammlung gewiss bereichern würden, so z. B. die reizende Idylle Brizeux's: Marie; Antran: Laboureurs et Soldats; eine Auswahl von Fabeln, ein Genre, welches die Franzosen mit seltener, man möchte sagen seltsamer Ausdauer von Lafontaine bis auf Viennet gepflegt haben uud wozu der Poetische Hausschatz von Wolff eine gute Vorarbeit bietet; endlich eine wahrhaft sorgfältige, nur, in Form und Inhalt Klassisches zulassende lyrische Sammlung, die durch einige Hefte fortgesetzt werden könnte. Neun Zehntel von dem, was in den bisherigen Blumenlesen und Album (wie heisst der Plural?) steht, müsste als Makulatur verworfen werden. Vor Allem aber wünsche ich eine unablässige Berücksichtigung der Klassiker; warum sollten nicht die Hauptstücke Molière's, Corneille's, Racine's nach und nach darin erscheinen? warum sollten Meisterstücke, wie Fléchier's Leichenrede auf Turenne, Bossuet's auf Condé, die unbeachteten nnd doch einzigen Dialogues des Morts von Fénelon ausgeschlossen bleiben? Je reicher eine solche Sammlung wird, je liberaler d. h. je weniger man ihr anmerkt, dass sie auch Geschäfte machen will, desto reicher wird auch ihr Publikum, und ein Verleger braucht kein Curtius zu sein, um sich in diesen Abgrund zu stürzen. Ich prophezeie dieser Sammlung eine bedeutende Zukunft und fürchte nicht, von den Ereignissen Lügen gestraft zu werden.

Berlin. Carl Goldbeck.

---

Kurzgefasste Formenlehre der französischen Sprache für Anfänger als Vorbereitung auf die Lehre vom Satzbaue von J. A. Chr. Burkhard. Augsburg, v. Jenisch und Staege. 1865. 110 S.

Kurze franz. Sprachlehre, besonders für Elementarklassen, erweiterte Volks- und Fortbildungsschulen etc., von Dr. Emil Otto. Heidelberg. J. Grosse. 1865. 183 S.

Erster franz. Sprachcursus im engsten Anschlusse an den Unterricht in der Muttersprache, zunächst für Schüler, welche noch keine fremde Sprache erlernten, von Dr. Adolph Gutbier. München. 1865. In Selbstverlag d. Verfassers. 98 S.

Uns liegen mehrere französische Grammatiken und Hilfsbücher von sehr verschiedenem Umfang und Werth, und auch von sehr verschiedenen Ansprüchen zur Besprechung in d. Bl. vor. Zunächst 3 für Anfänger bestimmte Büchlein, deren Verfasser sich im Ganzen dieselbe Aufgabe gestellt haben.

Alle 3 genannten Büchlein haben das gemein, dass sie hinleiten oder hinweisen sollen zu anderen Grammatiken ihrer resp. Verfasser, so das von Burkhard auf seine „Systematische Darstellung des Geistes der französ. Sprache,“ das von Otto auf seine „Französische Grammatik,“ das von Gutbier auf des Verfassers „Ersten französischen Leseschüler“ sowohl als auf seine „Französisch-deutsche Sprechschule.“

Die Formenlehre von Burkhard scheint uns im Ganzen recht zweckmässig zu sein; sie würde es sicherlich aber noch mehr sein, wenn der Verfasser sein Programm wirklich befolgt hätte. Während er jedoch in dem Vorworte einen ganz kurz und bündig gefassten Leitfaden für Anfänger verspricht, der erst von dem Lehrer ergänzt werden soll, finden wir in dem Buche vielfach eine grosse Fülle von Wörtern, Regeln und Bemerkungen, die unbedingt das Gedächtniss des Lernenden überladen und ihm die Uebersicht wesentlich erschweren. Der Verfasser nimmt sogar hier und da in streitigen Fällen auf die Entscheidung der Académie oder einzelner Grammatiker Rücksicht. Wozu denn die Beispiele auf pag. 20 (l'agenda, l'aparté, le duplicata, le concetti, le lazzi) und auf pag. 26 (les arcs-boutants, les arcs-doubleaux, les épines-vinettes, les pies-grièches etc.)? Ueberhaupt ist es wohl nicht empfehlenswerth, den Anfänger, bevor er das Verbum lernt, erst das detail aller aufgeführten das Substantiv betreffenden Regeln einüben zu lassen. Die letzten Abschnitte sind ferner im Verhältniss zu den ersten sehr kurz gerathen. Vortrefflich dagegen sind die Verba-Tabellen. Der Verfasser macht darin den dankenswerthen und sehr zeitgemässen Versuch, eine grosse Anzahl angeblich unregelmässiger Zeitwörter unter die Kategorie der regelmässigen zu stellen. Es wird offenbar mit solchen Reformen erst dann schneller vorwärts gehen, wenn man schon auf den untersten Stufen den alten Trödel systematisch ausrottet und ihm nicht in der trägen Gewohnheit des Schülers eine Stütze und Tradition bereitet, die fast so schwer zu brechen ist als die objektive Tradition des uralten Herkommens. Schade, dass der Verfasser nichts über die Aussprache sagt. p. 10 hätte wohl auch le parallèle erwähnt, p. 13 le und la parallèle angeführt sein können.

Die Sprachlehre von Otto ist durch keine Eigenthümlichkeit bemerkens-

werth. Sie ist nach derselben Methode gearbeitet, welche in des Verfassers grösserer Grammatik durchgeführt ist und will daher im Zusammenhang mit dieser beurtheilt sein. Es scheint, dass im Ganzen der Gang ein zu schneller, der Uebungstoff zu kärglich bemessen ist. Und dann hätten die Uebungsstücke doch wohl einen einigermassen anziehenden Inhalt haben können. Der Unterzeichnete ist wenigstens der Meinung, dass Langeweile kein unerlässliches Erforderniss des Unterrichtes ist. Fast alle Lectionen des Otto'schen wie so sehr vieler anderer Schulbücher athmen Wirthschaft. Ist es nicht zu vermeiden?

Sehr eigenthümlich ist der erste französische Sprachcursus von Gutbier. Das Büchlein macht durchweg einen höchst erfreulichen Eindruck. Es ist aus des Verfassers Praxis hervorgegangen und legt nun dessen, wie man annehmen muss, bewährte Methode auch Anderen dar. Man schaut in ein treues, hingebendes Lehrergemüth, wenn man auch nur oberflächlich in diesem Sprachcursus geblättert hat. Ganz frei behandelt der Verfasser seinen Stoff und wandelt bedächtig seinen eigenen Weg. Lebendiges Interesse weiss er überall wach zu erhalten und im einfachsten Ton stellt er mit dem Anfänger die instructivsten Betrachtungen an. Freilich des Verfassers Methode und sein Buch sind so individueller Art, dass man fragen muss, ob sich ein Anderer leicht wird hineinfinden können? Der Versuch würde sicherlich der Mühe werth sein. (Forts. folgt.)

Berlin.

Dr. Imelmann.

---

## Grundzüge der französischen Aussprache. Für den Schul- und Privatunterricht von Gottfried Ebener. Hannover, bei Carl Meyer.

Ein Heft von 4 Bogen, welches für die Schule mindestens überflüssig ist, da jede Schulgrammatik doch wohl auf die Lautlehre gebührend Rücksicht nehmen muss und nimmt. Wollte man aus dem Umstande, dass in diesem oder jenem Lehrbuche dieser oder jener Theil mangelhaft ausgeführt ist, die Berechtigung herleiten, den mangelhaften Theil in einem besondern Lehrbuche zur Darstellung zu bringen, so bekäme der Schüler bald für einen einzigen Unterrichtsgegenstand eine in jedem Sinne erdrückende Last von Lehrbüchern in die Hand, die ausserdem den noch grösseren Uebelstand brächte, dass dadurch die lebendige Uebertragung des Stoffes vom Lehrer auf den Schüler beeinträchtigt würde.

Der Verfertiger des Heftes hat sich zu seiner Arbeit durch den Umstand bewogen gefunden, dass „in den meisten unserer französischen Lehrbücher die Regeln über die Aussprache so dürftig und auch so fehlerhaft sind, dass der Schüler eine richtige Aussprache aus ihnen nicht gewinnen kann." Seine Absicht war also, diese Regeln vollständiger nnd richtiger zu geben. Untersuchen wir darauf hin das Heft genauer, so kommen wir bald zu der Ueberzeugung, dass der Verfasser es eben doch nicht besser gemacht hat, als „die meisten unserer französischen Lehrbücher." Man höre nur, was von den Nasalen gesagt wird: „in, yn, im, cet, lauten ungefähr wie die erste Silbe von Enkel, also äng'; oin lautet ungefähr wie oäng'." Nun stelle man sich einen vorgerückteren Schüler oder einen Lehrer, „der den Unterricht in der französischen Sprache als Nebengeschäft betreibt," (für solche sind diese Grundzüge zunächst bestimmt) vor, der nach dieser An-

leitung seine Aussprache regelt; das „ungefähr" nutzt ihm gar nichts, er spricht daher fin nicht ungefähr, sondern durchaus fäng' aus. Die Lehre von der Aussprache der Consonanten enthält ebenfalls viel Ungenaues, ja Unrichtiges, trotzdem, nach der Versicherung der Vorrede, alle neueren Erscheinungen über Orthoepie, worunter Napoléon Landais, benutzt worden sind. Reine-claude lautet nicht Reine-glaude, wenn man auch in Berlin z. B. sogar Reene-Jloode hört; in Guise ist u stumm; in péril hat l seinen natürlichen Laut.

Berlin. H. C.

---

Die französische Konjugation. Anleitung zu einer methodischen Erlernung der französischen Verben, besonders der unregelmässigen, mit Berücksichtigung des Lateinischen. Nebst methodisch geordneten Uebungs-Aufgaben. Von Dr. R. Sonnenburg. Danzig. Verlag von Constantin Ziemssen.

Vorstehend genanntes Werkchen verdient die Aufmerksamkeit aller mit dem Unterrichte in der französischen Sprache betrauten Lehrer in vollem Masse. Mit den in der Vorrede ausgesprochenen leitenden Ideen wird sich ohne Zweifel ein Jeder einverstanden erklären, der einen wahrhaft geistbildenden Betrieb der neueren Sprachen nicht nur für möglich, sondern auch für nothwendig hält, um endlich die so lebhaft bestrittene pädagogische Ebenbürtigkeit derselben mit den klassischen Sprachen endgültig darzuthun. Nicht als ob die wissenschaftliche Behandlung der alten Sprachen im Schulunterrichte schon allgemein der Art wäre, um sie in dieser Beziehung so sehr erhaben über ihren jüngeren Schwestern erscheinen zu lassen.

Der Kundige weiss, dass mit Einführung der Resultate der linguistischen Forschungen in die Methodik der Gymnasialsprachen erst schüchterne Anfänge gemacht worden; allein die Langsamkeit der Fortschritte auf dieser Seite rechtfertigt nicht die gänzliche Unterlassung auf der unseren.

Der Verfasser Dr. R. Sonnenburg macht in seinem Schriftchen den anerkennenswerthen und, wie mir scheint, wohlgelungenen Versuch, eine Anleitung zur methodischen und gleichzeitig wissenschaftlichen Erlernung der französischen Konjugation zu geben. Der Verfasser nimmt das ganze Gebiet der regelmässigen und unregelmässigen Konjugation in der Weise durch, dass er, auf dem Lateinischen fussend, mit Zuhülfenahme der nöthigsten altfranzösischen Formen und naheliegender Analogien das wahre Verständniss der verbalen Formbildung eröffnet. Soweit es möglich ist, wird dem Schüler das Warum jeder einschlägigen Spracherscheinung zugänglich gemacht. Warum es z. B. heissen muss il rompt und nicht romp findet seine einfache und klare Begründung aus dem Bildungsgesetze der 3. Pers. Prés. Sing. Ind. der 4. Konjugation.

Die Entwicklung der Formen der regelmässigen Konjugation aus den gegenübergestellten lateinischen Paradigma ist ebenso anschaulich, als überzeugend. Bei den unregelmässigen Verben genügt ein Schema, welches enthält: 1) den Stamm (entweder den Gesammtstamm, oder den Stamm für Prés. und Imparf., sowie den für Passé déf.); 2) die Stammformen und 3) Erläuterungen über die bestimmten graphischen und phonetischen Veränderungen, welchen der Stammvokal je nach den Endungen unterliegt etc.

Sollte diese Behandlungsweise etwas mehr Zeit und geistige Anstrengung kosten, als die gewöhnliche empirische, so ist man zu der Erwartung berechtigt, dass die Kenntnisse um so sicherer und gründlicher sein werden, abgesehen von dem höheren formalbildenden Nutzen dieser Verfahrungsweise. Möchte eine recht vielseitige Praxis unsere Ansicht bestätigen!

Nur in wenigen Punkten können wir uns mit dem Verfasser nicht ganz einverstanden erklären. Die häufig vorkommenden einbuchstabigen Défini-Stämme, als m- von mouvoir, s- von savoir, p- von pouvoir halten wir für eine sprachliche Unmöglichkeit, und zwar eine noch grössere als Wurzeln, welche nur aus einem Konsonanten beständen. Die Entschuldigung mit rein praktischen Gesichtspunkten ist eben wegen des ausgesprochenen Zweckes des ganzen Werkchens nicht acceptabel.

Nach p. 47 soll fleurissait, von Künsten und Wissenschaften angewandt, neben florissait im bildlichen Sinne vorkommen. Die Berechtigung dieser Regel müssen wir bestreiten.

Noch fraglicher erscheint die Regel über die Verben dépaqueter, épousseter, feuilleter etc. Wenn diese Verben bei gewissen Schriftstellern wirklich die Formen dépaquète, époussète, feuillète annehmen, so dürften das wohl nur solche sein, die überhaupt sämmtliche Verben auf eler und eter analog behandeln. Wir selbst haben wiederholt die Formen époussette, feuillete, niemals die Formen époussète, feuillète angetroffen, so dass uns die ganze Regel ziemlich unsicher erscheint. Ein Futur oder Conditionnel dieser Verben ist uns noch nie vorgekommen; wir müssen uns also eines Urtheils über die Gültigkeit der betreffenden Regel enthalten, einstweilen bezweifeln wir sie.

Doch dies sind nur Nebendinge, welche den Werth des Ganzen nicht beeinträchtigen. Wir wünschen der tüchtigen Leistung allen Erfolg, welchen sie in so reichem Maase verdient.

Breslau. W. Bertram.

---

## The Students English Dictionary, Etymological, Pronouncing, and Explanatory. By John Ogilvie, L. L. D. The Pronunciation adapted to the best modern usage by Richard Cull F. S. A. Illustrated by about 300 engravings on wood. London, Blackie and Son. 1865. 10 Shillings 6 Pence.

Der Verfasser, bereits durch sein „Imperial-“ und „Comprehensive“ Dictionary vortheilhaft bekannt, hat mit dem Vorliegenden dem lang gefühlten Bedürfniss eines die Etymologie nach dem heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft berücksichtigenden, dabei aber den Umfang eines handlichen und für den Schulgebrauch, auch was den Preis betrifft, sich eignenden Wörterbuches abzuhelfen gesucht, und ein kurzer Hinweis auf das Geleistete wird genügen, dessen Vorzüge und Brauchbarkeit darzuthun und zu beweisen, dass wenigstens in den meisten Fällen die neuesten und besten Autoritäten dabei zu Rathe gezogen worden sind. Freilich darf man bei einem so angelegten Wörterbuche, bei dem die Angabe der Etymologie nicht der alleinige Zweck ist, sondern immer nur einen der Bestandtheile bildet, die Ausführlichkeit und Genauigkeit bei der Verfolgung des Ursprungs eines Wortes nicht erwarten, wie man solche in den speciell ety-

mologischen Wörterbüchern eines Wedgwood z. B. oder des leider blos bis carve reichenden und wie es scheinen möchte, aus einem unbekannten Grunde aufgegebenen lobenswerthen Versuche von Eduard Mueller; vielmehr beschränkt sich der Herausgeber des vorliegenden in den meisten Fällen auf das zunächst wichtigste und zuverlässigste Etymon, ein Verfahren, welches in Anbetracht des Zweckes, den er bei der Bearbeitung im Auge gehabt, nur gebilligt werden kann. Vergleichen wir beispielsweise den Artikel „Ail" bei Ogilvie und Mueller, so wird der Unterschied der Behandlung sich sofort herausstellen.

„Ail schmerz, schmerzen; ags. egljan, eglan, êlan schmerzen; zu goth. us-aglian schänden, misshandeln; vgl. ndd. echeln, òcheln Br. W. I. 285 und Dief. 1. 5. 34; 2, 724, wo es auch mit ags. aclan, acian = engl. ake, ache zusammengestellt wird."

Mueller.

„Ail, āl, v. a. [Sax. eglian, from egla, a prick, as of a thistle; trouble.] To pain; to trouble; to affect with uneasiness. v. i. To feel pain; to be in pain or trouble. n. Trouble; indispostition, or morbid affection."

Ogilvie.

Das hier gesperrt Gedruckte ist auch bei Ogilvie italicisirt, um die Hauptbedeutungen dadurch hervorzuheben, und auf diese praktische Weise verfährt er durchweg. In vielen Fällen jedoch ist auch Ogilvie bemüht, dem Etymon mit möglichster Genauigkeit auf die Spur zu kommen und die verwandten Wörter in anderen Sprachen anzugeben. Z. B. „Dust, dust, n. [Sax. Fris. Scot. and Icel. dust; Gael. dus; Sans. tusta, dust; probably allied to Goth. danus, vapour, Sans. dhûma, smokė; dhû, to agitate, to shake together.]".

Man vergleiche hiermit die dürftigen Angaben bei Webster:

„Dust, [Sax. dust, dyst; Scot. dust; Teut. doest, dugst, dust, fine flour.]", und man wird den Fortschritt, der hier gemacht ist, nicht verkennen.

Wenn bei „beg" auf den „wahrhaft verzweifelten Erklärungsversuch Johnson's," wie Mueller ihn mit Recht bezeichnet, zurückgegangen wird, nur dass Ogilvie statt des nhd. „begehren", das schwedische „begaera" und weiter nichts angiebt, so kann man ihm das bei der zugestandenen Dunkelheit der Ableitung dieses Wortes wohl nachsehen. Dagegen bietet er uns in anderen Fällen manches Neue, ob aber allemal Zuverlässiges, ist freilich bei einer Wissenschaft, in welcher der Conjectur immerhin grosser Spielraum bleiben muss, nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Beispielsweise führen wir „Bodkin" an. Nach Mueller wäre es von dem veralteten bot mit angehängter Verkleinerungssylbe abzuleiten; dieses bot, meint er dann, werde kaum etwas anderes sein als das ags. bôt = fustis, alte. beit = lamina explorata, aber auch „ein bissiges Thier." Nach Anderen wäre das Wort keltischen Ursprungs; gdh. biodag, bidag, bideog = dick, dagger, kymr. bidog u. s. w. (vgl. Mueller ad vocem). Ogilvie dagegen giebt folgende Erklärung: „Scot. brod, provincial Eng. brode, a sharp-pointed instrument, and term. kin; Icel. broddr., from bryddi, to sharpen; Dan. brod."

Nachdem die Grundbedeutung des Wortes so ermittelt worden, folgen die Neben- und abgeleiteten Bedeutungen in gehöriger Ordnung hintereinander, so dass die concreten und anschaulichen zuerst, die bildlichen aber zuletzt kommen. Wo die Definition in Worten nicht für ausreichend gehalten wurde, um ein klares Bild vom zu Definirenden zu geben, ist ein

gut ausgeführter Holzschnitt zur besseren Erläuterung beigefügt; das ist namentlich bei architektonischen und anderen Kunstausdrücken, sowie bei den minder bekannten Thiernamen geschehen.

Die Aussprache ist der der gebildeten Klassen der Hauptstadt genau angepasst und in sehr fasslicher Weise dargestellt.

Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig. Aus allen diesen Gründen können wir das Werk allen Freunden der englischen Sprache gewissenhaft empfehlen.

Leipzig. Dr. David Asher.

---

## Sammlung deutscher Lust- und Schauspiele zum Uebersetzen in das Englische, bearbeitet von J. Morris.

## Auswahl deutscher Bühnenstücke zum Uebersetzen in das Französische, bearbeitet von Dr. A. Peschier. Dresden bei Ehlermann.

Bei dem Verlangen, welches sich in verschiedenen Lebenskreisen nach einem mehrfachen Wechsel in dem Unterrichtsmateriale, zumal für die Förderung der Conversation ausspricht, war es gewiss ein guter Gedanke des fleissigen Hrn. Morris, dass er statt der vielfach verbrauchten älteren Dramen sich eine Anzahl von neueren zum Vorwurfe wählte und diese zum Uebersetzen ins Englische bearbeitete. Herr Peschier, der bekannte Herausgeber des Mozin, folgte dem Beispiele und commentirte dieselben für das Französische. Es liegen dem Referenten 7 Stücke vor, nämlich: Die Journalisten von Freytag, ein Lustspiel von Benedix, Doctor Wespe, Zopf und Schwert von Gutzkow, die Anna-Lise von Hersch, das Lügen von Benedix und Gebrüder Forster von Töpfer; vier von diesen sind für das Französische bearbeitet und gewähren somit eine gute Anleitung, den deutschen Text sogleich in die beiden fremden Sprachen sachgemäss zu übertragen. Die unter dem Texte stehenden französischen und englischen Noten sind vortrefflich, dagegen ist es nicht recht begreiflich, weshalb sich die geehrten Herausgeber gemüssigt gesehen haben, jedem einzelnen Stücke ein besonderes Wörterbuch anzuhängen. Es will uns scheinen, dass Leute, denen eine derartige Uebersetzung zugemuthet wird. wohl im Besitze eines ordentlichen Wörterbuches und mit dem richtigen Gebrauche desselben bekannt sein dürften.

---

## Deutsch-englisches Handelscorrespondenz-Lexicon von Friedr. Noback und Thomas John Graham. Leipzig 1865 bei A. Gumprecht.

Mit der soeben erschienenen siebenten Lieferung (a 6 Ngr.) haben die rühmlichst bekannten Verfasser ein Werk abgeschlossen, welches nicht nur für den schriftlichen und mündlichen Geschäftsstil der Fachgenossen von grossem Werthe ist, sondern auch als eine schätzbare Ergänzung jedes Wörterbuches angesehen werden kann. Ausser der eigentlichen Handelsphraseologie erhalten wir nämlich in dem vorliegenden Buche zugleich das Wissenswerthe aus der Seemannssprache, der Terminologie des Handels-

rechts, der technischen Gewerbe u. s. w. in anerkennungswerther Vollständigkeit, und in einem Anhange wird die Abfassung telegraphischer Depeschen in deutscher, englischer und französischer Sprache gelehrt. Das Werk verdient wegen seiner Reichhaltigkeit, Uebersichtlichkeit und Schönheit des Druckes warm empfohlen zu werden.

---

# Miscellen.

---

## Zur geschichte der deutschen literatur.

### Frauenlob.

Allgemein führt der dichter Frauenlob den vornamen Heinrich; schon in dem wettstreit mit Barthel Regenbogen (vgl. v. d. Hagen: Minnesinger, bd. II, p. 347, 13) wird derselbe von Rumelant angeredet:

Heinrich, ê dîner zît ist vrouwen lop gewest;

die würzburger handschrift hat zu Frauenlobs hohenliede die aufschrift:

„hie hebt sich an cantica canticorum Meister heinrichs von missen des frauwenlobs etc.“,

und ebenso nennen ihn die manessesche und weimarsche handschrift übereinstimmend Heinrich Frauenlob. Dazu kommt, dass auch die ueberlieferung der meistersänger von ihm keinen andern namen kennt (vergl. v. d. Hagen, bd. IV, p. 731), was um so mehr beachtung verdient, als uns der chronist Albert von Strassburg in seiner lateinischen chronik, die von 1270 — 1378 reicht, über die bestattung desselben berichtet: anno domini MCCCXVII in vigilia sancti Andreae sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Moguntia etc. — Gegenüber diesen übereinstimmenden angaben des namens ist es um so interessanter und wert, zu allgemeinerer kenntnis zu kommen, dass sich bereits in dem XIV. saecl., aus derselben zeit ungefähr, in welcher Albrecht von Strassburg schrieb, freilich etwas früher, ein zweiter name für unsern dichter findet, Joannes nämlich, was vermuten liesse, der name Heinrich sei demselben nur in folge der verwechslung mit einem andern dichter beigelegt worden, wenn nicht die oben angeführte anrede im wege stünde. Unter den aus der kanzlei kaiser Karls IV. erlassenen briefen findet sich nämlich auch ein von dem kanzler an den bereits 1364 gestorbenen erzbischof von Prag, Ernst von Pardubitz, gerichteter, welchen K. A. C. Höfler in den beiträgen zur geschichte Böhmens (abth. I, bd. II: die Krönung K. Karls IV, nach Johannes dictus Porta de Avonniaco, einleitung p. VI f. anm.) hat abdrucken lassen, weil er „für die deutsche Literaturgeschichte wichtig, die damalige Auffassung des Verhältnisses der Deutschen und Czechen in Böhmen beleuchtet.“ Derselbe lautet nach den einleitenden Worten: Cancellarius transtulit quoddam carmen de teutonico in latinum et misit archiepiscopo Pragensi, — folgender massen:

Reverendissime pater et domine metuendissime!

Vulgaris eloquentiae princeps, qui foecundi roris aspergine linguam adornavit teutonicam et venusto florum germine decoravit, Magister Joannes Frauenlob condolens exulanti justitiae tam notabile tamque famosum carmen

elegiaco stylo in materia tali composuit, quod dum ad mei perveniret notitiam scelus arbitrabar eximium, si ex negligentia mea dominus meus tanti carminis dulcedinem ignoraret. Cujusquidem deliciosi dictaminis grata summa sequitur in haec verba: Carminis hujus est tripartita divisio videlicet duorum versuum et unius gradualis ascensus. In primo versu Magister praedictus per apostropham loquens justitiam sic affatur: O justitia qualiter modo disparuisti in terris, alte sedebas, regum lateribus sociata lata videbaris, profecisti (profecta es?) cum sceptris regalibus et coronis. Nemo tibi resistere poterat eo tempore quum vias privatas et publicas gubernabas. In secundi versus principio iterum Magister praedictus per apostropham loquitur justitiae et ipsa statim post in prosopopeia respondet et sunt haec verba, quae sequuntur: Quis est modo tuae coronae custos, fare justitia; certe servus meus iniqua potestas, qui me anihilat et adversum me pugnat fortissime et in ejus subsidium veniunt catervatim furta, rapinae, incendia, nam falsitas confoederavit eidem dominos, homines atqne terras. Qualiter igitur incedere debeam, jam ignoro. Tertia vero pars, quae ut praemisi, appellatur gradualis ascensus communi modo absque figuris incedit in haec verba: Justitia, fides atque moralitas sunt perfidiae studiis in exilium religatae, falsitas hilarescit, infidelitas dilatatur. Deus creator in adjutorium tuae christianitatis intende ob profundum livorem tuorum vulnerum et effice quod justitia ad hereditatis suae locum reveniat annis nostris solatia secum ferens.

Der hier Joannes genannte Frauenlob ist nun entweder kein anderer, als der, welchen wir Heinrich zu nennen gewohnt sind, oder es gab einen zweiten ebenso berühmten dichter Frauenlob, der dann etwa aus derselben familie wäre, als der knecht Frauenlob, der im jahr 1332 in einem streite erschlagen wurde (vergl. v. d. Hagen, bd. IV, p. 739, anm. 3.) Letzteres ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, da es nicht leicht glaublich ist, dass ein so berühmter dichter, wie der hier in rede stehende ist, hätte spurlos verschwinden sollen. Dass es sich hier aber nicht um einen gewöhnlichen dichter handelt, sondernbum einen bedeutenden, dafür spricht ausser den bereits im eingange des driefes demselben erteilten lobeserhebungen noch ein weiterer lobspruch; denn der darlegung des inhalts jenes gedichts, der allein schon ausreichend auf den bekannten dichter Frauenlob hinweist, fügt der kanzler noch eine bemerkung bei, über die veranlassung zu seiner übertragung, worin er dem dichter ein besonderes lob spendet: aperire volui modos loquendi tanti et tam famosi dictantis, qui super omnes alios hanc insignem loquelam floribus et sententiis redimuit, ut videat vestra reverentia, non esse acceptatorem personarum ipsum creatorem altissimum, ut ullum Boemum Teutonico aut rursus Teutonicum Boemo praeroget, cum ex omni gente illi solum accepti sunt ei, qui sub timoris angustia et caritatis latitudine divino numini familiantur (famulantur?).

Conitz. **Dr. B. Schulz.**

---

## Goethe und Forster.

So eben sehe ich, dass in Ihrem geschätzten Archiv (1865, XXXVII, S. 141 ff.) Georg Forster auf eine Art gefeiert wurde, die er durchaus nicht verdient, und Goethe hierzu gebraucht, was mir eine Verkennung von des Dichters Charakter erscheint. Ich erlaube mir daher in wenig Worten zu zeigen, wie der geehrte Verfasser Dr. Schauenburg in Düsseldorf im Irrthum ist oder vielmehr wie er an den seit 1829 verbreiteten Beurtheilungen Forster's festhält, indem ihm entgangen ist, was seit zwei bis drei Jahren über denselben und sein Verhältniss namentlich in Mainz veröffentlicht

wurde. Der Verfasser meint, dass „zu dem idealen Bild des Verlobten in Goethe's Hermann und Dorothea (Gesang VI) der schwergeprüfte Georg Forster „der edle Freiheitsschwärmer" (!) das Material und den Anlass dargeboten habe" und führt dann aus: „wie dort ein Jüngling von ungewöhnlicher Geistes- und Herzensgrösse die innigsten Bande der Liebe löst, um in Paris für die Freiheit zu wirken, aber dort schmerzlich enttäuscht im allgemeinen Umsturze seinen Untergang findet: so finde dies Alles. von Forster's reiferem Lebensalter etwa abgesehen — geb. 1759 — (also immer noch juvenis,) buchstäblich auf ihn seine Anwendung u. s. w. und nun dem anpassend wird die letzte Lebenszeit Forster's etwa seit Nov. 1792 auf eine Art erzählt, welche Unrichtigkeiten in nicht geringer Zahl nach den bisherigen landläufigen Anschauungen enthält; daher ich dem entgegen die wahren Verhältnisse Forster's in jener Zeit hier angeben will.

Forster, Bibliothekar — nicht Professor an der Universität Mainz, wie der Verfasser unrichtig meint — hat sich allerdings von Custine in die provisorische Administration aufnehmen lassen, nicht aber wie man gewöhnlich angibt, aus reinem Freiheitssinn, sondern aus Geldnoth, und er wäre damals, da er trotz seiner ausgesprochenen Freiheitsideen nur Umgang mit Fürsten, Ministern und reichen Leuten suchte, sogar nach Berlin zu den Preussen, mit denen er in Unterhandlung stand, gegangen, wenn sie ihm Geld geboten, oder vielmehr wenn nur ein Brief vom Buchhändler Voss ein paar Tage früher angekommen wäre. Doch nahm er, der französische Administrator, nun von Herzberg Geld an, in grösster Angst, denn Custine, wenn er es erfahren hätte, würde ihn gehängt haben; noch neun Monate später fürchtete Forster in Paris deswegen „an der Kehle gekitzelt zu werden." Um dieselbe Zeit entliess er von Mainz aus seine Frau und Kinder; nicht etwa eigentlich um sich der Freiheit in Paris zu widmen — denn bis dahin, 7. Dec. war noch kaum die Rede von einer Reise nach Paris — sondern sie reiste gern von ihm hinweg; Huber, ihr Freund, dessen Liebe zu ihr Forster längst kannte und nachsah, war ja entfernt. Sein weiteres Benehmen in Mainz ist nicht das eines edlen Freiheitschwärmers; so wie er früher den Fürsten, namentlich dem Mainzer Kurfürsten zu Gefallen redete und schrieb, so jetzt dem Custine; und so wie er jenen jetzt „Mordbrenner" nannte (vorher seinen grössten Wohlthäter, weil er ihm sein Vaterland, d. i. Deutschland wieder schenkte,) so wurde er Custine zu Liebe der gröbste Verleumder und Lügner gegen die Frankfurter (was seine eigenen Worte später eingestehen): er rühmt sich selbst, dass alle Gewaltmassregeln gegen die deutschgesinnten Mainzer von ihm ausgehen; er benahm sich auch manchmal lächerlich, indem er z. B. „zum Zeichen der Zufriedenheit mit der Hinrichtung des französischen Königs" einen Schnurrbart sich wachsen liess. Im sogenannten Mainzer Nationalconvent (März 1793) schlug er vor: „das Land zwischen Bingen und Landau (also nicht bloss Kurmainz, wie der Verf. angibt, sondern viele andere auch neutrale Gebiete) ewig von Deutschland zu trennen (und diesen Menschen feiern wir Deutsche!), denselben den Franzosen zur Einverleibung anzubieten (und wir verabscheuen ihn nicht!) und die alten Fürsten zu tödten, welche ihr Besitzthum wieder erwerben wollen" (und wir verachten ihn nicht!) Er eilte nach Paris, um dies zu bewirken, sah zwar bald ein, dass den Franzosen die Freiheit abhanden gekommen sei, bereute zwar manchmal den Franzosen sich angeschlossen zu haben, bereute aber nie, wie er sich an seinem Vaterlande versündigt, gegen seine Wohlthäter undankbar benommen habe, ja er frohlockte noch kurz vor seinem Tode über die Grausamkeiten in Lyon. Seine Frau übergiebt er — meinetwegen wie der Verfasser sagt „mit brechendem Herzen" — an ihren Freund in der Schweiz; sie aber war längst nicht mehr ihm*).

Der Verfasser erzählt das Ende Forsters so, wie wenn Chredny und

*) Ramdohr schreibt 29. Dec. 1794 an die Frau Schütz: „Der Meyer hat

Lux nach seiner Rückkehr aus der Schweiz umgekommen seien; erstere starb viel früher. Aus diesen wenigen Angaben, welche noch leicht vermehrt werden können, folgt, dass Forster durchaus nicht mit dem Verlobten in Goethe's Gedicht verglichen werden kann, noch auch, dass er „ein edler Freiheitsschwärmer“ genannt werden darf. Dagegen helfen nichts ein paar abgerissene Stellen aus Forster's Briefen jener Zeit: Forster weiss immer schöne Worte zu machen, ist stets für seine Frau gutgesinnt, wiewohl er ihre Abneigung gegen ihn seit Jahren kennt und nachsieht; er wünscht eine Vereinigung für später, sie nicht; schon vier Monate nach seinem Tode vermählte sie sich mit Huber; ich meine, wenn diese drei etwas öffentliche Moral besessen hätten, musste sich Forster von seiner Frau längst scheiden lassen.

Der Verfasser bespricht nun weiter das Verhältniss Forster's zu Goethe, wobei wieder Anachronismen vorkommen: Huber bricht mit seiner Braut Dorothea Stock, nicht „um sich gleich nach Forster's Tode mit dessen Wittwe zu vermählen,“ sondern schon zwei Jahre vorher löste sich das Verhältniss, wie sich aus Schiller's Brief ergiebt. Auch wurde kein Preis von 100 Ducaten auf Forster's Kopf gesetzt; dies ist reine Klatscherei und Missverständniss der Verhältnisse jener Zeit. Indem nun der Verfasser zu zeigen sucht, dass Goethe, gleichsam bereuend, in den Xenien seinem ehemaligen Freunde Forster und dessen Familie wehe gethan zu haben, in Hermann und Dorothea ihm ein herrliches Denkmal gesetzt und seine Seele von der Schuld gereinigt habe*): so übersieht er ganz, dass fast in demselben Jahre die Xenien und Herrmann geschrieben sind. Goethe war aber nicht der Mann, welcher denjenigen, der in den Xenien*) eben „wüthend“ genannt wurde, knrz darauf als einen edlen Freiheitshelden feierte. Er bedauerte zwar den Forster „herzlich“ wie er am 17. Febr. 1794, also bald nach Forster's Tod schrieb — was dem Verfasser wohl unbekannt war, indem er es sonst als nicht unpassend für seinen Zweck angeführt hätte — dagegen wird in Goethe's Schriften weiterhin des Forster's nicht gedacht, indem er es machte wie fast alle anderen Freunde von Forster, sie schämten sich dessen, und scheuten seiner öffentlich zu gedenken; höchstens erwähnten sie seine Schriften. Und dies dauerte über ein Menschenalter (über 30 Jahre), bis seine alte Frau, ihre Schuld**) gegen ihn einsehend, den Briefwechsel edirte, und in ihrer Altersschwäche viele Schreiben beifügte, welche gegen Forster und sie jene ganze Schuld beweisen, die man ihnen vorher

---

Ihnen imponirt? Feundin, Meyer ist ein schlechter Kerl. Meyer war es, der zuerst die Forster, geb. Heyne, verführte, indem er sie über die ersten Gesetze ihres Geschlechtes hinauszusetzen wähnte. Der Elende! Er genoss und war undelicat genug, in Versen, deren Veranlassung jeder kennt, von den Freuden zu reden, die — u. s. w. (Schütz Leben II, S. 341). Die Erzählung scheint in die Zeit zu fallen, wo Therese Braut mit dem abwesenden Forster war. Als beide verheirathet nach Göttingen zurückkamen (1787), verglich Herder die drei mit der Dreieinigkeit. Das ist das „pflichtgetreue Weib“, wie die Romanschreiberin sich nennt; sie schrieb „einen schimpflichen Brief“ über den Tod ihres Gatten an ihren Vater u. s. w.

*) Der Verfasser scheint das Xenion gegen Forster Goethe'n zuzuschreiben; es scheint aber von Schiller zu sein. Das vorhergehende Xenion ebenfalls gegen Forster, übergeht der Verfasser ganz: es lautet:

O ich Thor! ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder,
Der auf des Weibes Rath horchend den Freiheitsbaum pflanzt!

**) Bei den Nachkommen Sömmerrings (nicht Sömmerings, wie der Verf. schreibt) in Frankfurt liegen noch viele Briefe Forsters, welche manche Klagen gegen seine Frau enthalten; aber sie werden nicht veröffentlicht, weil die Nachkommen der Therese es nicht gern sehen.

zuschrieb, aber zum grossen Theil bis dahin nicht erhärten konnte. Als darauf ein anderer Romanschreiber König den Forster zum Helden eines Romanes machte, und anderer nicht zu gedenken, Moleschott ihn den Naturforscher des Volkes nannte, vergessend oder vertheidigend sogar seinen Verrath am Vaterland, abgesehen von seinen andern Vergehen: da war es Zeit die Wahrheit darzustellen, und vor allem war die Stadt Mainz, der man sogar zumuthete, dem Verräther an Deutschland ein Denkmal in ihrer Mitte zu setzen, verpflichtet, ihren früheren, höchst undankbaren, verderblichen und verwerflichen Einwohner in seiner ganzen Blösse hinzustellen. Das versuchte ich in dem Werke „G. Forster in Mainz 1788 — 1793, Gotha 1863, nebst Nachträgen zu seinen Werken". Hätte der Verfasser, um nichts weiter zu sagen, dieses gekannt, würde er wie andere Verehrer Forsters seitdem, eine richtige Meinung über denselben gewonnen und nicht an Goethe's Manen sich versündigt haben, indem er meinte, in dem Verlobten der Dorothea den ganz unedlen Freiheitsschwärmer (?) finden zu sollen; es fehlte nur noch, um die Ironie vollständig zu machen, dass Einer in der Dorothea die Therese Heyne erkännte!

Mainz. Klein.

---

## Der Humanismus in Realschulen.

Unter obigem Titel hat Professor H. Goll in Karlsruhe kürzlich eine kleine Schrift erscheinen lassen, welche durch die soeben vorsichgehende amtliche Berathung über Einführung des obligatorischen Lateinunterrichtes in die badischen höheren Bürgerschulen veranlasst ist. Leider befindet sich in jener amtlichen Commission Niemand, der für einen wissenschaftlich-praktischen Kenner der neueren Sprachen gelten könnte, und es ist deshalb nur zu billigen, dass sich Männer vom Fach auf andere Weise Gehör zu verschaffen suchen. Aus der kleinen beachtungswerthen Schrift theilen wir an dieser Stelle den ersten Abschnitt mit, welcher für die Leser der Zeitschrift von besonderem Interesse sein dürfte.

### Die grammatische Bildung an und für sich,

für welche die Erkenntniss eines dem Deutschen fremd gegenüberstehenden Sprachgeistes und dadurch eine vergleichende, übersichtliche und systematische Sprachkenntniss zugleich mit Befähigung zum logischen Ausdruck und mit practischer Formgewandtheit erfordert wird, ist genügend zu erreichen durch den Unterricht im Französischen und Englischen, bzw. durch den fremden, hauptsächlich romanischen, immerhin theilweise auch mit altgermanischen Elementen gemischten Gehalt dieser lebenden Sprachen.

Die hierher gehörigen Materien der Grammatik sind, in gedrängter Uebersicht zusammengestellt, hauptsächlich folgende:

#### 1) Im Französischen.

#### Beim Hauptwort.

a) Etymologisch: Die präpositive Declination. Die Pluralbildung. Der Gebrauch des Theilungsartikels. Die Ableitung von Hauptwörtern aus Zeitwörtern. Geschlechtsbestimmung der Hauptwörter nach Bedeutung und Endung. Pluralbildung der zusammengesetzten Hauptwörter.

b) Syntactisch: Die Ergänzung der Declination durch die Wortstellung. Die Apposition. Bildung und Construction zusammengesetzter Hauptwörter nach Unterscheidung des Bestimmungs- und des Grundbegriffs. Die formelle

und logische Unterscheidung von concreten und abstracten Hauptwörtern. Das positive und das negative Verhältniss des Theilungsartikels.

Beim Eigenschaftswort.

a) Etymologisch: Die Ableitung, it.: die Form und Bedeutung der verschiedenen Endungen (z. B. puissant und possible, amoureux und aimable etc.). Die Mannigfaltigkeit in der Bildung des féminin. Die Gradation.

b) Syntactisch: Die Stellung des Adjectivs zum Substantiv, je nach der hervortretenden Bedeutung und dem unterscheidenden Nachdruck des einen oder des andern Begriffs (z. B. un excellent guerrier, un guerrier excellent), sowie nach besonderen Unterscheidungen des Sprachgebrauchs (honnête homme und homme honnête, objective und subjective Aussage). Das Verhältniss des Verbaladjectivs zum eigentlichen participe présent (cf. Zeitwort). — Plus und moins vor Zahlbegriffen mit de oder mit que? (eine feine und instructive Unterscheidung, weit klarer und bedeutender, als z. B. der lat. Compar. mit dem Ablat. oder mit quam). Comparativ mit nachfolgendem ne.

Beim Fürwort.

a) Etymologisch: Die durchgehende Unterscheidung zwischen absoluten und abhängigen Fürwörtern derselben Gattung, mit der hier eintretenden Parallele der präpositiven und der terminativen Declination.

b) Syntactisch: Gebrauch und Construction der pronoms pers. conjoints und disjoints (ein vortreffliches Material zu Uebungen in der s. g. Geistesgymnastik, z. B. rappeler, durchconjugirt mit wechselnder Construction je l'en rappelle & je le lui rappelle, zugleich mit wechselndem Subject, il m'en rappelle etc. und il me le rappelle etc. durch alle Personen, dazu in den temps comp. auch die reflexive Form je m'en suis und je me le suis rappelé, sodann mit wechselnder Stellung [fragend] und mit Beifügung der Negation; ferner Verbindung von conj. und disj., z. B. je me présente à vous; die unterscheidende Construction mit dem Imperativ). — Die verschiedene Bedeutung und Construction der pron. relatifs. — Die Umschreibung des pron. interrogatif und daraus entstehende Erweiterung des Fragesatzes durch Hinzutreten eines Relativsatzes (qu'est-ce-qui? etc.). — Bei den unbestimmten Fürwörtern die Duplicität der positiven und negativen Bedeutung (aucun, etc.). — Einfluss der unbestimmten Fürwörter auf die Modalität (quel que, quelque que etc.). — Unterschied der pr. réfl. disjoints { soi, lui etc., je nach dem individuell bestimmten oder unbestimmt generellen Begriff des Subjects.

Beim Zeitwort.

a) Etymologisch: Die Formenbildung in der Conjugation und Flexion, NB. Futur ohne Hilfszeitwort und die idiomatische Zeitform des Défini (u. II. plusqueparfait, it. II. condit. passé). Gruppirung der unregelmässigen nach Flexionsgesetzen. — Das Passiv und das Verb. refl. — Idiomatisch verschiedene Constructionen des gleichen Zeitworts im Deutschen und im Französischen, z. B. deutsch intransitiv, französisch reflexiv, und umgekehrt; deutsch persönlich, französisch unpersönlich (instructive Freiübung von devoir umzusetzen in falloir, letzteres mit doppelter Construction), und umgekehrt etc.

b) Syntactisch: Die Anwendung verschiedener Hilfszeitwörter bei intransitiven (welche mit avoir, welche mit être, welche mit beiden, je nach dem Begriff der Bewegung oder des Zustandes?). Reflex. statt des Passivs bei sächlichem Subject. — Der Gebrauch der Zeiten, namentlich Unterscheidung der vergangenen, wobei das Défini, als spezifisch französische Form (vergleichbar dem griechischen Aorist.) eine Gründlichkeit und Klarheit des Verständnisses erfordert und eine Mannigfaltigkeit im Stil herbei-

führt, wie keine andere der bekannteren Fremdsprachen, auch das Lateinische nicht. — Die Congruität der Zeiten in Haupt- und Nebensätzen. — Der Gebrauch der Moden, also vor allen des Subjonctif, der sowohl die instructive Wirkung des lateinischen Conjunctivs mit seinen verschiedenen Feinheiten und Schwierigkeiten ersetzt (einschliesslich ne in abh. Sätzen mit Unterscheidung des Fürchtens und Zweifelns), wie auch noch neue Gesichtspuncte herbeiführt, z. B. Subjonctif in Relativsätzen, nach exclusiven Ausdrücken (superlatif, seul, Negation), wodurch einer der interessantesten und evidentesten Schlüsse auf den nationalen Sprachgeist sich ergibt (nämlich auf die Urbanität der Modification und Zurückhaltung). — Gebrauch der Moden in den verschiedenen hypothetischen Verhältnissen. — Die Construction der Participien (für part. prés. cf. oben das adjectif verbal, wozu hier noch als Gegensatz das Gérondif sich anschliesst), dabei auch des absoluten Participialsatzes (cf. Ablativus absolutus im Latein.). — Die Construction des Infinitiv, it.: die Rection des Zeitworts. — Der Gebrauch des Passivs, und der passive Charakter auch in formell activen Sätzen durch's Object und Prädicat zu erkennen (z. B. je le fais tuer — it.: par un autre, la chanson que j'ai entendu chanter = être chantée) zum Unterschied von logisch activen (je lui fais tuer — it.: un autre, la cantatrice que j'ai entendue chanter, etc.). It. Doppelter Accus., und im Passiv doppelter Nominativ auch nach einfachen Zeitwörtern, z. B. Nommer, élire etc. — NB. Censé, Ersatzwendung für das latein. dicitur. — Rection des Passivs mit par und de.

Hieran reiht sich die eigentliche
Satzbildung (Rection mit Construction und Wortstellung)

mit ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten, nämlich:

a) Unterscheidung von Subject und Object durch Stellung, weil nicht durch Beugung. (Ausnahme: logische Begründung der Stellung im Relativsatz.)
b) Die Zusammengehörigkeit und die Trennbarkeit des Zeitworts in den temps composés (z. B. il a tué un cheval, il a un cheval tué sous lui), und in den verbes composés, (spez. mit laisser und faire) cf. ob. b. Ztw.
c) Die verschiedenen Inversionen und Umschreibungen:
   α) in Relativsätzen (s. oben);
   β) in Fragesätzen;
   γ) in Aussagesätzen,
   sowohl durch Introduction des Satzes mit il, Unterschied des grammatischen und des logischen Subjects;
   wie durch Ergänzung des nachfolgenden pron. person.
   δ) durch c'est que und c'est . . . qui, (NB. der eigentliche Sinn der Wendungen c'est que und est-ce-que).
d) Eigenthümlichkeiten in Stellung und Gebrauch der Negation.

Anhang. Die Eigenthümlichkeiten der Lehre vom Zahlwort (NB. gute Conversations- und Denkübung durch Kopfrechnen, einschliesslich der chronologischen Berechnung verschiedener Aeren), vom Adverb (NB. Adjectiv statt des Adverb, sentir bon und sentir bien etc.), von den Präpositionen und Conjunctionen (NB. Umwandlung der Präp. in Conj. u. a.) sowie von der Interpunction eignen sich, nach Verhältniss der geringeren Bedeutung, weniger für diese übersichtliche Zusammenstellung, als vielmehr für eine etwaige detaillirte Ausführung.

## 2) Im Englischen.

(Vorbemerkung. Um Wiederholungen zu vermeiden, sind hier hauptsächlich nur diejenigen Eigenthümlichkeiten angegeben, welche diese Sprache mit dem Französischen nicht gemein hat, also die spezifischen Idiomatismen.)

### Beim Hauptwort.

a) Etymologisch: Unterscheidung des sächsischen und des romanischen (präpositiven) Genitivs, in Form und Bedeutung. Pluralbildung. Classification der nur in Singular- und der nur in Pluralform erscheinenden, sowie der in Sing. und Plur. die Bedeutung wechselnden Subst. — Geschlechtsbezeichnung durch Ergänzungen. — Bestimmung der Subst. neutr. (einfacher und logischer als z. B. im Lateinischen). — Ersatz, it. Herstellung des Ablatives, durch besondere Präpositionen (from, objectiver, und by, subject. Abl.).

b) Syntactisch: Gebrauch, bzw. Auslassung des bestimmten Artikels bei abstracten und bei Quantitätssubst. — Construction der Sammelwörter mit dem Plural des Prädicats.

### Beim Eigenschaftswort.

a) Etymologisch: Ersatz für die fehlende Beugung durch das pronominale Suffix (one und ones). Eigentliche Pluralform der Adj. nur bei den substant. gebrauchten. Gradation, deutsche u. romanische, (nach welchem Prinzip?).

b) Syntactisch: Unterscheidender Sinn der Pluralmodification durch ones. — Stellung des attributiven und des prädicativen Adj. — Verbaladjectiv.

### Beim Fürwort.

a) Etymologisch: Beugung. — Pronom. reflexivum. — Geschlechtsbezeichnung durch die pers. Fürw. (NB. Neutrum, cf. Hauptw.). — Verschiedene Form und Bedeutung der Relativen.

b) Syntactisch: Klare Unterscheidung des generellen und des individuellen Begriffs in den fragenden (who, what man, which man?) und den unbestimmten (every, each, either) Fürwörtern, theilweise auch in den Demonstr., he who, the one who etc.). — Der spezifisch ausgebildete Gebrauch des possess. Pron. statt des persönl. (z. B. he lives in a world of his own, er lebt in einer ihm eigenen Welt etc.). — Auslassung des Pron. relat., wo und warum? — Spezifisches unbest. Fürwort, die synonymen some und any mit Unterscheidung je nach der modifizirenden oder der universellen (negativ also ausschliessenden) Bedeutung.

### Beim Zeitwort.

a) Etymologisch: Dreierlei Form und Sinn des Präs. und des Imperf. (1. einfach, 2. umschrieben mit to be und dem part. präs., 3. begleitet von Hilfszeitw. to do). — Speziell das Hilfszeitw. to do in negativen und interrogativen Sätzen — mit welchen Modificationen? (Geh. zugl. in die Syntax). — Die defectiven Hilfszeitwörter und ihre Ergänzung und Umschreibung. — Verschiedene Uebersetzung des deutschen Hilfszeitworts „werden" (speziell geeignet, um auch für's Deutsche die Auseinanderhaltung von Futur. und Passiv einzuprägen). — Zusammengesetzte Zeitw., trennbare und untrennbare, mit verschiedener Bedeutung desselben Compositums. — Umwandlung intransitiver Zeitw. in transitive durch Zusammensetzung mit Präpositionen.

b) Syntactisch: Die höchst mannigfaltig und umfassend ausgebildete Participialconstruction, mit den verschiedenen Modificationen des eigentlichen Partic. und des Gerundiums (activ und passiv), einschliessl. des absoluten Particips, sodann des Verbalsubstantivs und des Verbaladjectivs.

Der Infinitiv, it. die ebenfalls weit ausgebildete Construction des Accusativus cum Infinitivo. NB. Dahin gehört auch, indem der Infinitiv durch ein Substantiv ersetzt wird, die Constr. mit doppeltem Accusatif, wodurch bei passivischer Umdrehung neben dem Nominativus personalis ein absolutiver Accusativ der Sache stehen bleibt, z. B. in David Hume: they were forbidden access to the public worship, u. v. a. (Vergleichbar dem griechischen Accusativ mit und ohne κατά.)

Der ausgedehnte, logisch strenge Gebrauch des Passivs, überall wo bei passivem Subject und Satzcharakter das Deutsche den Infinitiv activ gestattet und das Lateinische das Gerundivum verlangt. (Was ist zu thun? Quid faciendum? What is to be done?) — Dagegen in Sätzen von subjectivem Charakter der Infinitiv activ: strange to say, analog dem lateinischen Supinum: mirabile dictu.

Dahin gehört auch die umschreibende Wendung durch's Passiv, um das Fürwort „man," wenn ganz unbestimmt und generell gebraucht, sinnentsprechend wiederzugeben: man weiss wohl, it is well known etc. — Item: „Er soll" = dicitur: he is said, und = jussus est: he is told (beide, said und told, heissen wörtlich: „gesagt;" told hat auch noch weitere Bedeutungen).

NB. Spezifisch englisch ist diese Umstellung in's Passiv nicht nur bei transitiven Zeitw. mit dem Accus., sondern auch bei intransitiven (wenigstens in Hinsicht auf's persönl. Obj.) mit Genit., Dativ oder andern Präpositionen, z. B. He is spoken of, man spricht von ihm (wörtlich er wird gesprochen von, statt: von ihm wird gesprochen oder er wird besprochen); this principle is adhered to, man hängt diesem Grundsatz an; he is sent for, man schickt nach ihm (cf. Zeitw. a) Etym., transit. durch Präpositionen).

Dass Passiv steht ebenfalls nach der Verbindung von 2 Zeitw., wenn das Object nur des zweiten (des Infin.) und nicht auch des ersten genannt ist, so namentlich in der (überhaupt mannigfaltigen und instructiven) Construction des Hilfszeitworts: „lassen." Z. B. „Der Feldherr lässt die Stadt erobern," engl. to be taken = erobert werden; dagegen: „lässt seine Soldaten die Stadt erobern," englisch ebenfalls activ, weil das Object von „lassen" genannt ist, welches nun im Verhältniss zu „erobern" logisches Subject wird (d. h. selbst die Action vornimmt).

Der englische Conjunctiv, obwohl nur von geringerer Anwendung, hat gleichfalls seine unverkennbare logische Bedeutung, nämlich die der Limitation (nach: obgleich, wenn nicht etc.) und die der Intention (deshalb auch formales Zusammentreffen mit dem Imperativ).

Die Satzbildung (Construction)

ist hinsichtlich der Zusammenfassung des engeren Satzes die strengste und enthält somit für die Unterbringung der übrigen Satzglieder ein weiteres instructives Element, zumal namentlich die englischen Historiker einen umfassenden und complicirten Periodenbau mit Vorliebe gebrauchen.

Anhang. Hinsichtlich der Zahlwörter und der noch übrigen Wortarten tritt hier dieselbe Rücksicht ein, wie im Französischen.

### Schlussanmerkungen.

A. Die englische Sprache ist vermöge ihrer eigenthümlichen historisch-internationalen und polyglottischen Zusammensetzung vorzugsweise geeignet, deutsche Schüler, die das Französische kennen, auf sprachliche Vergleichung und Uebersicht hinzuführen.

B. Wenn man nach Obigem die Summe der instructiven Elemente aus der französischen und englischen Grammatik, also die Uebung des Denkens in Schlüssen der Analogie, der Induction und des Syllogismus, zugleich mit Herbeiführung der praktischen Formgewandtheit, zusammenfasst: was bleibt dann dem lateinischen Unterricht für den hier vorliegenden Zweck noch zu thun übrig? — —

Im weiteren Verlaufe behandelt die kleine Schrift die „Organische Einheit des Gesammtunterrichts" und gibt schliesslich eine Anzahl subjectiver Argumente (hinsichtlich der Schüler und Lehrer) für die Entbehrlichkeit des Lateins in der Realschule.

# Nachtrag
## zu Anmerrkung S. 129.

Die Anführungen aus dem Tesoro des Brunetto Latini sind nach der altitalienischen Uebersetzung von Giamboni, in welcher das Wort bisher nur bekannt war. Seit Abfassung des vorstehenden Aufsatzes ist mir indess das altfranzösische Original, zum erstenmal von P. Chabaille unter dem Titel „Li livres dou Tresor par Brunetto Latini" (Paris 1863) herausgegeben, zugänglich geworden. Hier sind die drei sündhaften Stimmungen des Aristoteles als malice, cruauté, luxure aufgeführt (p. 304), womit die Uebersetzung Giamboni's genau übereinkommt. Ebenso stimmt die Bezeichnung von fünf Hauptsünden bei Beiden: Das Original nennt sie superbe, envie, ire, luxure, avarice (p. 464). Die convoitise des Originals dagegen gibt der Uebersetzer als voluttà wieder und die Trägheit, welche der Uebersetzer miscredente oder miscredenza nennt, bezeichnet das Original in der besten Lesart, erinnernd an die accidia der göttlichen Komödie, als acede, in einer Reihe von Handschriften jedoch, deren eine wahrscheinlich Giamboni benützte, als mescreandise oder mescreance.

---

## Druckfehler.

Seite 118, Zeile 13 ist „nicht" zu streichen. — Seite 120, Zeile 8 ist „umfasst" zu lesen.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

C. L. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache. (Leipzig, Wigand.) $2^2/_3$ Thlr.
M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch bearbeitet von C. Böttger, 2. Serie, 2. Hälfte. (Leipzig, G. Mayer.) 1 Thlr. 6 Sgr.
A. v. Kremer, Ueber die südarab. Sage. (Leipz., Brockhaus.) $1^1/_2$ Thlr.
Slavisches Centralblatt. Wochenschrift f. Literatur, Kunst u. Wissenschaft, v. J. E. Schmaler. (Bautzen, Schmaler & Pech.) 4 Thlr.
H. Goll. Der Humanismus in Realschulen auf Grund der vollständigen Ausbildung in lebenden Sprachen gegenüber dem gymnasialen Lateinunterricht. (Karlsruhe, Bielefeld) 3 Sgr.

## Grammatik.

Essai de grammaire de la langue basque. (Paris, Franck.) $2^1/_3$ Thlr.
E. Müller. Zur englischen Etymologie. (Coethen, Schettler) $7^1/_2$ Sgr.

## Lexicographie.

Jac. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch. Fortges. v. R. Hildebrand u. K. Weigand, 5. Bd. 3. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.
E. Müller, Etymologisches Wörterbuch d. engl. Sprache, 2. & 3. Lfrg. (Coethen, Schettler.) à $^3/_4$ Thlr.
Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen u. engl. Sprache, nach einem neuen Plane bearbeitet. (Leipzig, Brockhaus.) $2^2/_3$ Thlr.

## Literatur.

Lessing's Nathan d. Weise. Ein Vortrag von D. Strauss, 2. Aufl. (Berlin, Guttentag.) 12 Sgr.
Briefwechsel zwischen Goethe u. d. Grafen Kaspar von Sternberg. Hrsg. v. Bratanek. (Wien, Braumüller.)
Altniederländische Gedichte v. Schlusse des 13. bis Anfang des 15. Jahrh., 2. Theil. (Leipzig, Fues.) $3^2/_3$ Thlr.
Die zwanzigste branche des Roman de Renart und ihre Nachbildungen, von W. Knorr. (Eutin, Struve.) 10 Sgr.
G. Brunet, La France littéraire au 15. siecle. (Paris, Franck.) 4 Thlr.
Goethe, Hermann et Dorothée, expliqué littéralement, traduit en français et annoté p. B. Lévy. (Paris, Hachette.) 3 Frcs.
Goethe, Herrmann et Dorothée, Traduction française p. B. Lévy. Avec le texte allemand et des notes. (Paris, Hachette.) 2 Frcs.
A. Bossert, Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg. (Paris, Franck.) 1 Thlr.
L. Ettmüller, Herbstabende u. Winternächte; Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter, 2 Bde. (Stuttgart, Cotta.) 5 Thlr.
Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 2 Bde. (Stuttg., Cotta.) 5 Thlr.

J. Voigt, Goethe's Faust, gemeinfasslich dargestellt. (Berlin, Mittler.) 12 Sgr.

Molière's Lustspiele, übers. v. Wolf Gr. Baudissin, 2 Bde. (Leipzig, Hirzel.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Schindhelm, Abhandlung über Hamlet. (Coburg, Riemann.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

H. Neumann, Vortrag über Lear u. Ophelia. (Breslau, Korn.) 8 Sgr.

Die Mädchen und Frauen in Shakespeare's dramat. Werken. In Bildern u. Erläuterungen. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Thlr.

Dante Alighieri's göttl. Comödie. Metrisch übertragen u. mit kritischen u. histor. Erläuterungen v. Philalethes, 2. Ausg. 3. Thl. (Leipzig, Teubner.) $5\frac{2}{3}$ Thlr.

Locke's Ansichten über Erziehung, von Dr. E. Fritsche. (Domrich, Naumburg a./S.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

H. Dohm, die spanische National-Literatur in ihrer geschichtlichen Entwickelung, 8. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 10 Sgr.

## Hilfsbücher.

Dietlein, Leitfaden zur deutschen Literaturgeschichte, 3. Aufl. (Quedlinb., Franke.) 10 Sgr.

Fr. Pfeiffer, altdeutsches Uebungsbuch zum Gebrauch an Hochschulen. (Wien, Braumüller.) 1 Thlr.

L. Kellner, deutsches Lese- und Bildungsbuch f. höhere kathol. Schulen, 4. Aufl. (Freiburg i. Br., Herder.) 1 Thlr.

F. W. R. Fischer, Kleine Grammatik der deutschen Sprache. (Berlin, Nicolai.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Dielitz & Heinrichs, Deutsches Lesebuch f. d. untern Klassen, 2. Aufl. (Berlin, Reimer.) 20 Sgr.

Mager, Deutsches Elementarbuch, 2. Thl. Lesebuch. (Stuttgart, Cotta.) 24 Ngr.

H. Krause, Kurze hochdeutsche Sprachlehre, 3. Aufl. (Stade, Steudel.) 10 Sgr.

B. Geisel, Lehrgang zur prakt. Erlernung der französ. Sprache, 1. Curs. (Wiesbaden, Limbarth.) 10 Sgr.

F. W. Körbitz, Lehr- u. Uebungsb. d. franz. Sprache, 1. Curs. (Dresden, Ehlermann.) 6 Sgr.

Ch, Toussaint & Langenscheidt, Lehrb. d. franz. Sprache f. Schulen, mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache, 1. Cursus. (Berlin, Langenscheidt.) 10. Sgr.

A. Töppe, Stoff zur franz. Conversation. (Potsdam, Riegel.) 20 Sgr.

A. Benecke, Franz. Grammatik f. höh. Lehranstalten, 3. Aufl. (Potsdam, Riegel.) 20 Sgr.

C. F. Bruhns, Kurzgefasste franz. Grammatik, 4. Aufl. (Lübeck, Dittmer.) 5 Sgr.

C. de Montesquieu, Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Mit Noten, Erläuterungen u. Wörterbuch v. A. E. Prölss. (Dresden, Ehlermann.) 14 Sgr.

R. Sonnenburg, Die franz. Konjugation. Anleit. zu einer method. Erlernung der franz. Verben. (Danzig, Ziemssen.) 5 Sgr.

L. Rudolph, Prakt. Lehrb. f. d. ersten Unterricht in d. franz. Sprache nach method. Grundsätzen bearb. 1. Abth. (Berlin, Nicolai.) 15 Sgr.

H. Schultz, Lehrb. d. franz. Sprache, 1. Thl. (Hamb., Gruning.) 12 Sgr.

K. Graeser, Prakt. Lehrgang zur schnellen u. leichten Erlernung d. engl. Sprache, 2. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Sgr.

The rivals by Sheridan, erklärt v. Riechelmann. (Leipz., Teubner.) 12 Sgr.

C. Lohmann, Der conversirende Engländer, 2. Aufl. (Leipzig, Schmidt.) 15 Sgr.



